This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

D
20
.5345

1917

F. C. Schlosser's

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Fünfter Band.

Frankfurt a/M. 1846.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

Vorrede
des Verfassers der Weltgeschichte.

Es war überflüssig, dem dritten und vierten Theile dieser neuen Ausgabe der Weltgeschichte eine Vorrede vorzusetzen, der Hr. Kriegk mit großer Geschicklichkeit mehrentheils den eigenen Vortrag des Verfassers genau beibehalten hat, und über jede einzelne berichtigende Abweichung ihm Rechenschaft ablegte, die dann von Letzterem noch einmal geprüft ward. Man erhielt also den eigentlichen Text des Verfassers, berichtigt durch die ungemein genaue und gewissenhafte Prüfung des Herausgebers, und die von diesem gemachten Änderungen, welche zum Theil auch auf später bekannt gewordenen Arbeiten beruhen, wurden von dem Verfasser einer neuen Prüfung unterworfen, so daß sie also die volle Bürgschaft desselben für sich haben. Die einzelnen Punkte alle anzugeben, wo Hr. Kriegk den Verfasser aufmerksam gemacht hatte, schien ihm nicht nöthig, weil dies dem gewöhnlichen Leser ganz gleichgültig ist, und der Gelehrte es durch Vergleichung mit dem universalhistorischen Abriß leicht finden wird. Aus eben dieser Ursache will der Verfasser dieses Mal über die vorhergehenden Bände nur ein Paar Bemerkungen machen, und dagegen in Rücksicht der nächstfolgenden einige Winke und das Versprechen einer sehr thätigen Theilnahme an der Redaction geben.

Es muß nämlich künftig (wie es schon in diesem neunten Heft geschehen ist) mit großer Geschicklichkeit durch Übersetzung ganzer Stellen, die in den Noten mitgetheilt sind, durch Benutzung der in den Noten gegebenen Winke, durch Einschieben der an andern Stellen des Textes gemachten Bemerkungen dasjenige ergänzt werden, was in den ersten Theilen schon im Texte des Verfassers enthalten war. Wie schwierig und wie verdienstlich dies ist, wird nur der richtig beurtheilen können, welcher bedenkt, daß der Verfasser genau darüber wacht, daß die Leser blos das erhalten, was er wirklich gesagt hat, und dann nachsieht, mit welcher Mühe dies oft zusammengeordnet werden mußte. Dies gilt ganz besonders vom zweiten Theil der Weltgeschichte des Verfassers, der sehr viel Gelehrsamkeit enthält, aber höchst unvollkommen redigirt ist. Beim dritten Bande ist es schon leichter, dort brauchen nur die eingeschachtelten Sätze entschachtelt, und lange, verwickelte Perioden verkürzt und in deutlichere umgewandelt zu werden.

Was nun zunächst den vierten Theil angeht, so hat der Verfasser schon bemerkt, daß mehrentheils sowohl Inhalt als Form wörtlich und bis aufs Kleinste genau aus dem universalhistorischen Abriß entlehnt sind; er darf also nur hinzufügen, daß auch in diesem Theile sein Mitarbeiter den Dank des Publikums dadurch verdient hat, daß er ihn bewog, Manches zu ändern, was er übersehen, und Manches zu berichtigen, was er versehen hatte. Wie das Letztere zu verstehen sei, will der Verfasser zuerst an einem Punkt der römischen Literaturgeschichte deutlich machen; dann will er seiner Behandlung der Geschichte des Christenthums besonders aus der Ursache gedenken, weil darüber in unsern Tagen so verschiedene Ansichten herrschen, und weil im Mittelalter Alles davon abhängt, ob man blos für Kritik oder auch für die Poesie des geistlichen Wesens Sinn hat.

Auf welche Art dem Verfasser die Bemerkungen des

Herrn Kriegk an vielen Stellen nützlich gewesen sind, wird man unter Andern in der ersten Lieferung des vierten Bandes bemerken, wo von der römischen Memoiren-Literatur die Rede ist. Dort machte Hr. Kriegk mit Recht darauf aufmerksam, daß diejenigen Gelehrten, deren Autorität in unsern Tagen am größten ist, nichts davon wissen wollten, daß Sulla's Denkwürdigkeiten griechisch verfaßt gewesen seien. Der Verfasser ist indessen bei seiner Meinung geblieben, weil ihm Hr. Kriegk sagte, daß auch Heeren dieser Meinung gewesen sei. Neuere Gelehrten nämlich behaupten, Sulla habe seine Denkwürdigkeiten lateinisch geschrieben, und der Verfasser glaubt gern, daß sie sehr gute Gründe anführen; da aber auch er Zeugnisse aus dem Alterthum und die Meinung einiger neueren Gelehrten für sich hat und zum gelehrten Streit hier nicht der Ort sein kann, so ist er dabei geblieben, daß das Original griechisch war. Er gesteht übrigens, daß er hauptsächlich darum diese Thatsache festhielt, weil sie mit seiner Ansicht von der Bildung jener Zeit und der ihr analogen des achtzehnten Jahrhunderts so gut übereinstimmt.

Anders verhält es sich mit Lucull's Denkwürdigkeiten, in Betreff deren ihm Hr. Kriegk, der sich dabei auf Drumann's Forschungen stützte, einen Wink gab, daß seine Annahme unhaltbar sei; er hat daher, um die Leser nicht irre zu leiten, den Satz des universalhistorischen Abrisses aufgegeben, der dem Lucullus Denkwürdigkeiten zuschreibt. Die Geschichte des Bundesgenossenkriegs wird dagegen allgemein für eine Arbeit des Lucullus gehalten, er hat ihrer daher auch als solcher erwähnt.

Es wäre leicht, noch mehrere andere Stellen der siebenten und achten Lieferung anzugeben, wo der Verfasser dem Rathe des Hrn. Kriegk gefolgt ist; er will aber lieber zuerst noch kurz erwähnen, von welchem Gesichtspunkt aus er das Christenthum aufgefaßt hat und noch künftig auffassen

wird, und dann noch Einiges anführen, wodurch er selbst der neuen Ausgabe der Weltgeschichte und dem Zwecke, den er damit verbindet, nützlich zu werden hofft.

Der Verfasser, der aus Scholastik, Mystik und Poesie des Mittelalters einmal ein besonderes Studium gemacht und Dante mehr als dreißig Mal gelesen und mehr als zwanzig Mal interpretirt hat, glaubt trotz seiner in Rücksicht der Leute, die das Christenthum zu ihren Zwecken misbrauchen wollen, oft geäußerten freien Meinungen kühn auftreten zu können. Er selbst verdankt seine seligsten Stunden der Contemplation; wie sollte er nicht einer Lehre günstig sein, die uns auf Seligkeit des inneren Lebens und auf einen göttlichen Geist führt, der uns mitten im irdischen Treiben zum göttlichen Schauen fortreißt? Was die Abschnitte über das Christenthum im vierten Theile angeht, so wird man sehen, daß er sich gleich von Anfang an Mühe gegeben hat, das Christenthum rein historisch als Sache der ganzen Menschheit aufzufassen. Dies war um so nöthiger, als alle folgende Geschichten am Faden desselben fortlaufen. Für competent wird ihn hoffentlich jeder halten, welcher weiß, daß er schon um 1811 auf Daub's Betrieb, wegen eines Buches über einen Scholastiker und einen Ketzer des Mittelalters und wegen eines andern über zwei Reformatoren, als Professor der Theologie nach Heidelberg berufen war und den Ruf ablehnte.

Der Verfasser hat, ungeachtet er von Hause aus Theolog war und immer noch eifrig Theologie studirt, gleichwohl die Geschichte der christlichen Lehre als solche durchaus nicht behandeln zu dürfen geglaubt, weil das Urtheil über Dogmen nicht in die Weltgeschichte gehört. Was das Wesen des Christenthums, Liebe, Barmherzigkeit und Aufopferung, angeht, so hat er die beseligenden Wirkungen des christlichen Glaubens in einem langen Leben so sehr erfahren, und tröstet sich, von den mit der Muttermilch eingesogenen biblischen

Vorstellungen und Begriffen erfüllt, so vollkommen im höchsten Alter mit den Wahrheiten desselben über die Kürze des Lebens und die Nichtigkeit jedes Ruhms bei den Menschen und aller irdischen Bestrebungen, daß er unmöglich vom Christenthum unvortheilhaft urtheilen kann und wird. Auch ist er der Überzeugung, daß überall, wo auf christliche Anstalten und Einrichtungen ein Tadel fällt, dieser immer nur gewisse Personen und Zeiten trifft, niemals aber die an sich heiligen Dinge. Es ist überall in der Weltgeschichte nur von Erscheinungen bestimmter Zeiten die Rede, deren Ursachen stets in andern Erscheinungen oder in den Zeiten und besonderen Umständen, nie in gewissen Lehren oder allgemeinen Sätzen zu suchen sind Auch die Spötter und Zweifler werden außerdem zugeben müssen, daß die jüdischen und christlichen Traditionen (um nicht einmal bei der reinen apostolischen Lehre stehen zu bleiben) den entarteten Generationen der späteren Griechen und Römer, deren Religion und Philosophie alle moralische Wirkung verloren hatte, einen neuen populären Glauben brachten, der ihre Seelen stählte. Dieselben Traditionen und Legenden, welche die alte Mythologie ersetzten, derselbe Glauben, der die Unterdrückten tröstete, entsprachen auch dem Bedürfniß der rohen und barbarischen Unterdrücker, und brachten in die blutige und räuberische Feudalzeit Liebe, Barmherzigkeit, Aufopferung für geistige Güter und himmlischen Trost. Dies ist schon bedeutender Ersatz dafür, daß Heuchler und Scheinheilige die fromme Einfalt oft schändlich betrogen haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus glaubt der Verfasser in Zeiten, wo im Kampfe zwischen Ungläubigen und Abergläubigen der wahre Glauben, der sich im Leben bewährt, sehr in Gefahr ist, ruhig seinen Weg gehen und den Streitsüchtigen ausweichen zu können. Er hat, um jeden Anstoß zu meiden, sogar das, was in dem universalhistorischen Abriß, welcher diesem Buche zu Grunde liegt, etwa kühner ausge-

sprochen war, bei der Durchsicht der Handschrift so modificirt, daß selbst der Furchtsamste es nicht scheuen darf. Dies geschah nicht aus Menschenfurcht oder um es mit Keinem zu verderben, das wird gerade ihm nicht leicht jemand Schuld geben, sondern weil er in diesem Werke nicht wie in dem größeren sich auf einen exegetischen, theologischen oder gelehrten Standpunkt stellen darf. Er möchte Religion und Moral, welche in unserer Zeit bedroht sind, weil man sie schändlich misbraucht, auf jede Weise und in jeder Form in Schutz nehmen und alles, was je heilig und wohlthätig war, dem gewöhnlichen Leser, der kein Forscher oder Kritiker und Philosoph ist oder sein will, von der besten Seite darstellen. Mit den Leuten, die ihre Sache zu Gottes Sache machen und jeden verdammen, der nicht ganz buchstäblich ihres Glaubens ist, hat der Verfasser hier nicht zu streiten; er kann nur berichten, und vertraut demüthig auch im Zweifel weit mehr auf Gottes Barmherzigkeit, als alle Zänker unserer Zeit zu thun scheinen. Diese Bemerkungen schienen dem Verfasser nöthig, nicht blos in Beziehung auf das, was im universalhistorischen Abriß sehr ausführlich und sehr genau, im vierten Theile dieser Ausgabe aber kurz und gedrängt vorgetragen ist, sondern ganz besonders in Beziehung auf die zunächst folgenden Theile.

Was die letzten Theile des universalhistorischen Abrisses angeht, so legt der Verfasser auf diese für sich selbst den höchsten Werth unter allem dem, was er je geschrieben hat, und er bemerkt dies bei der Gelegenheit gerade hier, weil er nur sehr wenig davon in dieses für das größere Publikum bestimmte Werk aufgenommen hat. Er wünscht nämlich denen, welche eine ernste Anstrengung nicht zurückschreckt, in dieser Vorrede das Studium der beiden letzten Bände des universalhistorischen Abrisses als Vorstudium des Mittelalters und aller seiner Erscheinungen zu empfehlen, da ihm bei der Ausarbeitung derselben das Mittelalter stets vor

Augen schwebte, und er jeden Zug, den er aufnahm, weniger in Beziehung auf das sinkende Alterthum, als in Beziehung auf das entstehende Mittelalter betrachtete. Er glaubt daher auch als Einleitung zu der mit diesem Hefte beginnenden Geschichte des Mittelalters nichts Kürzeres und Passenderes vorausschicken zu können, als eine Erklärung über die Gründe, die ihn bewogen, einen größeren Fleiß auf Inhalt und Form der letzten Bände des Abrisses zu wenden, als er je erwartete oder erwarten durfte anerkannt zu sehen. Dies konnte ihn nicht abhalten, weil er zu seinem eigenen Vergnügen arbeitete. Er dachte nämlich, da er ein Theolog und mit der scholastischen Literatur des Mittelalters befreundet sei, so nähme er mehr Antheil an der Literatur des sinkenden Reichs, als Gibbon und Sismondi auf der einen, Tillemont und Lebeau auf der anderen Seite thun konnten. Es war ihm eine innere Angelegenheit. Die beiden ersteren Schriftsteller für die große Welt suchten den Ruhm, geistreich, die beiden anderen den Ruhm, gelehrt, loyal und orthodox zu sein. Der Verfasser dagegen suchte in dem wüsten Chaos der Kirchenschriftsteller die Elemente des künftigen Fortschreitens und im Tode ein neues Leben. Nur wo Fortschritt ist, kann Geschichte gedacht werden; an der chinesischen, türkischen, byzantinischen wird auch ein Thucydides zu Schanden. Beim ängstlichen Zusammensuchen der Atome des neuen Lebens, das erst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte sich entwickelte, ging der Verfasser von dem Gedanken aus, daß die Vorsehung stets in der physischen wie in der moralischen Welt aus dem Tode neues Leben, aus der Verwesung eine neue Blüthe hervorruft. Er wandte daher sehr viel Zeit und sehr viel Arbeit darauf, nicht etwa um gleich seinen Vorgängern blos mit Hülfe Tillemont's und anderer Sammlungen der Zeit Ludwig's XIV., sondern aus der ganzen dürren und abschreckenden Literatur selbst unmittelbar alle Atome des werdenden neuen

Lebens und der Literatur des Mittelalters hervorzusuchen und anzudeuten. Er bemühte sich außerdem, Leben und Bewegung zu schaffen, wo keine zu sein schien, und widmete den größten Fleiß gerade dem Theile, der keinen Geschichtschreiber gehabt hatte und kaum Chroniken hat. Diese ganze Mühe war nach außen hin größtentheils verloren, wahrscheinlich weil der Theil des Publikums, der des Verfassers Bücher lieset, die Zeiten nach Constantin für so trostlos hielt, daß es ihm nicht der Mühe werth schien, dem Verfasser Schritt vor Schritt zu folgen und mit ihm die Spuren des werdenden kräftigen und contemplativen Mittelalters unter dem Graus und den Trümmern der entarteten und entnervten Kaiserzeit hervorzusuchen. Er hat sich daher schon im vierten Bande bestrebt und wird sich auch ferner besonders bestreben, seine Idee und seine Absicht in diesem kürzern Werk dem größern Publikum handgreiflich zu machen und durch eine leichte, klare und kurze Zusammenstellung der Hauptsachen auch dem Dilettanten einen Begriff von seiner Ansicht der bessern Seite des Mittelalters zu geben. Daraus wird man sich erklären, warum er, der weder Teutone, noch absoluter Freund des Mittelalters, noch Romantiker ist, und dem seine Leser für seine große Bemühung um die traurigsten Zeiten der Menschheit wenig dankten, dennoch eine größere und herzlichere Freude an den mit unsäglicher Mühe und nach jahrelangen Studien gearbeiteten letzten Bänden des universalhistorischen Abrisses hatte, als je an irgend einer anderen Arbeit.

Dies gilt vorzugsweise auch von der Literatur. In dieser Beziehung muß hier bemerkt werden, daß in der politischen Geschichte die Wanderungen der Gothen, Vandalen und Hunnen für den Untergang der alten Civilisation, die Geschichte Odoaker's und Theodorich's für die Amalgamirung des Alten mit dem fremden Element, welches die Germanen aus ihren Ursitzen mitbrachten, vorzugsweise bedeutend sind. Was die Geschichte des Christenthums und der Literatur angeht, so

legt der Verfasser besonders auf den Satz Bedeutung, daß Hierarchie und ein Glauben ohne Wissen Bedürfniß und Wohlthat für eine Zeit waren, wo alles Wissen und alle weltliche Ordnung in Blut und Mord untergingen. Daraus wird niemand beweisen können oder wollen, daß sie auch zu jeder anderen Zeit eine Wohlthat seien. Man bedenke nur, daß die Elemente des Mittelalters, die Einrichtung der Schulen und Studien desselben, die Anfänge des neuen geistigen Lebens, welches Karl der Große aus Italien und Britannien (Alkuin) zu den Franken brachte, gerade in der sonderbaren Literatur enthalten sind, welche sich in der ostgothischen Zeit bildete.

Hier könnte der Verfasser diese Vorrede schließen, da er dem siebenten Bande eine neue vorzusetzen Willens ist; allein er hat vorher versprochen, noch eine ausführliche Erklärung über dasjenige hinzusetzen, was er schon von diesem fünften Bande an für die Geschichte des Mittelalters zu thun gedenkt, und will jetzt sein Versprechen erfüllen. Er hofft durch die folgenden Erklärungen allen Lesern zu beweisen, daß es ihm vielleicht hie und da an Glück und Talent fehlen kann, daß es ihm aber an Eifer und Fleiß und an der Aufopferung, die des Lehrers Pflicht ist, nie mangeln wird. Wenn er nämlich das begonnene Werk blos als Speculation auf Ruhm oder Vortheil betrachtete, so dürfte er die Sache nur sich selbst überlassen, sie ist so gut im Gange, daß sie von selbst geht; er glaubt aber, daß gerade durch die große Verbreitung des Buchs ihm eine größere und heiligere Verpflichtung auferlegt ist. Er will daher alles, was ihm die Jahre an Kraft übrig lassen, die ganze Muße, die ihm sein sehr eingezogenes Leben verschafft, dazu anwenden, um seinen Landsleuten zu beweisen, daß er wenigstens im Cabinet die Pflichten eines sein Vaterland über Alles liebenden Bürgers erfüllen will, wenn er sie auch im Lichte des Lebens und im praktischen Geschäft nicht leisten kann.

Zunächst bemerkt er in dieser Beziehung, daß er Sorge tragen wird, dem Abrisse orientalischer Geschichten, soweit diese in ein für das große Publikum bestimmtes Werk aufgenommen werden dürfen, die größte Richtigkeit zu verschaffen. Je kürzer und allgemeiner man eine Materie behandelt, desto größer muß nach unserer Meinung die Genauigkeit in den einzelnen Punkten sein, die man hervorhebt. Die orientalischen Geschichten erhalten gerade dadurch für das Mittelalter Bedeutung, daß sie ein mächtiges Fortschreiten im Osten und Westen ans Licht bringen, während im Norden und Süden von Europa Alles starr ist. Der Verfasser glaubt daher, daß zwar die specielle Geschichte Arabiens vor Mohammed und der Zeiten des spätern Khalifats diesem allgemeinen Werke nicht angehören, daß dagegen die Zeiten von Mohammed bis ins vierzehnte Jahrhundert für die Offenbarung der Gottheit in der Zeitfolge menschlicher Geschichten höchst merkwürdig sind. Der Gottheit Wesen erscheint nach der Idee des Verfassers dem Geiste des Sterblichen auf dieselbe Weise in der moralischen Welt im Kreislauf der Civilisation, wie sie sich ihm in der physischen in den Ellipsen der Planetenbahnen und in deren Wirkungen offenbart. Diesen Gedanken hat er nirgends geltend zu machen gesucht, weil er fürchtete, er möchte eine Grille sein; er hat sich aber bei seinen mühseligen Studien des Orients eben so sehr daran erfreut, als wenn er erwiesene Wahrheit wäre. Der Verfasser ging von der Idee aus, welche Dante aufs Kaiserthum anwendet, wenn er von ihm oder, was einerlei ist, vom Reichsadler sagt, daß er zuerst seinen Sitz im Orient hatte, dann mit Aeneas nach Alba Longa und von dort nach Rom flog, unter Constantin in den Orient zurückkehrte und unter Karl dem Großen den Occident wieder zu seiner Wohnung erkor. Alle menschliche Civilisation, Religion, die höchste Höhe einer ganz eigenthümlichen Bildung, Künste und Wissenschaften waren Jahrtausende hindurch allein dem Orient

vorbehalten. Diese Blüthe des Orients verwelkte seit Cyrus Zeit. Von der Zeit an blühte Griechenland auf. Unter Alexander und unter seinen Nachfolgern erleuchtete dann das Licht des Occidents auch den Orient wieder, und es erblühte dort eine griechisch-orientalische Bildung. Diese Civilisation blieb die des römischen Reichs. Als das römische Reich unterging, ward die Cultur des Menschengeschlechts im Orient wiedergeboren, während der Occident in Barbarei versank. Die Geschichte der Blüthe des von Mohammed aufgeregten Orients muß daher der früheren Geschichte der neuen christlichen Reiche und der römischen Hierarchie vorangehen; dadurch wird dann das Wesen des Ritterthums, wie es sich abgesehen von normännischer Feudalität gestaltete, und die Bedeutung der Kreuzzüge ohne alle Weitläufigkeit oder gelehrte Demonstration dem gesunden Verstande durch Geschichte und Thatsachen anschaulich werden. Das Ritterthum war Heroismus, Poesie und Begeisterung, so lange Christenthum und Islam kämpften, die Kreuzzüge riefen also eine neue Civilisation hervor; später machte der Stolz des Feudaladels aus Rittern rohe Räuber. Man verdankte damals dem Christenthum eine neue Bildung. Die Wohlthaten des Christenthums und die Poesie, Künste, Civilisation des Mittelalters wurden allerdings von der europäischen Menschheit während und durch die Kreuzzüge theuer erkauft; denn der eine Theil der Menschheit ward aufgerieben, der andere gleich Thieren zum Werkzeuge des Adels und der Pfaffen gemacht; aber wann war das je anders? Wir Menschen würden den Weg nicht wählen dürfen, den die Vorsehung wählte; wir seufzen; aber wir erkennen in Demuth, was auch gegenwärtig den Polen, Spanier und Italiäner tröstet, daß des Menschen Wege nicht Gottes Wege sind, oder mit anderen Worten, daß die Wege des Herrn wunderbar und seine Rathschlüsse unerforschlich sind. Dies hindert aber nicht, daß sie nicht

jeder, der Lebenserfahrung hat, um so mehr im Glauben verehrt, je weiser er ist.

Die orientalischen Geschichten hatte der Verfasser, als er die Weltgeschichte mit großer Genauigkeit arbeitete, aus den ihm zugänglichen Quellen, den wörtlichen Übersetzungen und den Arbeiten der größten Orientalisten, besonders de Sacy's und seiner Schüler geschöpft; er hat aber jetzt Hrn. Kriegk gebeten, für den populären Zweck, der nur wenig Einzelnes zuläßt, zwei ganz neue Quellen zu Rathe zu ziehen, ehe er dem Verfasser die Arbeit zur Durchsicht vorlegte. Dieser hat dann das Seinige gethan. Diese Bücher sind das Leben Mohammed's von Hrn. Dr. Weil, Professor und Bibliothekar an unserer Universität, und die von demselben Gelehrten aus bisher unbekannten oder schlecht benutzten und übersetzten Quellen gezogene Geschichte des Khalifats, von welcher leider nur der erste Theil, der die Geschichte der Omejjaden enthält, hat benutzt werden können; es wird aber die Geschichte der Abbasiden unmittelbar folgen. Von diesem, aus den uns Occidentalen nicht zugänglichen Quellen geschöpften Werke hatte Herr Prof. Weil dem Verfasser die Aushängebogen gütigst mitgetheilt. Hr. Weil ist als einer der besten Kenner der orientalischen Sprachen in Frankreich und Deutschland bekannt, er hat aus Handschriften ganz neue Dinge ans Licht gebracht; sein Buch ist als Quelle zu betrachten. Die Namen, die Daten, die Orte, die Thatsachen, welche Hr. Weil aus seinen Quellen oder nach seiner genauen Sprachkenntniß anders bestimmt hat, als der Verfasser mit mangelhafter Sprachkenntniß gethan hatte, sind daher in diesem Hefte ohne Bedenken geändert worden. In der Auffassung des Allgemeinen ist Hr. Kriegk mit Recht ihm allein gefolgt.

Eine andere Verbesserung, welche diesem Werke zugedacht ist, verdient eine ausführlichere Erörterung. Der Verfasser will nämlich aus seinen Heften über Bildung und Literatur des Mittelalters dieser populären Geschichte eine Anzahl

Paragraphen neu beifügen, die sich in dem ihr zu Grunde liegenden gelehrten Werke nicht finden. Würde er dies nicht thun, so würden die Bände über das Mittelalter den Theilen über die Geschichte bis zum Untergange des ostgothischen Reichs ungleich werden. Diese Ungleichheit würde um so auffallender sein, als der Verfasser in den Bänden, die er noch künftig als Ergänzung der Weltgeschichte zu liefern hat, dieselbe Methode befolgen wird, die er im universalhistorischen Abriß befolgt hat. Es würden also die ersten und die letzten Bände dieses neuen Werkes eine andere Form gehabt haben, als die mittleren. Der Verfasser hat für diese Arbeit in den Heften und Sammlungen für seine viele Jahre hindurch gehaltenen Vorlesungen Material genug, da er seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr daran denkt, diese Materialien vollständig zu einem eigenen Werke zu benutzen. Das Letztere hatte er früher im Sinn, deshalb schrieb er sich die ausführlichen Hefte über die Culturgeschichte der mittleren und neueren Zeit. Aus diesen Heften will er den Stoff für die Paragraphen entlehnen, welche der Literatur gewidmet sein sollen; denn für Leben und Staat findet Hr. Kriegk Stoff genug, entweder im Text oder doch in den Noten. Der Verfasser hofft um so mehr die Paragraphen aus seinen Heften ziehen zu können, da das gegenwärtige Werk eben so wenig als früher die Vorlesungen für Gelehrte von Fach bestimmt ist, die mit Recht größere Ansprüche machen, als hier befriedigt werden können. Dieses Werk kann die Literatur nur in allgemeinen Zügen bezeichnen, um den Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes, welcher zugleich eine Offenbarung des göttlichen Geistes ist, darzulegen. Am Studium des Einzelnen hat es der Verfasser nicht fehlen lassen, es darf aber davon nur sehr wenig in einem Werke Platz finden, welches dem großen Publikum bestimmt ist.

Der Verfasser hat für den Zweck, den er in diesen Paragraphen verfolgen wird, mehr trockene Bücher gelesen,

als nöthig gewesen wäre. Wenn es blos auf Literatur ankäme, hätten ihm Handbücher und Lehrbücher wahrscheinlich besser gedient; ihm waren jedoch die Schriftsteller und ihre Bücher nur der Faden, an dem er der allmäligen Entwickelung der Intelligenz in einer dunklen Zeit folgen konnte. Es kam nicht auf den Reichthum literarischer Notizen an, wie sie der Gelehrte sucht, sondern auf die einzelnen hellen Punkte, welche in einer dunkeln Nacht Leitsterne sein können. Er hat daher in jeder Periode gewisse einzelne Schriftsteller vorzugsweise ins Auge gefaßt, welche ihm für ihre Zeit besonders merkwürdig schienen, um aus ihnen die Beschaffenheit des inneren Lebens jedes Zeitraums mit dem äußeren zu vergleichen. Viele Namen, viele Bücher in diesem populären Buche zu nennen, würde nur verwirren, wenn es auch nicht die Bestimmung des Buchs für das größere Publikum durchaus verböte; es ist daher Material genug in des Verfassers Heften.

Was die Vertheilung dieser Paragraphen über Literatur angeht, so wird der Verfasser darüber erst seinen Mitarbeiter hören, an dem er stets in Bezug auf Plan, Vertheilung und Verhältniß der einzelnen Abschnitte unter einander einen sehr verständigen Rathgeber gefunden hat. Drei Punkte wird er übrigens überall bei den erwähnten, an den mit dem Redactor des Werks zu verabredenden Stellen einzuschiebenden Paragraphen besonders berücksichtigen, um die langsamen Schritte der werdenden neuen Cultur bis dahin zu verfolgen, wo der Verfasser selbst zur Fortsetzung der Weltgeschichte die Feder wieder ergreifen muß. Diese drei Punkte sind: Zuerst der Einfluß der arabischen, maurischen und indisch-persischen Bildung. Zweitens der Einfluß der Urbildung der Germanen und Skandinavier, die nicht Barbaren waren, sondern es in ihren Kriegen erst wurden, auf die ihrem schwärmenden Gemüthe ganz und durchaus entsprechende christliche Lehre, die ihnen mehrentheils in den Geschichten und Poesieen des

alten Testaments, seltener im neuen Testament oder doch nur in den darin enthaltenen Wundergeschichten nachgewiesen wurde. Drittens muß das Wiederaufleben der alten Literatur in den sehr schwachen Spuren, die sich seit Alkuin's Zeit hie und da in den Schulen zeigen, durch die kirchliche Literatur und die Chroniken verfolgt werden. Ganz besonders muß aber angedeutet werden, wie die Gelehrsamkeit der Professoren und die Herrschaft des Klerus das deutsche Recht verdrängte und die Öffentlichkeit der Justiz vernichtete. Die berüchtigten Glossatoren zu Bologna, ihre Barbarei und Gemeinheit auf der einen, die Heimlichkeit der Glaubensgerichte und ihr ganzes gerichtliches Verfahren, wie die Redaction des geistlichen Codex auf der anderen Seite waren dem, was man Wissenschaft nennt, eben so vortheilhaft, als sie dem Leben verderblich waren. Dies mag genug sein, um anzudeuten, warum auch in einem populären Buch die gelehrte Bildung berührt werden muß.

Neben der theologischen Literatur und der gelehrten Bildung verdient freilich noch eine andere Erwähnung, welche in der eigenthümlichen Volksliteratur enthalten ist. Diese ward später von der aus der erneuerten Bekanntschaft mit den Alten hervorgegangenen verdrängt. Über diese Volksliteratur muß sich der Verfasser in den wenigen Paragraphen, die er der Literatur widmen darf, allerdings sehr kurz fassen. Der Verfasser darf sich in einem dem Volke im edlen Sinne dieses Worts bestimmten Werke auf Uranfänge, auf Analyse und Kritik der, trotz aller Vortrefflichkeit, verschollenen und nur von Gelehrten oder Dilettanten studirten Dramen, Gedichte, Erzählungen u. s. w. des Mittelalters, auf die von Liebhabern sehr gesuchten Reste der Urpoesie nicht einlassen; er wird ihrer nur dann erwähnen, wenn er Elemente der neuen Literatur, ehe sie noch Gestalt gewonnen haben, darin nachweisen kann. Die Volksliteratur des Mittelalters ist wie die Volkssprache eine todte geworden, sie gehört daher unter allen

europäischen Nationen, etwa die Italiäner ausgenommen, einzelnen Forschern und Liebhabern an, auf deren Feld sich der Verfasser nicht wagen würde, selbst wenn er für ein anderes Publikum schriebe, als das ist, welches er sich dieses Mal gewählt hat. Er folgt daher in dem, was er darüber nothwendig sagen muß, auf eigenes Studium verzichtend, gern den Winken der Männer, die ein besonderes Studium aus den Dichtern und Legenden des Mittelalters gemacht haben, wie er über orientalische Literatur durch Vergleichung eines Reiske, Hammer-Purgstall, de Sacy seine eigene und seiner Leser Belehrung suchen muß.

Man darf sich übrigens nicht verwundern, wenn der Verfasser, in Beziehung auf die nach und nach sich gestaltende Bildung des neuen Lebens und der neuen bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Gewerbe, für die früheren Zeiten des Mittelalters vorzugsweise nur Italien ins Auge faßt. Es kommt ihm blos darauf an, den successiven Übergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit recht augenscheinlich zu machen, das konnte auf diese Weise am besten geschehen. Auf Gründlichkeit oder Vollständigkeit kommt dabei weniger an, als darauf, daß das allmälige Fortschreiten vom Ungeordneten und Mangelnden des Mittelalters zur Regel der neuen Zeit in den verschiedensten Gattungen der Literatur gezeigt werde. Der Gang, den der Verfasser in Beziehung auf successives Fortschreiten des Mittelalters von den feudalistischen und hierarchischen Formen des Staatslebens und der mit diesen verbundenen Erscheinungen des geselligen und literarischen Verkehrs zum Monarchischen und Geregelten der neuen Zeit beobachten wird, ist im Allgemeinen folgender.

Es werden sich vom fünften Theile an die Bemerkungen über Bildung und Literatur auf dieselbe Weise, wie in den vier ersten Theilen unmittelbar an die Paragraphen reihen, in welchen Herr Kriegk, wie in der vorigen Abtheilung geschehen war, politische Geschichte und die Geschichte des Staats-

und Privatlebens verbunden hat. Es werden daher gleich vorn Bemerkungen über die Verdienste der Araber um das neuere Leben und die neuere Bildung dem Überblick der Thaten der Nachfolger des arabischen Propheten folgen. Dies wird eine Einleitung zu dem bilden, was nachher die Italiäner angeht, welche mit den Arabern in unmittelbarer Berührung standen. Der Rückblick auf die germanische, bei der Einwanderung ins römische Reich untergegangene Bildung und der Hinblick auf Karl's des Großen und seiner Nachfolger Bemühungen, eine halb barbarische, halb römische Literatur im neuen halb römischen, halb deutschen Reiche hervorzurufen, finden am besten ihren Platz zunächst vor und nach den Geschichten vom Emporblühen und Erlöschen der Karolinger. Dem Abschnitte, welcher ganz kurz die merkwürdige Geschichte der Siege der Skandinavier und der Länder und Provinzen, deren sie sich bemächtigten und zu denen die Normandie, Neapel und England gehören, behandelt, muß ein Paragraph über die ihnen eigene historische Poesie und über ihre Spitzfindigkeit in den Formen und den Klopffechtereien der Theologen angehängt werden. Auf dieselbe Weise wird den spanischen Geschichten die kurze Notiz über maurische und catalonische Geistesbestrebungen schon wegen des Zusammenhangs mit der provenzalischen und mit der französischen überhaupt unmittelbar folgen müssen. Die altfranzösische Literatur in den zahlreichen Dialekten des Nordens und Südens, welche für Ritterthum, Tourniere und frohes und freies Leben neben Mönchthum und finsterer Ascetik ebenso wichtig ist, als für die deutsche Poesie der schwäbischen Zeit und für die italiänische überhaupt, wird am besten gleich nach den Zeiten Ludwig's des Heiligen erwähnt.

Die Erwähnung des Theils der Literatur, welcher sich auf die Entstehung einer neuen freien Wissenschaft und eines freien bürgerlichen Lebens bezieht, die Bemerkungen über die von einer großen Stadt zur andern wandernden

griechischen und italiänischen Lehrer mathematischer und physikalischer Wissenschaft und freier Kunst gehören ganz nothwendig zur Geschichte der italiänischen Freistaaten des Mittelalters. Was die contemplative und philosophirende, mehrentheils mit Poesie oder Religion innig verbundene Bildung des Mittelalters angeht, so darf der Verfasser, so werth ihm persönlich diese Seite ist, so viel und so gern er mit den bessern Scholastikern geschwärmt hat, ihrer in einem Buche, das nicht für Schwärmer und contemplative Seelen, sondern fürs Leben bestimmt ist, nur sehr kurz gedenken. Er hat übrigens in den drei Abhandlungen, die als erster Theil einer von ihm herausgegebenen Übersetzung des Lehrbuchs für königliche Prinzen, welches Vincent von Beauvais im dreizehnten Jahrhundert schrieb, vorausgeschickt sind, den Gang dieser Art Bildung vollständig angegeben. Für den eigentlichen Zweck der zu gebenden Notizen über Literatur oder mit andern Worten für das Zusammenhalten der literarischen und bürgerlichen Bestrebungen der Zeit würde, wenn das Buch für Gelehrte bestimmt wäre, die Geschichte des Aristoteles im Mittelalter, die Art und Weise ihn zu erklären oder zu gebrauchen am besten dienen können; für ein gemischtes Publikum scheint es passender, einen anderen Weg zu wählen. Durch Aristoteles und seine Erklärer angeregt, versuchte das Mittelalter, das sich in der Tiefe gefiel, wie die neuere Zeit sich in der Breite gefällt, alles Wissen zusammenzudrängen, wie die neuere Zeit dagegen die Fächer theilt und theilen muß, wegen der großen Erweiterung, welche alle Zweige des Wissens erhalten haben. Jetzt wäre es thöricht, nach einem encyclopädischen Wissen zu streben oder das gesammte Gebiet der Wissenschaften durch einen Mann in einem Buche bearbeiten zu lassen; im Mittelalter war dies sehr gut möglich und bei den Alten ebenfalls. Dadurch wurden gewisse Werke von ungeheuerem Umfange hervorgebracht, welche ein Bild ihrer Zeit sind. Sie sind praktisch

und wiederum contemplativ, versuchen Alles auf ein einziges Princip zurückzuführen, und verlieren sich wieder in Einzelheiten ohne Maß, zeigen sehr vielen Menschenverstand und Erfahrung, und berichten dabei die abgeschmacktesten Geschichten, Mährchen und Wunder. Ein Paar solcher Encyclopädien des Mittelalters zu erwähnen, wird also hinreichend sein, um die Bestrebungen der verschiedenen Zeiten, denen sie angehören, zu bezeichnen.

Der Verfasser hält diese Bemerkungen für hinreichend, um dem Publikum zu beweisen, daß er entschlossen ist, dem der neuen Bearbeitung seines Werks geschenkten Zutrauen durch verdoppelte und seiner Seits ganz uneigennützige Bestrebung für die Vervollkommnung desselben, so viel er kann, zu entsprechen, und er freut sich, daß in dieser Hinsicht Herr Kriegk denkt wie er, und ihm mit Rath und That unverdrossen beisteht.

Der sechste Theil bedarf keiner Vorrede; dem siebenten wird der Verfasser aufs neue einen Entwurf dessen, was zunächst geleistet werden soll, und die Gründe des befolgten Planes beifügen.

Heidelberg den 30. April 1846.

F. C. Schlosser.

Geſchichte des Mittelalters.

I. Die erſten Zeiten des Mittelalters.

I. Geschichte der Völker und Staaten des Ostens.

1. Das byzantinische und das neupersische Reich bis zum Untergange des Letzteren.

Die Herrschaft der östlichen Hälfte des römischen Reiches war nach der traurigen Regierung des Arkadius und seines Sohnes Theodosius II. in die Hände eines kräftigen Mannes, des Thraciers Marcianus, gekommen (450), und ein ebenso kräftiger Mann, welcher gleichfalls von barbarischer Abkunft war, Leo I., folgte diesem (457) auf dem Throne nach (s. Th. IV. S. 523. f. u. 529). Nach dem Tode des Letzteren bemächtigte sich sein Schwiegersohn, Zeno, der Regierung, und behauptete sie durch List, Verrath und Gewalt bis zu seinem Ende (491). Durch die Hand seiner Wittwe ward dann Anastasius I., ein alter Hofbeamter, Herr des Reiches. Dieser hatte als Feind der Rechtgläubigen beständig mit inneren Empörungen zu schaffen, während zugleich Kriege mit dem rohen Bergvolk der Isaurier, mit den Persern und mit den Bulgaren die Kräfte des Staates in Anspruch nahmen. Als Anastasius starb (518), schwang sich ein alter thracischer General, Justinus I., hinterlistiger Weise auf den Thron. Er verwandte nämlich die Summen, die ihm anvertraut worden waren, um das Reich für einen Andern zu kaufen, für sich selbst, und ließ nachher diejenigen, die ihn als Werkzeug hatten gebrauchen wollen, aus dem Wege räumen. Justinus war, als er Kaiser ward, zwar schon achtundsechszig Jahre alt und dabei ein so roher und unwissender Mann, daß er nicht einmal die Bildung des gemeinen Bürgers besaß; dessen ungeachtet erwarb

er sich aber große Verdienste um das Reich, und erleichterte seinem Nachfolger die glänzenden Unternehmungen, welche derselbe machte, durch verständige und nützliche Maßregeln. Er war haushälterisch und streng sittlich, brachte das Heer und die Finanzen wieder in Ordnung, linderte die Noth der Unterthanen, und erwarb sich die Achtung der benachbarten Fürsten.

Sein Neffe und Nachfolger, Justinianus I., welcher schon längst im Kabinet gearbeitet hatte, zeichnete sich während einer achtunddreißigjährigen Regierung (527—565) vorzugsweise durch unermüdliche Thätigkeit und große Mäßigkeit aus. Er stellte das kaiserliche Ansehen wieder her und hob dadurch das Reich selbst. Hierin ward er von seiner Gemahlin Theodora, einem sonst verabscheuungswerthen Weibe, kräftig unterstützt. Die Liebe zu dieser Frau und der große Einfluß, welchen dieselbe in allen Staatsangelegenheiten hatte, ist der Hauptvorwurf, der dem Kaiser Justinian gemacht werden kann. Theodora war ursprünglich eine Schauspielerin, welche während einer Reihe von Jahren als mimische Künstlerin in Constantinopel aufgetreten war, und sich ebensowohl durch ihre ins Unglaubliche gehende Schamlosigkeit, als durch ihre ausgezeichnete Schönheit die Gunst des Publikums erworben hatte. Sie verließ nachher diese Laufbahn, um mit einem kaiserlichen Statthalter als dessen Geliebte nach Afrika zu ziehen, ward von diesem bald wieder verstoßen, gerieth dadurch in Noth und Elend, und wandte sich dann der entgegengesetzten Lebensweise zu. Sie kehrte nach Constantinopel zurück, lebte in größter Zurückgezogenheit von dem Fleiß ihrer Hände, und spielte ebenso geschickt die Sittsame und Fromme, wie sie früher die Rolle einer sittenlosen Buhldirne gespielt hatte. In dieser Lage ward sie mit dem jungen Justinian bekannt. Sie wußte denselben so sehr in ihre Netze zu verstricken, daß er ihr Sklave wurde und blieb, und daß er sie schon gleich bei der ersten Bekanntschaft geheirathet haben würde, wenn nicht seine Tante, die Kaiserin Euphemia, ihren Gemahl abgehalten hätte, seine Einwilligung dazu zu ertheilen. Kaum war aber Euphemia gestorben, als Justinian seinen Oheim bewog, durch ein besonderes Gesetz eine alte Verordnung aufzuheben, nach welcher die Ehe eines vornehmen Römers mit einer Schauspielerin verboten war, worauf

dann Theodora nicht allein mit Justinian vermählt ward, sondern auch alle Ehren einer Kaiserin empfing. Obgleich sie sehr herrschsüchtig war, und sich in alle Reichsangelegenheiten mischte, so wäre doch zu wünschen, daß alle Theatergöttinnen, welche Einfluß auf Regierungen erhalten, nicht schlechter als sie wären. Theodora verband mit der größten Herrschsucht, Frömmelei und Üppigkeit die größte Klugheit und Festigkeit, und erwarb sich durch diese Eigenschaften ausgezeichnete Verdienste um Justinian und um das Reich. Gleich anfangs, fünf Jahre nach Justin's Tode, rettete sie ihrem Gemahle bei dem sogenannten Nika-Aufstande Thron und Leben.

Bei diesem Aufstande zeigt sich recht deutlich, was in Constantinopel aus den Nachkommen des alten römischen Volkes geworden war. Es war nämlich bei den öffentlichen Wettfahrten schon seit Jahrhunderten gebräuchlich gewesen, daß die Zuschauer Parteien bildeten, welche nach den Farben der Kleidung der Wagenführer benannt wurden. Die Eifersucht und Zwietracht dieser Parteien ward im Laufe der Zeit immer größer, und die öffentlichen Wettkämpfe in dem Circus beschäftigten zuletzt das Volk mehr, als die wichtigsten Reichsangelegenheiten. Oft geriethen die Parteien in blutige Kämpfe mit einander, und ihre gegenseitige Verfolgung wurde sogar auf die Verhältnisse des alltäglichen Lebens übertragen. Schon unter Anastasius I. verloren einst bei einem Kampfe in Constantinopel, der zwischen den beiden Parteien der Grünen und Blauen ausbrach, nicht weniger als dreitausend der Letzteren das Leben. Unter Justinian, welcher den Blauen gewogen war, wütheten beide Parteien fünf Jahre lang gegen einander. Als endlich der Kaiser dem Übel Einhalt thun wollte, kam es zu einem förmlichen innern Kriege, und die entschiedenen Maßregeln, welche die Regierung zur Unterdrückung des Kampfes ergriff, hatten keinen anderen Erfolg, als daß beide Parteien sich mit einander gegen die Behörden verbanden. Constantinopel war in Folge davon fünf Tage lang eine Stätte des Mordes und Brandes; selbst die von Constantin dem Großen erbaute prachtvolle Sophienkirche, das Hauptgebäude der Stadt, wurde damals ein Raub der Flammen. Die Regierung verlor bei diesem Aufruhr, welcher nach dem Kampfworte des Pöbels den Namen

Nika (siege!) erhielt, alles Ansehen. Vergebens suchte Justinian zuletzt durch Nachgiebigkeit und angebotene Verzeihung die wüthende Menge zu beschwichtigen; das Volk rief sogar einen der Hofleute, der in Ungnade gefallen war, zum Kaiser aus. Jetzt verlor Justinian den Muth. Er beschloß zu entfliehen, und würde diesen Entschluß auch ausgeführt haben, wenn nicht Theodora durch ihre unerschütterliche Festigkeit ihn wieder ermuthigt, und zugleich in der Person des Feldherrn Belisar den Mann erkannt hätte, der im Stande war die furchtbare Empörung zu unterdrücken. Der Letztere hatte sich früher im Perser-Kriege ausgezeichnet, und seine sehr kluge Gemahlin Antonina, die durch gleiche Sitten mit Theodora enge verbunden war, verschaffte ihm an Justinian's Hofe einen großen Einfluß, den er nachher allen Neidern zum Trotze lange Zeit zu behaupten wußte. Theodora forderte ihn zur Rettung des Kaisers auf, er stellte sich in Verbindung mit einem anderen Anführer, Mundus, an die Spitze von dreitausend Veteranen, und durch seine Gewandtheit und Entschlossenheit wurden die Empörer schnell zu Paaren getrieben. Wie gefährlich der Aufstand war, und welch großes Verdienst sich Belisar durch die Unterdrückung desselben erwarb, kann man daraus ermessen, daß dabei nach der geringsten Angabe dreißigtausend Menschen ums Leben gekommen sein sollen.

Bald nachher ward Belisar auf Theodora's Betreiben mit der Führung des vandalischen Krieges beauftragt. Er beendigte denselben in kurzer Zeit, und unterwarf seinem Kaiser die Provinz Afrika (s. Th. IV. S. 543 f.). Der traurige Zustand dieses Landes ward durch die griechische Eroberung keineswegs verbessert. Die Griechen geriethen bald mit den wilden mauriſchen Nomaden in blutige Händel, die Letzteren machten daher häufige Raubzüge im Lande, und auch die Reste der Vandalen streiften verheerend umher. Aus Constantinopel wurden Schaaren von Finanzbeamten geschickt, die das ganze Wohl des Staates in die Formen der Verwaltung und in das Rechnungswesen setzten; diese Leute suchten die Erhebungen wieder nach den alten Steuerregistern einzurichten, in welchen die Abgaben der Zeit vor dem Einfall der Vandalen, als das Land noch im blühendsten Wohlstande war, aufgezeichnet waren, und da diese zur Zeit der Vandalen ver-

nichtet worden waren, so herrschte die ärgste Willkür bei der Steuererhebung. Ferner wurde von den Griechen der arianische Gottesdienst strenge verboten, wodurch man nicht nur einen großen Theil der Einwohner, sondern auch viele Soldaten unter den griechischen Besatzungstruppen aufs tiefste kränkte. Endlich ließ Justinian auch noch alle Güter der Vandalen zum Besten des Schatzes einziehen, und erbitterte dadurch diejenigen Soldaten und Officiere seines Heeres, welche sich mit Wittwen oder Töchtern der Vandalen verheirathet hatten, und einen Theil dieser Güter als erbliches Eigenthum in Anspruch nahmen. Diese Misgriffe riefen eine Empörung nach der andern hervor, und die Ruhe ward nicht eher wieder hergestellt, als bis das Land verödet war.

Auch Italien, welches durch Belisar und Narses den Ostgothen entrissen (s. Th. IV. S. 545. ff.) und dann durch den Letzteren als Statthalter beherrscht ward, erfreute sich nur so lange eines ruhigen Zustandes, als Narses die Verwaltung der Halbinsel leitete. Dieser trat in Odoaker's und Theodorich's Fußstapfen; er suchte die alte Verfassung und die alten Gesetze aufrecht zu erhalten, hütete sich aber sorgfältig, sie in den Gegenden in Anwendung zu bringen, deren Bevölkerung und Sprache sich geändert hatten. Ganz besonders war er darauf bedacht, die Verbindung der im Lande angesiedelten Barbaren mit den an der Grenze lauernden Völkerschaften zu verhindern. In den geistlichen Angelegenheiten beobachtete Narses die nämliche Vorsicht. Es waren damals die griechischen und lateinischen Geistlichen, die Bischöfe von Rom und von Constantinopel, die Arianer und die Rechtgläubigen in unaufhörliche Streitigkeiten über Dogmen verwickelt. Dies machte die Lage eines Laien wie Narses, der von den verschiedenen Parteien angerufen ward, doppelt schwierig. Er wurde bald von Constantinopel aus aufgefordert, sich in die geistlichen Händel zu mischen, bald reizte ihn die Heftigkeit der Verfolgten durch Widerspruch oder offene Widersetzlichkeit; er wußte aber immer eine kluge Mitte zu beobachten, ließ sich zu keinen harten Maßregeln verleiten, verachtete ohnmächtiges Geschrei, und hielt die Streitenden in Schranken. Der Hauptgegenstand des theologischen Streites jener Zeit waren die verschiedenen Naturen in Christo. Schon im vorhergehenden Jahrhundert war

der Orient dadurch aufs heftigste erschüttert worden. Nestorius, Patriarch von Constantinopel, hatte um das Jahr 430 die Lehre von der Verschiedenheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo gepredigt, und gegen ihn war der Patriarch von Alexandria, Cyrillus, mit der Behauptung aufgetreten, daß man sich beide Naturen nicht von einander getrennt denken dürfe. Die morgenländische Kirche zerfiel darüber in zwei feindselige Parteien, welche die Namen Nestorianer und Monophysiten (d. h. die an die Einheit der Naturen Christi Glaubenden) erhielten. Beide verfolgten einander mit großer Heftigkeit, und die deshalb veranstalteten Kirchenversammlungen hatten wie gewöhnlich nur den Erfolg, daß die Wuth der Parteien sich steigerte. Justinian, der die unglückliche Gewohnheit hatte, Alles selbst zu lenken und zu ordnen, mischte sich auch in diesen Zwist, und suchte die hadernden Geistlichen mit einander auszusöhnen; er verwickelte sich aber nur in ein Labyrinth von Kämpfen und Kabalen. Er ließ sich bewegen, drei Artikel eines frühern Concilbeschlusses zu verwerfen, weil er hoffte, daß dadurch die eine Partei gewonnen werden könne, ohne die andere zu kränken. Es erfolgte jedoch gerade das Gegentheil. Justinian hielt deshalb 553 eine große Kirchenversammlung in Constantinopel, und brachte auch den römischen Pabst Vigilius durch Gewalt dazu, die Beschlüsse derselben anzuerkennen, obgleich die ganze abendländische Geistlichkeit sie verwarf. Alles dies half nichts; denn die verschiedenen Secten behaupteten sich trotz der kaiserlichen Decrete und Verfolgungen, und als bald nachher bei Vigilius Tode ein Mann, der jene Beschlüsse freiwillig annahm, zum Pabste ernannt ward, konnte man nicht einmal drei Bischöfe zusammenbringen, um ihn einsegnen zu lassen.

Die geistlichen Zwiste, welche den Staat in seinem Inneren zerrissen, waren nicht das einzige Übel unter Justinian's Regierung; das Reich hatte im Norden und Osten auch durch auswärtige Feinde zu leiden. Die Longobarden, denen man die ehemaligen Wohnsitze der Ostgothen förmlich abgetreten hatte, die Gepiden, die Bulgaren, verschiedene slavische Stämme und andere Völkerschaften des Nordens machten oft verheerende Raubzüge in die Grenzprovinzen, und drangen einige Male sogar bis an die

Thore von Conſtantinopel vor. Einmal (559) würde ſogar die Hauptſtadt des Reiches wahrſcheinlich in die Hände einer bulgariſchen Schaar gefallen ſein, wenn nicht der greiſe Beliſar ſich an die Spitze der zagenden Einwohner geſtellt, und durch ſeine Entſchloſſenheit von neuem den Kaiſer und ſeine Reſidenz gerettet hätte. Auch die Perſer, gegen welche Beliſar früher ſeine erſten Lorbeeren erfochten hatte, bedrängten das griechiſche Reich mehrere Male auf eine ſehr bedenkliche Weiſe. Sie wurden ſeit dem Jahre 531 von einem der berühmteſten Saſſaniden, Chosroës I., beherrſcht, dem der Orient den Beinamen Nuſchirwan d. i. der Gerechte ertheilt hat, obgleich er mit Grauſamkeit und Tyrannei regierte, und nur da, wo die Rückſicht auf ſeine eigene Macht nicht ins Spiel kam, den Forderungen der Gerechtigkeit Gehör ſchenkte. Dieſer Fürſt that im Jahr 540 einen verwüſtenden Einfall in das griechiſche Reich, und erreichte ſeinen auf Zerſtörung und Raub gerichteten Zweck um ſo leichter, als die griechiſchen Anführer theils wegen ihrer eigenen Unfähigkeit, theils wegen der zu großen Schwäche der ihnen anvertrauten Kriegsmacht ihm durchaus nicht gewachſen waren. Ganz Syrien ward verheert und die Hauptſtadt Antiochia faſt dem Boden gleich gemacht. Gegen das Verſprechen eines jährlichen Tributs verſtand ſich Chosroës endlich zum Abzug. Deſſen ungeachtet verwüſtete er gleich nachher die Gegenden, durch welche er nach Perſien zurückkehrte. Juſtinian ſchickte daher noch zweimal nach einander Beliſar gegen ihn. Dieſer ſtellte die Ehre der griechiſchen Waffen wieder her, und trieb den Perſer-König zurück, er ward aber gerade zu der Zeit, als eine glückliche Beendigung des Krieges nahe ſchien, wieder abgerufen. Da Juſtinian auch allen anderen tüchtigen Officieren nicht traute, ſo wurde das Heer, das ſich ohnehin in einem elenden Zuſtande befand, nachher von den Perſern mit leichter Mühe überwältigt, und der Kaiſer mußte zuletzt, nachdem ſeine Truppen eine ſchimpfliche Niederlage erlitten hatten, froh ſein, mit Geld einen Waffenſtillſtand erkaufen zu können (544). Als dieſer zu Ende gelaufen war, ſchämte ſich Juſtinian nach einem kurzen Kampfe nicht, einen neuen fünfjährigen Friedensvertrag einzugehen, vermöge deſſen er aus den ſtreitigen Gegenden des laziſchen oder kolchiſchen Berglandes wich,

und von neuem eine Summe Geld bezahlte. Bei diesem Frieden, der nachher in einen fünfzigjährigen verwandelt wurde, mußte Justinian, von den Barbaren an der Donau und von den noch nicht besiegten Ostgothen in Italien bedrängt, sich wieder zu einem jährlichen Tribut an den persischen König verstehen.

In allen Kriegen Justinian's hing der Gang der Dinge nicht sowohl von dem Geiste des Heeres, als von den Verhältnissen des byzantinischen Hofes ab. Theodora beherrschte den Kaiser, sie und ihre Günstlinge entschieden über die Anführung der Truppen und über die größere oder geringere Macht, welche den Feldherrn gegeben wurde; selbst Belisar, der sein Feldherrntalent allenthalben bewährte und beim Heere das größte Vertrauen besaß, behauptete sich nur durch den Einfluß seiner Gattin Antonina. Diese Frau fröhnte mit der größten Rücksichtslosigkeit ihren Lüsten, und Belisar war schwach genug, ihr Alles zu verzeihen und der Liebe zu einem unwürdigen Weibe seine Ehre aufzuopfern. Obgleich übrigens dem ausgezeichneten Feldherrn die Rücksichten und Künste des Hofmannes über Alles gingen, so erlag er doch zuletzt dem Mistrauen des Kaisers. Er wurde, nachdem er erst drei Jahre früher die Hauptstadt des Reichs vor den wilden Bulgaren gerettet hatte, der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtig und auf Justinian's Befehl eine Zeitlang in freier Haft gehalten (562). Er erhielt zwar bald seine Freiheit und seine Ehrenstellen wieder, als er aber einige Monate nachher starb, ließ Justinian unter dem Vorwand, daß Belisar keine Erben habe, seine Güter einziehen. Man hat später die Geschichte von Belisar's Ungnade durch Erdichtungen sehr entstellt, welche keiner Widerlegung bedürfen, da die Schriftsteller aus dieser und der nächsten Zeit nichts davon anführen. Belisar soll nach diesen Erzählungen auf Befehl des erzürnten Kaisers geblendet und aller seiner Habe beraubt worden sein, und um die Erzählung noch rührender zu machen, hat man noch hinzugesetzt, daß der greise Feldherr von einem Sklaven geführt in den Straßen von Constantinopel sein Brod erbettelt habe.

Justinian's rastlose Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Kriege im Osten, Norden und Westen des Reiches und auf die Angelegenheiten der Kirche; er bestrebte sich auch durch andere Unter-

nehmungen der verschiedensten Art seinen Namen zu verherrlichen. Er suchte den indischen Handel zu beleben und die Seidezucht, welche damals auf China beschränkt war, in seinem Reiche emporzubringen, und setzte zu diesem Zwecke zwei christliche Mönche durch reichliche Unterstützung in den Stand, Eier der Seidenraupe, deren Ausfuhr in China streng verboten war, von dort heimlich nach Europa zu bringen. Seit Justinian's Zeit ward daher zuerst im Orient, dann in Sicilien, Italien und dem südlichen Frankreich die Seidenraupe gezogen. Außerdem ließ der Kaiser in allen Gegenden des Reiches, ohne Rücksicht auf den Zustand der Finanzen, Festungen, Brücken, Wasserleitungen, Kirchen und andere Bauwerke errichten. Auch die bei dem Nika-Aufstande abgebrannte Sophieenkirche zu Constantinopel ward von ihm mit ungeheueren Kosten wieder aufgebaut. Durch nichts hat sich indessen Justinian so berühmt gemacht, als durch sein Gesetzbuch oder vielmehr durch die von ihm veranstaltete Sammlung der vorhandenen römischen Gesetze, welche weit vollständiger und besser eingerichtet war, als die früher unter Theodosius dem Jüngeren gemachte. Justinian übertrug die Leitung dieses Geschäftes dem Juristen Tribonianus, welcher dasselbe im Jahr 528 zu Ende brachte. Dieses Werk wurde unter dem Namen des Justinianeischen Gesetzbuches (Codex Justinianeus) officiell bekannt gemacht, und die Gerichte im Reiche erhielten den Befehl, nach dem Inhalte desselben ihre Entscheidungen zu geben. Drei Jahre später ward unter dem Namen Pandekten oder Digesten noch eine Sammlung von Auslegungen und Erklärungen der ausgezeichnetsten früheren Rechtsgelehrten hinzugefügt, sowie die aus einem Lehrbuch des Rechtes bestehenden sogenannten Institutionen. Endlich ließ Justinian dieses Gesetzgebungswerk noch durch die Novellen, d. h. durch die Sammlung der von ihm neu erlassenen Gesetze, vervollständigen. Die Juristen trugen dabei Sorge, daß, wo es nur immer möglich war, die Grundsätze der Freiheit der alten Römer ausgestrichen und nur dasjenige übrig gelassen wurde, was mit ihrem neuen Fürstenrechte übereinstimmte, so daß nachher die Einführung des römischen Rechts unter den Germanen wissenschaftlich eine Wohlthat, politisch ein Verderben war. Dem ganzen Werke hat man später den

Namen Corpus juris ertheilt, und die Geistlichkeit, die Fürsten und ihre sklavischen Diener und irre geleiteten Gelehrten haben dafür gesorgt, daß das römische Recht in der ihm unter Justinian gegebenen Form von allen christlichen Staaten des Mittelalters angenommen ward; in England allein wurde es auf geistliche Gerichtshöfe beschränkt und gilt in den übrigen nur als Aushülfe und als Vernunftrecht.

So glänzend auch Justinian's Regierung war, so sehr er selbst sich durch Thätigkeit, Fleiß und Mäßigkeit auszeichnete, so litt doch das Reich unter ihm an allen den Nachtheilen, welche allzuglänzende Regierungen und die zu große Geschäftigkeit der Herrscher herbeizuführen pflegen. Man kann von diesem Kaiser in mehrfacher Hinsicht das Nämliche sagen, was von dem französischen Könige Ludwig XIV. gilt, mit welchem Justinian schon öfters verglichen worden ist. Beide bewiesen dieselbe unermüdliche Thätigkeit und Geschäftigkeit, Beide waren von derselben Bigotterie beseelt, auf Beiden lastete Weiberherrschaft, und in Beider Staaten brachte die Begierde nach Kriegsruhm und eine auf großen Steuerndruck gegründete übermäßige Prachtliebe dieselben Erscheinungen hervor. Auch erging es dem griechischen Kaiser ebenso, wie dem französischen Könige. Justinian sah sich bei dem besten Willen und trotz seiner rastlosen Thätigkeit in die größten Verlegenheiten verwickelt. Er schadete durch seine Gesetzsammlung und durch sein Bemühen, das Studium des Rechtes zu erleichtern, diesem mehr, als alle seitherigen Unklarheiten und Schwierigkeiten geschadet hatten. Er wollte ferner die Religionsstreitigkeiten beilegen, und machte sie nur noch ärger, er suchte die Geistlichen zu versöhnen, und entzweite sie durch seine Bemühung erst recht. Er zog Männer von Ruf zu Rathe, und ward nicht nur das Spielwerk derselben, sondern ließ sich auch zu Widersprüchen verleiten. Er eroberte die Provinz Afrika, und richtete sie zu Grunde, er entriß Italien seinen fremden Gebietern, wußte es aber nicht gegen eine neue, bald nach seinem Tode eintretende Barbaren-Herrschaft sicher zu stellen. Im Greisenalter verfiel Justinian in blinden Eigensinn, er behielt aber bis zu seinem im dreiundachtzigsten Lebensjahre erfolgten Tode seine alte Thätigkeit. Theodora war schon siebenzehn Jahre früher gestorben.

Da Justinian keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Neffe

Justin II, ein kränklicher und schwachsinniger Mann, dessen Gemahlin Sophia die ganze Regierung leitete. Unter diesem Kaiser ward einerseits der größte Theil von Italien den Griechen wieder entrissen, und andererseits begann das tatarische oder türkische Volk der Awaren, das sich im Norden der Donau niedergelassen hatte, seine verheerenden Einfälle in das Reich. Italien ward ein Raub der Longobarden, welche seither in Ungarn gewohnt und sich dort nicht nur die Heruler unterworfen, sondern auch in Verbindung mit den Awaren das Volk der Gepiden vernichtet hatten. An der Spitze der Longobarden stand damals ein ausgezeichneter Führer, Alboin. Dieser berühmte König, dessen glückliche Unternehmungen später durch viele Heldenlieder verherrlicht wurden, warf, wie früher der Ostgothe Theodorich, sein Auge auf Italien, und beschloß im Jahr 568 mit seinem Volke dahin zu ziehen. Die Longobarden kannten Italien; denn sie waren einst von Narses zu Hülfe gerufen worden, und hatten den ostgothischen König Totilas besiegen helfen. Narses hatte sie damals gleich nach dem Siege wieder entlassen, weil sie aller Mannszucht ermangelten und empörende Frevel übten; sie streiften aber seitdem häufig über die Alpen bis tief in das Venetianische hinein, und sehnten sich nach besseren Wohnsitzen, als die Sümpfe von Ungarn ihnen gewährten. Ihr Eroberungszug nach Italien würde sich also schon daraus auf eine ganz einfache und natürliche Weise erklären; es kam aber noch der besondere Umstand hinzu, daß Alboin einer der unternehmendsten Männer jener Zeit war, der in mehr als einer Beziehung mit Chlodwig, dem Eroberer von Gallien, und mit Theodorich, dem Eroberer von Italien, Ähnlichkeit hatte. Wir brauchen daher auch nicht einer ohnehin unwahrscheinlich klingenden Sage Gehör zu schenken, nach welcher die Longobarden bei ihrem Zuge nur der Rachgier des Narses gedient hätten. Dieser griechische Statthalter ward nämlich um dieselbe Zeit von seiner vierzehnjährigen Verwaltung Italiens abgerufen, und zwar, wie es heißt, auf Betreiben der Kaiserin Sophia, deren Gunst er verscherzt hatte. Sophia soll bei der Gelegenheit mit Bezug auf die Art, wie Narses sich früher hinaufgearbeitet hatte, höhnend gesagt haben: Narses möge wieder zu dem ihm geziemenden Posten in der Spinnstube der Weiber

zurückkehren. Diese empfindliche Beleidigung soll den griechischen Statthalter bewogen haben, aus Rache die Longobarden nach Italien zu rufen, und man legt ihm dabei das drohende Wort in den Mund: er wolle der Kaiserin einen Faden spinnen, an dem sie lange zu wickeln haben werde. Die Longobarden, an welche sich zwanzigtausend Sachsen mit ihren Familien anschlossen, brachen im Frühling des Jahres 568 in die seitdem nach ihnen benannte Lombardei ein. Schon im September waren sie Herren des ganzen oberen Italiens bis auf die Seeplätze und die Stadt Pavia. Die Letztere hielt eine dreijährige Belagerung aus, und erbitterte durch ihre Hartnäckigkeit den Longobarden-König so sehr, daß er sich verschwor, die Stadt zu vertilgen und alle ihre Bewohner zu tödten. Als jedoch Pavia endlich gefallen war, wurde es durch einen Mann aus Alboin's Gefolge vor der furchtbaren Strafe bewahrt; dieser deutete nämlich den Umstand, daß das Pferd Alboin's beim Einzuge in die Stadt strauchelte, als ein Zeichen des göttlichen Zornes, und bewog dadurch den König, seinen Schwur unerfüllt zu lassen.

Alboin genoß die Früchte seines Sieges nicht lange; denn er starb schon 573 eines gewaltsamen Todes. Da die Schriftsteller, welche uns diese Begebenheiten überliefert haben, ihre Berichte aus longobardischen Heldenliedern entlehnten, so hat die Geschichte von Alboin's Tod eine sehr romanhafte Färbung erhalten. Alboin hatte noch vor dem Zuge nach Italien Rosamunde, die Tochter des erschlagenen Gepiden-Königs, gezwungen, sich mit ihm zu vermählen. In höhnendem Übermuth zwang er dieselbe einst aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, dessen er sich nach der Sitte mancher wilden Völker bei festlichen Gelegenheiten als Becher zu bedienen pflegte. Um sich für diese barbarische Mishandlung zu rächen, bewog Rosamunde einen jungen Waffenträger des Königs, Helmichis, zur Ermordung seines Herrn, indem sie ihm ihre Hand versprach und ihm Hoffnung machte, daß der Besitz derselben ihm auch die Krone verschaffen werde. Durch ihn und durch einen anderen longobardischen Edeln, welchen Rosamunde auf ähnliche Weise zu gewinnen gewußt hatte, ward Alboin eines Tages in seinem Schlafzimmer überrascht und nach fruchtloser Gegenwehr getödtet. Die Longobarden waren über den

Mord ihres Königs sehr erbittert, und Rosamunde entging nebst ihren Gehülfen nur durch schnelle Flucht der Strafe. Sie begab sich zu dem griechischen Exarchen oder Statthalter Longinus in Ravenna. Dieser warb um ihre Hand und bewog sie, ihren Günstling Helmichis zu vergiften. Kaum hatte aber der Letztere den Giftbecher zur Hälfte getrunken, als er die Sache merkte. Er zwang daher Rosamunde mit gezogenem Schwerte, die andere Hälfte des Bechers zu leeren. Beide starben, Longinus bemächtigte sich der Schätze Alboin's, welche die Königin bei ihrer Flucht geraubt hatte, und schickte sie nebst der hinterlassenen Tochter Rosamunda's nach Constantinopel. Die Longobarden wählten sich aus der Zahl ihrer Anführer einen neuen König, Kleph. Dieser ward seiner Grausamkeit wegen schon nach achtzehn Monaten ermordet, das Volk blieb hierauf zehn Jahre ohne König, und das Reich zerfiel in eine Anzahl kleiner Districte, welche von ebenso vielen Edeln beherrscht wurden. Nichts desto weniger behaupteten die Longobarden das eroberte Land gegen die Waffen der Griechen. Dies ist um so befremdender, da sich den Griechen damals außer der Zersplitterung der longobardischen Macht noch andere Vortheile darboten. Sie besaßen alle Seestädte, so wie viele Orte in den Gebirgen des Inneren, und die Longobarden, welche Arianer und halbwilde Barbaren waren, behandelten nicht nur die unglücklichen Bewohner von Italien auf schreckliche Weise, sondern sie geriethen auch aus Habgier mit ihren sächsischen Bundesgenossen in einen so heftigen Zwist, daß die Letzteren insgesammt in ihre frühere Heimath zurückzogen. Allein alle diese Vortheile wurden durch die persönliche Unfähigkeit des griechischen Kaisers, durch den Zustand seines Hofes und durch den neu ausgebrochenen Perser-Krieg mehr als aufgewogen. Die Griechen wurden daher nach und nach immer mehr aus ihren Besitzungen verdrängt, und die Longobarden waren bald die Herren von Ober- und Mittelitalien.

Kaiser des byzantinischen Reiches ward nach Justin's Tode zuerst der Thracier Tiberius (578—582) und dann der Römer Mauritius (582—602), der sich als Feldherr ausgezeichnet hatte. Beide hatten nicht allein mit den Persern zu kämpfen, sondern auch mit den Awaren, welche sogar bis an die Mauern von Constantinopel drangen, und den griechischen Kaisern einen

Tribut abnöthigten. Unglücklicher Weise war Mauritius auch in Betreff der inneren Angelegenheiten nicht klug und umsichtig genug, er reizte vielmehr durch sein Verfahren die Geistlichkeit, trieb seine Soldaten zur Unzufriedenheit und brachte sich dadurch in eine schlimme Lage. Auf diese Weise beraubte er sich selbst der Möglichkeit, aus den Verwirrungen Vortheil zu ziehen, welche zu seiner Zeit im persischen Reiche ausgebrochen waren.

Über die Perser, deren Reich sich bis nach Arabien hinein ausgebreitet hatte, herrschte damals Hormuz oder Hormisdas IV., der Sohn Chosroës Nuschirwan's. Hormisdas hatte von Anfang an eine schlimme Stellung, weil seine Mutter die Tochter eines türkischen Fürsten gewesen war, und die Feueranbeter von jeher die Türken und alle anderen im Norden von Persien wohnenden Nomaden-Völker als unreine und gottlose Barbaren haßten. Zu seinem Unglück ward er überdies noch durch auswärtige Feinde ins Gedränge gebracht. Die griechischen Heere setzten über den Euphrat, um die von Justinian abgetretenen Striche wieder zu erobern, die arabischen Häuptlinge, welche seither Tribut gezahlt hatten, erhoben die Waffen, und von Norden her drangen jene wilden Nomaden-Stämme in das Reich ein. Hormisdas half sich zuerst durch Nachgeben, und schickte dann seinen General Bahram mit einer auserlesenen Macht nach dem Norden. Bahram schlug die Türken völlig, der König kränkte aber seinen siegreichen Feldherrn durch Argwohn, und als dieser gleich nachher im Kampf mit den Griechen eine Niederlage erlitt, beleidigte ihn Hormisdas durch öffentlichen Hohn. Bahram wurde dadurch zur Empörung getrieben, und da der König als Sprößling des unreinen Blutes der Türken allgemein verhaßt war, so verbreitete sich der Aufstand bald über die meisten Provinzen. Hormisdas wurde abgesetzt, geblendet und kurze Zeit nachher getödtet. Sein Sohn Chosroës II. Parwiz, welcher anfangs als König anerkannt worden war, sah sich bald genöthigt, vor Bahram zu entfliehen, und wandte sich zu den Griechen. Mauritius nahm sich seiner an, vertrieb Bahram, und setzte Parwiz wieder als Herrscher von Persien ein (591). Dieser benahm sich undankbar gegen die Griechen, und benutzte die in ihrem Reiche ausbrechende Zwietracht, um sich seiner Verbindlichkeit gegen sie mit einigem Scheine

des Rechts zu entledigen. Mauritius hatte nämlich die im griechischen Heere eingerissene Zügellosigkeit durch gewisse Reformen zu bannen gesucht, und verfiel, als er seinen Zweck nicht erreichen konnte, auf die grausame List, einen Theil der unbändigen Truppen im Krieg mit den Awaren absichtlich der Gefahr auszusetzen. Dies trieb die Soldaten zum offenen Aufstand. Sie erhoben einen Hauptmann von gemeiner Herkunft und von schändlichen Sitten, Phokas, zu ihrem Führer, und marschirten unter seiner Leitung in die Nähe von Constantinopel, wo gleich nach ihrer Ankunft ebenfalls eine Empörung ausbrach. Mauritius wurde hierauf entfernt und Phokas zu seinem Nachfolger ernannt (602).

Phokas begann seine Regierung mit der Hinrichtung des Mauritius und seiner Söhne, und ließ einige Jahre später auch dessen Gemahlin und Töchter umbringen. Wilde Grausamkeit bildete in Verbindung mit zügelloser Ausschweifung den Haupt-Charakterzug seiner Regierung. Der traurige Zustand, in welchen dadurch das griechische Reich gerieth, ward von dem Perser-König zu neuen verheerenden Einfällen benutzt. Während Parwiz mit seinen Schaaren in den asiatischen Ländern hauste, waren die übrigen Provinzen des griechischen Reichs acht Jahre lang den Mishandlungen eines Herrschers preisgegeben, der an grausamen Qualen sein Wohlgefallen fand, und die Schätze des Reichs für rohe Genüsse vergeudete. Endlich rief Heraklius, der Sohn des Statthalters von Afrika, seine Landsleute zur Empörung gegen den barbarischen Tyrannen auf, und da dieser allgemein verhaßt war, so wurde er fast ohne Schwertstreich gestürzt (610). Heraklius ließ ihn hinrichten, und bestieg dann selbst den Thron.

Der neue griechische Kaiser hatte wegen des Übergewichts der persischen Waffen von Anfang an eine schwierige Stellung. Gerade im Augenblick seines Regierungsantrittes vollendete Parwiz durch die Einnahme von Antiochia die Eroberung von Syrien. Einige Jahre nachher (614) fiel auch Jerusalem in die Gewalt der Perser und ward von ihnen geplündert. Parwiz drang dann sogar bis nach Egypten vor, durchstreifte ganz Kleinasien, und erschien 616 zum zweiten Male vor den Mauern von Constantinopel. Auch der größte Theil von Arabien huldigte ihm schon längst,

weil er dieses Land von einem harten fremden Drucke befreit hatte. In Arabien hatte nämlich zu einer unbekannten Zeit das Judenthum Wurzel gefaßt, und es waren in der Gegend von Medina und im Hedschas einige kleine jüdische Staaten entstanden. Gegen das Jahr 300 war auch ein angesehener Herrscher von Yemen zum jüdischen Glauben übergetreten. Dieser hatte den Christen, welche in geringer Zahl im Lande Yemen lebten, Duldung gewährt; seine Nachfolger aber, unter denen sich die Juden ungemein ausbreiteten, handelten nach entgegengesetzten Grundsätzen, und zogen dadurch eine große Gefahr in ihre Nähe. Die Abyssinier oder Aethiopen, welche jenseit der Straße Bab-el-Mandeb ein christliches Reich gegründet hatten, nahmen sich ihrer Glaubensgenossen an, setzten nach Arabien über, und unterwarfen sich den Süden des Landes (gegen 530). Sie hielten aber das eroberte Land unter hartem Drucke, und obgleich die benachbarten arabischen Stämme einen langen und fast ununterbrochenen Kampf gegen sie führten, so erlagen sie doch nicht ganz und es gelang erst dem Perser-König Parwiz, sie wieder aus Arabien zu vertreiben (611). Der Letztere erhielt dadurch in diesem Lande ein Ansehen, wie es keiner seiner Vorgänger besessen hatte, er verstand aber seine Macht nicht zu gebrauchen, sondern schwächte sie vielmehr selbst durch Unterdrückung der Christen und durch Wiederbelebung der Streitigkeiten zwischen ihnen und den arabischen Juden. Er bahnte dadurch dem gerade damals auftretenden Propheten der Araber den Weg. Parwiz wußte überhaupt zwar zu erobern, verstand aber nicht das Eroberte zu behaupten, und zeigte sich in allen seinen Unternehmungen als einen kurzsichtigen und unbesonnenen Herrscher. Er machte sich den neu unterworfenen Völkern des Reiches durch Raubsucht und Gewaltthätigkeit, den Bewohnern der alten Provinzen durch Willkür, durch Grausamkeit und durch thörichtes Überspannen aller Nerven des Staats verhaßt, und büßte auf diese Weise nicht allein die eroberten Länder wieder ein, sondern bereitete auch selbst seinen eigenen Sturz vor.

Ganz anders zeigte sich der griechische Kaiser Heraklius. Obgleich von Persern und Awaren in seiner Hauptstadt, von Hungersnoth und Pest in allen Theilen des Reiches bedrängt (617), ver-

zagte er doch nicht. Anstatt, wie einige aus Sectenhaß gegen ihn feindlich gesinnte Geschichtschreiber behaupten, auf Flucht nach Afrika zu denken, ersann er das einzige, obwohl nur langsam wirkende Mittel zur Rettung seines Reiches: er verstand sich zu einem nachtheiligen Frieden mit den Persern und Awaren, um Zeit zum Sammeln seiner Kräfte zu erhalten, begann dann den Krieg mit Parwiz von neuem, suchte aber, ehe er weiter vordrang, erst in Kleinasien zwei Jahre lang seine Truppen zu üben. Nachher verband er sich mit den am kaspischen Meer umherziehenden Nomaden, den erbittertsten Feinden der Perser, und drang nach sehr glücklichen Feldzügen bis zur Residenz des persischen Königs vor, in welcher er unermeßliche Beute machte. Sein Glück und Parwiz Härte veranlaßten unter den Persern einen Aufstand, der Letztere ward entthront und sein Sohn Siroës oder Schiruyeh, welcher an der Verschwörung gegen ihn Theil genommen hatte, auf den Thron erhoben (628). Siroës, der seine Regierung mit der Ermordung seines Vaters und fast aller seiner Brüder begann, schloß sogleich einen Frieden mit Heraklius, und gab alle gemachten Eroberungen zurück. Er starb schon im siebenten Monat seiner Regierung. Nach seinem Tode fiel das persische Reich in einen Zustand völliger Auflösung, so daß während der neun Jahre, die es noch bestand, nicht weniger als neun Könige nach einander auftraten. Es ward zuletzt eine Beute der Araber, welche durch Mohammed zu Fanatismus und Eroberungssucht entflammt worden waren, und sich daher ohne große Schwierigkeit das gesunkene persische Volk unterwarfen.

Heraklius mischte sich nach dem persischen Kriege unglücklicher Weise in die Streitigkeiten, welche unter den Geistlichen von Syrien und Palästina ausgebrochen waren, und veranlaßte dadurch neue Zwiste in Gegenden, in deren Nähe bereits Mohammed's Lehre mit allem Schmuck orientalischer Poesie und mit aller Begeisterung fanatischer Schwärmer gepredigt wurde. Er selbst mußte es noch erleben, daß diese Lehre nicht allein in das griechische Reich eindrang, sondern daß auch ihre Bekenner einen Theil desselben eroberten. Er starb 641.

2. Geschichte der Araber vor Mohammed's Zeit.

Das Land Arabien, welches viermal so groß als Deutschland ist, gehört seinem Klima nach fast ganz der heißen Zone an. Es ist in seinem Inneren ein größtentheils ebenes Hochland, welches im Norden mit der syrischen Wüste zusammenhängt, im Westen, Süden und Osten aber durch felsige Bergketten und eine vorliegende schmale Küstenebene vom Meere getrennt wird. Da alle Flüsse dieses weithin ausgebreiteten Landes nur Regenbäche sind, welche in gewissen Jahreszeiten ganz versiegen, und da es in manchen Strichen nur während einiger Monate, in anderen dagegen oft Jahre lang nicht regnet, so besteht der größte Theil des Bodens aus Wüsten oder nakten Felsenhöhen, und nur einige wenige Gegenden haben eine bleibende Vegetation. Zu diesen begünstigten Strichen gehört das Land Yemen, welches ebendeshalb von Alters her den Namen des glücklichen Arabiens führt. Es liegt im äußersten Südwesten der Halbinsel, am Anfang der Küste des rothen Meeres oder desjenigen Theils von Arabien, welcher von jeher der am meisten bevölkerte war. Diese Küste besteht aus einer schmalen und meist wüsten Ebene und aus einem öden Gebirge, in welchem nur ein Theil der Thäler mit Pflanzen bewachsen und culturfähig ist; sie wird das Hedschas oder das wüste Arabien genannt, und in ihr liegen die zwei berühmtesten arabischen Städte Mekka und Medina. Das nördliche Ende des Hedschas wird von dem peträischen oder, wie man sich auch wohl ausdrückt, von dem steinigen Arabien begrenzt, einem wüsten Berglande, dessen Höhenzüge mit dem Sinai im Süden beginnen, und sich im Norden mit dem Libanon-Gebirge verbinden. Arabien ist also seinem Klima und seiner Bodenbeschaffenheit nach ein zum Wohnsitze nomadischer Stämme geschaffenes Land; nur einzelne Gegenden eignen sich zu festen Ansiedelungen und zur Entwickelung einer auf Ackerbau, Industrie und Handel beruhenden Cultur. Deshalb dreht sich auch die arabische Geschichte blos um die Bewohner dieser Gegenden; denn Nomaden haben keine Geschichte, weil sie, so lange sie ihre ererbte Lebensweise beibehalten, keinen Wechsel in ihren Zuständen erleiden.

Die Araber gehören ihrer Sprache nach zu dem semitischen

Völkerstamm (s. Th. I. S. 47.). Ihre Volkssagen bringen diese Abstammung auf eine doppelte Weise mit der ältesten jüdischen Geschichte in Verbindung. Diejenigen Araber, welche in Hedschas, im Inneren der Halbinsel und in allen von Egypten an bis zum Euphrat sich erstreckenden Wüsten wohnen, leiten ihren Ursprung von Abraham's verstoßenem Sohn Ismaël ab; die Bewohner von Yemen dagegen, sowie die der ganzen südlichen Küste bis zum persischen Meerbusen gehen noch weiter zurück, und halten Joktan, einen der nächsten Nachkommen von Noah's Sohne Sem, für ihren Stammvater. Beide Theile, die Ismaëliten und die Joktaniden, haben von jeher einen großen Stammhaß gegen einander genährt. Die Ersteren sind fast insgesammt Nomaden geblieben, die Letzteren aber haben sich schon in früher Zeit großentheils angesiedelt, und bilden deshalb allein den Gegenstand der älteren arabischen Geschichte. Diese Geschichte beginnt mit einer an sich unbedeutenden Begebenheit. Ein Theil der Joktaniden hatte bei Saba oder Mareb im Lande Yemen mehrere Bäche in ein großes und tiefes Thal geleitet, dieses durch Mauern und Dämme geschlossen, und mit dem gesammelten Wasser durch Kanäle und Rinnen weit und breit die Felder getränkt. Auf diese Weise war ein jetzt wüstes Land in eine fruchtbare, als ein Paradies geschilderte Gegend verwandelt worden. Die Mauern und Dämme wurden aber einst plötzlich durch die Gewalt des Wassers durchbrochen, und das ganze Land verheert (um 170 bis 150 v. Chr.). Dieses Unglück bewog die Joktaniden zur Auswanderung. Sie trennten sich, und gründeten verschiedene Colonien, von welchen drei besonders merkwürdig sind: das am Euphrat gelegene, später unter persischer Hoheit stehende Königreich Hira, das im Süden von Damaskus gestiftete, zuerst den Römern und dann den Byzantinern untergebene Reich der Gassaniden und die unter Amru ben Lohai bei Mekka gegründete Colonie, deren Beherrscher, die Khuzaïten, später in den Besitz dieser Stadt kamen, und dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung erhielten.

In Mekka ward seit uralter Zeit ein schwarzer Stein als heilig verehrt, den die Sage bis auf Adam zurückführt. Er lag in einem mit vier Mauern eingefaßten Raume, und wurde, wie dieser Raum selbst, die Kaaba genannt. Ein Stamm der Is-

maëliten hatte lange Zeit die Aufsicht über die Kaaba und damit zugleich die Herrschaft in Mekka gehabt, war aber durch die Dschoramiden, einen Zweig der Joktaniden, von Beidem verdrängt worden. Als nun die Khuzaïten sich in der Nähe von Mekka niederließen, schlossen sich die Ersteren an dieselben an, und verjagten in Verbindung mit ihnen die Dschoramiden. Doch erlangten die Ismaëliten auch damals die Aufsicht über die Kaaba und die Herrschaft von Mekka nicht wieder; denn Beides rissen die Khuzaïten an sich, jene aber erhielten nur das freilich nicht unwichtige Recht, einen der vier heiligen Monate oder derjenigen Zeiten des Jahres, während deren zwischen Arabern kein Krieg geführt werden durfte, nach ihrem Gutdünken auf eine andere Zeit zu verlegen. Erst um das Jahr 464 n. Chr. gelang es einem ismaëlitischen Stamme, den Kureïschiten, die Khuzaïten zu verdrängen und sich in den Besitz der Kaaba und der Herrschaft zu setzen. Der Stamm der Kureïschiten zerfiel nachher in mehrere Zweige, deren einer der der Haschimiten war und dadurch vorzugsweise wichtig ist, daß ihm der Religionsstifter Mohammed angehörte.

Die Religion der Verehrer der Kaaba war bis zur Ankunft der Khuzaïten im Ganzen genommen der Glaube Abraham's gewesen und von grobem Götzendienste frei geblieben. Die einzige Abweichung von dieser reineren Religion hatte darin bestanden, daß Colonieen, welche von Mekka auszogen, Steine von den Mauern der Kaaba mitnahmen, und ihnen in der neuen Heimath eine Art von Verehrung bezeugten. Unter den Kureïschiten dagegen artete die alte Religion in Vielgötterei aus, und es wurden in der Kaaba so viele Götzenbilder aufgestellt, daß man zuletzt deren dreihundert zählte. Übrigens war und blieb die Kaaba allen Arabern, welche nicht Juden oder Christen waren, heilig. Aus allen Gegenden des Landes pilgerte man dahin, und jenes alte Herkommen, nach welchem vier Monate im Jahr der Krieg eingestellt war, schützte nicht allein diese Wallfahrten, sondern trug auch viel dazu bei, daß die einzelnen Stämme einander nicht zu sehr entfremdet wurden. Die gemeinsame Verehrung der Kaaba bildete auch in anderer Hinsicht ein Mittel der Vereinigung. Die Kureïschiten beschäftigten sich nämlich mit Handel und Poesie, und

eine große Messe, welche in Okaz, einer nahe bei Mekka liegenden Stadt, gehalten wurde, führte jedes Jahr eine Menge Araber zusammen, welche neben dem Umtausch der Waaren auch noch ein Dichterfest feierten. Die Dichter besangen vor der versammelten Menge wetteifernd ihre eigenen Thaten und die Vorzüge ihres Stammes, und wer von ihnen den Preis davon trug, erhielt das höchste Ansehen in Arabien und den größten Einfluß bei seinen Stammgenossen. Die Preisgedichte wurden auf Seide gestickt und in der Kaaba aufgehängt, wovon sie den Namen Moallakat's d. i. Aufgehangenen trugen, und es werden uns sieben Dichter genannt, welche dieser Ehre theilhaftig geworden und deshalb vor allen Andern weit und breit berühmt waren. Man darf jedoch wegen dieser Bedeutung, welche die Poesie schon in früher Zeit hatte, nicht glauben, daß die Araber der älteren Zeit einen einigermaßen hohen Grad von Cultur besessen oder irgend einen Zweig der Erkenntniß ausgebildet hätten; denn die arabische Schrift ward erst kurz vor Mohammed erfunden, und die Materialien, deren man sich zum Schreiben bediente, und auf welche sogar noch die einzelnen Stücke des Koran's geschrieben wurden, waren Palmblätter, Steine, Felle und andere Stoffe der Art, welche keine größeren Werke aufnehmen konnten.

Übrigens lebten in Arabien nicht nur hier und da jüdische und christliche Stämme, sondern auch der Sternendienst hatte nicht wenige Verehrer. Das arabische Volk war überhaupt sehr zersplittert; denn auch die übrigen Stämme geriethen, ungeachtet ihres gemeinschaftlichen religiösen Glaubens, unter einander häufig in blutige Zwiste, und da bei den Arabern die Blutrache ihrer ganzen Strenge nach eingeführt war, so fehlte es nie an Anlaß zu neuen Kriegen. Auch was wir von den moralischen Begriffen und von den auf dem Volksglauben beruhenden Sitten der Araber erfahren, verräth einen gewissen Grad von Rohheit, obgleich freilich daneben auch einige bessere Züge, wie die Gastfreundschaft, die Freigebigkeit, die gewissenhafte Erfüllung des gegebenen Wortes, der Werth der Tapferkeit und die nicht seltene Großmuth gegen die Besiegten, ziemlich allgemein herrschend waren. Das arabische Volk bedurfte also nicht allein einer religiösen Ver-

besserung, sondern auch eines sittlichen Aufschwunges und eines neuen Anhaltpunktes zur politischen Vereinigung.

3. Mohammed.

Mohammed ward im Jahre 571 zu Mekka geboren, und war der Urenkel Haschim's, des Stammvaters der Haschimiten. Er war also ein Kureïschite, allein gerade derjenige Zweig dieses Stammes, welchem er angehörte, war nach und nach aus dem größten Theile der Rechte, die mit der Aufsicht über die Kaaba verbunden waren, verdrängt worden. Von diesen Rechten waren nämlich die Aufsicht über das Heiligthum, der Vorsitz in der Rathsversammlung zu Mekka und das Feldherrnamt auf andere Zweige der Kureïschiten übergegangen, und die Haschimiten hatten nur das Recht, die Pilger zu bewirthen, behalten. Ja, sogar dieses Recht kam Mohammed nicht zu Statten; denn es verblieb zwar den Haschimiten, ward aber nicht dem Vater Mohammed's, Abdallah, sondern seinem Oheim Abbas zugetheilt. Abdallah war ein Handelsmann, er besaß aber blos ein geringes Vermögen und Ansehen, und hinterließ seinem Sohne, dessen Geburt er nur kurze Zeit überlebte, nichts als ein Haus, eine Sklavin, fünf Kameele und einige Schafe. Mohammed verlor schon im sechsten Lebensjahre auch seine Mutter, und ward dann von seinem väterlichen Großvater und nachher von dem Bruder seines Vaters, Abu Talib, erzogen. Er machte schon in früher Jugend mit seinen Verwandten mehrere Handelsreisen nach Syrien und Südarabien. Auf einer derselben ward er mit dem christlichen Mönche Georgius oder Sergius bekannt, welcher nach der mohammedanischen Legende zuerst Mohammed als einen künftigen Propheten erkannt, und nach einer gänzlich unerwiesenen Sage ihn im Christenthum unterrichtet haben soll. Als Mohammed etwa zwanzig Jahre alt geworden war, ernährte er sich eine Zeitlang dadurch, daß er als Hirte die Schafe der Mekkaner auf die Weide führte, obgleich die Kureïschiten schon längst keine Nomaden mehr waren. Er trieb nachher theils für sich, theils für Andere Handelsgeschäfte, und trat im fünfundzwanzigsten Lebensjahre als Geschäftsführer in die Dienste einer reichen Kaufmannswittwe, Chadidscha. Nachdem er für diese mehrere Handelsreisen nach

Südarabien und Syrien gemacht hatte, verheirathete er sich mit ihr. Von nun an blieb er in Mekka, und fuhr fort Handel zu treiben; er verlor zwar allmälig sein erheirathetes Vermögen, stieg aber nach und nach so sehr im Ansehen seiner Mitbürger, daß er nicht nur bei Streitigkeiten oft zum Schiedsrichter ernannt ward, sondern auch beim Wiederaufbau des durch Brand zerstörten Tempels der Kaaba die Entscheidung über ein streitiges Ehrenrecht gab und den heiligen Stein selbst einmauerte.

In der nächsten Zeit ergab sich Mohammed frommen Übungen und Betrachtungen, und zog sich zu diesem Zwecke immer häufiger in die Einsamkeit zurück. Er brachte oft mehrere Nächte nach einander, zuweilen sogar einen ganzen Monat in einer Höhle zu. Der Götzendienst, zu welchem Abraham's Religion in Arabien ausgeartet war, und die bei mehreren Stämmen seiner Landsleute eingeführte Verehrung der Sterne waren seinem Sinne sehr zuwider, er kam deshalb bei seinen einsamen Betrachtungen allmälig auf den Gedanken einer Wiederherstellung des alten Glaubens an Einen Gott. Wegen seines angeborenen schwärmerischen und poetischen Wesens konnte er sich dabei leicht zu eingebildeten Visionen verirren, zumal da er auch eine sehr erregbare körperliche Natur besaß, und seit seiner frühesten Jugend an krampfhaften Zufällen litt. Wenigstens würde es nicht zu begründen sein, wenn man sein Auftreten als Prophet für das Werk eines bewußten und absichtlichen Betruges halten wollte; im Gegentheil, die innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er selbst von seiner göttlichen Sendung und von einer unmittelbaren Eingebung der Gottheit überzeugt war. Die Lehren des Judenthums und der christlichen Religion blieben nicht ohne Einfluß auf seine Ansicht von den göttlichen Dingen; aber der Grad seiner Erkenntniß derselben und die Art und Weise, wie er mit ihnen bekannt wurde, werden uns nicht mit Bestimmtheit angegeben. Wahrscheinlich war er auf seinen Reisen mit Juden und Christen in vielfachen Verkehr gekommen, und außerdem mochte er wohl Vieles dem Vetter seiner Gattin, Waraka, verdanken, welcher aus Abneigung gegen den arabischen Götzendienst zum Judenthum und dann zum Christenthum übergetreten war, das alte und neue Testament gelesen und von dem Letzteren sogar Einiges ins Arabische

übersetzt hatte. Mohammed konnte bei seinem Streben nach einem besseren Glauben sich durch beide Religionen nicht befriedigt fühlen, weil sie, der vielfachen Entstellungen ihrer ursprünglichen Lehren wegen, ihm nur als Ausartungen der einfachen und reinen Gottesverehrung erschienen. Obgleich er daher beide Religionen für göttliche Offenbarungen und die Stifter derselben, Moses und Christus, für wirkliche Propheten hielt, so erklärte er doch, daß eine neue und vollkommenere Offenbarung nöthig geworden, und daß er selbst von Gott zur Überbringung derselben auserkoren sei. Erwägt man das, was oben über den religiösen Zustand des arabischen Volkes gesagt worden ist, so wird man es natürlich finden, daß die von Mohammed unternommene Reformation dem Wesentlichen nach nur in der Rückkehr zum einfachen patriarchalischen Glauben und Gottesdienst Abraham's bestehen konnte.

Nach den Sagen der Mohammedaner war der neue Religionsstifter vierzig Jahre alt, als ihm Gott durch den Engel Gabriel die erste Offenbarung ertheilen ließ. Seine ersten Anhänger waren Chadidscha und der so eben erwähnte Waraka. In den nächsten drei Jahren nahmen außerdem noch sein Vetter Ali, den er als Kind zu sich genommen hatte und als seinen Sohn ansah, sein Sklave Zeïd, sein nachheriger Schwiegervater Abu Bekr, der spätere Kalif Othman und mehrere andere Verwandte und Freunde seine Lehre an. Sie waren fast insgesammt arm und unangesehen, und ihre Zahl betrug am Ende des dritten Jahres nicht mehr als vierzig. Nur diese wenigen Menschen erkannten in Mohammed den von Gott gesandten Wiederhersteller der Religion Abraham's, welche ihre Urväter rein geübt hatten. Alle Anderen, die seinen Behauptungen einige Rücksicht schenkten, hielten ihn blos für einen ausgezeichneten Dichter, welcher der Sprache einen noch nie gehörten Reiz zu verleihen wisse, die Weisheit der christlichen, das orientalisch-Einfache der jüdischen und das phantastisch-Wunderbare der alten arabischen Dichtungen mit seinen eigenen Erfindungen zu mischen verstehe, und mit Eifer den Unsinn eines dem ächt arabischen Wesen widerstreitenden Götzendienstes angreife. Im vierten Jahre trat Mohammed zum ersten Male öffentlich als Prophet auf, und zwar predigte er zuerst seinen Stammgenossen, den Kureïschiten, den neuen Glauben. Seine

Worte fanden keinen Beifall, er ward im Gegentheil verspottet, und als er sich erlaubte, die Spötter Irrende und Ungläubige zu schelten, fing man sogar an ihn zu verfolgen und mit dem Tode zu bedrohen. Doch nahm ihn sein Oheim Abu Talib unter seine Obhut, und gewährte ihm in Verbindung mit den übrigen Haschimiten genügenden Schutz gegen die übrigen Kureïschiten, deren Zorn gegen ihn als einen Unruhestifter von Tag zu Tage zunahm. Dagegen konnten diejenigen Anhänger Mohammed's, welche keiner mächtigen Familie angehörten, sich gegen die Verfolgungen der Feinde nicht behaupten; sie verließen daher auf Mohammed's Rath Arabien, und flohen zu dem christlichen König von Abyssinien, der sie wegen ihres rühmlichen Zeugnisses von Christo aufnahm. Mohammed selbst entging nur mit genauer Noth mehreren Mordanschlägen, welche die Kureïschiten gegen ihn machten. Diese sagten sogar seiner ganzen Familie, den Haschimiten, eidlich jede Handels- und Heirathsverbindung auf, legten die Tafel ihres Schwures in die Kaaba nieder, und hoben ihren Bann erst dann wieder auf, als jene Tafel, wie es hieß, durch Würmer zernagt ward und also Gott selbst ihren Schwur vernichtete. Im zehnten Jahr seiner Sendung erlitt Mohammed das Unglück, zugleich seine Gattin Chadidscha und seinen Schützer Abu Talib durch den Tod zu verlieren. Vergebens suchte er hierauf bei den ihm verwandten Bewohnern eines benachbarten Städtchens Schutz; er ward mit Steinen zurückgejagt, und konnte, verfolgt und wehrlos, erst dann wieder in seine Vaterstadt heimkehren, als ihm daselbst ein angesehener Mann Aufnahme versprach. In diese bedrängte Zeit, wo er rettungslos verloren zu sein schien und nur in dem Vertrauen auf die Gottheit Trost und Hoffnung fand, fällt auf ganz natürliche Weise die berühmteste von den Wundererscheinungen, die er gehabt zu haben glaubte. Dieses Ereigniß, welches wahrscheinlich später als eine heilige Legende noch mehr ausgeschmückt worden ist, war seine auf einem geflügelten Rosse unternommene Fahrt nach dem Tempel von Jerusalem und von dort durch die verschiedenen Himmel hindurch zum Throne Gottes, wo er von den früheren Propheten und von den Engeln als der geliebteste Prophet begrüßt und von Gott selbst für den edelsten aller Erschaffenen erklärt ward.

Bald nachher gewann Mohammed einige Männer aus Medina, welche auf einer Wallfahrt nach Mekka mit ihm in Berührung gekommen waren, für seine Lehre; diese breiteten zu Hause den neuen Glauben weiter aus, und die Bürger von Medina, welche auf Mekka's Wohlstand eifersüchtig waren, ergriffen gern das ihnen von Mohammed dargebotene Mittel, den Mekkanern zu schaden. Nach zwei Jahren war die Zahl der bekehrten Medinenser bereits so stark, daß dieselben nicht nur ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Mohammed schließen, sondern auch ihn und alle seine Mekkanischen Anhänger zur Übersiedlung nach Medina einladen konnten. Der Haß der Kureischiten war durch den Beifall, welchen Mohammed's Lehre in Medina gefunden hatte, natürlich noch mehr gesteigert worden; die Mohammedaner in Mekka nahmen daher jene Einladung an, und retteten sich nach Medina. Nur einige wenige Gläubige und Mohammed selbst blieben in Mekka zurück. Der Prophet gerieth bald in die größte Lebensgefahr. Die Kureischiten verschworen sich nämlich, je ein Mann aus jeder Familie, zu seiner Ermordung, und umzingelten in einer Nacht seine Wohnung; nur durch eine wohl erdachte List entkam Mohammed aus dem Hause. Er verließ fliehend die Stadt, ward aber von den nachsetzenden Feinden verfolgt, und rettete sich nur unter großen Schwierigkeiten nach Medina. Diese Hedschra oder Flucht Mohammed's (am 13. September 622) mußte den Mohammedanern als eines der wichtigsten Ereignisse in dem Leben ihres Propheten erscheinen, weil sie nicht nur den Anschein eines Wunders hatte, sondern auch, wie sich nachher zeigen wird, die Veranlassung zur Befestigung und Ausbreitung der neuen Lehre ward. Mit Recht hat man sie deshalb zum Anfangspunkt der mohammedanischen Zeitrechnung gemacht. Diese beginnt übrigens nicht mit dem Datum der Flucht Mohammed's aus Mekka, sondern mit dem ersten Tage des Jahres, in welchem dieselbe Statt fand, d. h. mit dem 15ten oder 16ten Juli 622 n. Chr. Die mohammedanische Zeitrechnung ist von der christlichen außer ihrem Anfangspunkt noch dadurch verschieden, daß sie auf Mondenjahren von je dreihundert vierundfünfzig Tagen beruht, wodurch die Zurückführung mohammedanischer Zeitangaben auf christliche Jahre sehr erschwert wird. Mohammed's Flucht von Mekka nach Medina

ist durch die Sage mit mancherlei Wunder-Erzählungen ausgeschmückt worden. Die bemerkenswertheste dieser Legenden ist die Geschichte von der Rettung des Propheten in einer Höhle, weil sich ein berühmter Trostspruch Mohammed's daran knüpft. Mohammed hielt sich nämlich mit Abu Bekr drei Tage lang in einer Höhle verborgen, und ward gegen die Kureïschiten, welche seine Spur verfolgten, nur dadurch geschützt, daß eine Spinne ihr Gewebe vor den Eingang zog und Tauben ein Nest an demselben bauten, daß also die Feinde die Höhle als einen schon lange unbetretenen Ort nicht untersuchten. Als Abu Bekr zagend an der Rettung verzweifelte, ermuthigte ihn Mohammed durch das schöne Wort: „Du glaubst, daß wir Beide allein hier seien; aber wisse, es ist noch ein Dritter bei uns, Gott, der uns gegen die Feinde schützt."

In Medina stiftete Mohammed eine heilige Verbrüderung zwischen fünfundvierzig Mekkanischen Flüchtlingen und ebenso vielen gläubigen Medinensern, um den Ersteren die aufgegebene Familienverbindung durch eine neue zu ersetzen. Dieser Bund war so innig, daß jedes verbrüderte Paar sogar mit Hintansetzung der Blutsverwandten sich beerbte. Einige Zeit nachher, als die neue Lehre sich weiter ausgebreitet und befestigt hatte, ward derselbe wieder aufgehoben, und die alt-arabische Familienanhänglichkeit wieder in ihre Rechte eingesetzt. Auch ließ Mohammed in Medina eine Moschee erbauen. Sein Hauptstreben war in den beiden ersten Jahren nach der Flucht darauf gerichtet, die vielen in Arabien wohnenden Juden dem neuen Glauben zu gewinnen. Er bestimmte ihnen zu Gefallen die Stadt Jerusalem zur Kibla, d. h. zu demjenigen Punkte, nach welchem man beim Gebete das Gesicht wenden müsse, er gestattete die Beibehaltung mancher Mosaischen Vorschriften, und beobachtete sogar selbst den jüdischen Fasttag. Durch alles dies zog er aber nur wenige Juden an, und er verließ deshalb auch bald wieder den kaum erst betretenen Weg: die Kibla ward nach Mekka gerichtet, und statt des jüdischen Fasttages ward der den Arabern heilige Monat Ramadan zur Fastenzeit bestimmt, indem jeder Gläubige verpflichtet wurde, sich während desselben vom Aufgang der Sonne an bis zu ihrem Untergange jedes sinnlichen Genusses zu enthalten. Auch in der damals angeordneten Art, wie die Stunden des Gebets anzu-

kündigen seien, entfernte sich Mohammed absichtlich von den jüdischen und christlichen Sitten. Er führte nämlich statt der Glocken und Trompeten den Gebrauch ein, die Gläubigen vom Minaret herab durch eine Menschenstimme zu den vorgeschriebenen fünf täglichen Gebeten aufzufordern. Die von dem Rufer zu sprechenden Worte sind folgende: „Gott ist der Höchste! Ich bekenne, daß es nur einen einzigen Gott gibt, und daß Mohammed Gottes Gesandter ist. Kommt zum Gebete! Erscheinet zum Heil! Gott ist der Höchste! Es gibt nur einen einzigen Gott!“

Von Medina aus begann Mohammed zuerst die Anwendung gewaltsamer Mittel zur Verbreitung seiner Lehre; er fing nämlich nach arabischer Sitte eine Stammfehde gegen die Kureïschiten an, und erließ aus Anlaß derselben das Gebot des Krieges gegen alle Ungläubigen. An der Spitze seiner Anhänger in Medina unternahm er öfters Angriffe auf die Mekkaner; diese Züge konnten aber seiner verhältnißmäßig geringen Macht wegen nicht sowohl eigentliche Kriegszüge, als vielmehr nur Raubanfälle auf die Handelskarawanen der Feinde sein. Die Kureïschiten mußten dabei im Nachtheile bleiben; denn die schwindende Sicherheit schadete ihrem Handel, und sie konnten bei diesen Fehden auch im glücklichsten Falle nie etwas gewinnen, während die armen, keinen Handel treibenden Medinenser, welche Mohammed gegen sie führte, unterliegend und sterbend das Paradies gewannen, als Sieger aber sich bereicherten. Daher vermehrte sich auch mit diesen Zügen, welche den Theilnehmern reiche Beute brachten, die Zahl der Anhänger Mohammed's. Ein anderer günstiger Erfolg dieser Raubfehden war die Bundesgenossenschaft einiger Stämme, zu welcher Mohammed dadurch gelangte. Der erste bedeutende Sieg Mohammed's über die Kureïschiten ward bei Bedr erfochten, wo dreihundert vierzehn Gläubige eine Karawane von neunhundert fünfzig Mann in die Flucht schlugen und reiche Beute machten, obgleich die Feinde nicht nur an Zahl überlegen waren, sondern auch hundert Pferde und siebenhundert Kameele bei sich führten, während die Mohammedaner, was unter Arabern ein Beweis von großer Armuth ist, nur zwei bis drei Pferde und siebenzig Kameele hatten. Dieser Sieg erhöhte den Muth und das Vertrauen der Gläubigen, und verschaffte außerdem dem Propheten großes Ansehen bei den

arabischen Stämmen. Mohammed konnte nach denselben schon einen förmlichen, mit Belagerung fester Schlösser verbundenen Kriegszug gegen einen in der Nähe von Medina angesiedelten jüdischen Stamm wagen; es gelang ihm, die Angegriffenen völlig zu besiegen, ihnen alle ihre Habe zu rauben und sie selbst nach Syrien zu verjagen. Bei einem Treffen, welches er bald nachher in der Nähe von Medina gegen die Kureischiten zu bestehen hatte, führte er schon tausend Mann ins Feld. Doch konnte er in diesem Treffen, das nach dem Berge Ohod benannt wird, gegen die uns Dreifache überlegene und besser gerüstete Macht der Feinde nicht Stand halten; er ward in die Flucht geschlagen und selbst verwundet. Auch einige andere Unternehmungen, welche die Mohammedaner gleich nachher machten, mislangen. Indessen schadeten diese Verluste dem Propheten nicht, weil seine Gegner der Einrichtung arabischer Stämme gemäß an eine Verfolgung des Sieges nicht dachten. Überdies stellte er bald darauf durch die Besiegung und Vertreibung eines jüdischen Stammes sein Ansehen wieder her. Dieser Kriegszug ist noch dadurch merkwürdig, daß Mohammed während der Belagerung einer Festung das bei einem so leidenschaftlichen Volke, wie die Araber sind, sehr zweckmäßige Verbot des Weintrinkens und des Glücksspieles erließ. Zu Mohammed's Vortheil endete auch ein Kriegszug, welchen die Kureischiten in Verbindung mit mehreren anderen Stämmen, zehntausend Mann stark, im Jahre 627 gegen Medina unternahmen. Mohammed, der nicht wagen durfte, sich mit ihnen auf offenem Felde zu messen, ließ noch vor ihrer Ankunft einen breiten Graben um die Stadt machen, und vertheidigte sich hinter demselben mit dreitausend Mann. Es gelang ihm, trotz der feindlichen Übermacht eine dreiwöchentliche Belagerung auszuhalten und durch listige Maßregeln Uneinigkeit unter seinen Gegnern zu erregen; als daher plötzlich eine sehr kalte und stürmische Witterung eintrat, sahen sich diese genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Mohammed brach gleich nach ihrer Entfernung auf, um einen jüdischen Stamm zu züchtigen, welcher mit den Kureischiten gegen Medina gezogen war. Die Juden wurden besiegt, insgesammt gefangen genommen und alle Männer getödtet, ihre Frauen und Kinder aber zu Sklaven gemacht. Nach einigen

anderen kleineren Unternehmungen faßte der Prophet den Entschluß, sein Ansehen bei den Arabern und die moralische Kraft seiner Anhänger dadurch zu erhöhen, daß er an der Spitze der Letzteren während eines heiligen Monats eine Wallfahrt nach Mekka machte. Nur von siebenhundert Mann begleitet zog er dahin. Die Kureïschiten, wohl einsehend, daß dieser Schritt Mohammed's Ansehen bei den Arabern heben müsse, beschlossen, sich zwar in der heiligen Zeit keinen Krieg zu erlauben, aber doch auch den gehaßten Gegner nicht in ihre Stadt und zur Kaaba zuzulassen. Sie verlegten ihm daher die Straße nach Mekka, und als er auf einem anderen Wege bis in die Nähe der Stadt gekommen war, suchten sie ihn durch Drohungen und kriegerische Rüstungen zu schrecken und zur Rückkehr zu bewegen. Sie erreichten ihren Zweck nicht, und verstanden sich (628) nach mehreren gegenseitigen Gesandtschaften zu einem Vertrage, vermöge dessen die Feindseligkeiten zehn Jahre eingestellt bleiben sollten. Mohammed mußte diesem Vertrage gemäß zwar sogleich umkehren, ohne die Stadt Mekka betreten zu haben, dagegen erhielt er aber die Erlaubniß, im nächsten Jahre mit den Seinigen drei Tage dort zuzubringen und den feierlichen Umgang um die Kaaba zu machen. Freilich mußte Mohammed dabei zugleich auch feierlich versprechen, jeden, der von den Kureïschiten zu ihm übertreten würde, auf Verlangen zurückzuschicken, während die Letzteren nicht verpflichtet sein sollten, die mohammedanischen Überläufer auszuliefern; allein auch dieser Punkt wurde bald nachher dem Grundsatz der Gleichheit gemäß abgeändert, und der Friedensschluß gewährte der ganzen Beschaffenheit der Verhältnisse nach dem Propheten größere Vortheile, als seinen Gegnern. Er ward dadurch seiner mächtigsten und erbittertsten Feinde los, und konnte seine Macht ungehindert nach anderen Seiten hin ausbreiten; ja, er durfte nun sogar mit den Kureïschiten in Verkehr treten und also auch hoffen, einen Theil von ihnen seiner Lehre zu gewinnen. Mohammed wandte sich zunächst wieder gegen einen Judenstaat. Acht Castelle, welche Cheibar oder die Hauptfestung der Juden umgaben, wurden bald erobert, Cheibar selbst aber trotzte lange. Abu Bekr und der schon längst zu Mohammed übergetretene Kureïschite Omar führten, da der Prophet selbst krank war, die Gläubigen zwei Tage nach einander vergebens zum Sturm; am dritten

gab der Prophet das Feldherrn-Banner dem Ali, dieser erschlug Marhab, den Helden der Juden, und Cheibar fiel, wiewohl erst durch Unterhandlung. Die Juden behielten Haus und Hof, mußten aber fortan jährlich die Hälfte ihres Einkommens als Tribut entrichten, und sich außerdem anheischig machen, sobald es verlangt werde, aus Arabien auszuwandern.

Jetzt war Mohammed als Eroberer furchtbar, und besaß so viel Macht und Ansehen, daß ein Theil der nach Abyssinien geflüchteten Gläubigen zu ihm zurückkehrte und daß er selbst fremde Herrscher zur Annahme seiner Lehre aufzufordern wagte. Er sandte Bekehrungsschreiben an Chosroës Parwiz von Persien, an den Kaiser Heraklius, an den griechischen Statthalter von Egypten, an den Gassaniden Amru, einen Vasallen des byzantinischen Kaisers, an den König von Abyssinien und an einige kleinere Fürsten. Alle zeigten Besorgniß und entließen die Gesandten mit höflicher Antwort; nur Parwiz zerriß das Schreiben des Propheten, und Amru wies nicht blos die Botschaft höhnisch zurück, sondern ließ auch einen mohammedanischen Missionär hinrichten. Der Erstere ward dafür von Mohammed verflucht und starb kurze Zeit nachher; gegen Letzteren aber schickte der Prophet dreitausend Mann unter dem Befehle seines ehemaligen Sklaven Zeid ab. Diese erlitten durch die Übermacht des Feindes eine Niederlage, bei welcher auch Zeid und zwei andere Führer fielen; doch wurden die Gläubigen nicht sowohl geschlagen, als vielmehr nur geschwächt, und Khaled, dem der Prophet wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit den Beinamen das Schwert Gottes ertheilte, führte sie glücklich wieder heim (629).

Die Mohammedaner waren längst über den zehnjährigen Frieden mit den Kureïschiten ungeduldig, es war ihnen daher sehr willkommen, daß diese, vielleicht durch den Ausgang des Feldzuges gegen Amru übermüthig gemacht, sich Gewaltthätigkeiten gegen Mohammed's Bundesgenossen erlaubten, und ihm so einen erwünschten Vorwand zur Erneuerung der Feindseligkeiten gaben. Mohammed überraschte die Mekkaner durch einen unerwarteten Zug gegen ihre Stadt, vor welcher er plötzlich mit zehntausend Mann erschien. Widerstand war unmöglich, und Mekka fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände Mohammed's (630). Die Geg-

ner wurden mit Schonung behandelt; sie erkannten Mohammed als Herrscher und Propheten an, und dieser ließ nur vier von ihnen mit dem Tode bestrafen. Er erklärte die eroberte Stadt wieder für eine heilige, durch keine Gewaltthätigkeit zu entweihende Stätte, und zertrümmerte alle in der Kaaba aufgestellte Götzenbilder. Mohammed's Glück machte alle heidnische Stämme des Hedschas auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam, sie verbanden sich daher zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen ihn, und lieferten ihm drei Stunden von Mekka eine Schlacht, die für ihn um so gefährlicher war, da er sich auf die zweitausend Mekkaner in seinem Heere nicht verlassen konnte. Erst nach einem heißen Kampfe, bei dem die Gläubigen anfangs die Flucht ergriffen hatten, errang er den Sieg; doch mußte er von der Festung Taïf, wohin sich ein Theil der Geschlagenen flüchtete, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen. Jetzt huldigten viele arabische Stämme freiwillig dem Propheten, welcher seit der Eroberung von Mekka Allen furchtbar war, Andere wurden gewaltsam unterworfen, und bald erkannte ihn fast das ganze Arabien als Oberhaupt an. Mohammed suchte hierauf auch die früher von Amru erlittene Niederlage durch einen Feldzug gegen die Byzantiner zu rächen, aber nur ungern und in verhältnißmäßig geringer Zahl folgten ihm seine Anhänger, er gab daher den Krieg gleich beim Beginne wieder auf, und begnügte sich mit der Unterwerfung einiger unbedeutenden byzantinischen Vasallen an der Grenze.

Dieser Zug war Mohammed's letzte Kriegsunternehmung. Bald nachher, im zehnten Jahre der Hedschra, veranstaltete er eine große Pilgerfahrt nach Mekka, an welcher nach der einen Angabe vierzigtausend, nach der andern sogar einhundert vierzehn tausend Gläubige Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit erließ er viele neue Vorschriften; die wichtigste derselben war, daß die Blutrache für immer aufgehoben und in Zukunft jede Schuld nicht durch die Betheiligten, sondern durch gesetzliche Richter bestraft werden solle. Von Mekka kehrte er wieder nach Medina zurück, und hier verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die er selbst für eine Wirkung des Giftes erklärte, welches ihm einige Jahre früher ein rachsüchtiges Judenweib in Cheibar beigebracht haben soll.

Er ließ sich während seiner Krankheit öfters in die Moschee bringen, redete dort zu dem versammelten Volke, ermahnte es zur Eintracht und zur Ausdauer im Glauben, und erklärte sich gegen jeden, den er auf irgend eine Weise gekränkt habe, zur Genugthuung bereit, indem er sagte, es sei besser, in dieser, als in der zukünftigen Welt zu erröthen. Vor seinem Tode ernannte er Zeid's Sohn Usama zum Anführer der Truppen, mit welchen er selbst einen neuen Kriegszug nach der byzantinischen Grenze hatte machen wollen, und empfahl den Gläubigen seinen Schwiegervater Abu Bekr als seinen besten Freund, sowie er schon auf seiner letzten Reise von Mekka nach Medina seinen Schwiegersohn Ali ihnen empfohlen hatte. Einen Nachfolger in der Herrschaft ernannte er nicht. Noch am letzten Tage seines Lebens ließ er sich, um zu beten, in die Moschee bringen. Kurz vor seinem Ende schenkte er seinen Sklaven die Freiheit, und ließ das wenige baare Geld, das er besaß, unter die Armen vertheilen. Seine letzten Worte waren: „Zu dem höchsten Gefährten im Paradies." Er starb im Juni 632. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter von der Chadidscha, Fatima, welche mit Ali vermählt war. Über die Bestattung seiner Leiche erhob sich ein heftiger Streit: die Mekkaner verlangten, daß dieselbe in ihre Stadt gebracht werde, die Medinenser aber wollten sie bei sich behalten. Endlich vereinigte man sich mit Rücksicht auf eine angebliche Erklärung von Mohammed selbst dahin, daß der Prophet da, wo er gestorben sei, beerdigt werde. Die Leiche wurde also an der Stelle, wo Mohammed's Krankenlager gewesen war, bestattet, und da sein Haus an die von ihm gestiftete Moschee angebaut war, und einige Zeit später zu dem vergrößerten Gotteshause hinzugezogen wurde, so befindet sich Mohammed's Grab in der Moschee selbst.

Mohammed war zwar zuletzt Beherrscher von fast ganz Arabien geworden, blieb aber ebenso, wie seine nächsten Nachfolger, den Sitten und der einfachen Lebensweise seines Volkes getreu. Er bereitete sich sogar oft seine Speisen selbst zu, flickte sich seine Kleider, reinigte sein Zimmer mit eigenen Händen und melkte seine Ziegen selbst. Seine gewöhnlichen Nahrungsmittel waren Gerstenbrod, Datteln und Wasser, und oft wurde einen ganzen

Monat hindurch kein Feuer in seinem Hause angezündet. Ebenso einfach war seine Kleidung. Auch nahm er als Prophet und als Herrscher für sich keine besonderen Ehrenbezeugungen in Anspruch; er erlaubte seinen Gefährten nicht einmal, vor ihm aufzustehen, wenn er zu ihnen kam. „Ich bin, sagte er mehrmals zu ihnen, ein Diener Gottes wie ihr, ich esse und trinke wie ihr, und setze mich wie jeder andere Mensch.“ Man darf sich überhaupt Mohammed nur als Stamm-Häuptling eines noch in patriarchalischer Weise und nach halb nomadischen Sitten lebenden Volkes denken, bei welchem es noch keinen merkbaren Unterschied der Verhältnisse und des individuellen Wesens gab, und alle äußeren und inneren Eigenthümlichkeiten der Menschen sich noch gleich geblieben waren. Daher waren auch die Tugenden wie die Fehler Mohammed's nichts Anderes als nationale Charakterzüge, die nur ihrem Grade nach von denen der übrigen Araber verschieden waren. Man rühmt besonders seine große Freigebigkeit und seinen wohlthätigen Sinn, aber dieser Vorzug war, wie bei seinen nächsten Nachfolgern, denen dasselbe Lob ertheilt wird, mehr in der nationalen Sitte und in den Umständen, als in dem persönlichen Charakter gegründet; er brauchte für sich selbst nur wenig, und ein einfaches, kriegerisches Volk wird durch Gewinn und Beute, durch Kraft und persönliches Übergewicht, nicht durch Glanz und Pracht an seinen Führer gefesselt. Nicht mit Unrecht machen die Bekenner des mohammedanischen Glaubens ihrem Propheten ein Verdienst daraus, daß er sich selbst zu beherrschen vermochte; denn obgleich von Natur reizbar und leidenschaftlich, wußte er doch gewöhnlich seines Zornes Meister zu werden, und übereilte Handlungen suchte er stets wieder gut zu machen. Wenn auf diese Weise Mohammed's Charakter schöne und achtungswerthe Seiten darbietet, so war er doch andererseits auch nicht, wie die Mohammedaner behaupten, fleckenlos und in jeder Hinsicht musterhaft. Das ihm von seinen Anhängern ertheilte Lob der Tapferkeit bewährte sich keineswegs bei allen Gelegenheiten, er zeigte sich sogar mehrere Male verzagt und furchtsam. Ebenso verhält es sich mit der gepriesenen Wahrhaftigkeit seiner Worte; es finden sich in seinen Aussagen Unwahrheiten, welche nicht als Ergebnisse der Selbsttäuschung angesehen werden können, sondern offenbar

mit Bewußtsein und Absichtlichkeit gesprochen wurden. Obgleich er höchstwahrscheinlich anfangs von seiner göttlichen Sendung selbst überzeugt war, so sind doch viele seiner späteren Lehren und Handlungen ohne Zweifel aus Herrschsucht und Schlauheit hervorgegangen. Auch war er ungeachtet seiner großen moralischen Kraft und Entschiedenheit nicht frei von Schwächen und Widersprüchen. Obgleich er z. B. für jeden Gläubigen die Zahl der Gattinnen auf vier beschränkte, so nahm er selbst doch nicht weniger als elf Frauen, indem er versicherte, von Gott in dieser Hinsicht die ausgedehnteste Freiheit erhalten zu haben.

Dessen ungeachtet hat sich Mohammed durch sein Auftreten als Religionsstifter große Verdienste um sein Volk und um die Welt erworben. Er hat nicht nur zuerst die in unzählige Stämme zertheilten Araber in Ein Volk zu vereinigen gewußt und zur Herrschaft des Ostens geleitet, sondern er hat auch in einem Lande, dessen Bewohner dem gröbsten Götzendienste huldigten, den Glauben an einen einzigen Gott, an ein Leben nach dem Tode und an eine moralische Bestimmung des Menschen für alle Zeiten festgestellt, und diese reineren Lehren durch seine Anhänger über viele Nationen ausgebreitet. Er hat ferner die Araber aus dem Zustande der Willkür, der Selbsthülfe und der Blutrache zur Anerkennung eines bindenden allgemeinen Gesetzes emporgehoben. Ebenso hat er auch durch seine Sittenlehre in den Arabern und in vielen anderen Völkern zuerst bessere und edlere Grundsätze des Handelns erweckt. Seine Landsleute waren, als er auftrat, trotz ihrer freigebigen Gastfreundschaft, ihrer Worttreue und ihrer ritterlichen Tapferkeit ein wirkliches Raubvolk, das Weib hatte unter ihnen keinen Schutz gegen Willkür und Mishandlung, und es war nichts Seltenes, daß Eltern ihre Töchter ermordeten, um sie vor Armuth zu bewahren. Mohammed hat durch seine Gebote manchen Sittenlosigkeiten seiner Landsleute Einhalt gethan, dem Weib eine gesetzlich bestimmte Stellung verschafft, den Armen gegen Noth gesichert, und alle Menschen als gleichberechtigte Brüder einander näher zu stellen gesucht.

Mohammed's Religion führt den Namen Islam, d. i. Hingebung, und die Bekenner desselben heißen Moslemin, d. i. Gott-Ergebene. Diese Religion ist dem Wesentlichen nach die

poetisch vorgetragene und als ein neues Gesetz verkündete ächte Nationalsitte der Araber, welche von Mohammed auf den ursprünglichen Glauben an Einen Gott und auf eine reinere Moral gegründet worden ist. Die Haupt-Dogmen sind: der Glauben an einen einzigen und unsichtbaren Gott, an die Offenbarungen desselben durch Mohammed und durch die ihm vorangegangenen Propheten, und an ein auf die Auferstehung der Todten folgendes Weltgericht, in welchem die Guten und Frommen belohnt, die Bösen und Ungläubigen bestraft werden. Obgleich Mohammed für den vollkommensten aller Propheten gilt, so wird er doch von seinen Anhängern nicht für einen Mittler oder Versöhner zwischen Gott und der Menschheit, sondern gewissermaßen blos als das Werkzeug angesehen, dessen sich Gott zur Kundmachung seiner letzten und höchsten Offenbarung bediente; ja, Mohammed's Leben gilt den Moslemin nicht einmal für ein reines und vollkommenes Vorbild der Tugend. Außer den eigentlichen Glaubenssätzen trug Mohammed die beste und reinste Moral vor, welche außer dem Christenthum jemals dem Orient gepredigt worden ist. Damit verband er nicht nur eine Reihe anderer Vorschriften, welche, wie die Fasten, das fünfmalige tägliche Gebet und die wenigstens einmal im Leben zu machende Wallfahrt nach Mekka, gottesdienstlicher oder ceremonieller Art waren, sondern er gab auch noch förmliche Staatsgesetze, welche die Abgaben, das Verhältniß der Bürger zu einander, die Criminal- und Civil-Justiz bestimmten. Daher ist auch der Koran oder das heilige Buch, welches Mohammed's Lehren enthält, in Verbindung mit den Aussprüchen und Beschlüssen der ersten Nachfolger des Propheten bei allen mohammedanischen Völkern zugleich das bürgerliche Gesetzbuch und gewissermaßen die Verfassungsurkunde des Staats. Hierin liegt offenbar einer der Hauptmängel der mohammedanischen Religion, weil durch die Vermischung des politischen und religiösen Lebens das Erstere in seiner Entwickelung gehemmt, und das Letztere leicht misbraucht und in den Hintergrund gedrängt wird. Eine der schlimmsten Seiten des Islam ist ferner die den Moslemin befohlene gewaltsame Ausbreitung des Glaubens oder das förmliche Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen. Außer Juden und Christen soll sogar kein Andersgläubiger im mohammedanischen Gebiete

geduldet werden, jene aber nur dann, wenn sie sich demüthigen und Tribut bezahlen. Der Islam ist auf diese Weise nicht allein zu einer völlig ausschließenden Religion gemacht worden, sondern er weckt und erhält auch in den ihn bekennenden Völkern kriegerische Rohheit und Eroberungssucht, und entfremdet sie also der übrigen Menschheit. Aus diesen und anderen Gründen hat auch der Despotismus im Staat sich von Anfang an bei allen mohammedanischen Völkern festgesetzt, obgleich Mohammed selbst durch besondere Vorschriften das Leben und Vermögen der Gläubigen gegen Willkür und Tyrannei sicher zu stellen suchte. Ebenso regt seine Lehre durch die gestattete Vielweiberei und durch die rein sinnlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode die Phantasie und Sinnlichkeit zu sehr auf, und nährt auf diese Weise die Rohheit des Sinnes. Übrigens pflegt man in Europa dem arabischen Propheten mit Unrecht die Erniedrigung Schuld zu geben, welche bei den mohammedanischen Völkern das Weib zu erdulden hat, und ebenso fälschlich wird in vielen christlichen Geschichtsbüchern behauptet, er habe den Frauen sogar die Seele abgesprochen und sie vom Paradiese ausgeschlossen. Das Letztere wird durch bestimmte Aussprüche Mohammed's geradezu widerlegt, und das Erstere hat seinen Grund nicht in den Lehren Mohammed's, sondern in der Polygamie, welche schon vor ihm bei den Arabern herrschend war; von ihm ward vielmehr die Zahl der Weiber, die dem Manne erlaubt ist, beschränkt. Freilich hängt jene Stellung der Frauen wegen der rohen kriegerischen Richtung, welche Mohammed seinen Bekennern gab, und wegen des grob sinnlichen Charakters mancher Vorstellungen, die einen Theil seiner Lehren bilden, mit diesen mittelbar zusammen. Auch die unter den Mohammedanern herrschende Lehre vom Fatalismus oder der Glaube an eine unabänderlich vorausbestimmte und durch nichts, also auch durch die menschliche Willensfreiheit nicht bedingte Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen und Schicksale hatte nachtheilige Wirkungen. Sie ist zwar nicht von Mohammed selbst gepredigt worden, entwickelte sich aber auf ganz natürliche Weise aus seinem alle anderen Rücksichten hintansetzenden Streben, seinen Anhängern das festeste Vertrauen in den Willen Gottes einzuprägen, und ihnen aufopfernden Muth bei der Verbreitung des Glaubens an-

erschütterlich zu machen. Den verderblichsten Einfluß übte Mohammed dadurch aus, daß er seine Lehre als den vollkommensten Inbegriff aller geistigen Entwickelung und Bildung darstellte und, um jeder Verirrung zur Vielgötterei und zum Götzendienste vorzubeugen, den Gläubigen verbot, irgend ein lebendes Wesen im Bilde darzustellen. Er hat dadurch die freie Entwickelung des Geistes erschwert, der philosophischen Bildung eine Schranke gesetzt, die Kunst in die engsten Grenzen gebannt, und auf diese Weise nicht nur eine Hauptquelle der Veredlung verstopft, sondern auch die Erhebung zur geistigen Freiheit und Selbstständigkeit fast unmöglich gemacht. Faßt man alle diese Nachtheile zusammen, so wird man einsehen, daß Mohammed's Lehre, trotz ihrer reineren sittlichen Tendenz und trotz ihrer Begründung eines Glaubens an Einen Gott, unter den Völkern des Ostens den alten orientalischen Charakter des Lebens mit allen seinen Mängeln neu beleben mußte.

Mohammed's Lehren sind in einer erst nach seinem Tode gemachten Sammlung seiner Offenbarungen niedergelegt, welche den Namen Koran führt. Der Prophet selbst hat wahrscheinlich nie lesen und schreiben gelernt, er ließ aber schon während seiner Lebzeiten die meisten seiner Offenbarungen, welche er auf übernatürliche Weise von Gott erhalten zu haben behauptete, wörtlich niederschreiben; die andern wurden durch das Gedächtniß seiner begeisterten Anhänger erhalten. Alle diese Schriften, welche theils auf Pergament, theils auf Leder, theils sogar auf Palmblätter, Knochen und Steine aufgezeichnet waren, und sich bei Mohammed's Tode in verschiedenen Händen befanden, sammelte Mohammed's erster Nachfolger in der Herrschaft, Abu Bekr, und vereinigte sie, mit den mündlich überlieferten Stücken zu einem einzigen Buche. Da sich bald nachher Verschiedenheit in den Abschriften dieses Werkes zeigte und darüber Streit entstand, so ließ der dritte Khalif oder Beherrscher der Mohammedaner, Othman, eine neue Ausgabe desselben machen, und alle davon abweichende Copien aufsuchen und verbrennen. Daß unter diesen Umständen Mohammed's Aussprüche von Entstellungen und Zusätzen nicht frei bleiben konnten, versteht sich von selbst; doch waren die Veränderungen, die der Koran dadurch erlitt, wohl nicht bedeu-

tend, weil Abu-Bekr's und Othman's Arbeiten bald nach Mohammed's Tode, also zu einer Zeit gemacht wurden, wo noch viele Gefährten des Propheten selbst lebten, die seine Aussprüche im Gedächtnisse trugen. Jedenfalls gilt der Koran den Mahammedanern selbst als das wirkliche Wort Gottes, wie es der Welt durch den Propheten offenbart worden sei. Doch finden sich nicht wenige Widersprüche in dem Buche, indem manche Gebote oder Verbote durch andere geradezu wieder aufgehoben werden, und an einer Stelle spricht sogar Mohammed selbst aus, er habe manchen Vers des Koran's widerrufen, um ihn durch einen besseren zu ersetzen. Offenbar rühren diese Widersprüche weniger von der zweimaligen Redaction des Buches her, obgleich vermuthlich weder Abu Bekr noch Othman es an Auslassungen und Zusätzen fehlen ließen, als vielmehr daher, daß Mohammed kein Bedenken trug, seine Lehren den veränderten Umständen anzupassen. So hat er z. B., wie bereits oben angegeben wurde, zu der Zeit, als er die Juden Arabiens für sich zu gewinnen suchte, Jerusalem für die Kibla erklärt, später aber, nachdem er seinen Plan geändert hatte, die Kaaba zu Mekka.

Übrigens enthält der Koran, welcher in hundert vierzehn Suren oder Kapitel eingetheilt ist, nicht allein unzählige Wiederholungen, sondern er leidet auch an einer so großen Unordnung in der Zusammenstellung der verschiedenen Offenbarungen, daß diese weder nach der Zeitfolge noch nach ihrem inneren Zusammenhange neben einander gesetzt sind, und daß es geradezu scheint, als hätte man bei der Abfassung des Buches die Materialien so zusammengefügt, wie sie den mit der Redaction beauftragten Männern unter die Hände kamen. Es gibt sogar einzelne Suren, von welchen der eine Theil erwiesener Maßen einer viel früheren oder späteren Zeit angehört, als der andere.

4. Geschichte der Araber unter den vier ersten Khalifen.

So fest gegründet auch Mohammed's Lehre schien, so fiel doch bei seinem Tode ein großer Theil der Araber von dem neuen Glauben ab. Theils erhoben sich hier und da falsche Propheten, um Mohammed's Rolle zu spielen, theils war man der unter den

Bekennern des Islam's eingeführten Armenſteuer überdrüſſig, theils und hauptſächlich regte ſich die alte Eiferſucht, vermöge deren die einzelnen Stämme nur einem Häuptling ihres eigenen Geſchlechtes gehorchen wollten. Sogar die meiſten Mekkaner waren zum Abfall geneigt. Unter den treu gebliebenen Anhängern Mohammed's aber drohte eine bedenkliche Zwietracht über die Nachfolge in der Herrſchaft auszubrechen. Die nächſten Anverwandten des Propheten waren Abu Bekr, der Vater von Mohammed's Gattin Aiſcha, und Ali, Abu Talif's Sohn, welcher von Mohammed an Kindesſtatt angenommen worden war, und außerdem als Vetter und Schwiegerſohn desſelben die meiſten Anſprüche hatte. Beide gehörten dem Geſchlechte der Kureiſchiten an, und hatten deshalb die Stimme der Mekkaner für ſich. Die meiſten Medinenſer dagegen wollten einen Mann ihres Stammes zum Herrſcher eingeſetzt haben, ſie waren aber über die Wahl desſelben unter ſich uneinig und erreichten daher ihren Zweck nicht. Von den beiden genannten Männern war Ali nicht allein mehr, als Abu Bekr, zur Herrſchaft berechtigt, ſondern ihm würde dieſelbe auch, wenn es dabei auf den Vorzug des Herzens und der Geſinnung angekommen wäre, vor allen anderen Mohammedanern gebührt haben. Ali war ein wahrhaft edler Mann, beſaß ächte Frömmigkeit, und zeichnete ſich durch große Milde und Menſchenfreundlichkeit aus. Er war der einzige unter den Moslemin, den der Geiſt der Gottheit anwehte. Mohammed ſelbſt ſoll ihn ſeinen Aaron, ſeinen Bruder in dieſer und jener Welt und die Pforte der Stadt der Wiſſenſchaft genannt haben. Ali bewährte ſein edles Weſen nicht nur durch die Grundſätze und Lebensanſichten, welche er in einer auf unſere Zeiten gekommenen, jedoch nicht ganz zuverläſſig von ihm herrührenden Sammlung von Sprüchen niedergelegt hat, ſondern noch mehr durch ſeinen Wandel. Allein alle dieſe Vorzüge konnten bei der Wahl eines Nachfolgers Mohammed's nicht den Ausſchlag geben, da es dabei weit mehr auf Kraft und Gewandtheit ankam. Alles, was den Glauben und die Sittenlehre anging, war durch Mohammed ein für alle Mal feſtgeſtellt und abgeſchloſſen worden; das Reich dagegen, welches in Folge ſeines Auftretens als Prophet entſtanden war, mußte erſt befeſtigt und gewiſſermaßen neu geſchaffen werden. Dazu war der edle, begeiſterte

und ſanfte Ali weniger tüchtig, als der beſonnene, ſchlaue, alte Abu Bekr. Dieſer wurde daher gleich anfangs von faſt allen älteren Moslemin als Khalif d. i. als Nachfolger des Propheten anerkannt, und es hielt ihm in Verbindung mit denſelben nicht ſchwer, den ſchwachen Widerſtand der unter ſich uneinigen Medinenſer zu überwältigen. Auch Ali huldigte ihm, obgleich es demſelben nicht an entſchiedenen Anhängern gefehlt haben würde, und einer der älteſten Gefährten des Propheten ſogar das Schwert für ihn zog. Er ging, als gleich nach geſchehener Wahl Omar zur Beſtürmung von Ali's Haus abgeſchickt wurde, dieſem ruhig entgegen, und erkannte Abu Bekr als Herrſcher an.

Abu Bekr's erſte Regierungshandlung war, daß er den unter Uſama's Führung verſammelten Truppen befahl, den Feldzug nach der ſyriſchen Grenze zu beginnen, welchen noch Mohammed beſchloſſen gehabt hatte. Während dieſes Zuges, welchen Uſama in kurzer Zeit glücklich beendigte, bekriegte der Khalif ſelbſt einige empörte Stämme in der Nähe von Medina; und als Uſama zurückgekehrt war, ſchickte er alle marſchfertige Truppen unter elf Anführern ab, um auch die entfernteren Stämme, welche abtrünnig geworden waren, zu unterwerfen. Unter heftigen Kämpfen wurden die Empörten nach und nach unterworfen, und zum Theil mit großer Härte beſtraft. Beſonders entehrte Khaled, der angeſehenſte von den elf Anführern, ſeine Siege durch Grauſamkeiten.

Nach der Unterwerfung von Arabien begann Abu Bekr ſogleich die Ausbreitung des Islam's außerhalb ſeines Vaterlandes. Er ſchickte Khaled gegen die nächſte Provinz des perſiſchen Reiches. Dieſer eröffnete den Krieg mit einer ſiegreichen Schlacht, welche die Kettenſchlacht genannt ward, weil ein Theil der perſiſchen Truppen, welchem ihr Anführer entweder nicht recht traute oder dem er die Flucht vor dem Kampfe unmöglich machen wollte, bis zur Eröffnung desſelben mit Ketten aneinander gefeſſelt war. Durch einige andere Siege bahnte ſich Khaled hierauf den Weg zu der perſiſchen Provinz Irak am Euphrat. Von dort wandte er ſich gegen die in der Nähe des alten Babylon gelegene Stadt Hira, den Mittelpunkt eines chriſtlich-arabiſchen Staates, deſſen Beherrſcher unter perſiſcher Hoheit ſtand. Stadt und Land wurden unterworfen, und auch einige andere perſiſche Vaſallen hul-

digten hierauf dem siegreichen Feldherrn. Dieser erfocht bald noch mehrere Siege über die Perser und über ihre arabischen Hülfstruppen, und dehnte die Herrschaft des Khalifen bis an den unteren Euphrat aus, ward aber mitten im Laufe seiner Siege von Abu Bekr zurückgerufen. Der Khalif hatte nämlich auch die byzantinische Provinz Syrien durch ein Heer angreifen lassen, dieses ward aber durch den griechischen General Sergius am Vordringen gehindert. Er hielt daher für gut, die Eroberungen im Osten einstweilen nicht weiter zu verfolgen, und seine ganze Macht gegen Syrien zu richten. Khaled's Erscheinung brachte auch wirklich eine Wendung hervor, dies fand jedoch erst unter Abu Bekr's Nachfolger Statt.

Der alte Abu Bekr starb schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (634). Er hatte die Führung der von ihm veranstalteten Kriege jüngeren Männern überlassen, und dagegen sich selbst ein anderes wichtiges Verdienst erworben. Er ließ nämlich die theils einzeln niedergeschriebenen, theils im Gedächtnisse aufbewahrten Offenbarungen des Propheten sammeln und in ein Ganzes vereinigen. Er gab also der Religion Mahammed's eine geschriebene Grundlage und damit zugleich dem neuen Reiche ein Gesetzbuch, oder mit anderen Worten, er setzte der Lüge und der Überlieferung eine Schranke, und befestigte den neuen arabischen Staat durch gesetzliche Bestimmungen, welche als Aussprüche des Propheten unumstößlich waren und daher die Verbindung der Gläubigen eine Zeitlang vor zerstörenden Erschütterungen bewahrten. Auch dadurch, daß er noch vor seinem Tode einen Nachfolger ernannte, machte er sich um den jungen mohammedanischen Staat verdient; denn dieser wäre sonst vielleicht durch einen Bürgerkrieg zerrissen worden, der um so gefährlicher hätte werden können, als man sich damals mit zwei Reichen zugleich im Kriegszustande befand. Die Wahl des Nachfolgers gab sich übrigens ganz von selbst; denn Omar, durch dessen Unterstützung Abu Bekr hauptsächlich das Khalifat erhalten hatte, war ungeachtet seiner Feindschaft mit Khaled nicht zu umgehen, weil er nicht nur von Abu Bekr schon während seiner Krankheit zum Imam oder Vorbeter und geistlichen Oberhaupte ernannt worden war, sondern auch von Anfang an den größten Einfluß auf die Regierung ge-

übt hatte. Ali wurde also zum zweiten Male zurückgesetzt; dies konnte aber jetzt noch leichter als früher geschehen, da man das geistliche Amt als eine wesentliche Eigenschaft des Beherrschers der Gläubigen ansah, und daher dem Omar als Imam den Vorzug geben mußte. Übrigens ist es für den Charakter des neuen arabischen Reiches und seiner ersten Herrscher bezeichnend, daß Abu Bekr, ungeachtet der von seinen Feldherrn eingesandten reichen Beute, sein ganzes Leben hindurch nach Hirtenweise schlicht und einfach lebte, und daß unter ihm noch nicht die geringste Spur von dem zu finden war, was nach orientalischen Begriffen zur äußeren Darstellung der Herrscherwürde gehört. Er fuhr sogar als Khalif eine Zeitlang fort, Handel zu treiben und seine Heerde auf die Weide zu führen.

Der Khalif Omar I., der schon unter Abu Bekr die Regierung eigentlich geführt hatte, besaß alle nöthige Eigenschaften, um das mohammedanische Reich fest zu gründen und weiter auszubreiten, und leistete demselben in den zehn Jahren seiner Regierung (634—644) die besten Dienste. Eine seiner ersten Maßregeln war, daß er Khaled vom Oberbefehl des syrischen Heeres entfernte; er that dieses aber nicht wegen der schrecklichen Grausamkeiten, die sich Khaled auch in Irak und Syrien erlaubt hatte, sondern aus Privatfeindschaft. In Syrien hatte Khaled's Erscheinung den Unternehmungen der Mohammedaner kurz vor Omar's Regierungsantritt erst recht den Weg gebahnt, zumal da es ihm gleich anfangs gelungen war, die unter den mohammedanischen Anführern ausgebrochene Uneinigkeit und Eifersucht zu dämpfen. Es ward aber nachher den Eroberern leicht, in Syrien vorzudringen, weil die dortigen Christen, einem trägen, sinnlichen Leben ergeben, durch Sectengeist zerrissen und des Sinnes für Vaterland und Ehre ermangelnd, den Ungläubigen gern die Kopfsteuer entrichteten, wenn sie nur dafür Ruhe hatten und nicht in den Krieg zu ziehen brauchten; an Despotie waren sie ohnehin längst gewöhnt. Bald nach Khaled's Ankunft in Syrien war es beim Flusse Jarmuk oder Schariat Mandur im Süden des Tiberias-Sees zu einer entscheidenden Schlacht gekommen. Ein etwa achtzigtausend Mann starkes griechisches Heer focht in derselben gegen sechsunddreißigtausend Mohammedaner, und ward völlig geschla-

gen, wiewohl weniger durch die Tapferkeit der Letzteren, als vielmehr in Folge der Verrätherei des griechischen Generals Sergius, welcher mitten im Kampfe zum Feinde überging und dadurch große Verwirrung unter seinen Landsleuten hervorbrachte. Ein bedeutender Theil der Griechen, aber auch dreitausend Mohammedaner verloren das Leben. Diese Schlacht, welche schon unter Omar's Khalifat geliefert wurde, zog zunächst den Fall der wichtigen Stadt Damaskus nach sich. Die Bewohner von Damaskus hielten zwar eine lange Belagerung aus, mußten aber zuletzt, als alle Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, capituliren. Während sie noch mit den Arabern unterhandelten, drang der blutdürstige Khaled durch ein schlecht bewachtes Thor ein, und vergoß in den Straßen der Stadt Ströme von Blut. Unmittelbar nach der Einnahme von Damaskus ward der Oberbefehl ihm abgenommen und dem sanften Abu Ubeida übergeben; doch diente Khaled auch unter diesem gern, weil er eben so eifrig für die Verbreitung des Glaubens, als grausam war.

Auch die Städte Hems, Antiochia, Baalbek, überhaupt die ganze Provinz Syrien fielen in die Gewalt der Mohammedaner. Nur Cäsarea und Jerusalem leisteten einen längeren Widerstand. Die letztere Stadt wollte sich nur dem Khalifen selbst ergeben, und da sie ein auch den Moslemin heiliger Ort war, so ging Abu Ubeida aus Furcht, sie möchte durch die Wuth der Seinigen entweiht werden, auf dieses Begehren ein, und bewog Omar nach Syrien zu kommen, um die Schlüssel der Stadt in Empfang zu nehmen. Omar erschien und schloß eine Capitulation, welche gewissenhaft eingehalten wurde, und nach der die Einwohner zwar am Leben und Gut nicht beschädigt wurden und ihren christlichen Glauben auch fernerhin öffentlich ausüben durften, aber eine jährliche Kopfsteuer entrichten, jeden reisenden Muselmann drei Tage lang bewirthen, die Kreuze von ihren Kirchen abnehmen, das Glockengeläute abschaffen, sich durch ihre Kleidung von den Mohammedanern unterscheiden und jeden derselben in die Kirchen zulassen mußten. Omar's Reise nach Jerusalem und seine Erscheinung in dieser Stadt ist in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils weil dadurch die Heiligkeit der Stadt in den Augen der Mohammedaner gehoben wurde, theils und vorzüglich weil die große

Einfachheit seines Aufzugs so sehr gegen die Pracht und den Glanz der späteren Khalifen absticht. Er führte seinen Wasserschlauch und die zu seiner Nahrung bestimmten Säcke mit Korn und Datteln auf demselben Kameele, welches ihn selbst trug, bei sich, aß unterwegs mit allen seinen Reisegenossen aus Einer Schüssel, und züchtigte jeden Strafbaren, den er irgendwo antraf, mit eigener Hand. In Jerusalem ließ Omar an der Stelle, wo einst der Tempel Salomonis gestanden haben soll, eine Moschee erbauen, welche von seinen Nachfolgern vollendet ward, und noch jetzt für eines der größten Heiligthümer der mohammedanischen Welt gilt.

Kurze Zeit später, als Syrien den Griechen für immer entrissen ward (639), fiel auch die wichtige Provinz Egypten in die Hände der Mohammedaner. Die Bewohner dieses Landes waren in zwei gegen einander sehr erbitterte Parteien zerfallen. Die Kopten oder die aus Nachkommen der alten Egypter, aus eingewanderten Nubiern, Abyssiniern, Negern und Juden bestehenden eigentlichen Landeseingebornen, welche die Klassen der Bauern, Handwerker, Kaufleute und Unterbeamten bildeten und mindestens sechs Millionen Seelen betragen haben sollen, huldigten der Lehre der Monophysiten (s. oben S. 8); die in Egypten angesiedelten Römer und Griechen dagegen, sowie ein Theil der kaiserlichen Truppen und die Oberbeamten, welche zum großen Verdruß der Eingebornen immer aus anderen Provinzen des Reiches geschickt wurden, gehörten zu der vom Hofe begünstigten Secte der Nestorianer, ihre Anzahl belief sich aber blos auf höchstens dreimalhunderttausend. Beide Parteien haßten einander nicht nur als eifrige Secten, sondern auch als verschiedene Nationen. Die Kopten standen dabei aber trotz ihrer weit stärkeren Zahl im größten Nachtheil; denn ihre Gegner oder, wie man sie zu nennen pflegte, die Melkiten (d. i. Royalisten) waren im Besitz der Gewalt und gebrauchten dieselbe zur Unterdrückung der Kopten. Die griechischen Bischöfe nahmen alle Einkünfte der Kirche für sich in Anspruch, die Geistlichen der Kopten aber wurden von ihnen verfolgt, und ihr Patriarch Benjamin war mehrere Jahre vorher sogar geächtet worden, so daß er sich wie ein Verbrecher verstellt halten mußte. Die Bevölkerung von Egypten war also beim Einbruche der Mohammedaner durch Secten- und Nationalhaß zer-

rissen, und die bei weitem überwiegende Mehrzahl derselben besaß nicht allein keine Anhänglichkeit an die Reichsregierung, sondern sie sah vielmehr den heranziehenden Feind als willkommenen Retter von Druck und Verfolgung an. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die Araber, obgleich sie kein einziges Schiff besaßen, ohne große Schwierigkeit ein Land besetzten, welches durch eine bloße Landmacht sonst nicht zu erobern und zu behaupten ist.

Omar schickte gleich nach der Eroberung von Syrien (639) den tüchtigen Feldherrn Amru zur Eroberung von Egypten ab, obgleich dessen Heer nur aus viertausend Mann bestand. Bald nachher schien es indessen ihm selbst wieder bedenklich, ein stark bevölkertes Land mit einer so geringen Macht angreifen zu lassen. Er rief deshalb Amru wieder zurück, dieser war aber, als er den Befehl des Khalifen erhielt, entweder schon in Egypten eingerückt, oder sah die Leichtigkeit der Eroberung eines so wichtigen Landes zu deutlich ein, als daß er hätte gehorchen sollen. Einige Zeit nachher, als Amru die griechischen Truppen bereits in mehreren Treffen geschlagen hatte, sandte ihm Omar eine Verstärkung von zwölftausend Mann unter Zubeir, einem der Gefährten Mohammed's. Nun fielen alle Kopten von der verhaßten byzantinischen Regierung ab. Ihr geächteter Patriarch oder, nach einer anderen Angabe, einer ihrer weltlichen Großen, Mukaukas, welcher früher kaiserlicher Statthalter gewesen war, und als solcher Mohammed's Aufforderung zur Annahme des Islam's durch kostbare Ehrengeschenke erwidert hatte, schloß einen förmlichen Unterwerfungsvertrag mit Amru. Nach diesem Vertrage mußten die Kopten sich zwar zu der allen Nicht-Mohammedanern auferlegten Kopfsteuer und außerdem sogar noch zu einer Grundsteuer verstehen; beide Abgaben wurden aber äußerst mäßig gegriffen, und die Kopten erfreuten sich unter der arabischen Herrschaft einer viel größeren Freiheit und Duldung, als sie unter den Griechen gehabt hatten: sie hatten in allen Angelegenheiten des Glaubens und in ihren kirchlichen Einrichtungen völlige Unabhängigkeit, behielten alle ihre Güter und Besitzungen, waren in Betreff ihrer Personen gegen Gewaltthätigkeiten sicher gestellt, und durften sogar die Kreuze auf ihren Kirchen lassen. Amru war auch nachher schlau genug, sich gegen die Kopten und ihren Patriarchen sehr

freundlich und sogar schmeichelnd zu benehmen, weil er darin ein Hauptmittel erkannte, den Besitz des Landes zu behaupten. Wirklich unterstützten ihn auch die Kopten in seinen Unternehmungen aufs eifrigste. Die griechischen Truppen wurden noch einige Male geschlagen; sie gaben zuletzt das ganze Land preis, und zogen sich nach Alexandria zurück. Diese Stadt ward von Amru lange Zeit vergebens belagert; denn da sie von der See her mit Lebensmitteln versorgt werden konnte, so half den Arabern alle ihre Kühnheit und Tapferkeit nichts. Auch bot Heraklius Alles auf, um von Constantinopel aus die Belagerten zu unterstützen und durch den Besitz von Alexandria festen Fuß in dem sonst ganz verlorenen Lande zu behalten. Erst als er (im Frühjahr 641) gestorben war, und heftige Thronstreitigkeiten ausbrachen, über welche man in Constantinopel das bedrängte Alexandria ganz vergaß, ward den Moslemin die Eroberung der Stadt möglich. Doch behauptete sich Alexandria noch bis zum December (641). Nach der Angabe einiger viel später lebenden arabischen Geschichtschreiber wäre in Folge der Eroberung dieser Stadt auch die berühmte alexandrinische Bibliothek (s. Th. III. S. 53) untergegangen. Amru soll nämlich, als er die Stadt eingenommen hatte, über diese Bibliothek beim Khalifen angefragt und von ihm die Antwort erhalten haben: „Stimmen die Bücher der Bibliothek mit dem Koran überein, so sind sie unnütz und brauchen nicht aufbewahrt zu werden; im entgegengesetzten Falle aber sind sie schädlich und müssen vernichtet werden.“ Amru befahl daher, wie es heißt, die Verbrennung der ganzen Bibliothek; die Bücher wurden zur Heizung der Bäder von Alexandria verwendet, und ihre Zahl soll so groß gewesen sein, daß man mit ihnen nicht weniger als sechs Monate lang in allen Bädern dieser volkreichen Stadt das nöthige Feuer unterhalten habe. Die ganze Erzählung ist ein Mährchen; denn die berühmte Bibliothek der Ptolemäer war bereits in Cäsar's egyptischem Feldzuge größtentheils ein Raub der Flammen geworden, und auch der geringe Überrest derselben war lange vor der mohammedanischen Eroberung untergegangen; ja, man muß sogar nach dem ganzen Zustande der damaligen griechischen Bildung nach für gewiß annehmen, daß die Bewohner von Alexandria schon längst keine oder doch nur sehr wenige heidnische Schriften besaßen.

Amru schlug in der Nähe der alten Stadt Memphis ein Haupt-Standquartier seines Heeres auf, welches Fostat d. i. das Zelt genannt wurde, und sich nach und nach in eine große Stadt umwandelte, die einige Jahrhunderte später den Namen Kairo d. i. Siegesstadt erhielt. Das eroberte Nil-Land ward für die Mohammedaner nicht nur die erste Stufe zur Unterwerfung von ganz Nord-Afrika, sondern auch eine Nahrungsquelle und Kornkammer für das meist unfruchtbare Arabien. Aus diesem Grunde ließ Omar auch vom Nil nach dem rothen Meere einen Kanal graben, bei dessen Erbauung die in Verfall gerathenen älteren Kanäle von Necho, Darius Hystaspis und anderen Beherrschern Egyptens benutzt wurden. Übrigens dehnte Amru, der als Statthalter in Egypten blieb, seine Eroberungen noch über das Land Barka und bis nach Tripoli hin aus.

Während der Fortschritt der mohammedanischen Waffen im Osten und Westen die einzelnen Krieger durch Beute bereicherte, und deshalb Tausende, ja ganze Stämme von Arabern zu den Fahnen des Glaubens herbeizog, mußten die Eroberungen auch auf den neuen arabischen Staat und seine Einrichtungen zurückwirken. Dieser hatte seither ohne irgend ein System der Verwaltung bestanden; ein solcher Zustand konnte aber unmöglich fortdauern, und besonders mußte sich das Bedürfniß bestimmter finanzieller Anordnungen fühlbar machen, sobald nicht nur ganze zinspflichtige Länder erobert und an verschiedenen Punkten stehende Lager errichtet worden waren, sondern auch Tausende von Gläubigen mehrere Jahre hinter einander mit dem Kriege beschäftigt waren. Mohammed hatte verordnet, daß vier Fünftel der Beute unter die Krieger vertheilt, das übrige Fünftel theils ihm und seinen Verwandten gegeben, theils für Arme, Waisen und Wanderer verwendet werden sollte. Dies war bisher immer geschehen, und Mohammed wie Abu Bekr hatte über den ihm zugefallenen Theil nach den Bedürfnissen des Augenblicks verfügt; Omar dagegen, unter welchem nicht nur jenes Fünftel, sondern auch die Armensteuer der Mohammedaner und die Abgaben der Ungläubigen schnell und bedeutend zunahmen, war genöthigt, eine Art von Finanzverwaltung einzurichten. Er ließ ein Register aller Gläubigen und Ungläubigen, sowie ein genaues Verzeichniß der Staats-

einnahmen machen, und verwandelte also das, was seither nur Almosen und unbestimmter Tribut gewesen war, in eigentliche Steuern und Abgaben. Die Einkünfte des Staats verwendete er hauptsächlich dazu, daß er den Verwandten des Propheten einen jährlichen Gehalt und den Kriegern bestimmte Belohnungen auszahlen ließ. Da nun die Letzteren in Folge davon bei aller Ungewißheit der Beute stets einen sicheren Gewinn vom Kriege hatten, so wuchs dadurch die Zahl der zu den Waffen strömenden Menge noch mehr. Übrigens gaben diese neuen Einrichtungen Omar's auch die erste Veranlassung zur Einführung der bereits oben (S. 28) erwähnten mohammedanischen Zeitrechnung; denn da man bei den Steuerregistern einer Zählung nach Jahren bedurfte, so ward Mohammed's Flucht aus Mekka zum Anfangspunkt derselben gemacht, man rechnete aber, um die gewohnte Reihenfolge der Monate nicht zu stören, nicht vom Tage derselben an, sondern vom ersten Tage des Jahres, in welchem sie Statt gefunden hatte.

Außer den griechischen Provinzen Syrien und Egypten ward unter Omar's Regierung auch das persische Reich von den Mohammedanern erobert. Sie waren schon ein Jahr nach Mohammed's Tode unter Khaled's Führung in die persische Provinz Irak am unteren Euphrat eingebrochen. Der Krieg in Syrien hatte aber den ersten Khalifen bewogen, seinen Feldherrn mit einem Theile des Heeres aus Irak abzurufen, und die Mohammedaner wurden hierauf aus fast allen bereits eroberten Gegenden zurückgedrängt. Omar wandte gleich nach seinem Regierungsantritt seine ganze Aufmerksamkeit dem persischen Kriege zu. Die Mohammedaner hatten in diesem Kriege den großen Vortheil für sich, daß sie selbst von einer festen Hand geleitet wurden, während ihre Gegner durch öftere Thronstreitigkeiten gelähmt wurden und zuletzt, unter der Regierung von Chosroës Parwiz Schwester Buran, alle Übel einer ohnmächtigen Weiberherrschaft zu erdulden hatten. Zwar entledigten sie sich endlich der Letzteren, und der zum Herrscher eingesetzte Jezdegerd, der Letzte der Sassaniden, ergriff ungeachtet seines jugendlichen Alters sogleich energische Maßregeln; aber zu derselben Zeit schickte der Khalif dem mohammedanischen Heere bedeutende Verstärkungen, und dieses erhielt

in Saad, einem der ältesten Gefährten des Propheten, einen ausgezeichneten Führer. Der persische Feldherr Rustum entwarf den besten Kriegsplan gegen einen Feind, der durch Zahl, Körperkraft, religiöse Begeisterung und angeborenen Muth Achtung einflößte: er hielt sich hinter dem Euphrat, ließ sich mehrere Monate lang in keinen Kampf ein, und erwartete die beste Hülfe von den Verlegenheiten, welche der Hunger den am Rande der syrischen Wüste stehenden Arabern über kurz oder lang bereiten mußte. Allein die Unbesonnenheit des einundzwanzigjährigen Königs Jezdegerd vereitelte den Plan des persischen Feldherrn. Rustum mußte auf Befehl des Königs über den Euphrat ziehen und dem Feinde eine Schlacht anbieten. Diese Schlacht, welche (635 oder 636) bei Kadesia geliefert wurde, dauerte drei Tage hinter einander, und endigte erst am vierten mit einem vollständigen Siege der Araber. Das persische Heer ward zersprengt und der größte Theil desselben sammt seinem Führer aufgerieben; doch fanden auch von den Arabern nicht weniger als siebentausend den Tod. In Folge der Schlacht bei Kadesia wurde das ganze im Westen des Tigris gelegene Land den Persern entrissen. Die kurze Zeit der Ruhe, welche nach derselben eintrat, ward von den Arabern benutzt, um sich den bleibenden Besitz dieses Landes zu sichern, und aus einem ihrer Standquartiere entstand damals die nachher so berühmt gewordene Stadt Baßra oder Bassora am Schat el Arab.

Beim Wiederbeginn des Krieges setzten die Araber über den Tigris, und bemächtigten sich nach vielen Gefechten der am östlichen Ufer dieses Flusses gelegenen Residenz des Perser-Königs, Ktesiphon oder, wie sie damals hieß, Madain (637). Hier machten sie eine so reiche Beute, daß bei der Vertheilung derselben jeder der sechszigtausend Moslemin, welche das Heer bildeten, zwölftausend Dirhem erhalten haben soll, eine ungeheuere Summe, da ein Dirhem nach unserm Gelde zu ungefähr einem halben Gulden oder etwa einem Drittel-Thaler anzuschlagen ist. Die Berichte über die vorgefundenen Schätze und Kunstwerke dieser Stadt beweisen uns, mögen sie auch noch so sehr übertrieben sein, den hohen Grad von Cultur, Reichthum und Blüthe des untergehenden persischen Reiches. Am merkwürdigsten sind die

Beſchreibungen von der Pracht und dem Glanze der dortigen Königsburg, welche Nuſchirwan's Vater erbaut hatte, und deren Trümmer ſich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Man fand in dieſem ſogenannten weißen Palaſte einen goldenen Thron, die koſtbare Reichskrone, viele mit Edelſteinen beſetzte Kunſtwerke und beſonders einen prachtvollen Teppich von dreihundert Ellen Länge und ſechszig Ellen Breite, auf welchem ein Garten eingewirkt war, deſſen Bäume, Blüthen und Früchte aus Edelſteinen beſtanden. Unmittelbar nach der Beſetzung von Madain, welches ſeitdem allmälig verlaſſen ward, errichtete Saad am unteren Euphrat ein Standquartier, aus dem die ſpäter berühmt gewordene Stadt Kufa entſtand.

Nach der Eroberung von Madain ſetzten die Araber dem fliehenden Perſer-König nach. Dieſer ward in mehreren blutigen Treffen geſchlagen, und mußte ſich zuletzt in die nahe bei Teheran gelegene Stadt Rei zurückziehen, wo das älteſte heilige Feuer der Perſer war. Ganze Provinzen des Reiches fielen hierauf in die Gewalt der Araber, ſie wurden ihnen aber zum Theil wieder entriſſen und mußten noch einmal erobert werden, weil die Völker des Oſtens ſich nicht ſo leicht an ein fremdes Joch gewöhnen, als wir Abendländer. Auch verlor das arabiſche Heer im Jahr 639 durch Hunger und Peſt nicht weniger als vierundzwanzigtauſend Mann. Der Krieg zog ſich daher noch Jahre lang hin. Eine entſcheidende Schlacht ward 642 bei Nehawend, einer im Süden von Hamadan gelegenen Stadt, geliefert. Hier kämpften dreißigtauſend Araber mit einhundert fünfzigtauſend Perſern, welche von dem alten und erfahrenen Feldherrn Feiruzan geführt wurden. Durch Liſt wurden die Letzteren beſiegt, und in Folge davon das perſiſche Reich ſeinem Untergange ſchneller entgegengeführt. Die Araber drangen einerſeits über Ispahan bis an die Grenze von Indien vor und andererſeits über Adſerbidſchan, Maſanderan und Khoraſan bis zum Kaukaſus und bis an den Orus- oder Dſchihun-Fluß. Jezdegerd rettete ſich über dieſen Fluß, und nahm ſeine Zuflucht zu dem Khakan oder Oberfürſten der Türken. Von dieſem mit Truppen unterſtützt, kehrte er noch einmal zurück, erlag aber der Übermacht ſeiner Feinde. Er mußte von neuem aus ſeinem Reiche fliehen, und ward 651

getödtet, wir wissen aber nicht, wo und auf welche Weise. Die Araber hatten in den unterworfenen persischen Provinzen noch lange Zeit mit den Einwohnern zu kämpfen; denn obgleich sie anfangs die von ihnen als Götzendienst angesehene Religion der Feueranbeter duldeten, so konnten sich diese doch unmöglich ebenso leicht wie die besiegten Christen an die Herrschaft eines Volkes gewöhnen, dessen Sitten und Glaubenslehren mit den ihrigen durchaus nichts gemein hatten. Überdies litten sie auch von Anfang sehr durch die Willkürlichkeiten und Erpressungen, welche die arabischen Statthalter sich erlaubten.

Ein gemeiner Perser, Firuz, rächte an dem unglücklichen Khalifen das Unglück seiner Nation. Als Omar eines Tages in Medina zur Moschee ging, ward er von Firuz mit dem Dolche überfallen und tödtlich verwundet. Er starb einige Tage nachher (644). Die Herrschaft des Islam's erstreckte sich bei seinem Tode von Tripoli in Afrika bis an die Grenze Indiens und vom indischen Ocean an bis an den Dschihun und Kaukasus. Omar ist deshalb als der eigentliche Schöpfer und Gründer des mohammedanischen Weltreiches anzusehen. Dies und die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung sind die beiden Hauptverdienste Omar's. Außerdem war er aber auch wegen seines persönlichen Charakters der beste Erhalter und Befestiger der neuen Lehre; denn obgleich nicht zu läugnen ist, daß die meisten mohammedanischen Geschichtschreiber zu sehr geneigt waren, die ersten Nachfolger des Propheten in jeder Hinsicht zu erheben, so stehen doch die Hauptzüge des Charakters und der Gesinnungen, welche sie an Omar lobten, außer Zweifel. Omar zeichnete sich durch die größte Einfachheit und Mäßigkeit aus. Er setzte den ausgedienten Kriegern und den Verwandten des Propheten große Gehalte aus, erlaubte seinen Statthaltern sich zu bereichern, und schenkte den oben erwähnten Pracht-Teppich des Sassaniden-Palastes den Gefährten Mohammed's, verachtete aber für seine Person jeden weltlichen Glanz, und lebte bis zu seinem Tode ebenso einfach, wie er früher als armer Hirte gelebt hatte. Gerstenbrod, Oliven und Wasser waren seine tägliche Nahrung, ein aus Lappen zusammengeflickter Rock seine Kleidung. Obgleich er zuletzt Beherrscher eines großen Reiches war und die blühendsten Länder seinem Scepter unter-

worfen hatte, so blieben ihm doch Reichthum, Üppigkeit und Pracht stets völlig gleichgültige Dinge, und über das Verhältniß des Menschen zu dem, was die Welt zu allen Zeiten Glück und Unglück zu nennen gewohnt war, hatte er bessere Ansichten, als selbst viele der gepriesensten Religionslehrer und Philosophen. „Die irdischen Güter, pflegte er zu sagen, werden uns von Gott zur Befriedigung unserer nothwendigen Bedürfnisse gegeben, nicht aber zur Belohnung unserer Tugenden; diese gehört einer anderen Welt an.“ Omar war daher auch stets im höchsten Grade freigebig, und übte eine Mildthätigkeit, wie sie nur der Orient kennt und zu üben im Stande ist. Seine Gastfreundschaft ging so weit, daß er einst, als noch spät am Abend eine Karawane in Medina ankam und sich auf dem Marktplatz lagerte, mit seinem Freunde Abd Errahman sich zu derselben begab, um die ganze Nacht hindurch Wache bei den Fremden zu halten. Ebenso bewies er sich trotz mancher Bedrückungen, die er zuließ, und mancher Härten, die er sich erlaubte, im Allgemeinen genommen gerecht und unparteiisch. Endlich war Omar auch ein Muster wahrer Demuth, und blieb bei allem Glanze und aller Macht seiner ursprünglichen Sinnesart und Empfindung unwandelbar treu. Als er einst auf einer Reise in ein Thal kam, in welchem er selbst als Jüngling die Herden gehütet hatte, gedachte er mitten im Gefühle seiner Propheten- und Kaiserwürde der Tage des harten, aber tugendhaften Hirtenlebens, mit denen seine Jugend geprüft worden war. „Gott ist, sagte er zu seinen Reisegefährten, allmächtig und gibt jedem, was er für gut hält. Einst weidete ich auf den Triften dieses Thales in wollenem Kittel die Kameele meines strengen und harten Vaters, der mich oft, auch wenn ich ganz schuldlos war, mit Fasten und Schlägen strafte; jetzt aber bin ich so hoch emporgestiegen, daß zwischen Gott und mir Niemand steht.“ Welche Begeisterung mußten solche Gesinnungen und Handlungen bei einem Volke erwecken, das die Wahrheit nur in der Phantasie findet und zu jener Zeit noch ein unverdorbenes natürliches Gefühl besaß! Wieviel wirksamer mußte das Beispiel eines solchen Oberhauptes und Leiters für die Befestigung und Ausbreitung der neuen Lehre sein, als alle noch so fein ausgedachte theologische Beweise ihrer Wahrheit hätten sein können! Es ist daher auch

nicht zu verwundern, daß Omar's Geschichte durch die Legende mit übertreibenden Sagen ausgeschmückt worden ist, und daß auf diese Weise die Lehre Mohammed's schon früh ihre Wunder und Wunderthäter erhalten hat. So soll z. B. Omar einst bei lang anhaltender Trocknung durch sein Gebet plötzlich Regenwolken herbeigerufen haben, und ein ander Mal bei dem Mordanschlage eines Feindes durch zwei aus der Erde hervorsteigende Löwen gerettet worden sein.

Omar hatte vor seinem Ende keinen Nachfolger ernannt, sondern nur die Verfügung getroffen, daß die sechs noch lebenden Gefährten Mohammed's unter sich einen Khalifen wählen sollten. Diese sechs Männer waren: Abd Errahman, Ali, Othman, Zubeir, Talha und Saad. Der Erstere war früher von seinem Freunde Omar zum Khalifen ausersehen worden, er hatte es aber damals abgelehnt, und entsagte auch jetzt schon vor der Wahl den Ansprüchen an die Herrschaft. Dafür hatte er aber auch die ganze Wahl in seiner Gewalt. Er würde sich zu Gunsten Ali's entschieden haben, wenn dieser feurige Mann sich nicht geweigert hätte, dem Propheten Deuter und Berichtiger beiordnen zu lassen. Sowie Ali nämlich schon Abu Bekr's Sammeln der Korans-Stücke getadelt hatte, weil dadurch das lebendige Wort in einen todten Buchstaben umgewandelt ward, so erklärte er jetzt dem Abd Errahman, daß er sich an die Lehren und Grundsätze der beiden ersten Khalifen nur in so fern binden werde, als sie mit seiner Überzeugung übereinstimmten, oder mit anderen Worten, daß er neben dem Koran keine andere Autorität anerkennen werde. Diese Protestation widerstritt den Ansichten Abd Errahman's, der nur von einem unbedingten Gehorsam gegen die Khalifen Heil erwartete; er überging daher Ali und ließ Othman zum Nachfolger Omar's ernennen. Diese Wahl war in vieler Hinsicht eine unglückliche; denn Othman begünstigte als Khalif seine Freunde und Verwandten auf Unkosten der verdientesten Männer, und verschwendete die Einkünfte des Staates an sie. Er entfremdete sich dadurch gleich anfangs Ali, Talha und Zubeir, welche als die ältesten Gefährten des Propheten und als die reichsten Männer Medina's das größte Ansehen besaßen. Außerdem war er sehr stolz, und kränkte dadurch, daß er gern den Gebieter fühlen ließ, alle Gläubigen

um so mehr, je mehr Demuth Abu Bekr geheuchelt und Omar besessen hatte. Es entstanden daher bald überall Widersetzlichkeiten und Unruhen, und da man sich nicht scheute, dem Khalifen öffentlich in der Moschee Vorwürfe zu machen, so ward er dadurch noch mehr zur Gewaltthätigkeit gereizt. Doch hatten diese Misverhältnisse nicht den Erfolg, daß dadurch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft verzögert worden wäre. Abu Sofian's Sohn, Muawia, welcher schon unter Omar Statthalter von Syrien gewesen war, und zu den Wenigen gehörte, denen Othman ihre Stellen nicht nahm, um sie seinen Creaturen zu geben, entriß den Griechen einige kleinasiatische Städte, und erzwang, wenigstens auf kurze Zeit, von der Insel Cypern einen Tribut. Ebenso ward auch in den Gegenden des kaspischen und schwarzen Meeres die Herrschaft und der Glauben der Mohammedaner weiter ausgebreitet. Im nördlichen Afrika dagegen kamen sogar die bereits gemachten Eroberungen durch jene inneren Verhältnisse des Reiches anfangs in große Gefahr, doch wurden sie zuletzt nicht allein behauptet, sondern auch noch weiter ausgedehnt. Omar rief nämlich den Eroberer und Statthalter von Egypten, Amru, von seiner Stelle ab, und übertrug dieselbe seinem Milchbruder Abdallah. Als aber bald nachher die Griechen mit einer Flotte vor Alexandria erschienen und diese Stadt in Besitz nahmen, sah sich Othman genöthigt, Amru wieder nach Egypten zu schicken. Kaum hatte Amru die Griechen vertrieben, als er wieder abgerufen, und Abdallah an seine Stelle gesetzt ward. Doch zeigte sich Abdallah seiner Erhebung nicht unwürdig. Er erweiterte (648) die Grenzen des Reiches in Nordafrika, indem er einen Theil der heutigen Berberei besetzte, deren Ureinwohner, die räuberischen Nomaden-Stämme der Berbern, schon früher mit den Mohammedanern in Verbindung getreten waren. Dieses Volk, zu dessen Nachkommen die in unseren Tagen allgemein bekannt gewordenen Kabylen gehören, ist eins und dasselbe mit den in der römischen Geschichte so oft erwähnten Numidiern und Mauretaniern. Die Berbern sind, so weit man darüber urtheilen kann, der Sprache nach mit keinem anderen bekannten Volke verwandt, dagegen waren sie in Lebensart und Sitten den Beduinen-Arabern ähnlich und, wie diese, allen Völkern feind, welche in festen Häusern und in Städ-

ten wohnten. Dies erleichterte die Verbindung zwischen ihnen und den Arabern. Als Amru unter Omar auf seinem Zuge nach Barka zuerst mit einigen Berbern-Stämmen in Berührung gekommen war, schickten diese Gesandte an ihn, welche er nach Arabien an den Khalifen selbst geleiten ließ. Omar und seine Leute erkannten sogleich die Bedeutung, welche eine Verbindung mit den Berbern für die Ausbreitung des Reiches haben müßte. Sie nahmen daher die Gesandten freundlich auf, deuteten einen Ausspruch des Propheten auf sie, und gewöhnten dadurch die Araber, die Berbern als längst verheißene Bundesgenossen und gewissermaßen als Stammverwandte anzusehen. Als nämlich die Gesandten der Berbern auf Omar's Fragen antworteten, daß sie Hirten wären und feste Ansiedelungen haßten, rief er aus: nun verstehe er, was der Prophet habe sagen wollen, als derselbe ihn einst beim Schmerz über den geringen Fortgang des Islam's mit dem Zurufe getröstet habe: „Weine nicht, Omar, Gott wird uns Mitkämpfer unter einem Volke Afrika's erwecken, das weder Städte, noch feste Häuser, noch Märkte hat.“ Wahrscheinlich sahen die Araber die Nachkommen der Numidier und Mauretanier für Stammverwandte eines ihnen bereits bekannten, am rothen Meere wohnenden Volkes an, welches einen ähnlichen Namen wie die Berbern hatte, und in seinen Sitten mit diesen sehr übereinstimmte. Sie übertrugen daher den Namen desselben auf jene. Wenigstens kommt der Namen Berbern, der den Urbewohnern der Berberei selbst unbekannt ist, erst seit der Zeit der arabischen Eroberungen in Afrika vor. Die Verbindung mit den Berbern bahnte nachher den Mohammedanern den Weg bis zum atlantischen Ocean.

Die Unzufriedenheit mit Othman nahm während seiner Regierung immer mehr zu, und brach zuletzt in offene Empörung aus. Die Häupter der Unzufriedenen begaben sich aus den verschiedenen Provinzen nach Medina, um den Khalifen zu einer Änderung seines Betragens zu zwingen. Dieser ward durch ihre Erscheinung in nicht geringe Verlegenheit gebracht, und suchte sie auf jede Weise zu beschwichtigen, es gelang ihm aber erst dann, als Ali die Vermittelung übernahm. Othman bezeugte Reue und versprach alles, was man von ihm forderte. Kaum waren jedoch die Rebellen wieder abgereist, als er die auf ihr Verlangen gegebenen Befehle

widerrief. Die Folge davon war, daß jene bald wieder in Medina erschienen, und zwar in Begleitung von wenigstens tausend entschlossenen Leuten. Sie drangen in die Stadt ein, fielen in der Moschee über Othman und seine Anhänger her, und mishandelten ihn selbst so, daß er von einem Steine betäubt nach Hause getragen werden mußte. Dann hielten sie ihn mehrere Wochen lang in seiner Wohnung eingeschlossen. Sie scheuten sich lange, sein Blut zu vergießen, bis sie endlich, vielleicht aus Furcht, daß Muawia, der Statthalter von Syrien, zum Schutze des Khalifen mit einem Heere heranrücken werde, sich dazu verstanden. Sie legten Feuer an Othman's Wohnung, drangen dann durch das anstoßende Haus ein, und erschlugen den zweiundachtzigjährigen Greis (656).

Die Rebellen riefen Ali zum Khalifen aus, der zwar an dem grausenhaften Morde nicht Theil genommen, aber auch offenbar nicht genug gethan hatte, um ihn zu verhindern; denn bei dem Ansehen, dessen er genoß, wäre ihm dies während der langen Zeit der Einschließung Othman's, welche mindestens drei Wochen dauerte, doch gewiß möglich gewesen. So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher von allen Khalifen die gegründetsten Ansprüche daran gehabt hatte, und deswegen noch jetzt von einem großen Theile der Mohammedaner oder den sogenannten Schiiten als der erste rechtmäßige Nachfolger Mohammed's anerkannt wird, während der andere Theil oder die Sunniten die drei Vorgänger desselben für ebenso rechtmäßige Khalifen erklären. Ali sollte aber der erlangten Herrschaft nicht froh werden. Seine Feinde gaben ihm den Mord Othman's schuld, und wenn man bedenkt, daß sich unter den Arabern trotz aller Bemühungen Mohammed's die Anhänglichkeit an die Stammverwandten und die Gewohnheit der Blutrache stets erhalten haben, so wird man leicht einsehen, warum Othman's Vetter Muawia in kurzer Zeit eine starke Partei gegen Ali bilden konnte. Ali selbst war zu heftig und zu sehr jeder Verstellung abgeneigt, als daß er sich, wie man ihm anfangs rieth, hätte entschließen können, die Statthalter Othman's, welche als unrechtmäßiger Weise Bevorzugte die Empörung hauptsächlich veranlaßt hatten, in ihren Stellen zu lassen und so den drohenden Sturm zu beschwören. Durch

ihre Absetzung trieb er sie zum Äußersten. Muawia besonders ergriff gleich anfangs alle ihm zu Gebote stehende Mittel, um den ihm von jeher verhaßten Ali zu stürzen, und da die syrischen Truppen ihrem seitherigen Anführer unbedingt ergeben waren, zu Ali aber, der Alles von sich und seinem Gotte erwartete und ihrer daher nicht bedurfte, natürlich kein Vertrauen fassen konnten, so war es für jenen nicht schwer, den Kampf gegen den neuen Khalifen zu wagen. Muawia gebrauchte Othman's blutiges Hemd auf die nämliche Weise und mit demselben Erfolge bei seinen Predigten, wie einst Antonius Cäsar's Toga bei seiner Rede an das römische Volk (s. Th. IV. S. 100). Auch des Propheten Wittwe, Aischa, welche bei den Gläubigen sehr viel galt, erklärte sich gegen Ali, weil sie ihm von jeher Feind gewesen war. Selbst Talha und Zubeir, die angesehensten von allen Moslemin, welche Beide für sich selbst nach dem Khalifat gestrebt hatten, fielen von Ali ab, nachdem sie ihm anfangs nothgedrungen gehuldigt hatten. Dagegen blieben demselben alle diejenigen treu, welche Mohammed nur als Propheten, nicht als Stifter eines weltlichen Reiches verehrten.

Ali wandte sich zuerst nach Irak, wohin Aischa, Talha und Zubeir sich begeben hatten. Bei Chureiba, einem Städtchen unweit Baßra, traf er mit diesen zusammen, und es kam daselbst zu einer blutigen Schlacht, welche den Namen der Kameelschlacht erhalten hat, weil Aischa auf einem Kameele durch die Reihen ritt, um die Ihrigen zu befeuern (657). Nach einem schrecklichen Kampfe, in welchem der geringsten Angabe zufolge zehntausend Moslemin fielen, errang Ali den Sieg. Auch Talha und Zubeir verloren das Leben, Aischa aber wurde gefangen. Der edle Ali behandelte sie, obgleich sie seine unversöhnliche Feindin war, mit Achtung und Schonung; sie ward auf seinen Befehl von ihrem Bruder, einem Anhänger des Khalifen, nach Baßra und von dort durch Sklavinnen in Männerkleidung nach Medina gebracht. Schon vor und während der Schlacht hatte Ali seinen Truppen verboten, unnöthigerweise Blut zu vergießen, nach derselben begnadigte er viele seiner heftigsten Gegner unter den Gefangenen.

Ali war jetzt Herr von ganz Arabien und Irak, sowie von

Egypten, wo sein Statthalter Keis ihm nach und nach fast überall Anerkennung verschafft hatte. Noch war aber Muawia zu besiegen, und dieser war ein gefährlicher Gegner, weil er ein ordentliches Heer und regelmäßige Einkünfte besaß, und an dem zu ihm übergetretenen Amru einen erfahrenen Rathgeber und Feldherrn hatte. Er zog dem heranrückenden Ali mit wenigstens achtzigtausend Mann entgegen. Bei Rakka am Euphrat trafen beide Heere, die sich an Zahl fast gleich waren, zusammen. Hier lagen sie viele Monate lang einander gegenüber, und lieferten sich so viele kleinere Treffen, daß von Ali's Truppen nach und nach fünfundzwanzigtausend und von Seiten Muawia's fünfundvierzig tausend Mann geblieben sein sollen. Betrübt über den Untergang so vieler Gläubigen, bot Ali seinem Gegner einen Zweikampf an, dieser wies aber die Herausforderung zurück. Endlich neigte sich der Vortheil mehr auf Ali's Seite, und nun betrat Muawia, am glücklichen Ausgang des Kampfes verzweifelnd, den Weg schlauer List und trügerischer Unterhandlungen. Er machte seinem Gegner den Vorschlag, durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch entscheiden zu lassen, wer nach den Vorschriften des Koran's Khalif sein solle. Wohl merkte Ali, daß dies nur eine List sei, um eine weitere für Muawia gewiß nachtheilige Entscheidung durch die Waffen abzuwenden und unter des Khalifen Truppen Zwietracht zu erwecken; allein er ward durch einen Theil seines Heeres, welchen Muawia hatte bearbeiten lassen, zur Nachgiebigkeit gezwungen. Ebendieselben Verräther setzten durch, daß Ali's Heer einen Mann zum Schiedsrichter ernannte, der entweder insgeheim gegen Ali verschworen oder leicht zu überlisten war, während von Muawia's Heer der schlaue Amru gewählt wurde. Viele von Ali's Truppen waren mit der getroffenen Wahl oder auch mit der ganzen Sache überhaupt unzufrieden, und es brach auf diese Weise die von Muawia beabsichtigte Zwietracht aus.

Die Schiedsrichter kamen überein, sowohl Ali, als Muawia für abgesetzt zu erklären, und Abu Musa, der von Ali's Seite erwählte Schiedsrichter, machte den beiden versammelten Heeren feierlich bekannt, daß er Ali des Khalifats entsetze. Amru aber, statt dieselbe Erklärung auch in Betreff Muawia's auszusprechen, sagte den Truppen: „Ihr habt gehört, daß selbst Ali's Schieds-

richter ihm das Khalifat genommen hat; auch ich thue dies, und erneune hiermit Muawia als den allein rechtmäßigen Nachfolger des Propheten zum Herrscher." Ali erkannte zwar diese Entscheidung nicht an, und beschloß, den Betrug, den man ihm gespielt, mit dem Schwerte zu rächen; allein ein Theil seines Heeres fiel von ihm ab, Amru, welchem Muawia zur Belohnung die Provinz Egypten mit einer Art von Unabhängigkeit verlieh, vertrieb sogleich Ali's Statthalter von dort, und bald erhielt Muawia auch in Irak und in Arabien die Oberhand. Eine Schaar Fanatiker unter Ali's Truppen sah jede Art von Schiedsgericht für eine irreligiöse Maßregel an, weil alle Zweifel nur aus dem Koran entschieden werden müßten; diese Fanatiker, denen man den Namen Charidschiten d. i. Ausgetretene oder Empörte gab, trennten sich daher von Ali, und erklärten sowohl ihn als Muawia für Ungläubige. Sie wurden zwar von Ali durch Waffengewalt zerstreut, im Kampfe mit Muawia aber zog er überall den Kürzeren. Endlich verbanden sich drei fanatische Moslemin zur gewaltsamen Beilegung des unter den Gläubigen ausgebrochenen Bürgerkrieges. Sie schworen unter einander, der verderblichen Zwietracht und dem Zustande der Ungewißheit dadurch ein Ende zu machen, daß sie die drei Urheber des Übels, Ali, Muawia und Amru, zu einer und derselben Stunde ermordeten. Der eine von ihnen, Burak, nahm Muawia über sich, der Andere, ein Egypter Namens Abd Errahman, Ali, der Dritte endlich, Amru der Sohn Bekr's, den egyptischen Statthalter Amru. Muawia ward von Burak blos verwundet, Amru entkam dem Tode dadurch, daß sein Mörder aus Irrthum statt seiner einen Anderen tödtete; Ali dagegen ward beim Eintritt in die Moschee von Abd-Errahman's Dolch getroffen, und starb zwei Tage nachher (661). Seine erste Gattin, Fatima, die Tochter des Propheten, war schon lange vor ihm aus dem Leben geschieden.

5. Geschichte des arabischen Reiches von Ali's Tod an bis zur Eroberung von Spanien.

Nach Ali's Tode huldigten seine Anhänger sogleich dem ältesten seiner Söhne, Hasan, und es sammelte sich in Irak um diesen bald ein Heer von vierzigtausend Mann. Hasan war aber zu

schlaff, als daß er gegen den kräftigen und entschiedenen Muawia hätte bestehen können, und zugleich wie sein Vater zu sehr vom Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge erfüllt, als daß er, was auch sein Vater nie gekonnt hatte, sich seinen Anhang hätte erhalten können. Er verlor, als ein Theil seiner Truppen beim ersten Zusammenstoß mit Muawia's Heer geschlagen wurde, den Muth völlig, ward dann von seinen eigenen Leuten mishandelt, und ließ sich daher schon nach wenigen Monaten in Unterhandlungen ein. In einem förmlichen Vertrag entsagte er seinen Ansprüchen an das Khalifat, und erhielt dafür volle Begnadigung für alle seine Verwandten und Freunde, sowie eine bedeutende Summe aus dem Staatsschatz und die Zusage eines jährlichen Gehaltes. Er gab aber, als Muawia auf Amru's Rath eine öffentliche Erklärung von ihm verlangte, diese auf eine solche Weise, daß er dadurch seinen und seiner Familie Untergang herbeizog; denn er verkündete in Kufa den versammelten Moslemin, daß er nur aus Überdruß der Herrschaft, und um weiteres Blutvergießen zu verhindern, abdanke. Muawia erkannte in diesem Ausspruch einen Vorbehalt der Ansprüche von Hasan's Familie an das Khalifat, er erklärte daher, daß dadurch der geschlossene Vertrag gebrochen und somit auch für ihn nicht länger bindend sei. Hasan begab sich nach Medina, wo er sich durch fromme Beschäftigungen und verschwenderische Wohlthätigkeit auszeichnete. Er starb sieben oder acht Jahre später, vielleicht auf Muawia's Veranstaltung vergiftet, gab aber noch in seinen letzten Augenblicken Zeugniß von dem edlen Sinne, der ihn bei der Abdankung geleitet hatte. Er bat nämlich seinen Bruder Husein, seinen Tod nicht zu rächen, indem er sagte: „Das Leben dieser Welt besteht aus Nächten, welche dahinschwinden. Laß meinen Mörder gehen, bis er und ich uns vor Gott treffen."

Mit Muawia I., der die Herrschaft in seiner Familie erblich machte, kam das Khalifat an das Haus der Omejjaden (661). Diese Familie, zu welcher auch der Khalif Othman gehört hatte, stammte von Abd Schems, dem Zwillingsbruder Haschim's, ab, und erhielt jenen Namen von Omejja, dem Sohne Abd Schems. Muawia, der, wie seine Nachkommen, den Sitz seiner Herrschaft in Damaskus aufschlug, hatte das Glück, daß der Tod ihn bald

von dem einzigen Manne, der ihm hätte gefährlich werden können, dem Statthalter von Egypten Amru, befreite (664). Okba, welchem Muawia einige Zeit nachher die Stelle desselben übertrug, setzte den Kampf gegen das westliche Afrika mit Glück fort; wir werden aber seine Unternehmungen erst später im Zusammenhang mit den Begebenheiten darstellen, welche die Ausbreitung des Islam's bis nach Spanien hin zur Folge hatten.

Muawia hatte viele Feinde unter den Moslemin, da nicht Wenige der Familie Ali's als den Nachkommen Mohammed's anhingen, und Muawia der Sohn jenes Abu Sofian war, der den Propheten so lange verfolgt und ihm sogar einst den Tod geschworen hatte. Zur Unterdrückung dieser Gegner glaubte Muawia nichts Besseres thun zu können, als daß er Zijad, Ali's Statthalter im östlichen Persien, einen der verschlagensten und grausamsten Menschen seiner Zeit, welcher den neuen Khalifen anfangs nicht anerkannt hatte, nachher aber die Treue gegen seine Grundsätze dem Glücke opferte, nicht allein in seiner Statthalterschaft bestätigte, sondern ihm auch den Westen von Persien noch dazu gab. Um diesem Manne, der als Sohn einer Sklavin verachtet war, größeres Ansehen zu verschaffen, erklärte ihn Muawia durch eine erdichtete Behauptung für einen Nebensohn Abu Sofian's und somit für seinen eigenen Bruder. Zijad machte es sich zur Aufgabe, die Vorliebe für Ali's Familie mit Feuer und Schwert auszurotten; er verfuhr mit der grausamsten Rücksichtslosigkeit und Härte, und führte zuerst unter den Mohammedanern jene despotische Willkür ein, welche von uralter Zeit her in den Reichen des Orients einheimisch war, und bis zur gegenwärtigen Stunde auch in den mohammedanischen Staaten herrschend geblieben ist. Er umgab sich mit einer Leibwache, machte aus der Verwaltung und der Rechtspflege eine bloße Polizeigewalt, und ließ nicht nur alle Verdächtige, sondern auch stets die Verwandten und Freunde derselben umbringen. Samorah, welcher gewissermaßen die rechte Hand Zijad's war, zeigte sich sogar noch grausamer: er ließ z. B. einst, während Zijad ein halbes Jahr von Baßra abwesend war, dort nicht weniger als achttausend Menschen tödten. Auf solche Weise bekämpft man jedoch den Fanatismus umsonst; denn dieser wird durch grausame Verfolgung noch mehr entzündet, und erstirbt

nur dann, wenn man ihn ruhig an sich selbst nagen läßt. Muawia sah dies vielleicht ein, und beschloß deshalb, dem Fanatismus durch auswärtige Kriege einen Ableiter zu geben. Er ließ die Eroberungen nicht nur in Afrika und im fernen Osten fortsetzen, sondern griff auch das byzantinische Reich in seinem Herzen selbst an.

Okba kämpfte, wie sich unten zeigen wird, mit Glück in der Berberei. Im Osten drangen die Mohammedaner erobernd bis nach Buchara und Samarkand und bis zum Indus-Fluß vor. Mit dem byzantinischen Kaiser Constans hatte Muawia früher, um gegen Ali freie Hand zu behalten, einen schimpflichen Waffenstillstand geschlossen. Sobald er aber Alleinherrscher geworden war, brach er diesen, und Kleinasien konnte von ihm damals um so leichter mit Plünderungen heimgesucht werden, da der Kaiser sich zur Bekriegung der Longobarden nach Italien begeben hatte, und die rohen griechischen Miethtruppen in Asien sich mit den Arabern zur Beraubung des Landes verbanden. Diese Raubzüge dauerten unter Constans Sohne, Constantinus Pogonatus, nicht nur fort, sondern die Araber suchten auch die Seeküsten des Reiches heim. Sie fuhren bis nach Sicilien, von wo sie Tausende von Menschen wegschleppten, und setzten sogar sieben Jahre nach einander in der Nähe von Constantinopel Truppen ans Land, um die Hauptstadt des Reiches anzugreifen (669—676). Diese Angriffe, welche man oft fälschlich eine siebenjährige Belagerung von Constantinopel genannt hat, blieben jedoch ohne Erfolg, weil Stürme und Mangel den Arabern großen Schaden zufügten, und die Griechen durch die kurz vorher gemachte Erfindung des sogenannten griechischen Feuers ein unerwartetes Rettungsmittel erhielten. Ein syrischer Grieche, Kallinikus, hatte nämlich eine Mischung entdeckt, welche, auf die feindlichen Schiffe geworfen, sich entzündete, dieselben in Brand steckte, und besonders dadurch sehr zerstörend wirkte, daß sie sogar unter dem Wasser fortbrannte. Da Muawia seinen Sohn und künftigen Thronerben, Jezid, an den Zügen gegen Constantinopel hatte Theil nehmen lassen, so war er erst spät und nach bedeutenden Verlusten zur Aufgebung des erfolglosen Unternehmens zu bewegen. Er schloß im Jahre 677 mit Constantin einen Frieden,

von dessen Bedingungen wir aber nur soviel erfahren, daß Muawia sich zu einem jährlichen Tribut an den Kaiser verstehen mußte.

Jezid I., welcher einige Jahre nachher beim Tode seines Vaters (680) Khalif wurde, war zwar schon früher zum Thronfolger ernannt worden, viele Gläubige hatten aber dieses Erbrecht nur gezwungen anerkannt, und besonders waren Ali's Nachkommen und die anderen Haschimiten ihm feind. Wäre Hasan's Bruder Husein, auf welchen der Fatima Erbe übergegangen war, ebenso klug und gewandt gewesen, als er edel, fromm und von großer Herren Art war, so würde wohl Jezid, der Trunkenheit ergeben und nur auf Lust bedacht, ihm haben weichen müssen; aber Husein vergaß, daß die Dinge der Welt nicht nach den Gesetzen des Himmels verwaltet werden können, weil die Bürger beider Reiche sehr von einander verschieden sind, und unterlag in Folge dieses Irrthums seinem Gegner. Die unruhigen Irakaner luden ihn bald nach Muawia's Tode nach Kufa ein, um ihn zum Khalifen auszurufen. Er folgte ihrer Aufforderung sogleich, ehe noch die zuverlässigeren Anhänger seines Hauses sich gesammelt hatten, ungeachtet seine besten Freunde ihn warnend daran erinnerten, daß die nämlichen Irakaner durch ihre Treulosigkeit seinen Vater und seinen Bruder ins Verderben gestürzt hatten. Ein von ihm vorausgesandter Freund, Muslim, fand zwar anfangs Unterstützung in Kufa, Ubeid Allah aber, der Sohn des grausamen Zijad, zog durch Künste der Verführung die wankelmüthigen Irakaner bald wieder von ihm ab, nahm Muslim gefangen und ließ ihn hinrichten. Auf die Nachricht davon ward Husein, der bereits nach Kufa unterwegs war, von dem größten Theil seiner Truppen verlassen. Bald nachher wurde er von dem ihm entgegengeschickten Heere Ubeid Allah's so enge eingeschlossen, daß ihm nur die Wahl blieb, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben oder kämpfend zu fallen. Sein Schicksal vorausseh end, beschloß er den Tod der Helden zu sterben. Vergebens bat er seine Begleiter ihn zu verlassen und ihr Leben zu erretten; sie erklärten sein Loos theilen zu wollen. Er brachte dann die Nacht mit ihnen betend zu, und richtete seine verzweifelnde Schwester durch den Trost der Religion auf, indem er zu ihr sagte: „Schwester, laß dir nicht durch den bösen Geist den Muth

rauben! Traue auf Gott allein und verlaß dich auf den Trost, der von ihm kommt! Wisse, daß alles Volk der Erde sterben muß, und das Heer der Himmel nicht bleibt, daß alle Dinge vergehen; aber die Gegenwart Gottes, der alle Dinge durch seine Allmacht geschaffen hat und sie wieder bringen wird, vergehet nicht. Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder waren besser als ich; sie und jeder Moslem haben ein Beispiel an dem Apostel Gottes." Am anderen Morgen begannen Husein und seine wenigen Gefährten, durch ihre Zelte und durch Gräben gedeckt, den Kampf gegen die Tausende ihrer Feinde. Sie fochten bis zum Nachmittag, erlagen dann aber der Ermüdung, und starben insgesammt den Heldentod. Mit Husein, dessen Todestag noch gegenwärtig an seiner Begräbnißstätte durch ein jährliches Trauerfest gefeiert wird, fielen damals die hochherzigsten und edelsten Männer Arabiens, die Stütze der Religion ward erschüttert, und alle wahrhaft Frommen jammerten. Husein's Haupt wurde dem rohen Ubeid Allah überschickt, der sogleich mit einem Stabe gegen den Mund desselben schlug. „Lasse dies! rief ihm ein dabeistehender alter Mann zu; denn an diesem Munde habe ich einst die Lippen des Propheten hängen gesehen." Jezid ließ die gefangenen Frauen und Kinder Husein's mit Achtung behandeln und nach Medina bringen, wo sie und ihre Nachkommen ein zurückgezogenes Leben führten. Sie vermehrten sich sehr, und erhielten später in allen mohammedanischen Ländern besondere Ehrenrechte; ihre Zahl nahm aber noch mehr durch Betrüger zu, die sich für Nachkommen des Propheten ausgaben, um eine Rolle zu spielen oder um ihren Scepter mit dem Glanze einer gewissermaßen heiligen Herkunft zu umgeben.

Husein's Untergang und die Grausamkeit, mit welcher die Anhänger der Familie des Propheten verfolgt wurden, zog zunächst eine Empörung der Mekkaner nach sich, die sich auch nach Medina verbreitete. Die Rebellen erklärten Jezid für abgesetzt, und riefen Zubeir's Sohn, Abdallah, zum Khalifen aus. Jezid schickte, nachdem er zuerst vergebens Unterhandlungen versucht hatte, ein Heer unter Muslim nach Arabien. Dieser eroberte Medina, und gab es drei Tage lang der ungezügelten Wuth seiner Truppen preis: die heilige Stadt erlitt alle Gräuel, die sich die rohesten

ungläubigen Horden hätten erlauben können. Unmittelbar nachher ward auch Mekka von Jezid's Soldaten belagert und der Tempel der Kaaba durch Brennstoffe und schwere Steine, die sie mit Wurfmaschinen gegen die Stadt schleuderten, zur Hälfte zertrümmert. Auch Mekka würde wohl in ihre Hände gefallen sein, wenn nicht die Nachricht von Jezid's Tode (683) angelangt wäre und die Belagerer zur Rückkehr nach Syrien bewogen hätte. Abdallah wurde hierauf in Arabien und bald nachher auch in Irak und Khorasan als Khalif anerkannt.

Jezid hatte den Thron seinem jungen Sohne, Muawia II., hinterlassen; dieser war aber durch seinen Erzieher, einen geheimen Schiiten, zu der Überzeugung gebracht worden, daß die Herrschaft der Omejjaden eine unrechtmäßige sei. Er fand daher die Übernahme des Khalifat's gegen sein Gewissen, und erlaubte sich keine einzige geistliche oder weltliche Handlung, die dem Oberhaupte der Gläubigen zukam. Überdies starb er schon wenige Monate nach seines Vaters Tode. Jetzt stellte sich ein entfernter Anverwandter Muawia's, der Urenkel Omejja's, Merwan I., welcher unter Jezid Statthalter von Medina gewesen war, an die Spitze des wankenden Herrscherhauses. Er ließ sich als Reichsverweser für Muawia's II. jungen Bruder, Khaled, dessen Mutter Merwan bald nachher heirathete, von den Anhängern der Omejjaden huldigen; doch stand es mit der Sache seines Hauses so schlimm, daß er selbst anfangs mit dem Gedanken umging, Abdallah als Khalifen anzuerkennen. Er hatte nicht nur mit diesem, sondern auch mit ehrgeizigen Männern seiner eigenen Partei zu kämpfen, und ward schon zwei Jahre nach Muawia's II. Tode ein Opfer seiner eigenen Herrschsucht. Als er nämlich seinen Sohn Abd Almalik auf Kosten Khaled's zu seinem Nachfolger erklärte, schaffte ihn seine eigene Gattin, die Mutter des Letzteren, aus der Welt (685).

Abd Almalik, der sich sogleich der Herrschaft bemächtigte, war weit mehr als sein Vater geeignet, einen Thron auf Leichen zu gründen, und fand an dem furchtbaren Haddschadsch ein vollkommenes Werkzeug seines Willens. Den Unterschied zwischen ihm und seinem Vater können zwei Anekdoten am besten deutlich machen. Der Letztere soll, als ihm die Besiegung eines gefährlichen Gegners verkündet und das Haupt desselben überreicht wurde,

ausgerufen haben: „O ich alter Mann, der ich nur noch Gebein ohne Fleisch bin und bald in Nichts versinke, muß ich noch solche Heere vereinigen, die einander vernichten!“ Vom Sohne dagegen erzählt man, daß er, als ihm die Nachricht von des Vaters Tode überbracht wurde, den Koran, in welchem er gerade gelesen hatte, sogleich bei Seite legte, indem er ausrief: „Fahre hin, Buch, ich habe nun mit dir nichts mehr zu schaffen!“

Das mohammedanische Reich schien bei Abd Almalik's Regierungsantritt zerfallen zu wollen; denn nicht nur behaupteten zwei Khalifen, der Eine in Syrien, der Andere in Arabien, die Herrschaft, sondern auch in Kufa warf sich Muchtar, vorgeblich für Ali's jüngeren Sohn Mahdi Mohammed, zum Gebieter auf. Außerdem hatten sich in Irak auch die Charidschiten (s. oben S. 62) wieder erhoben; sie wurden zwar durch Abdallah's Feldherrn Muhallab nach einem förmlichen Kriege gleich anfangs zerstreut, sammelten sich aber bald wieder und erregten von neuem Unruhen. In allen Theilen des Reiches herrschte Verwirrung und Zwietracht, in allen floß das Blut der Gläubigen in Strömen: Abd Almalik übte in Syrien und Egypten, Abdallah in Arabien, Persien und anderen ihm unterworfenen Provinzen Grausamkeiten; Muchtar aber mordete in Irak alles, was auch nur entfernten Antheil an Husein's Tode gehabt hatte, so daß auf seinen Befehl über fünfzigtausend Menschen durch Henkers Hand gestorben sein sollen. Muchtar hatte gleich anfangs das Glück, durch die Tüchtigkeit seines Feldherrn Ibrahim ein Heer, welches Abd Almalik gegen ihn schickte, aufs Haupt zu schlagen. Als ihn aber der andere Khalif, Abdallah, von Baßra aus durch seinen Bruder Mussab und von Persien her durch seinen Feldherrn Muhallab angreifen ließ, ward er völlig besiegt. Er rettete sich in das befestigte Schloß von Kufa, wurde aber sogleich enge eingeschlossen, und blieb bei einem Ausfall. Ein Kampf mit den von neuem sich erhebenden Charidschiten beschäftigte nach Muchtar's Besiegung die Truppen Abdallah's noch dreiviertel Jahre lang in Persien und am Euphrat.

Abd Almalik, welcher unterdessen mit den in Syrien einbrechenden Byzantinern Krieg geführt hatte, schloß, als die Charidschiten durch Muhallab besiegt wurden, schnell Frieden mit dem

griechischen Kaiser, und zog dann gegen Abdallah's Truppen nach Irak. Er wußte die wankelmüthigen Bewohner dieses Landes zum Verrath zu verführen, so daß Mussab, als er eine Schlacht gegen ihn wagte, ein Opfer der Treulosigkeit seiner eigenen Leute ward (690). Mussab zog, sobald er Alles verloren sah, den Tod der Schande vor; er stürzte sich in das Gewühl der Schlacht, nachdem er seinen Sohn Isa vergebens beschworen hatte, sich durch die Flucht zu retten. „Die Frauen des Kureïschiten-Stammes, sagte Isa, sollen mir nicht nachreden, daß ich meinen Vater verlassen habe." Vater und Sohn, beide gleiches Sinnes, fanden dann einen gleichen Tod. Die ganze Provinz Irak fiel an den syrischen Khalifen zurück, zu welchem auch Muhallab mit seinen Truppen überging.

Abd Almalik beschloß hierauf, seinen Nebenbuhler Abdallah im Herzen seines Reiches anzugreifen, und schickte ein Heer unter Haddschadsch's Führung gegen Mekka. In diesem Feldherrn, welcher damals seine blutige Rolle zu spielen begann, hatte Abd Almalik einen Mann gefunden, der für ihn dasselbe ward, was Zijad für Muawia gewesen war. Haddschadsch war tapfer und gerecht, dabei aber so unerhört grausam, daß sein Charakter uns, die wir unter einem anderen Himmel und in einem anderen Volke geboren sind, Schauder erregt und unbegreiflich vorkommt. Sogar Haddschadsch's Landsleute haben zur Bezeichnung seines Wesens die Fabel ersonnen, daß er als Kind Blut statt der Muttermilch getrunken, und darum später keinen Tag ohne Blutvergießen habe zubringen können. In Arabien, wo bei seiner Ankunft die Stadt Medina bereits durch einen anderen General Abd Almalik's erobert war, wandte er sich gerades Wegs gegen Mekka, und schloß dasselbe mit seinem Heere ein. Mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit wüthete er durch seine Wurfmaschinen gegen heilige und unheilige Gebäude, während er den Bewohnern der Stadt jede Zufuhr abschnitt. Verzweifelnd wanderten die Mekkaner schaarenweise aus, und selbst zwei Söhne Abdallah's gingen zum Feinde über. Der dreiundsiebenzigjährige Khalif sah sich bald rettungslos verloren, und beschloß wenigstens sein Leben recht theuer zu verkaufen. Er machte mit der kleinen Schaar seiner Getreuen einen Ausfall, und fiel tapfer kämpfend. Die Stadt ward un-

mittelbar darauf von Haddschadsch besetzt, und ganz Arabien huldigte dem syrischen Khalifen (692). Wenige Monden nachher wurde auch der Statthalter von Khorasan, welcher allein von allen Beamten Abdallah's den Überwinder desselben nicht als Herrscher anerkennen wollte, besiegt, und das ganze mohammedanische Reich huldigte dem Omejjaden Abd Almalik.

Haddschadsch, welcher als Statthalter in Arabien blieb und auf Abd Almalik's Befehl den Tempel der Kaaba wieder herstellen ließ, befestigte die Ruhe des Landes durch die härtesten Maßregeln. Als zwei bis drei Jahre nachher die stets unruhigen Irakaner sich von neuem empörten, ward er gegen sie geschickt, weil Abd Almalik in ihm den rechten Mann für die Unterdrückung der Rebellen erkannt hatte. Haddschadsch schaffte wieder Ruhe, aber eine Ruhe wie Grabesstille, obgleich die Angabe, daß er während seines Aufenthalts in Arabien und Irak hundert zwanzigtausend Männer durchs Schwert, fünfzigtausend im Kerker und nicht weniger als dreißigtausend Weiber habe sterben lassen, gewiß im höchsten Grade übertrieben ist. Auch die Charidschiten und den empörten Statthalter von Madain mußte Haddschadsch in den persischen Ländern bezwingen. Es gelang ihm erst nach einigen Jahren. Kaum schien auf diese Weise die Ruhe hergestellt, als der von Haddschadsch eingesetzte Statthalter von Sedschestan, Abd Errahman, sich empörte. Dieser drang erobernd bis Baßra und Kufa vor, brachte dem sieggewohnten Haddschadsch einige Niederlagen bei, und wurde zuletzt nur nach großen Anstrengungen überwältigt. Haddschadsch blieb zwanzig Jahre lang Statthalter von Irak, und beherrschte von dort aus den Orient ganz unumschränkt, so daß er Statthalter über die Provinzen bestellte und, ohne den Khalifen zu fragen, Kriegszüge in entfernte Gegenden machen ließ.

Nachdem die östlichen Provinzen endlich dauernd beruhigt waren, konnte Abd Almalik an die Erweiterung des Reiches im Westen denken. Er bekriegte die Byzantiner in zwei von einander weit entlegenen Gegenden, in Kleinasien und Armenien einerseits und in Nordafrika andererseits. Die Unternehmungen in den zuerst genannten Ländern können übergangen werden, weil sie mit wechselndem Glücke und ohne ein bleibendes Endergebniß geführt wur-

den; anders verhält es sich mit dem Kriege in Afrika, wo Abd Almalik die völlige Unterwerfung des Landes und die Ausbreitung des Islam's nach Europa vorbereitete. Nachdem Amru schon unter Omar und Othman bis nach Tripoli vorgedrungen und mit den Stämmen der Berbern in Verbindung getreten war (s. oben S. 57), hatte Muawia's Feldherr Okba nicht nur das Land Fezzan geplündert, sondern auch die Herrschaft der Araber bis in den heutigen Staat Tunis ausgebreitet, wo er, im Süden des gleichnamigen Hauptortes, die Bewohner der von einem seiner Vorgänger weiter östlich angelegten Stadt Kairawan ansiedelte, und so diese arabische Hauptstadt von Nordwest-Afrika neu gründete. Er hatte Lage und Gegend so gut gewählt, daß Kairawan, welches noch jetzt nach Tunis die wichtigste Stadt des Landes ist und als ein heiliger Ort angesehen wird, den ganzen Karawanenhandel des Inneren an sich zog, und eine der größten Städte des früheren arabischen Reiches ward. Okba war später sogar noch bis an die Ostgrenze von Marokko vorgedrungen. Ja, wenn wir einer nicht ganz erwiesenen Angabe Glauben schenken dürften, so wäre er zuerst von den Mohammedanern bis an die Küste des atlantischen Oceans gelangt. Hier angekommen, ritt er, wie es heißt, in das Meer hinein, bis das Wasser seinem Pferde an den Hals reichte, worauf er mit dem Ausruf umkehrte: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter kann; wenn das Meer mir nicht eine Grenze setzte, so würde ich nicht rasten, bis ich alle Völker der Erde deinen Geboten unterworfen hätte.“ Okba beging den großen Fehler, daß er gegenüber den Berbern Amru's Politik aufgab. Er machte sich nämlich die Beschützung der ansässigen Einwohner des Landes zur Hauptaufgabe, und reizte dadurch, so wie durch die Bekriegung einiger Stämme der Ersteren diese gegen sich. Die Berbern verbanden sich darauf mit den Griechen, Okba ward mit seinen Truppen erschlagen, und Kairawan ging nebst allen im Westen von Barka gemachten Eroberungen wieder verloren. Diese Niederlage wurde zwar im Jahre 683 durch einen Sieg über denselben Berbern-Stamm, welcher Okba's Heer vernichtet hatte, blutig gerächt; allein erst elf Jahre später konnte Abd Almalik an die Wiedereroberung der verlorenen afrikanischen Länder denken. Er schickte Hasan mit einem großen Heere nach

Afrika, und dieser richtete seine Waffen nicht, wie seine Vorgänger, zuerst gegen die Berbern, sondern gegen die griechischen Küstenstädte. Er drang erobernd bis nach Karthago vor, nahm die Hauptstadt der Provinz Afrika ein, und wandte sich dann erst gegen die Berbern, weil dieselben sich von neuem mit den Griechen verbunden hatten. Die Berbern wurden damals von einem kriegerischen Weibe, Kahina oder Damia, beherrscht, die sich das Ansehen einer Prophetin gegeben, und viele Stämme ihrer Nation in ein Ganzes zu vereinigen gewußt hatte. Diese schlug in Verbindung mit den Griechen Hasan aufs Haupt, so daß derselbe sich bis nach Barka zurückziehen mußte. Sie fiel aber dann mit ihren Horden verwüstend über alle Städte und Pflanzungen her, um das Land als eine Einöde unzugänglich zu machen, gerieth darüber mit den Griechen in Feindschaft, und ward, als Hasan wieder erschien, von diesem besiegt und getödtet. Hasan besetzte von neuem alle früher eroberte Gegenden; als er jedoch 697 vom Khalifen abgerufen wurde, vertrieb der von Constantinopel gesandte General Johannes die Araber noch einmal. Das Glück der Griechen hatte indessen nur kurzen Bestand. Schon im nächsten Jahre (698) schickte der egyptische Statthalter ein neues Heer unter der Anführung eines Mannes, dem es endlich gelang, das ganze griechische Afrika für immer der mohammedanischen Herrschaft zu unterwerfen. Dieser Mann war Musa. Er wüthete mit Feuer und Schwert gegen alles, was sich ihm widersetzte, rottete einige Stämme der Berbern ganz aus, verjagte andere in die Wildniß, und schleppte so viele Menschen in die Sklaverei, daß die arabischen Geschichtschreiber die Zahl derselben bis auf dreimalhunderttausend übertreiben konnten. Alle Berbern, die sich nicht in unzugängliche Gegenden zurückgezogen hatten, nahmen entweder sogleich, oder doch nicht lange nachher den Glauben der Araber an, und fügten sich damit zugleich auch in die Oberherrschaft derselben, die ihnen weit erträglicher war, als die der Griechen, da sie durch die Araber in ihrem gewohnten Treiben nicht beeinträchtigt wurden. Überdies waren von allen Völkern, die in die Berberei eingedrungen waren, die Araber allein dasjenige, welches durch seine Sitten und seine Cultur keinen Gegensatz gegen die Berbern bildete, sondern ihnen sogar in mancher

Hinsicht ähnlich war. Einige Berbern-Stämme nahmen später selbst die arabische Sprache an. Noch unter Abd Almalik's Regierung ward Nordafrika bis an die Grenze von Marokko unterworfen und der Zugang zu diesem letzten Reste der griechischen Provinz Afrika geöffnet. Unter Welid I. aber, welcher im Jahre 705 seinem Vater in der Regierung nachfolgte, eroberte Musa alles Land bis an die Küste des atlantischen Oceans. Die Städter und der ackerbautreibende Theil der Einwohner von Afrika oder die Nachkommen der alten Punier und der dort angesiedelten Römer und Griechen gaben im Laufe der Zeit das Christenthum auf, und verschmolzen durch ihren Übertritt zum Islam mit den eingewanderten Arabern. Auf diese Weise entstand diejenige Menschenklasse der Berberei, auf welche man später in Europa den eigentlich den Berbern zukommenden Namen Mauren übertragen hat, um sie sowohl von den Berbern, als auch von den Beduinen oder den nicht angesiedelten, sondern nomadisch-lebenden Arabern des Landes zu unterscheiden. Bald nach der Eroberung der Berberei setzten die Mohammedaner auch nach Spanien über, und breiteten die Herrschaft des Islam's auf europäischem Boden aus. Wir müssen daher, ehe wir den weiteren Verlauf der arabischen Geschichte verfolgen, unseren Blick auf die Veränderungen richten, welche seit dem Untergange des weströmischen Reiches in Spanien eingetreten waren.

6. Geschichte der Westgothen in Frankreich und Spanien.

Die Westgothen hatten, wie bereits früher (Th. IV. S. 514) angegeben worden ist, unter ihrem Könige Wallia in Südfrankreich festen Fuß gefaßt, und dort ein Reich gegründet, welches nach seiner Hauptstadt Tolosa oder Toulouse das Tolosanische Reich genannt wird. Als Wallia's Sohn und Nachfolger, Theodorich I., 451 in der catalaunischen Schlacht gefallen war, ward zuerst sein ältester Sohn Thorismund und zwei Jahre später dessen Bruder Theodorich II. König. Der Letztere, welcher von 453 bis 466 regierte, befestigte nicht allein die westgothische Macht in Frankreich, sondern eroberte auch einige Gegenden von Spanien. In letzterem Lande unterwarf er sich namentlich die Sueven, welche seit dem Abzuge der Vandalen daselbst das herrschende Volk ge-

worden waren. Nur einzelne suevische Stämme behaupteten dadurch, daß sie sich in die Gebirge des Nordens zurückzogen, eine Art von Unabhängigkeit. Theodorich's Bruder und Nachfolger, Eurich (466—484), breitete das westgothische Reich noch weiter aus: er besetzte in Frankreich die Provence und alles Land bis an die Loire, und eroberte jenseit der Pyrenäen die ganze Halbinsel bis auf den nordwestlichen Theil derselben, welcher den Sueven verblieb. Unter Eurich's Sohn, Alarich II. (484—507), der mit einer Tochter des ostgothischen Königs Theodorich des Großen vermählt war, kam das westgothische Reich durch den Franken-König Clodwig sehr ins Gedränge. Alarich ward von den Franken besiegt und verlor in der entscheidenden Schlacht das Leben. Das Übel wurde noch größer, als nach Alarich's Tode die Westgothen in zwei Parteien zerfielen, von welchen die eine den minderjährigen Thronerben Amalarich, die andere dessen erwachsenen Halbbruder Gesalich als König anerkannte. Hätte nicht Theodorich der Große sich seines Enkels Amalarich mit Nachdruck angenommen, so würden die Westgothen damals wahrscheinlich von den Franken völlig unterworfen worden sein. Durch Theodorich's Truppen wurde jedoch das westgothische Reich diesen wieder entrissen und zugleich Gesalich unterdrückt (s. Th. IV. S. 539). Theodorich schlug Spanien und einen Theil von Frankreich zu seinem eigenen Reiche, die übrigen westgothischen Besitzungen ließ er durch eine vormundschaftliche Regierung im Namen seines Enkels verwalten. Der Letztere erlag, als er nach seines Großvaters Tode die Regierung übernommen und auch den spanischen Theil des Reiches wieder an sich gezogen hatte, bald (531) den Angriffen der Franken. Diese besetzten den größten Theil des westgothischen Reiches diesseit der Pyrenäen, und der Ostgothe Theudes, welcher früher die vormundschaftliche Regierung geleitet hatte und nach Amalarich's Tode sich zum König der Westgothen aufwarf, wurde dadurch genöthigt, den Sitz der Regierung nach Spanien zu verlegen (531).

Von dieser Zeit an beschränkte sich die Herrschaft der Westgothen mit Ausnahme eines kleinen Landstriches in Frankreich auf die pyrenäische Halbinsel. Das von ihnen dort eingerichtete Reich ist dadurch sehr wichtig, weil es das erste von Germanen gegründete Reich war, in welchem die hinsterbende alte Cultur zuerst

wieder feste Wurzeln schlug. Die Westgothen hatten sich von jeher vor den übrigen germanischen Völkern nicht nur durch größere Neigung zu festen Ansiedelungen ausgezeichnet, sondern auch am frühesten der römischen Bildung Zugang gewährt, so daß ihr Wesen sich schon während des Bestehens ihres Tolosanischen Reiches sehr auffallend von der Rohheit ihrer fränkischen Nachbarn unterschied. Nicht wenig war ihnen dabei der Umstand zu Statten gekommen, daß sie gerade denjenigen Theil von Frankreich besetzt hatten, in welchem die alte Literatur und die lateinischen Schulanstalten am meisten blühten und sich am längsten erhielten. Sogar unter den beständigen Unglücksfällen, welche auf Alarich's II. Tode folgten, behielten die Westgothen Sinn für höhere Geistesbildung und schützten jene Schulen. Schon unter Eurich wurden die seitherigen bloßen Gewohnheitsrechte mit geschriebenen Gesetzen vertauscht, und dieser König bediente sich des römisch-gallischen Staatsmannes Leo ganz auf dieselbe Weise, wie sich nachher der Ostgothe Theodorich der Große des Italiäners Cassiodorus bediente (s. Th. IV. S. 538). Die Härte, mit welcher die Westgothen als eifrige Arianer ihre athanasianischen oder katholischen Unterthanen in Frankreich und Spanien verfolgten, darf nicht ihrem Charakter, sondern dem allgemeinen Geiste jener Zeiten zugeschrieben werden.

Theudes schlug, als er sich nach Spanien zurückzog, seine Residenz in Barcellona auf. Von hier ward sie etwa zwanzig Jahre später nach Toledo verlegt, welches nachher die Hauptstadt des westgothischen Reiches geblieben ist. Theudes suchte die spanisch-westgothische Macht durch Milde und Toleranz gegen die dem katholischen Glauben ergebenen alten Einwohner des Landes zu befestigen; er stellte daher nicht nur die seitherigen Verfolgungen ein, sondern ließ auch den Katholiken unbeschränkte Freiheit in ihren kirchlichen Angelegenheiten, und erlaubte ihren Bischöfen sogar regelmäßige jährliche Kirchenversammlungen. Auch nach außen zeigte sich Theudes als tüchtigen Regenten; denn er wußte die Besitzungen in Frankreich gegen die Angriffe der Franken zu vertheidigen. Gegen innere Feinde hatte er sich dadurch zu schützen gesucht, daß er gleich anfangs die weltlichen und geistlichen Großen zusammenrief, und sich von ihnen die königliche Würde förmlich übertragen ließ. Von dieser Zeit an nahmen die Großen

das Wahlrecht in Anspruch, alle Versuche späterer Könige, den Thron erblich zu machen, waren vergeblich, und der westgothische Staat blieb zu seinem Unglück ein Wahlreich. Theudes starb durch Meuchelmord (548), und auch sein Nachfolger Theodisclus, der durch Wahl der Großen König wurde, hatte schon nach nicht ganz anderthalb Jahren (550) dasselbe Schicksal. Bei der Wahl seines Nachfolgers zeigte sich recht deutlich, daß durch das eingeführte Wahlrecht das Reich dem Ehrgeize und Verrathe preisgegeben sei. Gegen den von der Mehrzahl der Großen ernannten Agila erhob sich sogleich der kleinere Theil, und erwählte Athanagild zum König. Der Letztere, zu schwach, seinen Gegner zu besiegen, rief die Griechen zu Hülfe, welche damals unter Justinian's Regierung die Provinz Afrika und fast alle Inseln des mittelländischen Meeres inne hatten, und diese Gelegenheit gern ergriffen, um auch in Spanien einige Seestädte zu gewinnen. Agila ward durch Athanagild's griechische Hülfstruppen geschlagen, und sobald seine Anhänger erkannten, daß der Letztere ihm überlegen sei, und daß die Griechen aus der Uneinigkeit der Gothen Nutzen zu ziehen suchten, verriethen sie ihren König und erkauften durch seine Ermordung Athanagild's Wohlwollen (554). Der Letztere wandte sich sogleich gegen seine bisherigen Bundesgenossen, er vermochte ihnen aber nur einen Theil der besetzten Seestädte zu entreißen, und erst achtzig Jahre später wurden sie von seinen Nachfolgern wieder gänzlich aus Spanien vertrieben. Nach Athanagild's Tode (567) war, wie gewöhnlich in Wahlreichen, die Nachfolge schon wieder streitig. Fünf Monate lang konnten die Großen nicht einig werden, endlich erwählte man diesseit der Pyrenäen den dortigen Statthalter Liuva I., in Spanien aber den Bruder desselben, Leovigild. Der Erstere trat, um die Besitzungen in Frankreich behaupten zu können, 569 seinem Bruder das Land Spanien vertragsweise ab, und da er schon wenige Jahre nachher (572) starb, so vereinigte Leovigild bald das ganze westgothische Reich unter seinem Scepter.

Dieser König hob das Reich wieder aus der Ohnmacht empor, in die es durch die Zwietracht und Eifersucht der Großen gesunken war. Er focht siegreich gegen die Griechen und gegen die Ureinwohner der nördlichen Gebirge, die Basken, welche ihm

nicht als Oberherrn hatten anerkennen wollen. Dann stellte er durch kräftige und verständige Maßregeln das verlorene Ansehen der Regierung wieder her. Die Großen hatten dadurch, daß sie die fast zu einem bloßen Namen gewordene Königswürde vergaben, einen verderblichen Einfluß auf die Gesetzgebung erhalten, und das ruhige, fleißige und nicht ungebildete spanisch-westgothische Volk war in Folge davon nach und nach unter den harten Druck einer kleinen Zahl übermüthiger Vornehmen gekommen. Leovigild wußte durch energische Mittel diesem Übel abzuhelfen. Er gab den bestehenden Gesetzen ihre Kraft wieder, ergänzte sie durch neue Verordnungen, und hob dagegen alle diejenigen Verfügungen auf, welche aus Nachgiebigkeit gegen die Großen erlassen worden waren. Auch durch äußeren Glanz suchte er den König über den Haufen der Großen zu heben, unter welchen sich dieser bisher gleichsam verloren hatte. Um endlich auch die Erblichkeit des Thrones unter den Westgothen einzuführen, ernannte er seine beiden Söhne, Hermenegild und Reccared, lange vor seinem Tode zu Mitregenten, und ließ ihnen als solchen huldigen. Dies veranlaßte aber eine Reihe von Unruhen, die um so gefährlicher zu werden drohten, da Leovigild nicht nur die Großen gegen sich aufgebracht hatte, sondern sich auch von seinem Eifer für den arianischen Glauben zu weit fortreißen ließ. Seine Söhne waren durch ihre Mutter, eine katholische Griechin, insgeheim für den athanasianischen Glauben gewonnen worden, welchem alle Einwohner von römischer und spanischer Abkunft oder mit andern Worten der größere und gebildetere Theil des Reiches anhingen. Leovigild, welcher dessen ungeachtet eine Zeitlang mit seinen Söhnen in gutem Vernehmen blieb und überhaupt anfangs für seinen Glauben nicht eiferte, vermählte sich unglücklicher Weise zum zweiten Male, und zwar mit der heftigen Arianerin Goswintha, welche ganz von ihren Geistlichen beherrscht wurde. Diese erweckte und nährte in dem König nicht nur den Haß gegen die Katholiken, sondern sie störte auch das Verhältniß zwischen Vater und Söhnen. Hermenegild vermählte sich nämlich mit der fränkischen Prinzessin Ingundis, deren Mutter Brunnehild, eine Tochter Athanagild's, unter den Franken eine berüchtigte Rolle spielte. Diese katholische Prinzessin, übermüthig und trotzig

wie ihre Mutter, gerieth durch ihren großen Stolz und durch die Festigkeit, mit der sie allen Bekehrungsversuchen widerstand, mit Goswintha bald in so bittere Feindschaft, daß die Letztere sie sogar eines Tages bei den Haaren ergriffen und blutig geschlagen haben soll. Um dem ärgerlichen Misverhältnisse eine Ende zu machen, wies der König seinem Sohn Hermenegild ein eigenes Gebiet in Andalusien zum Aufenthalte an. Kaum hatte sich aber Hermenegild vom Hofe entfernt, als er offen dem arianischen Glauben entsagte und die katholische Lehre annahm. Ein solcher Schritt war nach dem religiösen Sectengeist jener Zeit zugleich ein politischer Abfall; Hermenegild erklärte sich dadurch einerseits für einen Empörer gegen seinen Vater, und kam andererseits in enge Verbindung mit den Hauptfeinden desselben, den Griechen, welche noch immer einige spanische Seeplätze inne hatten, und dem Könige der Sueven, der in Gallicien, in Portugal und in einem Theile von Asturien herrschte. Die Letzteren hatten sich seit Alarich's II. Zeit, als die Kraft der Westgothen durch Thronstreitigkeiten und durch Kriege mit den Franken und Griechen gelähmt wurde, unter ihrem König Remismund wieder vereinigt und unabhängig gemacht. Remismund's Nachfolger, Carrarich, der von 550 bis 559 herrschte, hatte dem neuen suevischen Reiche dadurch einen festeren Halt gegeben, daß er dem arianischen Glauben entsagte und die katholische Religion annahm; denn dies machte die Griechen und Franken zu natürlichen Bundesgenossen der Sueven. Carrarich's Sohn und Nachfolger, Theodemir I. (559—569), vollendete die von seinem Vater begonnene Bekehrung der Sueven, wußte sich aber als ein gewandter Regent in gutem Vernehmen mit den Westgothen zu halten. Der Nachfolger desselben, Theodemir II. oder, wie er gewöhnlich genannt wird, König Mir, trat mit Leovigild's Sohn in Verbindung, und führte dadurch den Untergang des suevischen Reiches herbei.

Leovigild eilte nämlich, seinen rebellischen Sohn mit den Waffen zu bekämpfen, ehe noch die Griechen und Sueven demselben Hülfe schickten; er mußte aber bald wieder umkehren, weil sich die katholische Bevölkerung einer Provinz empörte, und zwei fränkische Könige mit einem Kriege drohten. Die Erstere ward schnell unterworfen und mit großer Härte bestraft, die Letzteren aber

hielt Leovigild dadurch von Spanien ab, daß er die Tochter des Einen, Rigunthis, zur Gemahlin für seinen zweiten Sohn Reccared erbat. Dann belagerte er Hermenegild, der sich in Sevilla eingeschlossen hatte und vergebens auf Zusendung griechischer Truppen harrte. Der Sueven-König Mir erschien zwar mit einem Hülfsheer bei Sevilla, ward aber von Leovigild alsbald eingeschlossen, und mußte seine Freilassung mit der Anerkennung des Oberlehens-Rechts der westgothischen Könige erkaufen. Hierauf nahm Leovigild Sevilla nach einer langen Belagerung ein; sein Sohn rettete sich zwar durch die Flucht, wurde aber durch den griechischen Statthalter von Cordova, zu welchem er sich begeben hatte, gegen eine große Geldsumme verrathen. Leovigild ließ ihn zuerst gefesselt nach Cordova bringen und verbannte ihn dann nach Valencia. Hierauf benutzte der Gothen-König einen Thronstreit im sueviſchen Reiche, um dieses völlig zu unterwerfen. Mir war schon auf dem Rückzug von Sevilla erkrankt und starb bald nachher. Sein Sohn und Nachfolger, Eborich, aber ward gleich nach seinem Regierungsantritt von seinem Schwager Andica des Thrones beraubt und ins Kloster gesteckt. Dies war für Leovigild ein willkommener Vorwand, dem sueviſchen Reiche ein Ende zu machen. Er unterwarf mit leichter Mühe das in Parteien zerrissene Volk, schickte den Thronräuber ebenfalls ins Kloster, und erklärte das Land für eine westgothische Provinz (583). Nachdem Leovigild auf diese Weise die ganze pyrenäische Halbinsel mit Ausnahme einiger von den Griechen besetzten Seestädte in Besitz genommen hatte, suchte er vor allen Dingen den Unruhen vorzubeugen, welche nach seinem Tode dadurch zu entstehen drohten, daß Hermenegild sich durch seinen Glauben den westgothischen Theil der Bevölkerung abwendig gemacht hatte. Er forderte seinen Sohn auf, zum Arianismus zurückzukehren, und als Hermenegild sich dessen weigerte, ließ er ihm den Prozeß machen und ihn hinrichten (585). Unmittelbar nachher brach ein Krieg mit den Franken aus, welche Leovigild früher durch die Verlobung seines Sohnes mit Rigunthis von der Unterstützung Hermenegild's abgehalten, nachher aber, als sein Zweck erreicht war, durch die Ablehnung dieser Verbindung beleidigt hatte. Sie wurden ohne Mühe zurückgeschlagen, da sie durch fürchterliche Verheerungen

die ganze Bevölkernng gegen sich erbittert hatten. Bald nachher starb Leovigild, unstreitig der größte Fürst der Westgothen seit Theodorich II. (586).

Leovigild's Ende bildet einen wichtigen Wendepunkt, weil er der letzte arianische König der Westgothen war; denn sein Sohn und Nachfolger, Reccared I., der gegen den Vater viel vorsichtiger als Hermenegild gewesen war, nahm schon im vierten Jahre seiner Regierung den katholischen Glauben öffentlich an. Dieser Schritt erweckte zwar unter den Westgothen große Unzufriedenheit, und zog Verschwörungen und Unruhen nach sich; allein Reccared wußte dieselben theils durch Güte, theils durch Strenge zu beschwichtigen, und konnte sich dabei nicht nur auf die Sueven, Römer und Alt-Spanier, kurz auf die Mehrzahl seiner Unterthanen stützen, sondern auch auf einen großen Theil der Westgothen, welcher seinem Beispiele gefolgt war. Seine Regierung (586—601) war eine der glücklichsten. Während die ganze übrige Welt nur Scenen der Auflösung und Verwirrung sah, war in Reccared's Reich die Sorge für kirchliche Einrichtungen, für Gesetzgebung und Rechtspflege die einzige Beschäftigung des Regenten. Dieser ließ es sich vor Allem angelegen sein, die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung mit einander zu verschmelzen; er hob das Verbot der Ehen zwischen Westgothen und Römern auf, ließ beide Völker nach einem und demselben Rechte richten, und trug manche Bestimmungen der römischen Gesetzbücher auf die westgothische Verwaltung und Justiz über. Außerdem führte er römische Ämter und Namen ein, und legte den Grund zu der nach ihm allmälig eintretenden Vertauschung der westgothischen Sprache mit der römischen.

Reccared's Sohn und Nachfolger, Liuva II., ward schon zwei Jahre nachher durch eine arianische Verschwörung gestürzt und ums Leben gebracht. Witterich, welcher an der Spitze derselben gestanden hatte, bemächtigte sich zwar des Thrones, fiel aber sieben Jahre nachher (610) ebenfalls durch die Hand von Verschworenen, welche einen Katholiken, Gondemar, an seine Stelle setzten. Als dieser schon zwei Jahre nachher (612) starb, wählte man Sisebut zum König. Sisebut war unstreitig einer der trefflichsten Menschen und Regenten, und es ist daher doppelt

zu beklagen, daß uns von ihm nur wenige Nachrichten überliefert worden sind. Er schlug die griechischen Truppen mehrmals, und brachte es dahin, daß Kaiser Heraklius in einem Vertrage alle seine spanischen Besitzungen bis auf wenige Städte in Algarve aufgab. Mit Unrecht hat man Sisebut, der sich sonst durch große Milde auszeichnete, wegen zweier Verfolgungs-Decrete gegen die Juden getadelt; denn diese sind weniger aus dem Religionshaß des Königs, als vielmehr aus anderen Gründen zu erklären. Nicht nur beschäftigten sich damals in allen Ländern vorzugsweise die Geistlichen mit dem Recht und der Gesetzgebung, sondern die Juden waren auch in Spanien nach und nach zu einer so großen Zahl angewachsen, daß sie eine nachtheilige Wirkung auf die übrige Bevölkerung ausübten. Übrigens ist dabei der Umstand bezeichnend, daß Sisebut's beide Erlasse sogar eine Verwünschung gegen diejenigen seiner Nachfolger, welche zur Milde geneigt wären, enthielten; fanatischer Glaubenseifer und Verfolgungen wucherten also, wie man hieraus sieht, unter dem spanischen Himmel schon zu jener Zeit.

Nach Sisebut's Tod wählten die Gothen seinen Sohn, Reccared II., und, als derselbe schon nach wenigen Monaten starb, einen seiner Generale, Suintila (621). Dieser erwarb sich das Verdienst, daß er die Griechen völlig aus Spanien vertrieb. Er erregte aber bei seinen auf ihr Wahlrecht sehr eifersüchtigen Landsleuten große Unzufriedenheit, als er seinen Sohn Ricimer zum Mitregenten annahm. Diese Unzufriedenheit, verbunden mit dem geringen Ansehen und Einkommen eines Königs, der nur wenige Privatgüter besaß, ward von einem ehrgeizigen Großen, Sisenand, zu seinem Sturze benutzt. Sisenand verschaffte sich leicht einen Anhang im Volk, und erkaufte die Hülfe des burgundischen Königs Dagobert durch das Versprechen eines kostbaren Schatzes in dem gothischen Krongute. Suintila ward sogleich von den Seinigen verlassen (631), und ein Concil erkannte den Rebellen als König an, wogegen dieser den Geistlichen viele Vorrechte einräumte. Sisenand starb schon fünf Jahre nachher. Chintila, welcher nach ihm zum König erwählt wurde, hatte fast beständig mit Ehrgeizigen, die nach dem Thron strebten, zu kämpfen. Er verschaffte vor seinem Tode (640) die Herrschaft

zwar ſeinem noch jungen Sohne Tulga, dieſer mußte ſie aber ſchon ein Jahr ſpäter (641) an einen anderen Großen, Chindaſuinth, abtreten, welcher ſeinen Sohn Recceſuinth zum Mitregenten annahm, und ihm bald nachher die Regierung ganz überließ.

Bisher hatte man bei den Weſtgothen die Königswürde durchaus nicht mit der Scheu und Ehrerbietung, wie bei den Franken und den orientaliſch-chriſtlichen Völkern, ſondern nur als den erſten Platz unter den Großen und Herren des Reiches angeſehen. Darum konnte in Spanien auch ein König abtreten, ohne von dem, welchem er die erſte Rolle überließ, als unverſöhnlicher Feind betrachtet zu werden. So war Suintila am Leben geblieben, und auch Tulga ward bei ſeinem Sturze nicht getödtet. Da jedoch dieſe Schonung dazu beitrug, daß die Unruhen erhalten und vermehrt wurden, ſo ſchlug Chindaſuinth einen neuen Weg ein. Er befolgte die Politik orientaliſcher Herrſcher, und räumte nicht nur alle diejenigen, die ſich gegen ihn empörten oder ſeinen Argwohn erregten, ſondern oft auch zugleich ihre Angehörigen aus dem Wege. Weil in Folge dieſer Tyrannei viele Großen ins Ausland flohen, um bei günſtiger Gelegenheit mit den Waffen in der Hand wieder zurückzukehren, ſo ließ Chindaſuinth durch ein Concil ſtrenge Geſetze gegen Auswanderungen geben. Übrigens erwarb ſich ſowohl Chindaſuinth, als auch ſein Sohn Recceſuinth große Verdienſte um die Geſetzgebung. Recceſuinth hielt häufiger Concile und gab weit mehr Geſetze, als irgend einer ſeiner Vorgänger, weil er und ſein Vater das, was dieſe ſchon oft verſucht hatten, ausführen wollten und auch wirklich ausführten. Unter ihm kam ein eigentliches Geſetzbuch zu Stande, welches das aus dem römiſchen Recht ergänzte weſtgothiſche Recht enthielt und fortan die Grundlage der Juſtiz im Reiche bildete. Dadurch ward zuerſt bei den Weſtgothen der damals noch in ganz Europa geltende Unterſchied des Rechts nach der nationalen Abkunft der Bürger aufgehoben. Rühmlich iſt es dabei für Recceſuinth, daß er in Betreff der Erhebung der Abgaben ſich ſelbſt Einſchränkungen auferlegte, und die Wählbarkeit der Könige für einen weſentlichen Theil der weſtgothiſchen Staatsverfaſſung erklärte. Freilich lähmte er dadurch die Kraft der Regierung, und legte recht eigentlich den

Grund zum Untergange seines blühenden Reiches. Von jener Zeit an waren die westgothischen Kirchenversammlungen, zu welchen damals zuerst auch weltliche Große zugezogen wurden, wirkliche Reichstage und bildeten die gesetzgebende Behörde. Die kirchlichen Angelegenheiten wurden auf derselben durch die Geistlichen allein bestimmt, über die anderen dagegen entschieden die Palatine oder die weltlichen Großen des Reiches mit. Doch war die Zahl der letzteren Mitglieder des Reichstages stets geringer, als die der Ersteren, so daß die Geistlichkeit auch in den Staatsangelegenheiten den größten Einfluß besaß. Ein Hauptunterschied zwischen der westgothischen Staatsverfassung und den Einrichtungen anderer germanischen Völker bestand darin, daß die Statthalterschaften keine Lehen wurden, sondern wirkliche Ämter blieben, die der König nach Gutdünken vergab. Dagegen entstand in Spanien der Vorrang der Hofämter nicht, wie in Deutschland, erst in späterer Zeit, sondern er war zugleich mit dem römischen Hof-Ceremoniel schon früh vom ostgothischen Hofe an den westgothischen übergegangen. Übrigens lassen einzelne Umstände und die aus jenen Zeiten erhaltenen Schriften auf eine gewisse Feinheit der Bildung unter den Westgothen und auf einen Zustand der Künste und Wissenschaften in Spanien schließen, den man vergebens in den übrigen germanischen Ländern jener Zeit suchen würde, und der die bald nachher erfolgte Unterdrückung dieser Nation um so mehr bedauern läßt.

Nach Recceſuinth's Tod (672) wurde Wamba zum König ernannt. Dieser hatte anfangs Schwierigkeiten zu bestehen, weil ein Theil der Gothen jenseit der Pyrenäen, die man bei seiner Erwählung nicht zugezogen hatte, ihm den Gehorsam versagte, und der von ihm gegen sie gesandte General sich selbst zum König aufwarf; er überwand aber seine Gegner schon in Jahresfrist. Unter Wamba's Regierung zeigte sich die schädliche Wirkung, den der überwiegende Einfluß der höheren Geistlichkeit haben mußte. Die Bischöfe waren aus Aufsehern und Lenkern der Kirche große Herren geworden, welche das Volk in dumpfen Aberglauben und die Könige in Sklaverei zu stürzen suchten. Da sie und die Palatine die oberen Stellen in ihren Familien erblich machten, so war es natürlich, daß der Druck, welchen Einzelne im Reiche

ausübten, ungestraft zunahm, daß die Sitten sich verschlechterten, und daß bei anhaltendem Frieden Weichlichkeit einriß. Die ungerechten und harten Verfolgungen, denen die Juden häufig preisgegeben waren, paßten ganz zu der Art von Religion, welche unter diesen Umständen in Spanien herrschend wurde und es bis auf unsere Tage geblieben ist. Diese Umwandlung des Christenthums in Fanatismus, Aberglauben und bloßen Formendienst mußte später dem Mohammedanismus, wenn dieser nur einigermaßen vernünftig gepredigt wurde, leicht Eingang verschaffen, weil man, was die Lehrer verschuldet hatten, auf die Lehre selbst übertrug. Zu allen diesen Übeln kam endlich noch ein aus der Wählbarkeit der Könige hervorgegangenes Misverhältniß, welches die Stellung des Regenten immer schwieriger machte, und das Reich selbst schnell seinem Untergang entgegenführte. Es gab nämlich so viele Familien, welche Könige unter ihren Ahnen zählten, daß nicht allein das Ansehen der Regentenwürde dadurch geschmälert ward, sondern daß auch die Unzufriedenen stets leicht einen fanden, der ebenso viel oder mehr Recht zur Krone zu haben glaubte, als der regierende König.

Wamba endete auf eine klägliche Weise. Der König hatte einen jungen Palatin, Erwig, den er vor allen andern Großen begünstigte, nicht allein zu bedeutendem Ansehen und Reichthum erhoben, sondern er ernannte ihn zuletzt auch, als er selbst erkrankte, zum Mitregenten. Dieser vergalt seinem Gönner, wie Lieblinge ohne Verdienst zu vergelten pflegen. Er gab dem kranken König einen Gifttrank, der denselben an den Rand des Grabes brachte. Dies mag, wie Vieles der Art, vielleicht Erdichtung sein; gewiß ist aber, daß Wamba für die Dauer seiner Krankheit dem Günstling die Leitung der Geschäfte übertragen hatte, und daß Erwig und sein Anhang sich dieses Umstandes bedienten, um ihm die Krone für immer zu entreißen. Der Undankbare ließ Wamba, als derselbe wieder genesen war, nicht mehr zur Herrschaft gelangen, sondern zwang ihn ins Kloster zu gehen, wo er noch mehrere Jahre lebte (680). Der neue König hatte sich im Voraus einen großen Anhang gebildet, er zeigte auch eine Abtretungsurkunde seines Vorgängers vor, und der zu seiner Partei gehörende Erzbischof Julian von Toledo salbte als Primas der

westgothischen Geistlichkeit ihn gleich nach dem Sturze Wamba's; nichts desto weniger hielt sich Erwig nicht für sicher genug, er ließ daher nicht nur seine Ansprüche durch mehrere Concile anerkennen und bestätigen, sondern auch sich und seine Familie für unverletzlich erklären und durch angedrohte Bannflüche decken. Die Bereitwilligkeit der Geistlichen und Palatine bezahlte er mit Zugeständnissen, durch welche dem Reiche schwere Wunden geschlagen wurden. Er gab dem Zorne der Geistlichen die Juden preis, von denen sich damals viele durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichneten, und das Christenthum mit geistigen Waffen so nachdrücklich bekämpften, daß selbst Erzbischöfe es für nöthig hielten, gegen sie zu schreiben. Er gewährte ferner den Großen neue Vorrechte, und brachte es dahin, daß dem Regenten fast nichts mehr übrig blieb, als die Bestätigung und Bekanntmachung dessen, was in den Versammlungen der Großen beschlossen worden war. Er hob endlich die Ehr- und Rechtlosigkeit auf, die sich einige Districte des Landes durch Versäumnisse in der Kriegspflicht unter Wamba zugezogen hatten, obgleich dieselben dadurch vom Könige abhängig geworden waren. Übrigens ist die Geschichte dieses Königs nicht ganz klar. Deshalb ist es auch unbegreiflich, warum er den Thron nicht einem seiner Söhne verschaffen konnte, sondern Wamba's Sohne Egiza, dem er selbst seine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, überlassen müßte; denn daß er dies nur gezwungen that, ist deshalb anzunehmen, weil er sich von Egiza durch einen feierlichen Eid versprechen ließ, seines Vorgängers Familie nicht zu kränken.

Egiza hatte nach Erwig's Tod (687) nicht sobald den Thron bestiegen, als er sich durch eine Reichs- und Kirchenversammlung von diesem Eide entbinden ließ. Er gebrauchte dabei den Vorwand, daß ein solches Versprechen mit seinem heiligeren Eide, allen Unterthanen gleiches Recht widerfahren zu lassen, im Widerspruch stehe, weil leicht der Fall eintreten könne, daß jemand eine begründete Klage gegen einen Verwandten Erwig's erhebe. Egiza machte übrigens, soviel wir wissen, nie Gebrauch von dieser Lossprechung. Seine Gemahlin entfernte er zwar von sich, aber er nahm doch den mit ihr erzeugten Sohn, Witiza, zum Mitregenten an, und übertrug ihm die Verwaltung zweier von den sechs

Provinzen des Reiches. Aus vielen unter Egiza gemachten Verordnungen geht mit Gewißheit hervor, daß er mehrere Verschwörungen zu bekämpfen hatte.

Als Witiza bei Egiza's Tode (701) die Regierung allein übernahm, hätte man vermuthen sollen, daß endlich einmal die Herrschaft im Besitz einer einzigen Familie bleiben werde; aber entweder machte sich Witiza derselben unwürdig, oder, was wahrscheinlicher ist, er suchte die königlichen Rechte mit einer Gewaltthätigkeit, die sich nicht ertragen ließ, wieder herzustellen und zu befestigen Wenigstens würden sich durch die letztere Annahme die von ihm ergriffenen Maßregeln am besten erklären lassen. Er berief eine Reichs- und Kirchenversammlung, um eine ganz neue Ordnung einzuführen, setzte aber diesen Zweck offenbar nur durch gewaltsame Mittel oder durch Hinterlist durch, weil man bald nachher die Acten jenes Concils, wegen ihres den älteren Beschlüssen und Einrichtungen widerstreitenden Inhalts, vernichtete. Aus diesem Grunde sind uns auch die von Witiza gemachten Veränderungen nicht genau bekannt. Die wichtigste Verfügung bestand unstreitig darin, daß den Bischöfen die Berufung auf den römischen Papst als Erklärer der Kirchengesetze verboten, und der Klerus also der königlichen Gewalt unterworfen wurde. Außerdem ward den Geistlichen ein Theil ihrer Güter entzogen und zur Verfügung des Königs gestellt, welcher ihn seinen Anhängern unter den weltlichen Großen zutheilte. Auch die Verfolgungen gegen die Juden ließ Witiza einstellen, indem er zugleich allen Verbannten dieses unglücklichen Volkes die Rückkehr gestattete. Endlich schmälerte er auch die Rechte des Erzbischofs von Toledo, des leitenden Oberhaupts der Geistlichkeit, und übertrug das Primat von Spanien kraft der königlichen Allgewalt seinem Bruder Oppas, welcher bisher Erzbischof von Sevilla gewesen war. Obgleich der Zweck und Umfang aller dieser Veränderungen den König bei der Geistlichkeit höchst verhaßt machte, und daher auch viele Misdeutungen und große Verläumdungen hervorrief, so scheint doch nicht alles das, was von seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit erzählt wird, erdichtet zu sein; denn auch eine ihrem Zwecke nach nützliche und verständige Willkür artet leicht in Übermuth aus, und dieser zieht leicht Grausam-

keit nach sich, durch welche dann der Mensch immer mehr gewöhnt wird, in der Wahl seiner Mittel und endlich auch in seinen Zwecken alle Rücksichten und Bedenklichkeiten bei Seite zu setzen.

Witiza hatte einen Sohn Recceſuinth's, der schon von Egiza als Mitschuldiger an einer Verschwörung nach Cordova verbannt worden war, wegen wiederholter Theilnahme an Unruhen blenden lassen; der Sohn dieses Mannes, Roderich, verband sich deshalb mit einem Theile der Großen und Geistlichen, überraschte den König, und stürzte ihn (710). Witiza's letztes Schicksal ist unbekannt. Er ward von seinen Gegnern entweder in einer Schlacht oder durch Meuchelmord getödtet; nach einer anderen Angabe aber wäre Roderich von ihm als Mitregent angenommen worden, und dieser hätte erst die Söhne Witiza's nach ihres Vaters Tode von der Regierung ausgeschlossen. Genug, Roderich ward im Jahre 710 König, wußte die Familie seines Vorgängers weder mit sich auszuſöhnen, noch unschädlich zu machen, und zog dadurch das zerstörende Ungewitter herbei, welches seit Muſa's Erscheinung in Afrika von dort her das zerrüttete westgothische Reich bedrohte.

7. Geschichte der Araber von der Eroberung Spaniens an bis zum Sturze der Omejjaden.

Die durch Muſa vollendete Eroberung des westlichen Afrika brachte auch die Westgothen, welche dort die Stadt Ceuta mit einem nicht unbedeutenden Gebiete besaßen, in unmittelbare Berührung mit den Arabern. Die Letzteren hatten um dieselbe Zeit unter ihren beiden Feldherren Mohammed und Kuteiba ihre Herrschaft zugleich im äußersten Osten einerseits über Turkestan bis nach Kaschgar und andererseits in Indien bis nach Multan hin ausgebreitet. Es ist daher begreiflich, daß sie auf den Gedanken kamen, auch die westgothischen Besitzungen in Afrika anzugreifen und sogar nach Spanien überzusetzen. Sie wurden aber außerdem noch durch die unter den Westgothen bestehenden Verhältnisse, ja sogar durch die Aufforderung einer westgothischen Partei dazu bewogen. Sie würden übrigens den Besitz eines so weit entlegenen, durchs Meer von Afrika getrennten Landes gewiß nicht haben behaupten können, wären nicht in Spanien der

Hof und die Großen in Weichlichkeit versunken, das Volk den Künsten des Friedens ergeben und das Gesetz der Heeresfolge gelöst gewesen. Nichts desto weniger scheiterte der erste Angriff der Araber. Musa hatte nämlich, als er von der Küste des atlantischen Oceans nach Kairawan, dem Mittelpunkte seiner Statthalterschaft, zurückkehrte, den Oberbefehl in dem äußersten Westen an Tarik übertragen, und dieser griff 708 vergebens die Stadt Ceuta an, welche von Graf Julian, dem westgothischen Statthalter, mit Geschicklichkeit und Glück vertheidigt wurde. Bald nachher schloß sich aber eben derselbe Graf Julian an die beiden Söhne des gestürzten Königs Witiza an, und wandte sich in Verbindung mit diesen an Tarik um Hülfe gegen den Usurpator Roderich. Tarik ging auf das Gesuch ein, und setzte im Jahre 711 mit einem Heere nach Spanien über. Seine Truppen betrugen zwar nach der höchsten Angabe nur zwölftausend Mann, sie wurden aber gleich anfangs durch Julian's Truppen und bald nachher noch durch andere Unzufriedene verstärkt.

Tarik warf bald nach seiner Landung eine kleine westgothische Schaar zurück, und schlug dann auf einem Berge, der von ihm den Namen Gebel al Tarik oder Gibraltar d. i. Berg des Tarik erhielt, sein Lager auf. Von hier aus bekämpfte er eine Zeitlang mit Glück die schwachen Schaaren der Feinde, die sich schnell zusammengezogen hatten, bis endlich der König Roderich mit einem größeren Heere gegen ihn heranrückte. Der Letztere hatte auf die Nachricht von Tarik's Landung in aller Eile ein Heer gesammelt, über dessen Stärke die Angaben der arabischen Schriftsteller zwischen vierzig- und neunzigtausend schwanken, das aber jedenfalls der Mehrzahl nach nicht aus Westgothen, sondern aus Soldtruppen bestand. Mit diesem Heere zog Roderich, der sich damals gerade im äußersten Nordosten des Landes befand, in Eilmärschen gegen Tarik. Er zeigte von Anfang an bis zu Ende einen Muth, der uns nicht erlaubt, ihn, wie Manche gethan haben, feige zu schelten. Höchstens darf man ihn der Unvorsichtigkeit anklagen; denn statt die erste Hitze seiner Feinde verrauchen zu lassen, statt sie der Gefahr von Belagerungen und der Wirkung des Klimas in den Gebirgen und Hochebenen des inneren Landes auszusetzen, ging er, ohne seine Verstärkung zu erwarten, den

Arabern sogleich entgegen, und gab ihnen auf einem offenen Schlachtfelde Gelegenheit, nach ihrer Art zu fechten. Er übersah ganz, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der dem westgothischen Heere zwar an Zahl der Menschen, nicht aber an Zahl der Streiter nachstand, und den überdies seine natürliche Heftigkeit, seine Gewohnheit Krieg zu führen und die gewisse Aussicht, entweder zu siegen und große Beute zu machen oder mit der Besiegung zugleich einem unvermeidlichen Untergang entgegenzugehen, unwiderstehlich machte. In den Feldern von Xeres de la Frontrera unweit Cadix ward die entscheidende Schlacht geliefert. Sie dauerte vom 19. bis zum 26. Juli 711. Sieben Tage lang fochten beide Theile mit gleicher Ausdauer und gleichem Glücke, am achten verschwand König Roderich, ohne daß man weiß, auf welche Weise er umgekommen ist, und nun riß Muthlosigkeit und Verwirrung unter den Seinigen ein. Das westgothische Heer löste sich fliehend auf, und der größte Theil desselben verlor das Leben oder gerieth in Gefangenschaft. Zwar waren auch die Araber auf neuntausend Mann zusammengeschmolzen, aber diese fanden nun den Zugang in das innere Spanien offen, und wurden überdies nach dem Siege durch Schaaren von Glaubensgenossen verstärkt, welche kampflustig und nach Beute begierig aus Afrika herbeikamen. Die blühenden Provinzen Andalusien, Granada und Murcia wurden nicht allein in kurzer Zeit besetzt, sondern auch Tausende von Bewohnern derselben zum Islam bekehrt, und schon am Palmsonntag des Jahres 712 hielt Tarik seinen Einzug in Toledo, der Hauptstadt des Reiches. Hier und auf seinem weiteren Marsche machten die Araber unermeßliche Beute. Das kostbarste Stück derselben war der sogenannte Tisch Salamonis, den einst Thorismund von dem römischen Feldherrn Aëtius zum Geschenk erhalten hatte, ein goldener, mit den schönsten Perlen und Edelsteinen verzierter Tisch, welcher auf dreihundert fünfundsechszig goldenen Füßen ruhte. Während Tarik seine Eroberungen weiter nach Norden hin ausbreitete, erschien auch Musa, auf den Ruhm seines Untergebenen eifersüchtig, mit einem Heere von wenigstens zehntausend Mann in Spanien, und nahm Sevilla und andere Städte des Südens, welche jener zur Seite liegen gelassen hatte. Der Erzbischof Oppas, der wegen

eines Rangstreites mit einem anderen Bischofe die Pflichten gegen sein Vaterland vergaß, soll ihm dabei hülfreiche Hand geleistet haben.

Die schnellen Fortschritte, welche die Waffen und die Lehre der Araber im äußersten Westen von Europa machten, werden Niemand in Staunen setzen, der da weiß, daß die Alt-Spanier viel vom afrikanischen Charakter hatten, und daß der Islam allen seinen Bekennern gleiche Freiheit mit gleicher Sklaverei bietet; man wird sich noch weniger darüber wundern, wenn man bedenkt, daß bei den Westgothen die geistlichen und weltlichen Herren allein die Nation vorstellte, daß dagegen der Kern des Volkes in Dienstbarkeit schmachtete, und daher durch die Annahme des Islam's bedeutend gewann, bei der Festhaltung seines alten Glaubens aber unter den neuen Gebietern keine andere Lasten, als den gewöhnlichen Tribut, zu tragen hatte. Während nämlich bei den Arabern, wenigstens dem Princip nach, vor dem Gesetz Alles gleich war, zerfielen bei den Westgothen die Freien in eine Menge Abtheilungen, deren jede ihre besonderen Vorrechte hatte, die Mehrzahl des Volkes aber war leibeigen, und zwar nach römischen Rechtsbegriffen, welche auf anderen Sitten beruhten und deshalb in der Anwendung viel härter waren, als die deutschen. Zu diesen für die Araber so sehr günstigen Verhältnissen kam noch der wichtige Umstand hinzu, daß die Araber das Land nicht blos eroberten und militärisch besetzten, sondern daß auch viele Araber und Berbern sich daselbst niederließen. Endlich ward die Besitznahme und Behauptung von Spanien auch noch durch die Juden erleichtert, für welche die Araber die Befreier aus Elend und Verfolgung waren. Tausende von Juden, welche in den letzten Zeiten nach Afrika vertrieben worden waren, kehrten bei dem Untergange des westgothischen Reiches in ihre Heimath zurück, viele tausend andere, die in Spanien zu einem Schein-Christenthume gezwungen worden waren, warfen bei der Erscheinung der Araber ihre Fesseln ab. Alle diese unterstützten nicht allein die Araber bei der Eroberung des Landes auf jede Weise, sondern bildeten nachher auch das vermittelnde Glied zwischen den alten Spaniern und der aus Afrika eingewanderten neuen Bevölkerung. In kurzer Zeit war Spanien den Arabern unterworfen. Nur die freieren Bergbewohner von Gallicien, Asturien und

Biscaja behaupteten ihre Unabhängigkeit. Zu ihnen sammelten sich daher auch alle Westgothen, welche Ehre und Religion mehr, als irdische Güter liebten. Diese bildeten in jenen Gegenden bald Fürstenthümer, aus welchen in späterer Zeit wieder ein christliches Spanien hervorging.

Die beiden Männer, unter deren Führung Spanien dem Islam unterworfen worden war, konnten sich der Früchte ihres Sieges nicht erfreuen. Tarik hatte das unbestreitbare Verdienst, die westgothische Macht gebrochen und dadurch die Herrschaft des Islam's in Spanien gegründet zu haben. Musa suchte ihm diesen Ruhm soviel als möglich zu entreißen, und war deshalb auf die Nachricht vom glücklichen Fortgang des Unternehmens mit einem Heere nach Spanien geeilt. Er hatte dabei an seinen siegreichen Feldherrn den Befehl vorausgeschickt, nicht über Cordova hinaus vorzurücken. Tarik hatte aber diesem Gebote nicht gehorcht, weil es offenbar nur aus Neid und Eifersucht hervorgegangen war, und die Araber um alle Vortheile des errungenen Sieges zu bringen drohte. Er ward dafür von seinem Gebieter, als dieser in Spani n erschien, wie ein gemeiner Soldat behandelt und sogar in den Kerker geworfen. Auf Befehl des Khalifen Welid, an welchen sich Tarik's Freunde klagend wandten, mußte Musa ihn bald wieder frei lassen, und Tarik vollendete dann in Gemeinschaft mit Musa die Unterwerfung von Spanien. Kaum war dies geschehen, als der Khalif aus Furcht, Musa möchte sich in Spanien ein unabhängiges Reich gründen, denselben von dort abrief und zu sich nach Damaskus beschied. Musa traute auch seinerseits dem Khalifen nicht, und übergab daher bei seiner Abreise die von ihm eroberten Länder gleichsam als Unterpfänder seinen Söhnen, von welchen er den einen zum Statthalter von Spanien, die anderen aber zu Statthaltern von Westafrika einsetzte. Mit allen erbeuteten Kostbarkeiten und mit einem ganzen Heere von Gefangenen, unter welchen sich allein vierhundert westgothische Große von königlicher Abkunft befunden haben sollen, brach er im Jahre 713 nach Damaskus auf. Ebenso, wie er gezögert hatte, die Reise anzutreten, suchte er auch während derselben so viel als möglich Zeit zu gewinnen. Erst nach einem Jahre kam er in Syrien an. Hier erhielt er in Tiberias die Nach-

nicht, daß der Khalif erkrankt sei, und zugleich ein Schreiben von dessen Bruder und Nachfolger Suleiman, der ihn ersuchte, den Einzug in Damaskus bis zu Welid's Tode aufzuschieben, damit sein eigener Regierungsantritt durch den Glanz der im Westen erfochtenen Siege verherrlicht werde. Musa wagte es, diese Bitte abzuschlagen, obgleich er wußte, daß er viele Feinde am Hofe hatte, welche jede Gelegenheit zu seinem Verderben begierig ergriffen, und auch bereits den verstorbenen Khalifen mit Klagen gegen ihn bestürmt hatten. Er stürzte sich durch diesen unbegreiflichen Fehltritt selbst ins Verderben. Er kam fast zu der nämlichen Zeit, als Welid starb und Suleiman den Thron bestieg (714), in Damaskus an, und fand an dem neuen Khalifen einen im Voraus gegen ihn erzürnten Richter. Er ward nicht nur des Ungehorsams gegen die Gebote des Khalifen, sondern auch der Lüge beschuldigt, da er in seinen Berichten an den Khalifen Tarik's Verdienste sich angemaßt haben soll; außerdem klagte ihn der Letztere, welcher ebenfalls nach Damaskus gekommen war, noch wegen seines ganzen Verfahrens in Spanien überhaupt an. Suleiman fand Musa schuldig, ließ ihn in den Kerker werfen, nahm ihm sein ganzes Vermögen, und verurtheilte ihn sogar noch zu einer großen Geldbuße. Er verwickelte denjenigen von Musa's Söhnen, welcher der Provinz Spanien vorstand, mit in das Schicksal seines Vaters, um der Rache desselben zuvorzukommen. Er ließ ihn tödten, und soll, wiewohl dies wahrscheinlich nur eine Ausschmückung des tragischen Ereignisses ist, in seiner Grausamkeit so weit gegangen sein, daß er dem achtundsiebzigjährigen Vater den Kopf des Sohnes mit der Frage überreichen ließ, ob er den Getödteten kenne. „Ja wohl, antwortete Musa, kenne ich ihn, aber als einen Mann, der sich früh zum Gebete erhob und viel fastete. Gottes Fluch möge ihn treffen, wenn sein Mörder besser ist, als er war!" Musa starb bald darauf, entweder auf einer Pilgerfahrt nach Mekka oder unter seinen Stammverwandten, bei denen er die ihm vom Khalifen auferlegte Geldbuße zusammenbettelte. Über Tarik's Ende lassen uns die Berichte der arabischen Geschichtschreiber in Ungewißheit.

Musa's Loos ward auch den Eroberern von Indien und Turkestan zu Theil. Der Eine, Mohammed, wurde von dem mis-

trauischen Suleiman nicht nur seiner ruhmgekrönten Feldherrnwürde beraubt, sondern auch wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, weil er ein Anhänger des dem neuen Khalifen von jeher verhaßten Haddschadsch war. Auch Kuteiba, der Eroberer von Turkestan, sollte gleich nach Suleiman's Regierungsantritt auf die nämliche Weise belohnt werden; er suchte aber diesem Schicksale durch offene Empörung zuvorzukommen, und fiel, als nur wenige seiner Soldaten ihm treu blieben, mit dem Schwerte in der Hand. Haddschadsch war zu seinem Glück ein Jahr vor Welid gestorben.

Die wichtigste Unternehmung, welche unter Suleimans Regierung gemacht wurde, war der Krieg mit den Byzantinern. Die Leitung desselben ward dem Bruder des Khalifen, Maslama, übertragen, und die inneren Verhältnisse des griechischen Reichs begünstigten diesen anfangs im höchstem Grade. Nachdem nämlich Kaiser Justinian II., der Sohn des Constantinus Pogonatus, durch einen Aufstand des Heeres gestürzt worden war, zehn Jahre später aber mit Hülfe der Bulgaren sich den verlorenen Thron wieder erkämpft hatte, ward er 711 durch seine Truppen noch einmal verrathen und dabei ums Leben gebracht. Der von den Empörern an seine Stelle gesetzte Armenier Philippikus wurde ebenfalls schon nach zwei Jahren wieder entthront und sein Staatssecretär Artemius unter dem Namen Anastasius II. zum Kaiser erhoben. Dieser erlitt bald das nämliche Schicksal. Die gegen Suleiman's Heer abgeschickten Truppen kündigten ihm den Gehorsam auf, und zwangen einen kaiserlichen Beamten, Theodosius, den Purpur anzunehmen. Anastasius legte, nachdem er in Constantinopel sechs Monate lang eine Belagerung ausgehalten hatte, die Kaiserwürde freiwillig nieder (716). Ebendasselbe that Theodosius, als der Oberanführer der asiatischen Truppen, Leo der Isaurier, ihm die Anerkennung verweigerte und mit seinen Truppen gegen die Hauptstadt heranzog (717). Mit Leo gelangte ein neuer kräftiger Stamm zum Besitz des byzantinischen Thrones. Die Araber mußten dies bald zu ihrem Schrecken erfahren. Leo hatte sie, so lange noch Theodosius Kaiser war, durch Unterhandlungen zu täuschen gewußt, und unter dem Schein eines treu ergebenen Verbündeten einen Vertrag mit ihnen geschlossen. Nach seinem Einzuge in Constantinopel aber warf er

sogleich die Maske ab, und zeigte sich ihnen als einen Gegner, wie sie in allen ihren Kriegen mit den Byzantinern noch nie einen gehabt hatten. Sie rückten daher mit ihrer ganzen Macht auf Constantinopel los, und begannen eine eigentliche Belagerung der Stadt, bei welcher sie diese nicht, wie früher, nur von Zeit zu Zeit angriffen, sondern zu Wasser und zu Land förmlich einschlossen. Alle ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Ein entschlossener, kriegserfahrener Kaiser stand an der Spitze der Belagerten, und überdies wütheten Hunger, Pest, das griechische Feuer und ein für jene Gegenden unerhört strenger Winter gegen die Flotten und Truppen der Mohammedaner. Vergebens bestürmte Maslama seinen Bruder mit der Bitte, die Belagerung aufheben zu dürfen. Selbst als die ganze Flotte durch das griechische Feuer vernichtet worden war, ließ sich Suleiman nicht dazu bewegen. Er gab erst dann der Nothwendigkeit nach, als von dem schönsten Heere, das die Araber seit langer Zeit ausgesandt hatten, nur noch schwache Trümmer übrig waren. Ja, nach anderen Berichten hätte sogar erst sein Nachfolger der Vernunft Gehör gegeben und den Abzug der Truppen erlaubt. Übrigens sollen bei dieser Belagerung, welche ein ganzes Jahr dauerte (717), über hunderttausend Mohammedaner das Leben verloren haben.

Suleiman, welcher im Jahr 717 starb, war ein grausamer Regent, und zeichnete sich auch im Privatleben nur durch gemeine Neigungen und Gewohnheiten, besonders durch große Schwelgerei im Essen aus. Seine Religion war eine Art Naturreligion; er betrachtete den Koran nicht als Ausspruch der Gottheit, sondern als ein schönes Gedicht, den Glauben der Moslemin nicht als Offenbarung, sondern als bloßen Volksglauben. Vor seinem Tode ernannte er Omar II., einen Neffen Abd Almalik's, zum Nachfolger, nicht blos weil derselbe der Älteste von den damals in Damaskus anwesenden Omejjaden war, sondern besonders deshalb, weil er als der Frömmste und Edelste unter den Syrern den Kindern seines Vorgängers, die ein Anderer aus dem Wege geräumt haben würde, nicht gefährlich war. Doch verfügte Suleiman gleich bei der Ernennung Omar's, daß sein eigener Bruder Jezid demselben einst im Khalifat nachfolgen sollte. Omar's Vorzüge bestanden in Frömmigkeit, Sanftmuth, Gerechtigkeit und Ein-

fachheit. Er betrachtete sich, wie er selbst erklärte, als den Verwalter der Schätze, welche den Armen und Nothleidenden gehörten, hatte nur ein Kleid, erlaubte sich nur den Aufwand eines gemeinen Bürgers, und gebrauchte kein anderes Lager, als ein Fell und eine gewöhnliche baumwollene Decke. Auch hatte er nur eine einzige Gattin, und ließ sich allein von ihr bedienen. Als Beherrscher der Gläubigen strebte er nicht danach, durch neue Eroberungen den Glanz des Reiches zu erhöhen, sondern vielmehr durch Bekehrung der unterworfenen Völker die Zahl der Bekenner des Islam's zu vermehren. Dabei übte er jedoch keinen Zwang gegen Andersgläubige, er verbot vielmehr seinen Statthaltern, die bestehenden Kirchen, Synagogen oder Feuertempel niederzureißen. Omar ging in seiner Frömmigkeit und Milde soweit, daß er trotz des Hasses, den er dadurch bei seinen eigenen Verwandten gegen sich erweckte, den von Muawia eingeführten Gebrauch, Ali und seine Nachkommen in allen Moscheen von der Kanzel herab verfluchen zu lassen, wieder abschaffte. An die Stelle dieses Fluches setzte Omar die schönen Worte des Korans: „Gott befiehlt Gerechtigkeit und Güte und Wohlwollen gegen Verwandte und verbietet Schimpf und Unbilligkeit." Darum pries auch ein frommer Moslem der späteren Zeit ihn vor allen anderen Omejjaden, indem er ausrief: „O Omar, hätte mein Auge um einen von Omejja's Söhnen geweint, es hätte um dich geweint; du nahmest den Fluch und die Schmach von uns hinweg; ja, könnte ich dich erlösen, es geschähe." Doch wird diese Einstellung eines abscheulichen Gebrauches, so sehr sie auch mit Omar's ganzem Wesen übereinstimmt, von manchen Geschichtschreibern bezweifelt; jedenfalls ward die Verfluchung der Aliden nach Omar's Tode wieder eingeführt und erst nach dem Sturze der Omejjaden für immer abgeschafft.

Ein so strenger Begriff von Recht und eine solche Einfachheit des Lebens hatten wohl zu der Zeit, als Omar's mütterlicher Großvater, Omar I., von Mekka aus die Herrschaft der Gläubigen leitete, mit dem Khalifen-Amte bestehen können; sie paßten aber durchaus nicht zu der in Damaskus schon längst eingeführten glänzenden Hofhaltung, und entsprachen eben so wenig dem habgierigen Sinne der Truppen und ihrer zahllosen Befehlshaber. Es hieß daher auch gleich nach Omars Thronbesteigung, man habe

einen Khalifen, der wohl zum Beten, aber nicht zum Regieren tauge. Daß ihm selbst ein solcher Adel der Gesinnung Ruhe und Frieden im Herzen und die frohe Aussicht auf ein besseres Leben, als das Leben dieser Erde ist, gewährte, würden wir auch dann glauben, wenn wir nicht seine eigenen Worte und Handlungen als Zeugniß dafür hätten. Er fühlte, daß er einer anderen Welt angehöre, und zeigte daher bei seinem Ende weder Todesfurcht, noch auch Unwillen gegen seine Familie, die man beschuldigte, daß sie ihn habe vergiften lassen. Er wies aus reiner Ergebung in den Willen Gottes jedes Hülfsmittel von sich, und als man ihn wegen jenes Verdachts zur Vorsicht ermahnte, erwiderte er: „Wo sind meine Vorgänger trotz aller ihrer Vorsicht? Gott, fürchte ich einen anderen Tag als den des Gerichts, so wende das, was ich fürchte, nicht von mir ab!“

Omar starb im Jahre 720, wahrscheinlich von seinem Nachfolger Jezid II. vergiftet. Dieser hatte anfangs mit gefährlichen Unruhen zu kämpfen, weil er Haddschadsch's Familie und Anhänger begünstigte, deren Gegner unter Suleiman so großen Einfluß erhalten hatten. Als Jezid die Letzteren gleich anfangs verfolgen ließ, empörten sie sich, und breiteten ihren Aufstand über einen Theil der östlichen Provinzen aus. Nur durch die Tapferkeit des von der Belagerung Constantinopel's her bekannten Feldherrn Maslama gelang es dem Khalifen, sie zu besiegen. Auch an den östlichen und nördlichen Grenzen des Reichs brachen Empörungen aus, und ein Theil der dort unter Welid eroberten Länder mußte von neuem unterworfen werden. In Afrika rief Jezid's Statthalter durch sein Verfahren eine Verschwörung hervor, in Folge deren er selbst ermordet und ein neuer Statthalter vom Volke ernannt wurde. In Spanien ging es besser, weil der treffliche Statthalter Samah, welchen Omar an die Stelle des wegen seiner Tyrannei verhaßten Al Horr oder Alahor gesetzt hatte von Jezid auffallender Weise im Amte gelassen ward. Doch war es dort sehr schwer, bei der großen Verschiedenheit der aus bekehrten und nicht bekehrten Germanen, Alt-Spaniern und Juden, aus Arabern und Berbern bestehenden Bevölkerung Kraft und Einheit in die Verwaltung zu bringen. Dies erschwerte auch den Kampf mit den unabhängigen Westgothen in den Gebirgen des

Nordens, und wirkte störend auf die Versuche ein, die Herrschaft des Islam's über die Pyrenäen hinaus weiter auszubreiten. Schon Alahor war 718 in das fränkische Reich eingedrungen, sein Unternehmen hatte aber keinen anderen Erfolg gehabt, als daß er reiche Beute nach Spanien schleppte. Samah erneuerte den Versuch im Jahr 720 oder 721, und drang siegend bis Toulouse vor; hier wurde er jedoch von dem fränkischen Herzog Eudo völlig geschlagen. Er verlor dabei das Leben, sein Heer ward größtentheils aufgerieben, und der Rest desselben nur durch die Geschicklichkeit Abd Errahman's, der sich an die Spitze stellte, gerettet.

Während Jezid's Generale im äußersten Osten und Westen schwierige Kriege führten, war er selbst nur auf die Freuden der Liebe und des Gesangs bedacht, und gab sich einem sorglosen Wohlleben hin, ohne zu ahnen, daß die Anhänger des Hauses Ali in der Stille den Thron der Omeissaden untergruben. Glanz und Fröhlichkeit walteten an seinem Hofe, und die um ihn versammelten Dichter sangen in zierlichem Prunke die Lieder der Liebe, welche unter den Arabern eben so berühmt sind, als Anakreon's Lieder unter den Griechen gewesen waren. Die Geschichte von Jezid's heiteren Festen lebt noch in vielen wahren und erdichteten Erzählungen, und seine schwärmerische Liebe zu der schönen Sklavin Hababa ist ein oft besungener Gegenstand arabischer Dichter. Jezid war so sehr von Liebe zu dieser Sklavin ergriffen, daß er sich bei ihrem Tode über die strengen Ansichten seines Volkes hinwegsetzte, und Hababa's Leiche drei Tage lang bei sich behielt. Er soll sogar aus Schmerz über ihren Verlust gestorben sein (724).

Sein Bruder und Nachfolger, Hischam, empfing Siegelring und Prophetenstab in einem kleinen Orte westlich vom Euphrat, wo er seither unbeachtet gelebt hatte. Was Jezid durch Wollust und sorglose Üppigkeit nicht gegen sein Haus gereizt hatte, das kränkte Hischam durch Habgier und Geiz. Er war zum Beherrscher eines Reiches weder geboren noch erzogen; denn die Leidenschaft eines kleinlichen Geizes, die allergefährlichste für einen Despoten, besonders für einen orientalischen, machte ihn verächtlich, und die vielen Schätze, welche er zusammenbrachte, mußten bei seinem Nachfolger nur eine um so größere Verschwendung hervorrufen. Unter Hischam zogen sich die Wolken, welche schon vorher

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

im Reiche sich zu bilden begonnen hatten, immer dunkler über dem Hause der Omejjaden zusammen. Die Anhänger Ali's, an deren Spitze damals die Abbasiden oder die Nachkommen von Mohammed's Oheim Abbas getreten waren, ließen das Volk überall durch Emissäre bearbeiten, und fanden in vielen Gegenden einen sehr fruchtbaren Boden. Zwar wurden die hier und da ausbrechenden Aufstände stets gleich wieder gedämpft, allein das Feuer glimmte unter der Asche fort.

Mit Glück fochten Hischam's Heere unter Asad und unter dem nachherigen Khalifen Merwan II. im Norden und Nordosten des Reichs: namentlich eroberten sie jenseits des Oxus oder Dschihun das längst abgefallene Ferghana von neuem, und in der Gegend von Derbend wurden viele Menschen, bekanntlich in dem Kaukasus noch immer eine Art von Waare, als Tribut ausgehoben. Gegen die Byzantiner unternahmen die Araber viele Raubzüge zu Wasser und zu Lande, welche meistens von gutem Erfolge begleitet waren. In der Provinz Spanien, die gleich anfangs das Ansehen eines besonderen Reiches mit einem vom Khalifen ernannten Oberhaupte erhalten hatte, war von den Einwohnern Abd Errahman, der Retter des bei Toulouse geschlagenen Heeres, an Samah's Stelle zum Statthalter ernannt worden. Jezid II. hatte ihn zwar nicht bestätigt, sondern Anbasa gesandt; allein die ausbrechenden inneren Unruhen, welche die Herrschaft in Spanien bedrohten, nöthigten den Khalifen Hischam, Abd Errahman wieder als Statthalter einzusetzen (731). Dieser unternahm 732 einen neuen Kriegszug nach Frankreich, wo sechs Jahre früher Anbasa den ganzen Süden plündernd durchzogen hatte und sogar bis nach Burgund gestreift war. Abd Errahman bot zu seinem Unternehmen die gesammte Macht der Moslemin in Spanien auf, und überstieg die Pyrenäen mit einem wahrhaft furchtbaren Heere. Er schlug an der Dordogne den Herzog Eudo, und drang dann über Poitiers gegen Tours vor, traf aber hier auf das vereinigte fränkische Heer, welches Karl Martell anführte. An diesem tapfern und kriegsgewandten Feldherrn fanden die Mohammedaner den Mann, der nach dem offenbaren Willen der Vorsehung nicht nur ihren Angriffen auf Frankreich, sondern ihren Fortschritten in Europa überhaupt eine Grenze setzen sollte. Hätten sie früher, anstatt

bloße Streif- und Raubzüge zu machen, ihre ganze Kraft gegen Frankreich gerichtet, so würden sie dieses Land gewiß unterworfen haben; denn die Franken hatten damals keinen Führer, der ihnen gewachsen gewesen wäre, und waren überdies so sehr durch Zwietracht zerrüttet, daß bei ihnen an keine gemeinschaftliche Maßregel zu denken war. Europa würde übrigens durch das Eindringen des Islam's noch heftiger erschüttert worden sein, als Asien, weil der Mohammedanismus und das arabische Wesen eben so sehr mit dem Charakter der europäischen Menschheit im Widerspruch standen, als sie den Sitten und dem Klima des Orients angemessen waren. Karl Martell vereinigte die verschiedenen Nationen des fränkischen Reiches gegen den Feind ihres Glaubens, und schlug diesen zwischen Tours und Poitiers so völlig, daß Abd Errahman mit dem größten Theile des Heeres fiel, und die übrigen in verwirrter Flucht über die Pyrenäen zurückeilten (Oktober 732). Wenn man den fabelhaften Lobpreisungen der fränkischen Chroniken und späterer Ritter-Romane Glauben schenken dürfte, so würden in dieser blutigen Schlacht nicht weniger als dreihundert fünfundsiebenzigtausend Mohammedaner gefallen sein; diese Zahl übersteigt aber selbst den weitesten Begriff der Möglichkeit um mehr als das Dreifache. Die Araber wurden durch Empörungen in Spanien gehindert, die erlittene Niederlage sogleich zu rächen. Erst zwei Jahre später fielen sie wieder in Frankreich ein. Sie eroberten einige Striche des Südens, und streiften plündernd und zerstörend bis nach Burgund. Karl Martell entriß ihnen jedoch diese gemachten Eroberungen größtentheils wieder, und drängte sie bis Narbonne zurück. Bald nachher ward die Provinz Spanien von neuem durch Zwiste zerrüttet, welche weit gefährlicher waren, als die durch die Franken erlittenen Niederlagen. Die alten Einwohner des Landes, die angesiedelten Araber und Berbern und die aus Syrien gesandten Truppen geriethen mit einander in heftigen Kampf; ihr Zwist artete in förmliche Bürgerkriege aus, und erst unter Hischam's Nachfolger gelang es dem Statthalter Abul Chattab, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Während die Herrschaft der Omejjaden überall theils durch Verwirrung und Zwietracht, theils durch die geheimen Betreibungen der Abbasiden wankend gemacht wurde, arbeitete Hischam

ſelbſt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, auf den Untergang ſeiner Familie hin. Um Schätze auf Schätze zu häufen, verſagte er ſeinem Neffen Welid II., der ſchon von Jezid II. zu Hiſcham's Nachfolger ernannt worden war, ſogar das Nothwendigſte. Er hoffte den ausſchweifenden jungen Mann auf dieſe Weiſe zu beſſern, machte ihn aber dadurch nur noch leichtſinniger und verſchwenderiſcher, als er ſchon von Natur war. Vom Hofe vertrieben und von allen Geſchäften fern gehalten, zog Welid mit ſeinen Luſtgenoſſen zechend und frevelnd im Lande umher, und kaum hatte ſein Oheim die Augen geſchloſſen (743), ſo ließ es ſich jener ebenſo ſehr angelegen ſein, die aufgehäuften Schätze desſelben zu verſchwenden, als dieſer ängſtlich geweſen war, ſie zu ſammeln. Er vergeudete ungeheuere Summen für tolle Luſtbarkeiten, und erhöhte den Sold der Truppen, ohne in ſeiner Unvernunft daran zu denken, wie ſchwer eine ſolche Ausgabe wieder eingeſtellt werden könne, und wie ſehr dadurch bei der übergroßen Zahl von Soldaten, die in allen Theilen des Reiches gehalten wurden, der Staat mit ſeinen Finanzen ins Gedränge kam. Doch ſchadete er ſich ſelbſt weniger durch ſeine Verſchwendungen, als vielmehr durch die ſchamloſe Weiſe, mit der er ſeinen Lüſten nachhing und jedem Anſtand Hohn ſprach; er reizte dadurch ſogar diejenigen Leute gegen ſich, welche er durch Geſchenke zu gewinnen geſucht hatte. Schon vierzehn Monate nach ſeiner Thronbeſteigung hatte daher Welid's I. Sohn, der nachherige Khalif Jezid III., ſich mit leichter Mühe unter den Soldaten und Einwohnern von Damaskus einen ſo großen Anhang verſchafft, daß es nur eines Aufrufes bedurfte, um den allgemein verhaßten gottloſen Khalifen zu ſtürzen. Welid ermannte ſich zwar, und kämpfte mit eigener Hand gegen die Aufrührer, ward aber von ſeinen Leuten verlaſſen und hierauf ermordet (744).

Der neue Khalif, Jezid III., fand die Staatskaſſe leer, und zog ſich, als er deshalb nothgedrungen den Sold auf ſeinen früheren Betrag herabſetzte, gleich anfangs den Haß der Soldaten zu. Außerdem brachen unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung in Paläſtina, Irak und Khoraſan Unruhen aus. In die größte Gefahr gerieth er jedoch dadurch, daß der mächtige und kriegserfahrene Statthalter von Armenien und Adſerbidſchan, Merwan II.,

ein Enkel des früheren Khalifen gleichen Namens, ihm den Gehorſam verweigerte, und das Khalifat für die in Damaskus eingekerkerten unmündigen Söhne Welid's II. in Anſpruch nahm. So gerecht übrigens dieſer Vorwand auch war, ſo war doch Merwan's Unternehmen von unglücklicher Vorbedeutung für ihn ſelbſt und ſeine Familie, weil er die Waffen über das Erbe des Propheten entſcheiden ließ. Merwan brach mit ſeinen Truppen nach Meſopotamien auf, und ſtand ſchon an der weſtlichen Grenze dieſes Landes, als Jezid nach einer Regierung von nur ſechs Monaten ſtarb (Herbſt 744). Der Bruder des Letzteren, Ibrahim, ließ ſich ſogleich zum Khalifen ausrufen, und ſchickte dem gegen Damaskus heranrückenden Merwan zwölftauſend Mann unter Suleiman entgegen; dieſe Truppen wurden aber von dem viel kleineren Heere Merwan's in einer mörderiſchen Schlacht beſiegt und zerſtreut. Ibrahim und Suleiman ergriffen hierauf die Flucht, ſie ließen aber vorher die Söhne Welid's ermorden, und öffneten dadurch ihrem Feinde den Weg zum Throne. Merwan erklärte gleich nach ſeinem Einzug in Damaskus ſich ſelbſt zum Khalifen, und Ibrahim, der keine Möglichkeit ſah, ſeine Anſprüche geltend zu machen, ſöhnte ſich mit ihm aus.

Merwan's ganze Regierung war ein ununterbrochener Kampf gegen ſeine Feinde oder gegen die ſeines Hauſes und zum Theil ſogar gegen rebelliſche Glieder desſelben. In allen Provinzen des Reichs brachen Empörungen aus, ſelbſt in Syrien, wo der Anhang der Omejjaden bisher immer am ſtärkſten geweſen war. Überall floß Blut. Sechs Jahre lang war Merwan ſo glücklich, alle Schwierigkeiten zu überwinden und einen Aufſtand nach dem anderen zu unterdrücken; aber da in dieſen Kriegen der Kern der Freunde ſeines Hauſes theils für, theils gegen ihn fiel, ſo bahnte er durch ſeine Tapferkeit und Feldherrn-Geſchicklichkeit nur ſeinen Hauptgegnern, den Abbaſiden, den Weg zum Throne. Das Haupt der Abbaſiden war der alte Imam Mohammed, ein Urenkel von des Propheten Oheim Abbas. Er ward wegen ſeiner Frömmigkeit und Weisheit von allen Gegnern des Hauſes Omejja hoch verehrt, und man behauptete ſogar, wiewohl die Aliden ſelbſt dies nie eingeräumt zu haben ſcheinen, daß ein durch ſeinen frommen Wandel ausgezeichneter Enkel Ali's ihm nicht nur die im

Besitze seiner Familie befindlichen heiligen Bücher gegeben, sondern auch die Rechte des Hauses Ali förmlich auf ihn übertragen habe. Mohammed ward von den Feinden der Omejjaden oft aufgefordert, diese Rechte geltend zu machen; er ließ sich aber das unglückliche Schicksal der Aliden zur Warnung dienen, und verfuhr äußerst behutsam. Als endlich die Lage der Dinge in Khorasan, wo fast völlige Anarchie herrschte, einen entschiedenen Schritt zu begünstigen schien, schickte er, im Namen seines ältesten Sohnes Ibrahim, einen feurigen jungen Mann, Abu Muslim, dahin. Dieser vereinigte dort alle Anhänger seiner Partei unter der schwarzen Fahne, dem Abzeichen der Abbasiden, vertrieb Naßr, den Statthalter Merwan's, und drang erobernd bis nach Hamadan im Westen vor. Sein Glück kostete jedoch dem Abbasiden Ibrahim das Leben. Der Khalif ließ denselben auf die Nachricht von den Vorfällen in Khorasan verhaften, und Ibrahim starb im Kerker entweder in Folge von Mishandlungen oder durch Gift. Seine beiden Brüder aber, Abul Abbas und Abu Dschiafar al Mansur, entkamen glücklich nach Irak, und hielten sich daselbst so lange verborgen, bis ihre Partei auch dort die Übermacht erhielt. Ein Theil der abbasidischen Truppen drang von Khorasan glücklich nach Irak vor, schlug und vertrieb das von Merwan gesandte Heer, und rief endlich in Kufa den jungen Abul Abbas förmlich zum Khalifen aus. Unterdessen war Merwan mit einem Heere von hundert und zwanzigtausend Mann nach Kurdistan marschirt, wohin der andere Theil der abbasidischen Truppen gedrungen war. Am großen Zab-Fluß traf er mit den Feinden zusammen, welche von Abu Aun und von Abul Abbas Oheim, Abdallah, befehligt wurden. Er war ihnen an Truppenzahl um fast das Dreifache überlegen; allein das Glück hatte sich vom Hause der Omejjaden abgewendet, und auch Merwan's Tapferkeit und Geschicklichkeit vermochte nicht es wieder umzulenken. Ein Theil seiner Truppen ging gleich anfangs zum Feinde über, und als sich durch einen unglücklichen Zufall das falsche Gerücht verbreitete, daß er selbst gefallen sei, ward sein ganzes Heer von panischem Schrecken ergriffen, und löste sich, nachdem die Schlacht kaum begonnen hatte, in verwirrte Flucht auf (Januar 750). Da er die zersprengten Truppen nicht wieder zu sammeln ver-

mochte, ſo eilte er fliehend nach Damaskus. Aber auch hier war ſeines Bleibens nicht. Alle Städte, ſogar Damaskus, ergaben ſich dem Sieger, und Merwan mußte von neuem die Flucht ergreifen. Von Ort zu Ort getrieben und in keiner Veſte aufgenommen, entrann er kaum den nachſetzenden Feinden. Endlich gelang es ihm, in Egypten ein neues Heer zu ſammeln. Mit dieſem verſuchte er vergebens, — denn wo hätte ihn der Haß des Schickſals nicht erreicht? — noch einmal ſein Glück. Geſchlagen und von neuem verfolgt, rettete er ſich in eine chriſtliche Kirche, und ſtarb hier von der Hand eines fanatiſchen Khoraſaners (Auguſt 750).

Durch Merwan's Tod kam die Herrſchaft des mohammedaniſchen Reichs an die Familie der Abbaſiden. Der Sturz der Omejjaden war von Grauſamkeiten begleitet, wie ſie kaum irgend eine andere gewaltſam geſtürzte Dynaſtie zu erdulden hatte, und der erſte abbaſidiſche Khalif Abul Abbas, obgleich er ſelbſt mild war und die Schuld dieſer Abſcheulichkeiten nicht trägt, erhielt davon den Beinamen el Saffah, d. i. der Blutvergießer. Sein Oheim Abdallah eröffnete die Reihe der Gräuelthaten durch einen furchtbaren Frevel. Er täuſchte neunzig Prinzen des Hauſes Omejja durch eine Amneſtie, die er in Damaskus verkündigen ließ. Die Betrogenen wurden von ihm nach geleiſteter Huldigung zur Tafel geladen, kaum waren aber die Speiſen aufgetragen, als auf ein gegebenes Zeichen Mörder hereintraten, welche die Omejjaden tödteten. Mit dem gefühlloſen Sinne eines Kannibalen ließ dann Abdallah über die Erſchlagenen einen Teppich ausbreiten, auf welchem er unter dem Ächzen der Sterbenden ein gräuliches Mahl feierte. Dieſer Unmenſch, der auch die Gräber der omejjadiſchen Khalifen erbrechen und ihre Aſche zerſtreuen ließ, erhielt ſpäter von denen, für die er gearbeitet, den Lohn ſeiner Thaten. Als er nach ſeines Neffen Tode dem Bruder deſſelben den Thron zu entreißen ſuchte, ward er in ein Gefängniß geworfen, welches ſo eingerichtet war, daß es einſtürzen und ihn erſchlagen mußte. Die unglücklichen Omejjaden wurden bis in die entfernteſten Schlupfwinkel des Reiches verfolgt und getödtet, man verſchonte ſogar die Säuglinge nicht, und da die Anhänger des geſtürzten Herrſcherhauſes überall Verſchwörungen und Aufſtände machten, die durch Grauſamkeit und Mord gedämpft wurden,

so floß das ganze Reich von Indien an bis zum atlantischen Ocean in Blut. Selbst wer so glücklich war, der ersten Wuth der Abbasiden zu entrinnen, ward noch nach Jahrzehnten verfolgt und getödtet, so daß man versichert, es sei nur ein einziger Omejjade, Abd Errahman, der Enkel des Khalifen Hischam, am Leben geblieben. Dieser rettete sich nach dem Westen, entriß den Abbasiden die Provinz Spanien, und gründete dort ein neues omejjadisches Reich.

8. Die Omejjaden in Spanien und die Entstehung der neuen christlichen Reiche daselbst.

Die arabische Herrschaft, welche unter dem sechsten Khalifen aus dem Hause Omejja bis nach Europa hinüber ausgebreitet worden war, hatte dort in dreifacher Hinsicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Inneren der Provinz Spanien entstanden häufige Unruhen, welche durch die verschiedene Abkunft der Einwohner, besonders aber durch die wilde Natur der angesiedelten Berbern hervorgerufen und unterhalten wurden; im Osten setzte das fränkische Reich, welches gerade damals seine größte Einheit und seine tüchtigsten Regenten erhielt, der Ausbreitung der arabischen Herrschaft nicht allein einen unübersteiglichen Damm entgegen, sondern es drohte auch dem Fortbestehen derselben gefährlich zu werden; im Norden des Landes endlich behauptete ein Theil der Westgothen und Alt-Spanier seine Unabhängigkeit, und beunruhigte die neue arabische Provinz durch fortgesetzte Einfälle. Die Christen im nördlichen Spanien, so schwach auch anfangs ihre Kraft war, erstarkten im Kampfe mit den Arabern allmälig, sie gewannen auf Kosten derselben nach und nach immer mehr Boden, und wurden endlich der gefährlichste Feind der Mohammedaner in Europa. Ehe wir daher zum arabischen Reiche in Spanien übergehen, ist es nöthig, die ersten Anfänge der neuen christlichen Reiche dieser Halbinsel darzustellen.

In Asturien und Biscaja sammelten sich beim Untergange des westgothischen Reiches viele flüchtige Gothen und Alt-Spanier. Diese behaupteten in den unwegsamen Gebirgen jener Länder ihre Unabhängigkeit, und gewöhnten sich im Kampfe mit den benachbarten Arabern an ein ganz kriegerisches Leben. Von den ersten

Anführern, unter deren Leitung sie nicht nur die Angriffe ihrer Gegner zurückschlugen, sondern auch oft plündernd in das Land derselben einbrachen, haben sich zwei vorzugsweise im Andenken der Nachwelt erhalten, Petrus und Pelagius. Jener stand an der Spitze einer mächtigen Schaar in Biscaja, dieser dagegen hatte seinen Wohnsitz in Asturien. Beide gehörten dem westgothischen Adel an, und sollen von königlicher Abkunft gewesen sein. Sie zeichneten sich durch glückliche Unternehmungen so sehr vor den anderen Führern aus, daß sie nach und nach die meisten Schaaren unter sich vereinigten, und in ihren Gebirgen eine Art von Herrschaft übten. Die Sage nennt deshalb Petrus einen Herzog von Cantabrien (d. i. von Biscaja und Navarra), und sagt von Pelagius, er sei wegen seiner Tapferkeit von den Bewohnern Asturiens zum Könige gewählt worden. Nach den freilich sehr unzuverlässigen Überlieferungen, die sich aus jenen Zeiten im spanischen Volke fortgeerbt haben, hätten Pelagius und Petrus nicht allein alle Angriffe der Mohammedaner zurückgeschlagen, sondern auch ganze Heere derselben vernichtet, und bereits in den ersten Jahrzehnten der arabischen Herrschaft zwei christliche Staaten gegründet. Als Pelagius starb, soll er das ganze Asturien als ein einziges und unabhängiges Reich seinem Sohne Favila hinterlassen haben. Bei dem schon zwei Jahre später erfolgten Tode des Letzteren aber ward, wie es heißt, von den Großen dieses Reiches der tapfere Alfonso, ein Sohn des Herzogs Petrus von Cantabrien und Favila's Schwager, zum König erwählt. Alfonso breitete seine Herrschaft durch glückliche Kriege mit den Arabern bis an den Duero aus, und vereinigte nach seines Bruders Froila Tode die beiden christlichen Reiche. Doch wurden diese bald wieder von einander getrennt. Die Geschichte Favila's fällt übrigens schon in die Zeit, wo durch die Vertreibung der Omejjaden vom Khalifat auch in Spanien wichtige Veränderungen herbeigeführt worden waren.

Dort hatten sich zur Zeit der letzten Khalifen aus dem Hause Omejja die Zwiste zwischen den verschiedenen arabischen, mauriſchen und berberischen Einwohnern immer wieder erneuert und blutige Kämpfe hervorgerufen. Die theils vom Statthalter Afrika's oder vom Khalifen, theils von den Parteien selbst ernannten Statt-

halter waren stets nach kurzer Regierung wieder gestürzt worden, und Verwirrung herrschte von einem Ende des Landes bis zum andern. Endlich gelang es dem Kureïschiten Jussuf mit Hülfe der Einwohner von rein arabischer Abkunft, sich zum Statthalter von Spanien aufzuwerfen und im Besitze der Gewalt zu befestigen (746). Dieser erklärte sich nach dem Sturze der Omejjaden für unabhängig, und behauptete sich trotz der offenen Empörung eines Theiles der mohammedanischen Bevölkerung. Dagegen ward die schwierige Lage, in der er sich befand, von den jenseit der Pyrenäen wohnenden christlichen Unterthanen der Araber benutzt, um das mohammedanische Joch abzuwerfen. Sie begaben sich unter den Schutz der fränkischen Könige. In Spanien vermochte Jussuf nicht die Ruhe und Ordnung ganz wieder herzustellen, und er war gerade mit der Unterdrückung eines gefährlichen Aufstandes beschäftigt, als ihm eine neue Gefahr von einer Seite her drohte, von welcher er es am wenigsten erwartet hätte. Der Omejjade Abd Errahman nämlich, der beim blutigen Untergange seines Geschlechts angeblich allein am Leben blieb, hatte sich nach Afrika gerettet, und vor den Nachstellungen seiner Feinde, die ihn auch dorthin verfolgten, bei einem mächtigen Berbern-Stamme Schutz und Zuflucht gefunden. Diese Berbern, an welche sich bald noch mehrere andere Stämme anschlossen, bewogen ihn, die Lage der Dinge in Spanien zu benutzen, um sich daselbst zum Herrscher aufzuwerfen. Sie traten mit Jussuf's Feinden in Verbindung, und diese erklärten sich bereit, den flüchtigen Omejjaden als Herrscher anzuerkennen und ihm zur Vertreibung Jussuf's behülflich zu sein. Abd Errahman schickte seinen Freigelassenen und Vertrauten Bedr voraus. Dieser bereitete bei Jussuf's Gegnern Alles so gut vor, daß sein Herr bald nachher (755), als er mit einem kleinen Heere an der andalusischen Küste landete, vom Volke freudig aufgenommen, und in Malaga und Sevilla sogleich zum Herrscher ausgerufen ward. Jussuf zog ihm mit einem starken Heere entgegen, er wurde aber in einem Treffen geschlagen, und der Verlust von Cordova, der Residenz der spanischen Statthalter, war die unmittelbare Folge seiner Niederlage. Ein zweiter Sieg, welchen Abd Errahman erfocht, nöthigte den seitherigen Beherrscher von Spanien, sich seinem

Gegner zu unterwerfen. Er blieb am Leben, und mußte in Cordova unter den Augen Abd Errahman's seinen Wohnsitz aufschlagen. Später entwich er von da, bildete sich einen Anhang, und versuchte noch einmal das Kriegsglück, er wurde aber wieder besiegt, und fiel entweder in der Schlacht oder durch die Hand eines verrätherischen Freundes (759).

Abd Errahman I., der unter dem Titel Emir oder Fürst herrschte, hatte fast während seiner ganzen Regierung (759—788) mit inneren Unruhen zu kämpfen. Jussuf's Söhne und Anhänger erhoben mehrmals die Waffen; ein Mauretanier, der sein Geschlecht von Fatima und Ali ableitete, regte den alten Zwist zwischen den Aliden und Omejjaden auch in Spanien an, und suchte auf diese Weise in den Besitz der Herrschaft zu gelangen; auch die Abbasiden schickten ein Heer, um das Land ihrem Feinde zu entreißen. Abd Errahman ging aber aus allen diesen Kämpfen siegreich hervor. Namentlich erfocht er über die Truppen des abbasidischen Khalifen Mansur einen so vollständigen Sieg, daß siebentausend Mann derselben getödtet wurden. Er schickte nach dieser Schlacht den Kopf des feindlichen Anführers nach Kairawan, und ließ ihn dort zur Verhöhnung der Abbasiden Nachts auf dem Marktplatz aufstecken. Spanisch-arabische Geschichtsbücher enthalten sogar die gewiß erdichtete Angabe, daß er jenen Kopf in Mekka, wo Mansur sich damals gerade aufhielt, am Thore des Khalifen-Palastes habe annageln lassen, wodurch Mansur zu dem Ausruf bewogen worden sei: „er freue sich, daß zwischen ihm und diesem Teufel das Meer sei." Zuletzt suchten Jussuf's Anhänger, an deren Spitze sich ein wegen Verrätherein abgesetzter Statthalter von Saragossa stellte, Abd Errahman durch eine Verbindung mit dem mächtigen Franken-König Karl dem Großen zu stürzen. Karl versprach ihnen die erbetene Unterstützung, und schickte im Jahre 778 zwei Heere ab, welche zu gleicher Zeit am westlichen und östlichen Ende der Pyrenäen in Spanien eindrangen. Die Franken schlugen Abd Errahman's Truppen in die Flucht, erstürmten Saragossa, und unterwarfen sich das ganze Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mit Ausnahme zweier fester Städte. Karl erklärte dieses Land unter dem Namen der spanischen Mark für einen Theil des fränkischen Reiches, und setzte den

vertriebenen Statthalter nebst einigen anderen mohammedanischen Großen, nachdem sie ihm den Lehnseid geschworen hatten, zu Beherrschern desselben ein. Indessen hatte die fränkische Eroberung nur kurzen Bestand, da Karl's Kraft und Thätigkeit zu sehr in anderen Theilen seines Reiches in Anspruch genommen ward, als daß er die neue spanische Besitzung hätte behaupten können. Schon wenige Jahre nachher wurden seine Vasallen von Abd Errahman vertrieben.

Die kurzen Zwischenräume der Ruhe, welche Abd Errahman's Regierung enthielt, verwendete er nicht nur zu großen Bau-Unternehmungen, sondern auch zur Einrichtung einer geordneten Verwaltung und zu den erforderlichen Maßregeln, um das Land aus der Verödung, in die es gerathen war, emporzuheben. Er wie seine Nachfolger residirten in Cordova, welches seit jener Zeit als Hauptstadt des Omejjaden-Reiches die größte und glänzendste Stadt Spaniens ward. Er erbaute sich dort eine große Königsburg, Alkazar genannt, und legte prächtige Gärten bei derselben an. Am meisten verewigte er aber seinen Namen durch die Erbauung der erst von seinem Sohne und Nachfolger vollendeten großen Moschee von Cordova, welche eines der berühmtesten Werke der mohammedanischen Baukunst wurde. Dieses Gebäude, das jetzt als christliche Kirche dient, war zweihundert fünfundzwanzig Ellen lang und hundertfünf Ellen breit, wurde aber von Abd Errahman's Nachfolgern noch um hundertfünf Ellen in die Länge und um achtzig in die Breite vergrößert. In seinem Inneren ursprünglich aus elf nebeneinander liegenden Säulengängen oder Schiffen bestehend, ward es später noch um acht erweitert. Diesen entsprachen neunzehn nebeneinander stehende Haupteingänge. Die Zahl aller in der Moschee befindlichen Säulen belief sich entweder auf zwölfhundert dreiundneunzig oder auf vierzehnhundert neun. Der Hauptthurm soll zweihundert fünfzig Fuß hoch gewesen sein; die Höhe des noch jetzt stehenden Thurmes, welchen Abd Errahman's siebenter Nachfolger erbaute, beträgt zweiundsiebenzig Ellen oder hundert vierundvierzig Fuß. Die Moschee wurde jede Nacht durch viertausend siebenhundert Lampen erleuchtet, von denen die größte zweiundsiebenzig Pfund Öl erforderte; später wurden außerdem noch viele Wachskerzen angezündet.

Abd Errahman ernannte seinen Lieblingssohn, Hischam I., zu

seinem Nachfolger, obgleich er zwei ältere Söhne hatte. Diese verweigerten daher ihrem Bruder gleich anfangs den Gehorsam. Sie wurden erst nach einem förmlichen Kriege zur Ruhe gebracht und dann durch Geld bewogen, sich nach Afrika überzusiedeln. Auch mit empörten Statthaltern hatte Hischam öfters zu kämpfen. Diese häufigen Unruhen und die grausame Art, wie sie zum Theil bestraft wurden, lassen sich mit der großen Menschlichkeit, Milde und Gerechtigkeit, die man an Hischam rühmt, nicht ganz vereinigen; doch muß man dabei auch die wilde Gemüthsart der Afrikaner, welche unter die Bevölkerung gemischt waren, in Anschlag bringen. Mit den Franken soll Hischam glückliche Kriege geführt haben, wiewohl wir nichts von den Ergebnissen seiner Siege erfahren. Ebenso verhält es sich mit seinen Angriffen auf die Besitzungen der asturischen Könige Bermudes I. und Alfonso II., von welchen der Letztere damals die neue Residenz Oviedo erbaute. Die christlichen Berichte erzählen sogar von Niederlagen, welche Hischam im Kampfe mit ihnen erlitten hätte. Sein Sohn und Nachfolger, Hakem I. (796—822), hatte in der ersten Zeit seiner Regierung mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als er. Hakem's beide Oheime kehrten mit vielen Truppen aus Afrika zurück, der Eine reiste nach Aachen und gewann Karl's des Großen Hülfe, dieser schickte 797 ein Heer, und da er mit Alfonso II. in Verbindung trat, so wurde Hakem, welcher außerdem noch mit anderen Empörungen zu schaffen hatte, von allen Seiten her bedrängt. Er überwand jedoch alle Schwierigkeiten. Von seinen Oheimen blieb der Eine im Kampfe, der Andere ward nach Afrika zurückgetrieben. Die Asturier waren ihm nicht gefährlich, weil die Verbindung ihres Königs mit dem mächtigen Könige der Franken sie auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig gemacht hatte. Mit den Franken selbst, deren Truppen Karl's des Großen Sohn, Ludwig von Aquitanien, befehligte, ward am längsten Krieg geführt; das wichtigste Ergebniß dieser Kämpfe, welche meistens nur als Streif- und Raubzüge anzusehen sind, war die Eroberung von Barcellona durch die Franken (801), weil sie die Entstehung der Grafschaft Barcellona oder, wie sie später hieß, Catalonien veranlaßte, welche für die Geschichte des Mittelalters, des Handels und der Civilisation höchst wichtig geworden ist. Die

späteren Empörungen im Inneren des Reiches wurden großentheils durch Hakem's persönlichen Charakter veranlaßt. Er liebte Vergnügen und Zerstreuung, legte, um zugleich für seine üppigen Genüsse und für seine beständigen Kriege Geld zu erhalten, dem Volk übermäßige Steuern auf, und gab besonders durch das Ärgerniß, welches alle Fromme an seiner Neigung zum Weintrinken nahmen, den Unruhestiftern eine gefährliche Waffe in die Hand. Er unterdrückte jedoch alle aufrührerischen Bewegungen, und zwar zum Theil mit sehr großer Härte.

Ungeachtet seines Hanges zur Schwelgerei hatte Hakem doch Sinn für Wissenschaft, Kunst und bürgerliche Ordnung. Er errichtete große Bauwerke, liebte und unterstützte die Musik, und beschäftigte sich gern mit wissenschaftlichen Dingen. Im Staatswesen machte Hakem einige wichtige Veränderungen, welche freilich später nachtheilige Folgen hatten. Besonders änderte er das Kriegswesen, indem er statt des seitherigen allgemeinen Aufgebots ein stehendes Heer einführte, und Magazine für Waffen und Proviant anlegte. Auch errichtete er sich eine starke Leibwache, von welcher dreitausend Mann aus übergetretenen Christen, die übrigen zweitausend aus gekauften Sklaven entfernter Länder bestanden. Das Wichtigste von allem, was er that, war unstreitig die Errichtung einer großen spanischen Seemacht im mittelländischen Meere. Schon die omejjadischen Khalifen hatten zur Verbindung Syriens mit Spanien und Afrika eine Flotte erbauen lassen, und einen besonderen Oberbefehlshaber über dieselbe gesetzt, welcher den Titel Amir al ma oder Admiral d. i. Befehlshaber auf dem Meere erhielt. Unter Jussuf's Regierung war aber der spanische Theil derselben ganz eingegangen, und obgleich Abd Errahman I. wieder Schiffe hatte bauen lassen, so blieb ihre Zahl doch unbedeutend, bis Hakem durch den Angriff seiner Oheime von Afrika aus auf die Wichtigkeit einer Flotte für Spanien aufmerksam gemacht wurde. Er ließ eine große Zahl Schiffe erbauen, und wurde der eigentliche Gründer der spanisch-arabischen Seemacht, die sich schon unter ihm furchtbar machte. Seine Flotte landete plündernd und verheerend auf Corsika und Sardinien, sowie bei Nizza und Civita vecchia, und verbreitete in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres überall Furcht und Schrecken.

Hakem's Sohn und Nachfolger, Abd Errahman II. (822—852), hatte, wie seine Vorgänger, mehrere Empörungen zu dämpfen, und führte, wie sie, sowohl mit den Franken, als mit den christlichen Staaten in Nordspanien Krieg. Im Kampfe mit den Letzteren zog er meistens den Kürzeren, dagegen war er in seinen Unternehmungen gegen die Franken glücklicher, weil ihm die inneren Verhältnisse der fränkischen Reiche günstiger waren. Er benutzte die Zwietracht, welche zwischen dem fränkischen Kaiser Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen, sowie zwischen diesen selbst ausbrach, und die elende Regierung Karl's des Kahlen, dem bei der Theilung der fränkischen Monarchie im Jahre 843 Frankreich und die spanische Mark zufielen, zu Angriffen auf das letztere Land. Doch errang er keine andere Vortheile, als daß er einige Städte besetzte, aber, nachdem er sie geplündert und ihre Festungswerke geschleift hatte, auch sogleich wieder verließ. Unter Abd Errahman erschien auch zum ersten Male ein bisher unbekannter Feind in Spanien, der das Land nachher noch oft heimsuchte. Dies waren die Skandinavier oder Normänner. Sie hatten schon seit einigen Jahrzehnten die kühnen Raubfahrten begonnen, durch welche sie ihrem abenteuerlichen Sinne, ihrer Kampflust und Habgier Genüge leisteten. Auf leichten Fahrzeugen setzten sie nach den Küsten von Britannien, Deutschland, Frankreich und Spanien über, fuhren die Flüsse hinauf landeinwärts, mordeten, zerstörten und raubten Alles, und kehrten mit Beute beladen nach Hause zurück, um ein oder mehrere Jahre nachher wieder zu erscheinen. Als sie 843 zum ersten Male an den Küsten der spanischen Mohammedaner landeten, übten sie ungestraft ihre Mishandlungen; da aber Abd Errahman sogleich gute Maßregeln zur Bewachung der Küsten traf, so wurden sie nachher, so oft sie erschienen, immer wieder bald vertrieben.

Unter Abd Errahman hob sich die von Hakem gegründete Seemacht noch mehr, und die Araber in Spanien wurden allen Küstenbewohnern des mittelländischen Meeres furchtbar, da sich unter ihnen kühne Seeräuber bildeten. Schon zu Hakem's Zeit hatte dieses Piraten-Wesen begonnen; unter Abd Errahman ward es aber so weit getrieben, daß die spanischen oder, wie man sie gewöhnlich nannte, andalusischen Korsaren sogar bis in die

griechischen Meere segelten, die Insel Kreta eroberten, und die egyptische Stadt Alexandria auf kurze Zeit in Besitz nahmen. Auch Italien hatte viel durch diese Seeräuber und durch Abd Errahman's Flotte zu leiden; im Jahre 846 ward sogar einmal die Stadt Rom von spanischen Arabern angegriffen. Indessen ist es in Betreff dieser See-Unternehmungen im Einzelnen nicht möglich anzugeben, ob sie von spanischen oder von afrikanischen Mohammedanern gemacht wurden; denn auch die Letzteren befuhren zu demselben Zwecke das Meer, und die christlichen Chronikschreiber jener Zeit belegen Beide ohne Unterschied mit den Namen Mauren und Saracenen, welche damals in Europa die übliche Bezeichnung für die Mohammedaner des Westens überhaupt wurden. Der erstere von diesen zwei Namen, dessen eigentliche Bedeutung oben (S. 74) angegeben worden ist, bezeichnet also in diesem Sinn, außer den Vorfahren der Berbern und den Städtern der Berberei, auch noch andere Völker. Die Bedeutung des Namens Saracenen ist unbekannt; vermuthlich ist er aus dem arabischen Worte Scharakajin d. i. Morgenländer entstanden. Höchst auffallend, aber bei der Furchtbarkeit der omejjadischen Seemacht doch erklärlich ist die Verbindung Abd Errahman's mit dem so weit entfernten griechischen Kaiser Theophilus. Der Letztere schickte eine Gesandtschaft an Abd Errahman, um ihn zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen die Abbasiden zu bewegen, und der spanische Emir erwiderte dies durch eine von ihm nach Constantinopel abgeordnete Gesandtschaft; die Sache selbst aber kam nicht zu Stande.

Man rühmt von Abd Errahman die Pracht seines Hofes, die Großartigkeit der von ihm errichteten Bauwerke und seine Liebe zu Poesie, Musik und Gelehrsamkeit. Doch hielt das Wohlgefallen an gelehrten Spitzfindigkeiten ihn ebenso wenig von Fanatismus ab, als dies bei seinen abbasidischen Zeitgenossen der Fall war; im Gegentheil, Abd Errahman verfolgte die christlichen Unterthanen mit großer Grausamkeit, wozu freilich auch ihre Neigung zu Empörungen und ihre offen geäußerte Verachtung des Islam's nicht wenig beitrugen. Er ließ viele von ihnen als Lästerer des Propheten hinrichten. Übrigens war die Lage der unter arabischer Herrschaft stehenden spanischen Christen oder, wie sie wegen ihrer

öfteren Heirathsverbindungen mit Mohammedanern genannt wurden, der Mozaraber (d. i. der mit Arabern Vermischten) in politischer Hinsicht besser, als sie für das gemeine Volk zur Zeit der Westgothen gewesen war. Sie durften nicht nur ihren Gottesdienst öffentlich halten und sich sogar, den sonst in mohammedanischen Ländern bestehenden Vorschriften zuwider, der Glocken bedienen, sondern sie entrichteten auch meistens weniger Abgaben als früher, und hatten ihre eigenen Gerichtshöfe mit christlichen Grafen oder Präsidenten, welche nicht nach der Jurisprudenz des Koran's, sondern nach dem gothischen Gesetzbuche entschieden.

Auf Abd Errahman II. folgte zuerst sein Sohn Mohammed I. (852—886) und dann nach einander seine beiden Enkel Mundhir (886—888) und Abdallah (889—912). Über diese drei Regenten berichten die arabischen Geschichtschreiber nur wenig, weil sie sich hauptsächlich nur durch ihre Gelehrsamkeit und feine Bildung auszeichneten, und innere Unruhen, sowie die großen Fortschritte der Christen in Nordspanien ihren Ruhm verdunkelt haben. Jene Unruhen waren eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden, sie hatten indessen wenigstens den einen Vortheil, daß sie die Herrscher wachsam und thätig erhielten. Auch die Christen-Verfolgungen dauerten fort. Beides beförderte übrigens die Zerrüttung des Reiches, welche unter den drei genannten Herrschern immer mehr zunahm, zumal da zu jener Zeit auch das religiöse Sectenwesen in Spanien Eingang fand. Schon unter Mohammed I. stritten die Malekiten und Hanbaliten, zwei von den vier Hauptsecten der sunnitischen Mohammedaner, über die Art den Koran auszulegen mit einander, und der Regent mußte sie durch einen Machtspruch zur Ruhe verweisen. Mit den Franken, deren Kraft damals durch schlechte Regenten und durch den Ehrgeiz der Großen gelähmt war, bestand ein friedliches Verhältniß; Mohammed trat sogar mit Karl dem Kahlen in freundschaftlichen Verkehr. Dagegen führten die christlichen Staaten in Spanien glückliche Kriege mit den Mohammedanern, und gewannen sehr bedeutend an Ausdehnung und Macht. In Asturien bestieg im Jahre 866 Alfonso III. oder der Große den Thron, und dieser befestigte und erweiterte während einer vierundvierzigjährigen Regierung (bis 910) das Reich, wie keiner seiner Vorgänger. Schon vor ihm war das

asturische Reich bis an den oberen Duero ausgebreitet und daselbst die Provinz Bardulia eingerichtet worden, welche später wegen der vielen in ihr angelegten Castelle den Namen Castilien erhielt. Alfonso erweiterte die Grenzen noch mehr, drang auf seinen Streifzügen einmal sogar bis an die Guadiana vor, und brachte im Jahre 901 den Mohammedanern in der Schlacht bei Zamora eine furchtbare Niederlage bei. Unglücklicher Weise theilte er vor seinem Tode das Reich unter seine Söhne, indem er zwar den Ältesten, Garsias, zum Beherrscher des Ganzen einsetzte, zugleich aber seinem zweiten Sohne, Ordogno II., die Provinz Gallicien, und dem Dritten, Froila, Asturien gab. Garsias blieb nur dem Namen nach Oberherr, und hatte blos in den Ländern Leon, Castilien und Biscaja königliche Macht, so daß also das asturische Reich bei Alfonso's Tod in drei Theile zerfiel. Übrigens verlegte Garsias den Sitz der Regierung von Oviedo nach Leon, und sein Reich erhielt davon den Namen des Königreichs Leon. Zum Glück starb er schon vier Jahre nachher, und sein Bruder und Erbe Ordogno war durch die Vereinigung von Leon und Gallicien mächtig genug, um sich als Beherrscher des Ganzen geltend zu machen. Fast um dieselbe Zeit entstand ein unabhängiges christliches Reich in Navarra. Dieses Land war seither bald selbstständig, bald den asturischen oder fränkischen Königen oder den Omejjaden unterworfen gewesen. Nach und nach bildete sich jedoch wieder ein unabhängiges Fürstenthum, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts nahm der Beherrscher von Navara, Sancho I., sogar den Königstitel an. Auch die Markgrafen von Barcellona machten sich gegen das Ende des neunten Jahrhunderts unabhängig, und wurden so die Gründer des Reiches Catalonien, welches in späterer Zeit mit dem unterdessen aus Navarra hervorgegangenen Reiche Aragonien vereinigt ward.

Auf Abdallah folgte (912) dessen Enkel, Abd Errahman III., der größte, glänzendste und berühmteste von allen Herrschern des Hauses Omejja. Über seine Kriege mit den christlichen Staaten in Spanien sind die Berichte so widersprechend, daß es unmöglich ist, das Wahre zu ermitteln. Diese Erzählungen können in einer blos übersichtlichen Darstellung übergangen werden; dagegen muß die, bei dem großen Glanz und Ansehen Abd Errahman's und

bei dem ganz außerordentlichen Wohlstande des Reiches unter ihm höchst auffallende Erscheinung hervorgehoben werden, daß zu seiner Zeit die christlichen Staaten, ungeachtet langer und blutiger Kriege und trotz der Zwietracht, welche in ihrem Inneren herrschte, in ihrer Macht eher stiegen, als sanken. Doch behauptete sich der König Sancho I. von Leon, ein Enkel Ordogno's II., gegen seine Großen nur durch mohammedanische Hülfe. Übrigens entstand kurz nach Abd Errahman's Tode ein neuer christlicher Staat, indem um 964 der Graf Fernando Gonzalez sich zum unabhängigen Beherrscher des Landes Castilien aufwarf, welches bisher eine Provinz von Leon gewesen war. Auch mit den Mohammedanern im nordwestlichen Afrika führte Abd Errahman lange Zeit Kriege, und ward zuletzt Herr von ganz Mauretanien.

Wenn man bedenkt, wie kostspielig alle diese Kriege waren, so ist der außerordentliche Glanz, welchen Abd Errahman als Regent entfaltete, im höchsten Grade überraschend, zumal da auch dieser Fürst häufige Empörungen zu bekämpfen hatte. Freilich war er so glücklich, nicht allein alle Unruhen zu dämpfen, sondern auch die schon längst zerstörte Einheit und Kraft der Regierung wieder herzustellen. Der Hauptgrund, warum Spaniens Herrscher damals der reichste und glänzendste Regent der Erde war, ist in dem ganz außerordentlichen Wohlstande des Landes zu suchen. Die Einkünfte des Reiches, welche unter den beiden ersten Omejjaden nur sechsmalhunderttausend Dukaten betrugen, sollen unter Abd Errahman III. bis auf die fast unglaubliche Summe von zwölf Millionen neunmalhundert fünfundvierzigtausend Dukaten gestiegen sein. Die Einkünfte von Cordova allein sollen sich auf drei Millionen Dukaten belaufen haben. Das mohammedanische Spanien, welches damals nur die heutigen Provinzen Aragonien, Valencia, Neu-Castilien, Murcia, Estremadura, Andalusien und Granada und etwa die südliche Hälfte von Portugal in sich begriff, war unter Abd Errahman III. und seinen Nachfolgern das bevölkertste Land von Europa; denn man berechnet die Zahl seiner Einwohner, die jetzt höchstens neun Millionen beträgt, auf fünfundzwanzig bis dreißig Millionen. Außer dem sehr blühenden Handel wurden Ackerbau, Bergbau und Fabrikation in einem Grade getrieben, wie Spanien ihn in keiner anderen Zeit je wieder

gekannt hat. Die Haupterzeugnisse der Industrie waren rohe Seide, seidene und wollene Stoffe, Öl, Zucker und Waffen. Bei dieser Blüthe des Landes kann uns der ganz ungemeine Reichthum und Glanz, von welchem die arabischen Geschichtschreiber erzählen, nicht verwundern, wiewohl manche Angaben ohne Zweifel übertrieben sind. Das Letztere ist gewiß der Fall in Betreff der Geschenke, welche einst der Hadschib oder Premier-Minister Achmed und sein Bruder, der Vezier oder Präsident des Staatsrathes Abd Almalik, dem Könige Abd Errahman machten. Diese Geschenke sollen aus viermalhundert fünfundvierzigtausend Dukaten in Gold, aus zweimalhunderttausend Thalern in Silber, aus vielen hundert Pfund Aloe, Ambra und Kampfer, aus dreißig Stück goldenen und silbernen Zeugen, aus tausend Schilden, achthundert Harnischen, hunderttausend Pfeilen, hundertfünfzehn kostbar geschmückten Pferden und vielen anderen Gegenständen bestanden haben. Die sechs Hauptstädte des Landes waren Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla. Von diesen war Cordova die größte und glänzendste. Sie soll eine Länge von fünf, nach andern sogar von zehn Stunden gehabt, und sich drei Stunden in die Breite ausgedehnt haben. Es wird berichtet, daß sie zweimalhundert und zwölftausend Gebäude und unter diesen sechshundert Moscheen enthalten habe, daß aber dabei die Buden und Karawanserai's (Häuser zur Beherbergung der Fremden), deren Zahl fünfundachtzigtausend betragen habe, nicht mitgerechnet seien. Diese Angabe ist in der That kaum glaublich; wenigstens darf man bei einer Vergleichung mit den größeren Städten des heutigen Europa's nicht übersehen, daß bei den Häusern des alten Cordova durchaus nicht, wie bei denen von Paris, an Gebäude von sechs bis sieben Stockwerken zu denken ist.

Von der glänzenden Pracht, durch welche Abd Errahman's Regierung sich auszeichnete, geben seine Bauwerke den besten Begriff. Unter diesen ist sein Palast in Cordova, den er nach dem Namen einer Lieblingssklavin Azzähra benannte, das großartigste und berühmteste. Die Azzähra war nicht ein einzelnes Gebäude, sondern eine Residenz nach orientalischen Begriffen, d. h. ein besonderer, aus vielen Gebäuden bestehender Stadttheil. Es haben sich von demselben mehrere arabische Beschreibungen er-

halten, die aber insgesammt in so hohem Grade übertrieben sind, daß sie durchaus den bekannten Mährchen der Tausend und einen Nacht gleichen. Sie malen uns mehr ein Feenschloß, als eine fürstliche Residenz, und sind außerdem in Zeiten abgefaßt, in welchen die Azzähra bereits zerstört war. Nach ihnen hätte diese nicht weniger als viertausend dreihundert und zwölf steinerne Säulen enthalten, welche größtentheils Geschenke des griechischen Kaisers oder fränkischer und afrikanischer Fürsten gewesen. Das Hauptgebäude hätte eine Länge von zweitausend siebenhundert und eine Breite von fünfzehnhundert Ellen gehabt. Die Fußböden desselben und sogar alle Dachbedeckungen wären aus lauter eingelegter Arbeit gemacht, die Wände und Decken des Hauptsaales aber mit Gold und Perlen verziert gewesen. In der Mitte dieses sogenannten Khalifen-Saales hätte sich ein großer Springbrunnen von Jaspis befunden, der von zwölf massiv goldenen und mit Edelsteinen verzierten Thieren umgeben gewesen sei; der Hauptschmuck des Saales aber sei eine an der Decke angebrachte kostbare Perle gewesen, welche der griechische Kaiser Leo der Weise dem Könige Abd Errahman zum Geschenk gemacht habe u. s. w. Ebenso abenteuerlich und nach orientalischer Weise übertreibend sind die Beschreibungen der großen Gartenanlagen, welche um die Azzähra angelegt waren. So lächerlich übertrieben aber alle diese Schilderungen auch sein mögen, so bleibt doch immer noch genug übrig, um zu begreifen, daß nach den Berichten der Geschichtschreiber Abd Errahman jährlich allein für Bauten dreimalhundert tausend Dukaten ausgab; denn er ließ außerdem noch an vielen andern Orten des Reichs Brücken, Wasserleitungen und andere Werke errichten. Man wird aber dabei ungeachtet des erstaunlichen Wohlstandes, welchen Spanien damals besaß, zugleich auch einsehen, warum die Omejjaden unaufhörlich mit inneren Unruhen zu kämpfen hatten. Neben der ungeheueren Ausgabe für Bauten waren noch weit größere Kosten zu bestreiten, welche theils die glänzende Hofhaltung, theils die vielen gelehrten Anstalten erforderten, die von Abd Errahman und anderen Herrschern gestiftet und unterhalten wurden. Man rechnet nach den uns überlieferten Angaben, die nicht einmal vollständig sind, allein siebenzig Bibliotheken und siebenzehn große Lehranstalten, welche

seit dieser Zeit in Spanien nach und nach entstanden. Die Letzteren waren vortrefflich eingerichtet, und viele von ihnen hatten ihre besonderen Fonds, sowie Gebäude zur Aufnahme der Studirenden. Außer den Universitäten und Schulen gab es noch eigene wissenschaftliche Zusammenkünfte, welche vom Hofe oder von einzelnen reichen Männern veranstaltet wurden, und die man mit unsern gelehrten Akademieen vergleichen kann. Der Umgang mit Gelehrten und ganz besonders mit Dichtern bildete einen Haupttheil der Unterhaltung Abd Errahman's und seiner ersten Beamten. Sehr merkwürdig und unter orientalischen Völkern unerhört ist, daß bei den Arabern in Spanien auch das weibliche Geschlecht in den Lehranstalten ausgebildet wurde, und zwar bis zu dem Grade, daß einzelne Frauen Gedichte verfaßten, welche nachher in den öffentlichen Schulen erklärt oder auch an die Wände von Abd Errahman's großen Palast geschrieben wurden.

Da auf diese Weise in Spanien der Glanz des Khalifats sich erhob, während er im Osten der mohammedanischen Welt erlosch, so nahm Abd Errahman mit vollem Rechte den Titel Emir al Mumenin d. i. Oberhaupt der Gläubigen an, welchen die abbasidischen Khalifen führten. Er erklärte sich dadurch für den rechtmäßigen Khalifen, und legte sich aus diesem Grunde auch den Beinamen Annasir Ledinillah d. i. Beschützer des Glaubens bei, während alle seine Vorgänger ungeachtet ihrer Feindschaft mit den Abbasiden sich stets mit dem Titel Emir begnügt hatten, welcher blos die Herrschaft in ihrem eigenen Lande bezeichnete. Auch ließ Abd Errahman zuerst von allen spanischen Omejjaden seinen Namen auf die Münzen setzen; seine Vorgänger hatten zwar schon seit Abd Errahman's II. Zeit eigene Münzen schlagen lassen, diesen aber stets das Gepräge und die Aufschrift der morgenländischen Khalifen gegeben. Wenn man erwägt, daß Abd Errahman's III. Regierung fast fünfzig Jahre (von 912—961) dauerte, daß er sich den mehrfachen Ruhm eines kriegerischen und für Wissenschaft, Poesie und Kunst thätigen Regenten erwarb, und daß sein Auftreten und seine Werke an Glanz alles, was die Welt damals anderwärts sah, weit überboten, so wird man seine Verbindungen mit fast allen christlichen und mohammedanischen Fürsten seiner Zeit begreiflich finden. Zwischen ihm und dem griechischen

Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, einem der mächtigsten Nachfolger Leo des Weisen, dem deutschen König Otto dem Großen, den Königen von Frankreich, Burgund und Ungarn und vielen anderen Fürsten wurden Ehrengesandtschaften gewechselt. Die für uns merkwürdigste dieser Verbindungen ist die mit Otto, obgleich sie nicht sehr glänzend war, und Otto's Gesandten von Abd Errahman nicht viel besser, als die Botschafter kleiner christlichen Fürsten, behandelt wurden. Der spanische Khalif hatte zuerst Otto durch eine Ehrengesandtschaft begrüßen lassen, welche jedoch außer kostbaren Geschenken auch ein Schreiben mit beleidigenden Ausdrücken über das Christenthum überbrachte. Otto hielt daher die Gesandten drei Jahre lang in Deutschland zurück, und als er sie endlich in Begleitung einer deutschen Gesandtschaft entließ, stellte er nicht nur den klugen und gelehrten Abt Johann vom Kloster Görz in Lothringen an die Spitze derselben, sondern er gab diesem auch ein vom Erzbischofe von Köln verfaßtes Schreiben mit, in welchem die christliche Religion nicht ohne starke Angriffe auf den Islam vertheidigt war. Die deutsche Gesandtschaft wurde in Cordova über ein ganzes Jahr nicht vor den Khalifen gelassen, weil diesem der Inhalt des Begleitungsschreibens verrathen worden war. Abd Errahman gebrauchte den Vorwand, daß er, da seine Gesandten drei Jahre bei Otto zurückgehalten worden wären, die deutsche Gesandtschaft erst nach dreimal so langer Zeit zur Audienz vorlassen könne. Johann ließ sich endlich ein neues Schreiben aus Deutschland schicken. Nun entstanden aber neue Schwierigkeiten, weil Johann vor dem Khalifen nicht anders als in seinem gewöhnlichen Ordenskleide erscheinen wollte. Der Letztere meinte anfangs, Johann scheue die Kosten für die Anschaffung prächtiger Gewänder, und schickte ihm eine große Summe Geld; als er aber den wahren Grund erfuhr, erlaubte er, daß der Gesandte im Mönchskleide vor ihm erscheine. Bei der Audienz waren auf dem Wege von Johann's Wohnung bis zum Palast des Khalifen überall Truppen aufgestellt, welche beim Vorübergehen der Gesandten Bewegungen machten, als wenn sie einen Angriff unternehmen wollten. Abd Errahman empfing die Gesandtschaft in einem nur wenigen Bevorzugten zugänglichen Gemache, und reichte dem Haupte derselben die Hand zum Kusse, was als eine besondere Gunst be-

trachtet wurde. Dann unterhielt er sich mit Johann auf eine Weise, welche die große gesellige Bildung seines Hofes bewies, und gab durch seine Fragen und Bemerkungen über deutsche Verhältnisse Klarheit und Schärfe des Verstandes zu erkennen, wiewohl er sich freilich von Otto's Reich keinen rechten Begriff machen konnte. Mit viel größerer Pracht war zehn Jahre früher die Gesandtschaft des griechischen Kaisers empfangen worden; aber dieser war auch als Feind der Abbasiden für Abd Errahman weit wichtiger, als Otto, und hatte überdies sein Schreiben so kostbar, als nur möglich war, verzieren lassen. Übrigens hatten alle diese Gesandtschaften für Abd Errahman keinen andern Zweck, als daß er den Fremden seinen Glanz zeigen, seinen Unterthanen Ehrfurcht einflößen und der Hof-Chronik Stoff zu seiner Verherrlichung liefern wollte. Er selbst war bei aller Herrlichkeit nicht glücklicher, als König Salomo, mit welchem er überhaupt viele Ähnlichkeit hatte, und dem er auch darin zu vergleichen ist, daß sein Reich nach seinem Tode fast dasselbe Schicksal erlitt, wie Salomo's Reich. Man erzählt, er habe vor dem Tode die ganz glücklichen Tage seines Lebens zusammengezählt, und ungeachtet aller seiner Macht, seines Reichthums und Ruhmes nicht mehr als vierzehn gefunden. „Merk' dir das, du Mann von Verstand," setzt der dies berichtende arabische Schriftsteller hinzu, „und erkenne, wie wenig wahres Glück die Welt auch unter den günstigsten Umständen dir beut! Der Khalif Abd Errahman Annasir, der Erbe des Glückes, er, dessen Macht und Glanz zum Sprichworte geworden sind, fand während einer fünfzigjährigen Regierung nur vierzehn Tage ungetrübten Glückes! Preis sei dem, der ewige Herrlichkeit und unvergängliche Macht besitzt! Es ist kein anderer Gott, als er!"

Abd Errahman's Nachfolger war sein Sohn Hakem II. (961—976). Dieser führte in den ersten Jahren seiner Regierung mehrere Kriege mit den christlichen Staaten im Norden, unter deren Fürsten sich damals Fernando Gonzalez von Castilien am meisten auszeichnete. Hakem machte in diesen Kriegen keine erhebliche Eroberungen; dagegen wurden aber die Christen theils durch ihre Trennung in mehrere Staaten, theils durch Fernando's Streben sich zu befestigen, theils durch die noch immer fortdauernden Einfälle der Normänner, welche besonders die Nord-

küste von Spanien heimsuchten, so weit gebracht, daß manche ihrer Fürsten und Großen um die Freundschaft des Khalifen buhlten, und an seinem Hofe wie eine Art von Vasallen erschienen. Wichtiger, als Hakem's Kriege mit den Christen, waren seine Unternehmungen in Afrika, von welchen unten die Rede sein wird. Die größte Bedeutung aber hatte seine Regierung dadurch, daß er der Poesie und Gelehrsamkeit mit wahrer Leidenschaft ergeben war, und daß diese deshalb unter seiner Herrschaft mehr blühten, als in irgend einer anderen Zeit der spanischen Geschichte. Er ging in seiner Liebe zur Literatur so weit, daß er die unermeßlichen Reichthümer seines Staates größtentheils dazu anwandte, um die seltensten und theuersten Werke aus dem Orient herbeizuschaffen. Die Bibliothek von Cordova wurde durch ihn auf die ungeheuere Zahl von sechsmalhunderttausend Bänden gebracht. Er selbst verfaßte vor seiner Thronbesteigung einen ausführlichen Katalog dieser Bibliothek. Doch muß man dabei wohl beachten, daß die arabischen Geschichtschreiber sich in ihren Berichten über die Pflege der Wissenschaften in Spanien starke Übertreibungen erlaubt haben. Wie seine Vorgänger, so suchte auch Hakem durch große Bauten seinen Namen zu verewigen, und verwandte außerdem eine ganz besondere Sorgfalt auf die Verbesserung und Hebung des Ackerbaues.

Nach seinem Tode (976) ward sein zehnjähriger Sohn, Hischam II., zum Khalifen ausgerufen. Die vormundschaftliche Regierung übernahm dessen Mutter Sobeiha. Diese schenkte ihr ganzes Vertrauen ihrem Secretär Muhammed, bekannter unter seinem Beinamen Almanzor d. i. der Vertheidiger, den er sich später im Kriege mit den Christen erwarb. Almanzor ward von ihr zuerst zur Würde eines Veziers erhoben, und dann als Hadschib neben den seitherigen Hadschib Dschiafar gestellt. Er drängte bald seine Gönnerin in den Hintergrund, vertrieb alle einflußreiche Männer von der Gewalt, und bemächtigte sich der Alleinherrschaft. Anfangs verbündete er sich zu diesem Zwecke mit dem Hadschib Dschiafar und mit dem General der Leibwache Galib, dessen Tochter er heirathete; als er ihrer aber nicht mehr bedurfte, stürzte er Beide, indem er den Ersteren mit Hülfe des Letzteren zu Grunde richtete, und dann diesen ebenfalls aus dem Wege räumte. Er führte überhaupt eine ächt orientalische Regierung

ein. Fast alle Verwandte des Khalifen und alle dem Hause desselben ergebenen Männer wurden entweder vertrieben oder getödtet oder durch erregten Zwiespalt vernichtet. Die Leibwache des Khalifen hatte das nämliche Schicksal. Diese Truppenschaar bestand aus gekauften Slavoniern, die man eben so wie viele andere Sklaven von den Venetianern bezog, und deren Zahl gewöhnlich vier- bis sechstausend betrug. Achthundert derselben, welche den Dienst im Inneren des Palastes hatten, wurden auf Almanzor's Anstiften getödtet. Dagegen schaffte er sich selbst eine neue Leibwache an. Den Khalifen sperrte er in dem Palaste Azzähra ein, hielt die Zugänge des Gebäudes aufs sorgfältigste mit Wachen besetzt, und ließ niemand zu ihm. Er verwaltete und leitete alle Reichsangelegenheiten allein und in seinem eigenen Namen; des Khalifen erwähnte er in keiner einzigen Verordnung und Urkunde. Er ließ ihm überhaupt von seiner Würde weiter nichts, als daß Hischam auf den Münzen und in der Chotba oder in dem feierlichen Gebete am Freitag genannt wurde; doch mußte auch für Almanzor gebetet und sein Namen neben dem des Khalifen auf die Münzen, sowie auf das Staatssiegel gesetzt werden. Auch erbaute sich Almanzor in der Nähe der Azzähra einen eigenen Palast, welcher wie diese eine kleine Stadt bildete und den Namen der Azzahira erhielt. In dieser seiner Residenz wies er nicht nur den Ministern, Staatsräthen, Generalen und den übrigen höheren Beamten ihre Wohnsitze an, sondern er verlegte auch die Schatzkammer, die Zeughäuser und andere Magazine dahin. In allen Städten ließ er eine militärische Verwaltung einführen, und alle Stellen bis auf die geringste herab besetzte er mit seinen Verwandten oder Anhängern. Almanzor führte also die Regierung mit dem vollen Glanze des Khalifats, ohne auch nur den Schatten eines Rechtes dazu zu haben; er behauptete sich aber durch seine außerordentlichen persönlichen Eigenschaften bis zum Tode. Er war voller Schlauheit, List und Gewandtheit, dabei aber zugleich auch durch Freundlichkeit, Tapferkeit und Leutseligkeit ausgezeichnet, besaß große militärische Talente und die gelehrte Bildung, welche damals zu den nothwendigsten Eigenschaften aller Großen des Reiches gehörte. Auch verewigte er seinen Namen gleich den omejjadischen Khalifen ebenso wohl durch die freigebigste Unter-

stützung von Wissenschaft, Poesie und Kunst, als durch die Errichtung großartiger Bauwerke.

Sobald Almanzor seine Herrschaft fest gegründet hatte, richtete er die Kräfte des Reiches auf Krieg und Eroberung. Er vermehrte das Heer bis auf mehrere hunderttausend Mann, indem er es dem größten Theile nach aus Negern und Berbern, sowie aus Kaukasiern und anderen rüstigen Bergbewohnern, welche auf egyptischen Sklavenmärkten gekauft wurden, zusammensetzte. Mit dem Kern dieser Truppen zog er 977 selbst zur Bekriegung der Christen aus, während er seinen ältesten Sohn, Abd Almalik, mit den Übrigen nach Afrika schickte, um daselbst Eroberungen zu machen. Die vier christlichen Staaten Spaniens oder die Königreiche Leon und Navarra und die Grafschaften Castilien und Barcellona befanden sich, als Almanzor sie angriff, in einer schlimmen Lage; denn sie wurden nicht nur durch große gegenseitige Eifersucht von einander getrennt gehalten, sondern sie waren auch in ihrem Inneren durch die Schwäche oder Minderjährigkeit ihrer Regenten und durch die Bestrebungen ehrgeiziger Großen zerrüttet. Almanzor's Angriffe hatten daher für diese Länder furchtbare Verheerungen und bedeutende Verluste zur Folge. Ob er, wie von arabischen Schriftstellern gerühmt wird, den Christen gerade fünfzig und noch dazu meist glückliche Treffen geliefert habe, mag dahingestellt bleiben; daß er aber die Hauptstadt Leon dem Erdboden gleich machte und die ganze Grafschaft Castilien lange Zeit besetzt hielt, gestehen selbst die spanisch-christlichen Geschichtschreiber ein, obgleich diese sonst die erlittenen Nachtheile ihrer Nation nicht gern erwähnen. Auch die Stadt Barcellona ward von ihm erobert, doch war der christliche Beherrscher derselben, Graf Borell, so glücklich, sie bald nachher wieder zu nehmen. Eine der letzten Unternehmungen Almanzor's war die Eroberung des berühmten Wallfahrtortes St. Jago di Compostella in Gallicien, dessen Ursprung bis in die Zeiten Alfonso's II. (791—842) hinaufreicht. Man hatte nämlich damals an einer Stelle im Lande Asturien das angebliche Grab des Apostels St. Jago oder Jakobus aufgefunden, welcher zuerst das Christenthum nach Spanien gebracht haben soll, und Alfonso hatte über dasselbe eine Kirche bauen lassen. Da nun bald viele Fromme dahin wallfahrteten, so

entstand daraus nach und nach eine große Stadt. Almanzor nahm dieselbe im Jahr 994 ein, zerstörte sie gänzlich, und brannte auch die Kirchen nieder, ließ aber, wie man versichert, das Grab des Apostels unberührt.

Das Unglück söhnte endlich die entzweiten Christen mit einander aus. Alle Staaten vereinigten im Jahre 1002 ihre Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Widerstande gegen Almanzor, und lieferten ihm bei Calat Annosor am oberen Duero eine Schlacht, in welcher sie siegten und so viele Feinde tödteten, daß man nachher die Zahl derselben bis auf hunderttausend übertreiben konnte. Almanzor selbst wurde schwer verwundet, und starb wenige Tage nach der Schlacht. Er vererbte seine unumschränkte Herrschaft, die er bis zu seinem Tode unter dem Namen eines Hadschib's geführt hatte, auf seinen ältesten Sohn Abd Almalik, welcher, ohne den Khalifen um seine Bestätigung auch nur zu fragen, sogleich in seines Vaters Stelle eintrat. Abd Almalik hatte sich bereits in Afrika durch kriegerische Tapferkeit ausgezeichnet, und setzte mit Ruhm den Krieg gegen die Christen fort. Er regierte mit derselben Allgewalt, wie sein Vater, und hinterließ 1008 die Herrschaft seinem Bruder Abd Errahman. Dieser legte sich sogleich den von Abd Errahman III. geführten Beinamen Annasir Ledinillah bei, und erpreßte von dem Schatten-Khalifen Hischam auch die Ernennung zum Nachfolger im Khalifat; er war aber seinem Vater und seinem Bruder in Sitten und Charakter völlig ungleich. Während er daher, um sich wie diese im Kampfe mit den Ungläubigen Ruhm zu erwerben, gegen Gallicien zog, ward in Cordova ein Aufruhr erregt, an dessen Spitze Abd Errahman's III. Urenkel, Mohammed II., bekannter unter dem Beinamen al Mahadi Billah, stand. Die Empörer plünderten und zerstörten den Palast Azzahira, und als Abd Errahman mit seinen Truppen nach Cordova zurückeilte, ward er von diesen, welche größtentheils aus Berbern bestanden, verlassen; einer von ihnen schlug ihm das Haupt ab und überbrachte es dem Mahadi. Auf diese Weise endete Abd Errahman's Herrschaft schon nach vier Monaten (1009).

Mahadi, der sich zum Khalifen ausrufen ließ, ward seines Sieges nicht froh. Die zu ihm übergetretenen Truppen Abd

Errahman's machten sich nicht nur durch ihr wildes, herrisches Wesen bei den Bewohnern von Cordova verhaßt, sondern sie erregten auch bei Mahadi Argwohn und Eifersucht. Er verbot ihnen daher, durch die Stadt zu reiten und ohne besonderen Befehl die Waffen anzulegen, und das Volk fing an sie zu verhöhnen. Dies trieb die Soldaten zur Verzweiflung. Gewohnt, sich als Helden und Herrn geehrt zu sehen, und durch ihre Zahl furchtbar, beschlossen sie Rache zu nehmen. Sie empörten sich also, wurden aber nach einem blutigen Kampfe aus der Stadt gejagt. Sie sammelten sich jedoch wieder und belagerten unter der Leitung ihres Anführers, Soliman, Cordova. Zugleich wandte sich Soliman an den Grafen Sancho Garcez von Castilien um Hülfe, und erhielt dieselbe gegen das Versprechen einiger Festungen. Mahadi ward in einer blutigen Schlacht völlig geschlagen, und floh mit dem Reste seines Heeres nach Toledo, von wo er den Grafen Raymund von Barcellona oder Catalonien um Hülfe bat. Dieser schickte ihm nach einigen Monaten gegen große Summen Geld ein catalonisches Heer. Soliman war unterdessen mit seinen berberischen und castilianischen Truppen in Cordova eingezogen, und hatte sich hier zum Khalifen ausrufen lassen. Durch den National- und Glaubenshaß der Cordovaner bewogen, entließ er die christlichen Hülfsvölker reich beschenkt in ihre Heimath, schwächte sich aber dadurch so sehr, daß er, als Mahadi ein aus Moslemin und catalonischen Christen bestehendes Heer gegen ihn heranführte, diesem nicht gewachsen war. Er ward völlig geschlagen, und floh über Cordova nach Algeziras. Seine wilden Afrikaner plünderten vor ihrem Abzuge die Hauptstadt des Reiches, und ließen selbst die Moscheen nicht unberaubt, sowie sie schon vor dem entscheidenden Treffen die ganze blühende Umgegend verheert hatten. Mahadi eilte seinem fliehenden Feinde nach, ward aber trotz seiner größeren Truppenzahl von Soliman aufs Haupt geschlagen. In Folge dieser Niederlage verließen ihn nicht nur seine christlichen Hülfstruppen, sondern Soliman verfolgte ihn auch bis nach Cordova, uud schloß ihn hier ohne Hoffnung auf Entsatz ein. Mahadi wollte sich damit helfen, daß er den Herrschertitel ablegte und den unglücklichen Omejjaden Hischam, den er seither in einem Kerker hatte bewachen lassen, zum Khalifen

ausrief, sich selbst aber von ihm zum Hadschib ernennen ließ; allein Hischam war kaum Herrscher geworden, als er den Befehl zur Hinrichtung Mahadi's gab (1010).

Soliman setzte die Belagerung auch gegen den rechtmäßigen Khalifen fort, die Einwohner von Cordova vertheidigten aber ihre Stadt mit der größten Anstrengung und Ausdauer. Beide Theile wandten sich an den Grafen Sancho von Castilien um Hülfe; Sancho gab dem Khalifen Hischam den Vorzug, weil dieser ihm alle von Almanzor eroberte castilianische Festungen zurückzugeben versprach. Mit Hülfe der Christen ward dann zwar Mahadi's Sohn, Obeidallah, der in Toledo herrschte und sich nach seines Vaters Tode mit Soliman verbündet hatte, vernichtet; allein Soliman bemächtigte sich durch ein geheimes Einverständniß mit einem Theile der Einwohner endlich der Stadt Cordova (1013). Seine rohen afrikanischen Schaaren nahmen eine furchtbare Rache an den Bewohnern derselben; sie hausten mit um so größerer Wuth, da man nach ihrer Vertreibung aus Cordova ihre zurückgelassenen Weiber und Kinder getödtet hatte. Drei Tage lang mordeten und raubten sie mit entsetzlicher Zügellosigkeit, und ließen ihre Wuth sogar auch an den Gebäuden der Stadt aus, so daß die größten und schönsten Bauwerke von ihnen zerstört wurden, und daß ein arabischer Geschichtschreiber behauptet, von diesem Tage an habe der Verfall Cordova's begonnen. Auch der arme Khalif Hischam ward auf Soliman's Befehl getödtet. Der Sieger, der jetzt zum zweiten Male den Khalifen-Titel annahm, war zwar am Ziele seiner Wünsche, verlor aber schon drei Jahre später Thron und Leben. Die Anführer seiner afrikanischen Truppen forderten nämlich Lehensgüter zur Belohnung; er gab sie ihnen und vertheilte auch die Statthalterschaften des Reiches als erbliche Besitzthümer unter sie. Die Truppen selbst wurden reich beschenkt in die Provinzen entlassen, und besonderen Häuptlingen aus ihrer Mitte untergeben. Manche dieser Afrikaner besetzten, ohne den Khalifen zu fragen, einzelne Städte und herrschten daselbst mit unumschränkter Macht. Auf diese Weise drohte schon damals das spanisch-arabische Reich sich in kleine Staaten aufzulösen, doch war die Zeit dazu noch nicht gekommen. Man fühlte bald das Unangenehme der Theilung, und wandte

sich an den kriegserfahrenen Ali ben Hamud, einen Sprößling des angeblich von Ali und Fatima abstammenden Geschlechts der Edrisiden, welcher entweder als spanischer Statthalter oder als kleiner Fürst in der afrikanischen Stadt Ceuta herrschte. Dieser sammelte schnell Truppen, landete in Spanien, fand einen starken Anhang, und konnte es mit Soliman um so leichter aufnehmen, da einige Statthalter desselben die Umstände benutzten, um sich zu unabhängigen Fürsten aufzuwerfen. Ali ben Hamud blieb in einer blutigen Schlacht Sieger, nahm Soliman gefangen, und enthauptete ihn mit eigener Hand (1016).

Ali ben Hamud, welcher den Beinamen Motawakel annahm, wurde in Cordova zum Khalifen ausgerufen, konnte sich aber nur zwei Jahre halten. Die Statthalter von Sevilla, Toledo, Merida und Saragossa, die sich schon als unabhängige Herrscher ansahen, würdigten seine Aufforderung zur Huldigung keiner Antwort, er selbst zerfiel bald mit denen, die ihn im Kampfe gegen Soliman unterstützt hatten, und machte sich überdies durch Grausamkeit und Habgier verhaßt. Seine Feinde ernannten daher einen Omejjaden, Abd Errahman's III. Urenkel Abd Errahman IV. Almortadi, zum Khalifen, bestachen einige von Ali's Leuten, und ließen ihn durch diese erdrosseln (1018). Zwar erkannten seine Anhänger Almortadi nicht an, sie riefen vielmehr den Bruder ihres getödteten Herrn, Kasim, zum Khalifen aus, dieser gerieth aber darüber mit dem herrschsüchtigen Sohne Ali's Jahia el Moateli, in Zwist. Während so die Edrisiden einander bekriegten, wurden die Aussichten für die Omejjaden wieder günstiger. Doch blieb Almortadi in einem Treffen (Ende 1023), und der an seiner Stelle zum Khalifen ernannte Abd Errahman V. Almostadir, ein Bruder des Khalifen Mahadi, herrschte nur dritthalb Monate; denn auch die Omejjaden rieben sich unter einander auf. Almostadir ward von seinem Vetter, Mohammed III. Mostakfi, getödtet. Dieser lebte als Khalif in sorgenloser Lust und Freude, während das Volk theils durch Steuerndruck, theils durch die Zerrüttung des sich immer mehr auflösenden Reiches zur Verzweiflung gebracht wurde. Schon nach siebenzehn Monaten (1025) brach in Cordova ein Aufruhr aus; Mostakfi entfloh mit genauer Noth, ward aber bald nachher von seinen

Feinden getödtet. Jetzt ernannte man den vertriebenen Edriſiden Jahia, welcher unterdeſſen ſeinen Oheim Kaſim gefangen genommen und wahrſcheinlich auch umgebracht hatte, zum zweiten Male zum Khalifen. Die Statthalter erkannten jedoch auch ihn nicht an, und als er gegen ſie zu Felde zog, verlor er in einer unglücklichen Schlacht das Leben (1026). Sein Sohn Edris behauptete ſich zwar noch einige Jahre in Malaga als Beherrſcher eines kleinen Landes, hatte aber ebenfalls das Loos ſeines Vaters, Großvaters und Großoheims: er ward durch einen ehrgeizigen Beamten ermordet. Mit ſeinem Tode nahm die kurz dauernde Herrſchaft der Edriſiden in Spanien ein Ende (1031).

In Cordova hatte man nach Jahia's Tode den Bruder Almortadi's, Hiſcham III., zum Khalifen ausgerufen. Dieſer weigerte ſich lange, die zu einem bloßen Namen gewordene und doch ſo gefährliche Würde anzunehmen, und hatte nachher bald Grund genug, ſeine Nachgiebigkeit zu bereuen. Die vielen unabhängigen Statthalter waren weder durch Güte, noch durch Gewalt zur Unterwerfung zu bringen, ſelbſt in Cordova gehorchte man dem Khalifen nicht, und als er die widerſpenſtige Stadt durch Strenge und Zucht zur Ordnung zwingen wollte, wurde er verjagt (1031). Er rettete ſich zu dem Statthalter oder vielmehr Beherrſcher von Saragoſſa, der ihn gaſtfreundlich aufnahm und ihm in einer Burg ſeines Landes einen Wohnſitz anwies, wo Hiſcham ſeine noch übrigen Tage in ſtiller Zurückgezogenheit verlebte. Er ſtarb im Jahre 1037. Mit ſeinem Sturze endigte die Herrſchaft der Omeſſaden für immer. Das mohammedaniſche Spanien blieb in viele kleine Königreiche getheilt, deren Geſchichte ſich hauptſächlich um die faſt ununterbrochenen Kriege dreht, die ſie theils unter einander, theils mit den chriſtlichen Staaten des Landes führten.

Den Letzteren war die Zerſplitterung des mohammedaniſchen Reiches in hohem Grade günſtig, zumal da unter ihnen gerade zu derſelben Zeit, als das Haus der Omeſſaden völlig erloſch, eine vorübergehende Vereinigung Statt fand. Ihre Länder waren durch Almanzor's fünfundzwanzigjährige Feldzüge ſchrecklich verheert worden, und wäre der zweite Sohn Almanzor's ſeinem Vater und Bruder gleich geweſen, ſo würde es vielleicht um die Unabhängigkeit der chriſtlichen Staaten geſchehen geweſen ſein. Allein die

Unfähigkeit dieses Mannes und die mit seinem Sturze beginnenden Bürgerkriege hoben das christliche Spanien wieder aus dem Elend und der Erniedrigung empor. Die einzelnen christlichen Reiche erholten sich sehr bald von den Verwüstungen, mit welchen Almanzor sie heimgesucht hatte; sie erhielten nicht nur ihre alten Grenzen wieder, sondern erweiterten dieselben auch. Dabei zogen sie aus den Kriegen, welche die Mohammedaner unter einander führten, um so leichter großen Vortheil, da mehrere christliche Fürsten von den Ungläubigen zu Hülfe gerufen wurden und ihre Bundesgenossenschaft theuer verkauften. Zwar befehdeten auch die Christen einander nicht selten, allein ihre Zwietracht schadete ihnen selbst weniger, weil dadurch nicht, wie bei den Mohammedanern, ein einziges Reich aufgelöst, sondern vielmehr die von Anfang an bestehenden verschiedenen Staaten in der Entwickelung ihrer Kraft gefördert wurden. In diesen Kriegen gelang es um das Jahr 1030 einem der christlichen Herrscher, sich alle Länder seiner spanischen Glaubensgenossen zu unterwerfen. Sancho Major oder der Große, König des kleinen Reiches Navarra, ward durch geschickte Benutzung der Verhältnisse nicht allein Oberbefehlshaber von Asturien, Gallicien, Leon und Aragonien, sondern er verschaffte auch seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft von Castilien. Kurz vor seinem Tode (1035) vertheilte er sein Reich unter seine Söhne. Der älteste von diesen, Garcias, erhielt Navarra und Biscaja; der zweite, Ferdinand I., blieb im Besitze von Castilien, und ward zwei Jahre später, als Gemahl der Erbtochter des Königs von Gallicien, Asturien und Leon, auch Herr dieser Länder; der dritte, Gonzalez, übernahm die in Aragonien gelegene Grafschaft Sobrarve; dem jüngsten endlich, Ramiro I., wurde das übrige Aragonien als Königreich gegeben, mit welchem schon nach wenigen Jahren Sobrarve und hundert Jahre später auch Catalonien für immer vereinigt wurden.

9. Überblick der Geschichte der mohammedanischen Reiche in Afrika bis zum elften Jahrhundert.

Im Jahre 785 empörten sich die Aliden in Arabien gegen den abbasidischen Khalifen, wurden aber besiegt und größtentheils getödtet. Unter denen, die der Strafe des Aufruhrs entgingen, be-

fand ſich Edris I., ein wirklicher oder angeblicher Enkel von Ali's Sohn Haſan. Dieſer rettete ſich, von einem treuen Diener, Raſchid, begleitet, unter großen Gefahren nach der Berberei oder, wie dieſe Provinz bei den Arabern hieß, nach Magreb. Hier fand er bei den Berbern des heutigen Landes Fezz Aufnahme, ward von ihnen als Imam oder geiſtliches Oberhaupt und damit zugleich als Emir oder Herrſcher anerkannt, und gründete ſo das Reich der Edriſiden (789). Vier Jahre ſpäter ließ ihn der abbaſidiſche Khalif vergiften. Sein Diener Raſchid bewog jedoch die Stämme, welche dem Aliden gehuldigt hatten, den nachgebornen Sohn desſelben, Edris II., als Herrſcher und ihn ſelbſt als vormundſchaftlichen Regenten anzuerkennen. Im Jahre 799 ſetzte der Khalif den unternehmenden Ibrahim ben Aglab als Statthalter in Kairawan ein, um die Edriſiden zu vertreiben; dieſer ſtrebte jedoch für ſich ſelbſt nach dem Beſitz einer unabhängigen Herrſchaft, räumte deshalb alle Große des Landes, die ihm dabei hinderlich waren, aus dem Wege, und ſuchte ſich die Zuneigung der Einwohner durch Erlaſſung der Abgaben und durch Freundlichkeit zu verſchaffen. Er erreichte ſeinen Zweck, und gründete im öſtlichen Magreb oder im heutigen Lande Tunis ein Reich, deſſen Hauptſtadt Kairawan war, und das er auf ſeine Nachkommen, die Aglabiten, vererbte. Auch gegen Weſten hin ſuchte er dasſelbe auszubreiten, und ließ deshalb Raſchid ermorden (803). Das Volk blieb jedoch dem jungen Edris getreu, und dieſer befeſtigte ſich durch ſeine Gerechtigkeit, Milde und Tapferkeit im Beſitze der Herrſchaft. Seine treffliche Regierung veranlaßte ſogar viele arabiſche Stämme in Spanien, zu ihm nach Afrika auszuwandern. Er konnte ſich unter dieſen Umſtänden um ſo leichter behaupten, da im Reiche des Khalifen damals Zwietracht ausgebrochen war, und Ibrahim ben Aglab durch Empörungen in ſeinem eigenen Lande beſchäftigt wurde. Edris baute ſich im Jahr 807 in einer ſehr fruchtbaren Gegend eine Hauptſtadt, das jetzige Fezz, welches nicht nur unter den Edriſiden, ſondern auch unter einem Theile der ſpäter an ihre Stelle tretenden Dynaſtieen Sitz der Regierung blieb, und noch heutiges Tages eine der bedeutendſten Städte von Nordafrika iſt.

Das Reich der Edriſiden blühte ſehr ſchnell empor, weil eines

Theils viele spanische Araber durch die in ihrer Heimath so häufigen Empörungen zur Flucht nach Afrika veranlaßt wurden, und anderes Theils aus dem fernen Asien viele Moslemin nach Magreb wanderten, um sich an den wirklichen oder vermeinten Sprößling des verehrten Ali anzuschließen. Auf Edris II. folgte der älteste seiner zwölf Söhne, Mohammed, als Herrscher (828—836). Dieser gab ganz gegen die unter den Orientalen bestehenden Grundsätze der Politik seinen elf Brüdern Districte zu Lehen, erweckte dadurch bei einem Theile derselben ehrgeizige Bestrebungen, und rief Bürgerkriege hervor, in welchen er nur durch die kräftige Unterstützung eines der Brüder, Omar, vor dem Untergang bewahrt wurde. Der Letztere ist für uns auch deshalb bemerkenswerth, weil er der Stammvater der beiden Edrisiden Ali und Kasim war, welche nach der Vernichtung des edrisidischen Reiches einige Zeit in Spanien herrschten (s. oben S. 128 f.). Mohammed vereinigte zwar das ganze Land wieder unter seinem Scepter, und seine beiden nach einander folgenden Söhne, Ali I. und Jahia I., blieben auch im ruhigen Besitze desselben; aber unter dem Sohne des Letzteren, Jahia II., begann schon der Verfall des Reiches. Jahia war ein bloßer Wüstling und grausamer Tyrann, und wurde zuletzt von seinen erbitterten Unterthanen erschlagen. Sein Nachfolger, Omar's Sohn Jahia III., vernachlässigte aus zu großer Liebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen die Regierung, und ward ebenfalls in einem Aufruhr getödtet (905). Ihm folgte sein Vetter Jahia IV., der zwar als der gerechteste und weiseste aller Edrisiden gepriesen wird, dessen ungeachtet aber, wie wir später sehen werden, unter fremde Botmäßigkeit gerieth. Um diesen raschen Untergang des Reichs der Edrisiden zu begreifen, braucht man nur an die schnelle Folge des Regierungswechsels und die damit verbundenen Unruhen zu denken: in den neunundsechszig Jahren, welche zwischen Mohammed's Tod und Jahia's IV. Regierungsantritt verliefen, folgten sich nicht weniger als fünf Regenten, von welchen zwei gewaltsam gestürzt wurden.

Unterdessen war es im Reiche der Aglabiten nicht viel besser gegangen. Ibrahim's Sohn, Abul Abbas Abdallah (811—817), regierte mit großer Härte, und wurde wahrscheinlich bei einem Aufstande ermordet. Sein Bruder und Nachfolger, Zesa-

dat Allah I., war nicht weniger grausam und tyrannisch, und hatte dreizehn Jahre lang mit gefährlichen inneren Unruhen zu thun. Als diese nicht ohne Schwierigkeit gedämpft waren, zeigte er sich aus Politik mild und gemäßigt. Er bewies durch die Schonung der besiegten Empörer seine Einsicht in seinen eigenen Vortheil, und suchte sich als ein auf Hebung des Reiches bedachter und zugleich frommer Mann zu empfehlen, indem er Landstraßen und Brücken anlegen ließ, in der Hauptstadt Kairawan eine überaus prächtige Moschee erbaute, und zur Unterhaltung derselben achtzigtausend Dukaten aussetzte. Weit merkwürdiger, als diese Handlungen gewöhnlicher orientalischer Staatsklugheit, ist eine auswärtige Unternehmung Zesadat Allah's, weil dieselbe die wichtigsten Folgen hatte. Um sich nämlich seiner unruhigen, in dem Bürgerkriege verwilderten Truppen zu entledigen, erlaubte er ihnen, ihr Glück auf Sicilien zu versuchen. Diese unterwarfen, in Verbindung mit spanisch-arabischen Korsaren, einen großen Theil der Insel. Zesadat Allah und seine Nachkommen oder vielmehr die als ihre Vasallen angesehenen Emire von Sicilien eroberten nachher nicht nur das ganze übrige Sicilien, sondern faßten auch in Unteritalien festen Fuß, und streiften plündernd und verheerend sogar bis nach Rom.

Die nächsten Nachfolger Zesadat Allah's bis auf Ibrahim Abu Ischak mit dem Beinamen des Bösen sind nur wegen der von ihnen fortgesetzten Unternehmungen in Sicilien und Italien wichtig. Zur Zeit Abu Ischak's, welcher von 875 bis 902 regierte, warf sich in dem benachbarten Egypten ebenfalls ein unabhängiges Herrschergeschlecht, das der Tuluniden auf. Der abbasidische Statthalter dieses Landes, Achmed, Tulun's Sohn, bemächtigte sich kurz vor dem Regierungsantritt Abu Ischak's der Herrschaft von Egypten, und eroberte auch Syrien. Er unterdrückte nachher jeden Versuch der Auflehnung mit furchtbarer Grausamkeit, so daß durch ihn nicht weniger als zehntausend Menschen das Leben verloren haben sollen. Noch weit mehr, als durch seine Grausamkeit, machte er sich durch seinen Reichthum berühmt, wiewohl die Orientalen alles, was sich auf Glanz und Pracht bezieht, zu übertreiben pflegen, und daher ihren Angaben in dieser Hinsicht nie zu trauen ist. Achmed hatte, wie es heißt,

dreihundert Millionen Dukaten Einkünfte, wetteiferte durch die Errichtung prachtvoller Gebäude mit den Pharaonen, theilte wöchentlich dreitausend Dukaten an die Armen aus, und hinterließ dessen ungeachtet einen baaren Schatz von zehn Millionen Goldstücken. Auch von den Reichthümern und der Pracht seines Sohnes und Nachfolgers Chamarujeh (884—896) sind alle arabische Geschichtsbücher voll. Beim Tode desselben zeigte sich schon dieselbe Soldatenherrschaft, welche später unter den Mamlucken in Egypten waltete. Die Kriegsobersten setzten Chamarujeh's unmündigen Sohn als Herrscher ein, und schlugen dem Oheim desselben, der ihn verdrängen wollte, das Haupt ab. Schon nach neun Monaten ermordeten die Soldaten den neuen Herrscher, und erhoben seinen ebenfalls noch minderjährigen Bruder auf den Thron. Dieser wurde in demselben Augenblick, als ein Heer des abbasidischen Khalifen gegen ihn auszog, von einem herrschsüchtigen Verwandten umgebracht, und das Reich fiel hierauf wieder in die Gewalt des Khalifen, welcher alle Tuluniden tödten ließ (904). Die Tuluniden hatten ihre Herrschaft auch nach Westen hin auszubreiten getrachtet. Der Aglabite Abu Ischak hatte aber ihr Heer zurückgeschlagen, und sie waren nachher viel zu sehr mit den Khalifen und mit ihren eigenen Soldaten beschäftigt, als daß sie ihm noch einmal hätten gefährlich werden können. Abu Ischak regierte mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit. Er erschlug einst fünfhundert Gefangene mit eigener Hand, ließ dreihundert seiner Diener wegen eines geringfügigen Vergehens umbringen, und verfolgte mit wahrer Tigerwuth sogar seinen eigenen Stamm. Er tödtete auf einen leisen Verdacht hin acht seiner Brüder, ließ seine Kinder größtentheils gleich nach der Geburt erwürgen, und als einst seine Mutter sechszehn blühende Töchter, die sie insgeheim vom Tode errettet und erzogen hatte, ihm in einer heiteren Stunde vorstellte, mußten auch diese sogleich ermordet werden. Übrigens verlegte er aus Furcht vor dem in der Hauptstadt Kairawan herrschenden Geiste seinen Wohnsitz nach Tunis, wo er ungeheuere Gebäude aufführen ließ. Gegen die nicht seltenen Empörungen seiner Unterthanen schützte er sich durch ein Heer von gekauften Negern, dessen Stärke wohl übertrieben auf hunderttausend Mann angegeben wird. Wenn er seine wilden Truppen nicht gegen

innere Unruhen nöthig hatte, so schickte er sie auf Unternehmungen in Sicilien und Italien aus. Die dortigen Eroberungen beförderte er außerdem auch dadurch sehr, daß er nach einem besonders gefährlichen Aufstande die Hauptanstifter ums Leben brachte, alle anderen Theilnehmer aber nach jener Insel verwies, und also das dortige Heer mit einer entschlossenen Mannschaft verstärkte. Er selbst zog 901 nach Sicilien, um seine Wuth in Christenblut zu kühlen. Er mishandelte hier nach der Eroberung von Taormina die Christen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf eine himmelschreiende Weise, und weidete seine Augen an den Todesqualen des Bischofs der Stadt mit demselben blutdürstigen Sinne, den seine Unterthanen schon so lange empfunden hatten. Als er in Sicilien ausgewüthet hatte, ging er nach Calabrien hinüber, erlag aber dort der in seinem Heere ausbrechenden Pest, zur großen Freude der Christen, welche darin ein Strafgericht Gottes erblickten (902). Sein Sohn, Abul Abbas Abdallah, ward schon nach neun Monaten von seinem eigenen Sohne, Abu Nasr Zesadat Allah III., mit Hülfe einiger Hofsklaven ermordet (903). Dieser begann seine Regierung auf ächt orientalisch despotische Weise: er ließ zuerst die Werkzeuge seines Vatermordes und dann seine Brüder aus dem Wege räumen. Er genoß jedoch die Früchte seiner Verbrechen nur kurze Zeit; denn wenige Jahre nachher wurde er mit dem ganzen Geschlechte der Aglabiten von einem Fatimiden vernichtet.

Unter einem großen Theil der Moslemin nämlich war schon früh die Sage entstanden, daß nach einer Prophezeihung Mohammed's von Zeit zu Zeit entweder ein Engel oder der zwölfte Nachkomme des Propheten, Mahadi genannt, zur Befestigung des mohammedanischen Reiches auf Erden erscheinen, und am Ende der Welt zum letzten Male wiederkehren werde, um in Verbindung mit Elias und Christus alles Irdische zu vernichten. Diesen Volksglauben, dessen sich oft kühne Schwärmer oder Betrüger zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Zwecke bedienten, benutzten zu Abu Nasr's Zeit zwei wahre oder angebliche Aliden, Abu Abdallah und Obeidallah, zum Sturze der Aglabiten. Abu Abdallah machte sich als vorgeblicher Mahadi unter den unzufriedenen Unterthanen dieser Dynastie eine Partei, verjagte Abu Nasr,

welcher bald nachher (909) in Egypten starb, und warf sich an dessen Stelle zum Herrscher auf. Unterdessen hatte Obeidallah auf seine angebliche Abstammung von Ali und der Fatima ebenfalls herrschsüchtige Plane gegründet, er war aber dabei gescheitert und bis in die marokkanische Stadt Sedschelmessa geflohen, wo man ihn erkannte und einkerkerte. Abu Abdallah befreite ihn, als er nach der Vertreibung des letzten Aglabiten einen Theil des Westens unterwarf. Schnöder Undank war Abu Abdallah's Lohn. Denn Obeidallah nahm, als er mit ihm nach Kairawan zurückgekehrt war, die Würde eines Mahadi entweder für sich oder für seinen Sohn in Anspruch, räumte seinen Erretter aus dem Wege, und bemächtigte sich der Herrschaft des aglabitischen Reiches.

Auf diese Weise ward Obeidallah der Gründer eines neuen Herrschergeschlechts in Afrika, welches den Namen der Fatimiden erhielt. Er nahm zwar den Khalifen-Titel nicht an, nannte sich aber Emir al Mumenin d. i. Beherrscher der Gläubigen, und behauptete, gleich allen seinen Nachkommen, der allein rechtmäßige Nachfolger des Propheten zu sein. Obeidallah war allen sunnitischen Mohammedanern als Betrüger und Irrgläubiger tödtlich verhaßt, und erhielt von ihnen den Beinamen des Schiiten oder Ketzers; er behauptete sich aber dessen ungeachtet nicht allein im Lande der Aglabiten, sondern breitete auch seine Macht schnell weiter aus, indem er seinen Eroberungszügen durch die Würde des Mahadi das Ansehen von Religionskriegen gab. Die Mohammedaner in Sicilien unterwarfen sich ihm, wie es scheint, von freien Stücken. Egypten dagegen, welches er dreimal nach einander angreifen ließ, vermochte er den Abbasiden nicht zu entreizen. Desto glücklicher waren seine Angriffe auf das Reich der Edrisiden. Jahia IV. wurde gleich beim ersten Angriff überwunden und zu einem jährlichen Tribut genöthigt (918). Er empörte sich zwar bald wieder, ward aber noch einmal besiegt und seiner Herrschaft völlig beraubt. Nachher brachen im Lande Fez noch oft Unruhen aus, in welche sich auch die Omejjaden mischten. Diese Verhältnisse veranlaßten eine Menge von Kriegen und Theilungen, die jedoch der allgemeinen Geschichte nicht mehr angehören.

Obeidallah, welcher eine neue Hauptstadt, Mahadia, gegründet hatte, starb 934. Sein Sohn Kajem, der ihm in der

Regierung folgte, verheimlichte seinen Tod ein ganzes Jahr lang, wahrscheinlich weil sowohl der Vater als der Sohn sich für den Mahadi ausgegeben hatte. Wie sehr es für Kajem nöthig war, das noch schlecht gegründete Ansehen der Fatimiden auf alle Weise zu befestigen, geht aus den vielen Unruhen hervor, welche während seiner Regierung ausbrachen. In Sicilien empörten sich nicht blos die christlichen, sondern auch die mohammedanischen Einwohner, und konnten erst nach fünfjährigem Kampfe wieder zur Unterwerfung gebracht werden. Kaum war diese Empörung unterdrückt, als in Afrika selbst ein Aufstand ausbrach, welcher nicht nur den Fatimiden, sondern auch der Herrschaft des Islam's in jenem Erdstriche Verderben drohte. Abu Jazid, der Sohn eines Berbern und einer Negerin, stiftete eine neue Religionssecte, erklärte alle Moslemin für Ungläubige, und erhielt durch die Lehre, daß es ein Verdienst sei, alle Andersgläubige zu berauben und zu morden, ungeheuren Zulauf. Er eroberte viele Städte, schlug die gegen ihn ausgesandten Heere, plünderte sogar Kairawan, und schloß zuletzt Kajem in Mahadia ein. Zum Glück für die Fatimiden starb der Letztere während der Belagerung, und mit seinem Tode (945) nahm Alles eine bessere Gestalt. an. Sein Sohn Mansur besaß nämlich die zur Rettung des Reiches nöthigen Talente. Auch Mansur verhehlte anfangs seines Vaters Tod, und machte ihn nicht eher bekannt, als bis er den Fanatikern eine Niederlage beigebracht hatte. Er trieb die Räuber dann in die Gebirge, bekämpfte sie dort zwei Jahre lang, und vernichtete sie, nachdem sie vergebens einen verzweifelten Widerstand geleistet hatten. Nach Sicilien, wo wieder Unruhen ausbrachen, schickte er zuerst einen seiner Getreuen, Hasan, und dann dessen Sohn Ahmed. Diese unterdrückten den Aufstand, und Ahmed machte sich außerdem um die Insel wie um seinen Herrn noch dadurch sehr verdient, daß er die Ursachen der Empörungen zu entfernen strebte, und die Ausbreitung des Islam's auf Sicilien, soweit sie ohne Gewalt geschehen konnte, beförderte. Er erfocht auch über die Flotten der Griechen und der spanischen Araber Siege, und errichtete eine bedeutende Seemacht. Unter seiner Verwaltung erreichte Sicilien einen hohen Grad von Wohlstand, der an die Blüthezeit des alten Syrakus und Agrigent er-

innert (s. Th. I. S. 251 f.) Während Ahmed Sicilien von neuem emporhob, war Mansur gestorben und sein Sohn Moëz an die Regierung gekommen (953). Dieser hatte gleich anfangs einen Krieg im Westen von Afrika zu führen, weil dort die Omejjaden unter Abd Errahman III. sich das ganze frühere Reich der Edrisiden unterworfen hatten. Moëz schickte gegen sie seinen tapferen Feldherrn Dschawher oder Dschewar, welcher das Land in kurzer Zeit wieder eroberte, nachdem er auf schreckliche Weise gegen die Feinde gewüthet hatte. Kaum hatte jedoch Moëz seine Truppen wieder an sich gezogen, um einen Zug gegen Egypten zu unternehmen, als sich Abd Errahman III. des ganzen Landes von neuem bemächtigte. Wenige Jahre nach dem Tode des Letzteren fiel der Edrisîde Hasan el Kenuz, ein Vasall der Omejjaden, von diesen ab, ließ alle Anhänger und Verwandte derselben umbringen, und erkannte die Fatimiden als Oberlehensherrn an. Da jedoch Moëz damals mit der Eroberung von Egypten beschäftigt war, so konnte er Hasan nur schwach unterstützen, und der omejjadische Khalif Hakem II. bemächtigte sich des ganzen westlichen Afrika's von neuem.

Das Land Egypten, gegen welches Moëz im Jahre 969 seinen Feldherrn Dschawher sandte, war nach der Vernichtung der Tuluniden nur kurze Zeit im Besitze der Abbasiden geblieben; denn schon im Jahre 935 warf sich der zum Statthalter von Egypten und Syrien eingesetzte Abu Bekr Mohammed I. zum selbstständigen Beherrscher beider Provinzen auf. Abu Bekr leitete sein Geschlecht von den alten Beherrschern von Ferghana ab, und legte sich daher den Titel derselben al Ikschid d. i. König der Könige bei, nach welchem man die von ihm gegründete Dynastie die der Ikschiden zu nennen pflegt. Auch von ihm, wie von den ersten Tuluniden, wird gerühmt, daß er ungeheuere Schätze besessen und ein Heer von nicht weniger als viermalhunderttausend Soldaten, sowie achttausend Mamlukken oder militärisch eingeübte Sklaven, die als Leibwache dienten, gehalten habe. Mögen übrigens diese Angaben auch im Einzelnen übertrieben sein, so verdienen sie doch im Allgemeinen genommen ebensowohl Glauben, als die ähnlichen Berichte über die Tuluniden; denn Egyptens Reichthum muß damals außerordentlich groß gewesen sein, weil

es nicht nur der vornehmste Markt für die ostindischen und arabischen Waaren, sondern auch der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Orient und Occident und überdies für die ganze Welt der Haupt-Sklavenmarkt war, auf welchem selbst die Omejjaden im fernen Spanien ihre Palastwächter einkauften.

Abu Bekr Mohammed I. hinterließ 946 das Reich seinem Sohne Mohammed II. Abul Kasem Anudschur. Da dieser noch sehr jung war, so leitete der Neger Kafur statt seiner die Verwaltung. Kafur war ursprünglich ein Sklave, hatte sich aber schon in Abu Bekr's Kriegen sehr ausgezeichnet und um die Herrschaft der Ikschiden verdient gemacht. Er führte die Regierung mit kräftigem Arm, und wußte alle Versuche zur Auflehnung zu unterdrücken. Nach dem Tode seines Herrn (960) ließ er dem Bruder und Nachfolger desselben, Ali Abul Hasan, nur den bloßen Titel eines Herrschers. Als Hasan im Jahr 965 fast unbeachtet gestorben war, hatte Kafur die Gewalt so sicher in Händen, daß er die Regierung noch zwei Jahre und vier Monate ohne Widerspruch in seinem eigenen Namen fortführen konnte. Dieser Neger, welcher abschreckend häßlich gewesen sein soll, bewies sich als einen sehr tüchtigen Regenten, und zeigte Gesinnungen und Charakterzüge, wie sie bei den Fürsten des schwarzen Menschenstammes selten gefunden werden. Er zeichnete sich nicht nur durch Tapferkeit, Einsicht und Klugheit aus, sondern besaß auch Achtung für Kunst und Wissenschaft und einen wahrhaft großartigen Sinn. Es lebte z. B. damals ein talentvoller Grieche im Lande, welcher Abu Bekr's Günstling gewesen war und daher ein bedeutendes Ansehen hatte; hundert andere orientalische Regenten würden diesen als einen gefährlichen Nebenbuhler bei Seite geschafft haben, Kafur aber bewies seine ungewöhnliche Einsicht und eine bei einem Orientalen überraschende Aufmerksamkeit für Verdienste, indem er ihn aufs achtungsvollste behandelte und mit Ehren überhäufte. Ein Schwärmer hatte einst in der Moschee in Gegenwart Kafur's die Nichtigkeit alles Irdischen daraus bewiesen, daß Gott ja dies alles in die Hand eines garstigen Negersklaven gegeben habe; Kafur, statt den Verwegenen zu strafen, ließ demselben vielmehr ein glänzendes Geschenk machen, weil ihm der Einfall gefallen hatte. Die Wissenschaften und Künste unter-

stützte Kafur nicht blos aufs freigebigste, sondern er bewies auch wirklichen Sinn dafür, sowie Kenntnisse und Urtheil. Er erkannte z. B. einst einen berühmten Dichter an einem einzigen Verse, den derselbe recitirte. Übrigens wurde damals die Blüthe der Künste und Wissenschaften in Egypten durch den Umstand sehr befördert, daß dieses Land allein von allen Staaten des Orients achtzehn Jahre lang eines ungestörten Friedens genoß.

Die Regierung blieb auch unter Kafur im Ganzen genommen eine Mamlukken-Regierung, oder mit andern Worten die Gewalt lag in den Händen von auserlesenen Sklaven, die man auf dem großen egyptischen Sklavenmarkte zu kaufen pflegte, um aus ihnen den Kern der Truppen, die Officiere und die ersten Beamten zu bilden. Dies zeigte sich aufs deutlichste bei Kafur's Tode (968). Die Führer jener Soldaten verfügten ganz allein über den erledigten Thron. Sie erhoben auf denselben einen elfjährigen Enkel des ersten Ikschiden, setzten eine vormundschaftliche Regierung ein, und gaben also ihre Absicht, die Herrschaft noch mehr von sich abhängig zu machen, deutlich zu erkennen. Sie riefen dadurch große Unzufriedenheit hervor, und der Fatimide Moëz, der schon längst sein Auge auf Egypten geworfen hatte, erhielt in Folge davon nicht nur einen starken Anhang im Lande, sondern es begaben sich auch viele angesehene Leute zu ihm, welche ihm die Mittel und Wege sich des Landes zu bemächtigen anzeigten. Die Unternehmung konnte daher nicht leicht fehlschlagen, zumal da Moëz Egypten zugleich zu Wasser und zu Land angreifen ließ. Der tapfere Besieger der Edrisiden, Dschawher, drang (969) mit hunderttausend Mann in das Land ein, und eroberte es in kurzer Zeit. Auch Syrien unterwarf er unmittelbar darauf. Moëz, welcher damals den Khalifen-Titel annahm, verlegte den Sitz seiner Regierung nach Egypten (973), nachdem er daselbst eine neue Hauptstadt hatte erbauen lassen. Da er nämlich in der von lauter Sunniten bewohnten seitherigen Hauptstadt, Fostat oder Misr, seine Residenz nicht aufzuschlagen wagte, so ließ er in der Nähe derselben eine neue Stadt anlegen, die den Namen Kahira oder Kairo d.i. Siegesstadt erhielt, und in welche alle Anhänger der Fatimiden gezogen wurden. Egypten, wohin Moëz nicht nur die ganze Pracht von Mahadia, sondern auch die Särge

seiner Vorfahren bringen ließ, wurde jetzt das Hauptland des fatimidischen Reiches. Hätten die Sunniten den damaligen Beherrscher dieses Reiches nicht für einen Ketzer gehalten, so würde ihn die ganze mohammedanische Welt gewissermaßen als einen gottgesandten Wiederhersteller des Reiches der Gläubigen haben begrüßen müssen, weil nur er, dessen Herrschaft den ganzen Norden von Afrika und das Land Syrien umfaßte, ihren Glauben wirklich schützen konnte; denn der abbasidische Chalif war ein bloßer Schattenfürst, die Griechen drangen damals tief in die Grenzländer des Reiches ein, und selbst die heiligen Pilgerfahrten nach Mekka wurden durch wilde Horden, welche die Wüste beherrschten, unterbrochen. Moëz war übrigens ungemein duldsam gegen Andersgläubige, er ließ zerstörte christliche Kirchen wieder aufbauen, und strafte seine fanatischen Glaubensgenossen, wenn sie dies hindern wollten. Er vererbte bei seinem Tode (975) das Reich auf seinen Sohn Aziz.

Moëz veranlaßte die Stiftung eines neuen Reiches in Afrika, dessen Herscherfamilie an die Stelle der damals ganz untergehenden Edrisiden trat. Der Fatimide scheint nämlich nach der Eroberung Egyptens eingesehen zu haben, daß er sein altes Hauptland von dem entlegenen neuen Wohnsitz aus nicht wohl werde behaupten können, und belehnte deshalb 972 Jussuf Balkin, den Sohn Zeiri's ben Munad, mit demselben. Dieser stiftete dort eine neue afrikanische Dynastie, die man nach seinem Vater die Zeiriden oder nach dem Namen seines Enkels die der Badisiden nennt. Es ist zweckmäßiger, sie mit dem letzteren Namen zu bezeichnen, weil zu jener Zeit noch eine andere zu Fezz herrschende Dynastie entstand, welche ebenfalls die der Zeiriden genannt wird. Jussuf Balkin's Vater, Zeiri, hatte unter den Nomaden an der Küste der Berberei großen Anhang gefunden, und im jetzigen Algerien die Stadt Aschir gegründet, war aber im Kampfe mit einem Häuptlinge der omejjadischen Partei geblieben, und dieser hatte dafür bei den Omejjaden eine günstige Aufnahme gefunden. Da Moëz sich am meisten vor den Omejjaden, deren beide größte Regenten seine Zeitgenossen waren, zu fürchten hatte, so war es von ihm staatsklug gehandelt, daß er Zeiri's Sohn Jussuf Balkin, welchem die Blutrache für den Vater oblag, mit

dem von ihm selbst verlassenen Lande belehnte. Doch erfahren wir von Jussuf's Regierung wenig mehr, als daß von Zeit zu Zeit einer der unterworfenen Stämme sich empörte und wieder unterjocht ward. Auch von seinem Sohne und Nachfolger, Abul Kasem Mansur (984—996), welcher ebenfalls den fatimidischen Khalifen als Oberherrn anerkannte, ist nichts Wichtiges zu melden, da er sich nur durch großartige Bauten in seiner Residenz Kairawan und durch eine wahrhaft kannibalische Grausamkeit auszeichnete. Um so bedeutender ist Abul Kasem's Sohn, Badis, der erste wirklich unabhängige Fürst dieses Herrscherhauses, nach welchem man daher dasselbe auch mit Recht benannt hat (996—1016). Er bemächtigte sich gleich anfangs der Insel Sardinien, und begab sich selbst dahin, um von dort aus die zugleich sehr einträglichen und in den Augen der Glaubensgenossen rühmlichen Unternehmungen gegen die europäischen Christen zu leiten. Dies sind nämlich die Zeiten, in denen alle Küsten Italiens und des südlichen Frankreichs steten Angriffen der Mohammedaner ausgesetzt waren, da nicht allein die badisidischen Flotten, sondern auch die Sicilianer, welche in einer Art von Abhängigkeit von Badis standen, diese Länder mit Plünderungen und Verheerungen heimsuchten. Badis belehnte seinen Oheim, Hammad, mit der Herrschaft in Aschir, wahrscheinlich weil er das Bedürfniß fühlte, den von dieser Seite her drohenden Ommejjaden einen Damm entgegenzusetzen; denn die Verhältnisse im äußersten Westen hatten bereits zu Jussuf's Zeit eine ganz neue Gestalt erhalten.

Ein Häuptling des berberischen Stammes der Zeneten oder Zenaten, Zeiri ben Athia, der Stifter der eigentlichen Dynastie der Zeiriden, hatte sich im heutigen Lande Marokko auf Kosten der Ommejjaden ausgebreitet und sogar die Stadt Fezz erobert. Gerade zu der nämlichen Zeit fiel ein mächtiger spanischer Vasall, der mit Hülfe der Ommejjaden einen Theil des badisidischen Reiches besetzt hatte, von seinen seitherigen Oberherren ab, und begab sich unter den Schutz der Fatimiden. Almanzor, der damalige Regent im Reiche der Ommejjaden, war jedoch kein Mann, der sich ungestraft verhöhnen ließ; er trat deshalb mit Zeiri ben Athia in Unterhandlung, und erkannte nicht nur die Herrschaft desselben an, sondern versprach ihm auch die Belehnung mit den

ländern des Rebellen, wenn er ihm diesen wieder unterwerfen helfe. Zeiri ben Athia ging auf Almanzor's Vorschlag ein, und erreichte, durch ein spanisches Heer unterstützt, den beabsichtigten Zweck. Unter der Bedingung, daß er sich für einen Vasallen der omejjadischen Khalifen erkläre, wurde er hierauf der Beherrscher eines beträchtlichen Landes im Westen (991). Er erbaute sich nach der gewöhnlichen Eitelkeit orientalischer Fürsten eine neue Residenz, die noch jetzt blühende Stadt Wudschda. Einige Jahre nachher zerfiel er mit Almanzor, und dieser schickte, um ihn zu vertreiben, ein Heer unter der Führung seines Sohns Abd Almalik nach Afrika. Zeiri wurde in mehreren Schlachten besiegt, sein Land ganz von den Truppen der Omejjaden besetzt, und er selbst genöthigt, bei einem Stamme im Ländchen Sandhadscha Zuflucht zu suchen. Er machte sich nachher wieder zum Herrn eines kleines Landstriches, starb aber bald darauf (1001). Sein Sohn Muiz söhnte sich mit den Spaniern aus, und erhielt gegen einen jährlichen Tribut die Herrschaft von Fezz und Mauretanien wieder. Seine Nachkommen behaupteten sich bis zum Jahr 1070, wo sie durch die neue Dynastie der Morabethen vernichtet wurden.

Kehren wir nach diesem kurzen Überblick der Geschichte der Zeiriden von Fezz wieder zu den Zeiriden von Kairawan und Aschir oder zu den Badisiden zurück, so lösten sich dieselben schon zu Badis Zeit in zwei Linien auf. Badis hatte seinem Oheim Hammad die Nachfolge versprochen; als dieser aber die von den Omejjaden drohende Gefahr glücklich abgewendet hatte, brach jener sein Wort. Hammad empörte sich deshalb, und es entstand ein Krieg, welcher nach Badis Tode (1016) damit endigte, daß Hammad im Algierischen ein kleines Reich erhielt. Auf diese Weise entstand die Nebenlinie der Hammadiden, welche später ihre Unabhängigkeit noch einige Jahre länger behauptete, als die Hauptlinie der Badisiden. Die Letztere ist besonders wegen ihrer Verhältnisse zu Sicilien merkwürdig. Badis Sohn und Nachfolger, Moez, unterstützte die Sicilianer, als sie sich gegen ihre fatimidischen Statthalter empörten, und faßte bei dieser Gelegenheit festen Fuß auf der Insel. Die mohammedanische Herrschaft in Sicilien begann damals durch innere Zwietracht sich in kleine Fürstenthümer aufzulösen, und ward zugleich von einem gefährlichen äußeren

Feinde bedroht. Im Anfange des elften Jahrhunderts hatten sich nämlich Normänner in Unteritalien niedergelassen, diese benutzten die Lage der Dinge auf Sicilien, und machten daselbst Eroberungen. Während der Regierung von Moëz Sohn, Tamin (1061—1108), unterwarfen sich die Normänner nicht nur die ganze Insel, sondern sie bedrohten den Badisiden auch in seinem eigenen Lande, und zwangen ihn, ihre Heimkehr mit Geld zu erkaufen. Sie wiederholten nachher ihre Angriffe, während die Badisiden zugleich durch Empörungen in ihrem eigenen Lande und durch die Fortschritte der Morabethen bedrängt wurden. Unter Tamin's Urenkel, Hasan (1121—1148), eroberten endlich die Normänner das ganze Reich der Badisiden, und Hasan mußte bei den Hammadiden Zuflucht suchen, welche jedoch wenige Jahre nachher von den Morabethen vernichtet wurden.

10. Geschichte der Abbasiden bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts.

Die Abbasiden, welche das Recht der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft über alle mohammedanische Ländern in Anspruch nahmen, konnten, wie schon die Entstehung der spanischen und afrikanischen Dynastieen zeigt, dieses Recht nicht behaupten. Sie blieben, trotz des von Anfang an geführten Khalifen-Titels, nur die Regenten eines Theiles der mohammedanischen Welt, diese ward nie wieder in ein einziges Reich vereinigt, und die Herrschaft der Abbasiden zerfiel sogar im Laufe der Zeiten immer mehr. Es traten nämlich bei ihnen dieselben Erscheinungen ein, die wir auch bei den Omejjaden und in den afrikanisch-mohammedanischen Reichen haben entstehen sehen, und welche von jeher allen orientalischen Reichen eigenthümlich waren: Willkür und Despotismus von oben herab, schimmernder Glanz des Thrones und der Hauptstadt, Auflehnungen der Statthalter, Erschlaffung der Herrscherfamilie und des herrschendes Volkes und die Vertheidigung der Regierungsgewalt durch gekaufte Sklavenhaufen oder durch Söldner, die unter rohen Völkern geworben waren. Zu allem diesem kam noch das zwiefache Übel, daß ganze Provinzen entweder durch ihre Statthalter oder durch kühne Abenteurer oder durch benachbarte kriegerische Häuptlinge losgerissen, und die Abbasiden selbst

durch Veziere oder durch die Führer der Soldtruppen nach und nach auf den bloßen Schein der Herrschaft beschränkt wurden.

Der Stifter der abbasidischen Dynastie, Abul Abbas mit dem Beinamen el Saffah oder der Blutvergießer (s. oben S. 104), regierte von 750—754. Er residirte nicht in Damaskus, weil diese Stadt ihm wegen ihrer Anhänglichkeit an die Omejjaden verhaßt war; doch kam er in Betreff des Sitzes der Regierung zu keinem festen Entschluß, denn er wohnte anfangs in Hira, dann in der am Euphrat gelegenen Stadt Anbar, und endlich in dem einige Stunden von der Letzteren entfernten Hadschemia. Schon Abbas führte die Regierung auf die im Orient gewöhnliche Form zurück: er setzte nämlich, statt daß die Khalifen seither nur einen Schreiber für die Ausfertigung ihrer Befehle gehalten hatten, einen Vezier d. h. einen höchsten, im Namen des Regenten und als dessen Bevollmächtigter und Stellvertreter handelnden Beamten ein. Damit war der Willkür und dem Ehrgeize Thür und Thor geöffnet. Bemerkenswerth ist, daß nach dem Tode des ersten abbasidischen Veziers das erledigte Amt einem Manne übertragen wurde, dessen Familie sich nachher, was im Orient sehr selten ist, mehrere Geschlechtsalter hindurch im Besitze der ersten Stelle des Reiches erhielt, und dadurch zu einem ganz außerordentlichen Ansehen gelangte. Dieser Mann war Barmek's Sohn Khaled, der Stammvater des Hauses der Barmekiden.

Abbas ernannte, mit Übergehung des eigenen Sohnes, seinen Bruder Abu Dschiafar al Mansur zum Nachfolger. Diesem suchte zwar sein Oheim Abdallah die von ihm hauptsächlich gegründete Macht zu entreißen, Abdallah büßte aber seine Herrschsucht auf die bereits oben (S. 104) angegebene Weise mit dem Leben. Auch Abu Muslim, der sich ebenso wie Abdallah um die Erhebung der Abbasiden verdient gemacht hatte, wurde hinterlistig aus dem Wege geräumt, weil er im Vertrauen auf sein Ansehen dem neuen Khalifen zu trotzen wagte. Auf ähnliche Weise entledigte sich Mansur der Rawenditen, einer fanatischen Secte, welche zu Abu Muslim's Partei gehörte und sich in Hadschemia gesammelt hatte. Die Rawenditen lehrten unter Andern in Betreff der Khalifen-Würde eine Art von Seelenwanderung, indem sie glaubten, daß die geistliche Würde der Nachfolger des Propheten

förmlich aus dem Körper des verstorbenen Khalifen in den seines Nachfolgers übergehe. Ungeachtet dieser Idee, nach welcher sie in Mansur sogar etwas Göttliches erkannten, mußten sie diesem doch wegen ihres fanatischen Wesens verdächtig werden; er fing an sie zu verfolgen, reizte sie dadurch zur Empörung, und ließ sie dann insgesammt, sechstausend an der Zahl, zusammenhauen. Die Gefahr, welche dem Khalifen von den Rawenditen gedroht hatte, verleidete ihm den Aufenthalt zu Hadschemia; er verlegte daher seinen Wohnsitz in die Nähe derjenigen Provinzen, in welchen die meisten Anhänger der Abbasiden wohnten, und gründete das berühmte Bagdad, welches die Residenz der Abbasiden blieb. Die Lage des neuen Herrschersitzes, welcher im Jahr 763 am Tigris-Fluß, nahe bei den Trümmern von Madain erbaut wurde, hätte nicht besser gewählt werden können; leider ließ sich aber Mansur durch seine große Sparsamkeit zu dem unglücklichen Entschlusse verleiten, den berühmten weißen Palast in Madain (s. oben S. 52) niederreißen zu lassen, um den Marmor, aus welchem derselbe bestand, zur Erbauung der neuen Stadt zu verwenden. Die ungeheuere Größe der Steine verhinderte zwar ihre Fortschaffung, und nöthigte den Khalifen, von seinem Vorhaben abzustehen; dazu kam es aber erst dann, als das alte prächtige Denkmal bereits zerstört war. Auch die neue Stadt, die jetzt ebenfalls wieder in Trümmern liegt, ward dem Khalifen bald zu volkreich; er legte deshalb auf der Ostseite des Tigris die Stadt Rusafa an, die besonders als Standquartier der zahlreichen Truppen diente, und aus welcher nachher das heutige Bagdad entstanden ist. Mansur gab auch für die Herstellung der Festungswerke von Kufa und Baßra, sowie für andere kostspielige Bauwerke ungeheuere Summen aus, und bewies sich überhaupt oft auf verschwenderische Weise freigebig. Dabei hatte er aber doch wieder eine so kleinliche Kargheit, daß er z. B. bei der Erbauung von Bagdad persönlich die Aufsicht führte, und jedem Arbeiter, der einmal zu spät kam oder seinen Mittagsschlaf zu lange hielt, einen Abzug am Lohn machte. Man muß, um diese Vereinigung von ganz entgegengesetzten Eigenschaften begreiflich zu finden, an die von den unsrigen so sehr abweichenden Sitten des Orients und an die Verschiedenheit des Nationalcharakters denken. Übrigens wurde

Mansur, der ohnedies zu Tyrannei und Ungerechtigkeit geneigt war, durch seine Habgier oft zu den härtesten Bedrückungen verleitet: in Kufa ließ er z. B. einmal, um die Zahl der Einwohner der Stadt zu erfahren, einem jeden derselben fünf Dirhem (zu etwa dreißig Kreuzern oder fast sieben guten Groschen) schenken, und als auf diese Weise die Zahl ermittelt war, erhob er von jedem Einwohner vierzig Dirhem als Abgabe. Bei seinem Tode hatte er nicht weniger als sechshundert Millionen Dirhem und außerdem noch vierundzwanzig Millionen Dukaten zusammengehäuft.

Mansur hatte das gewöhnliche Schicksal geiziger Väter: sein Sohn, Mohammed I. Mahadi, der ihm 775 in der Regierung folgte, war ein Verschwender. Dieser bewies zwar einerseits eine rühmliche Freigebigkeit für Kunst und Wissenschaft, sowie für gemeinnützige Anstalten, gab aber andererseits auch durch seinen übertriebenen Luxus ein sehr schlimmes Beispiel. Er ließ z. B. auf der ganzen langen Pilgerstraße von Bagdad nach Mekka Karawanserai's oder Herbergen erbauen, Meilenzeiger errichten und die Wasserbehälter der alten Zeit wieder herstellen, verwendete dagegen aber auch, wie versichert wird, sechs Millionen Goldstücke auf eine einzige Reise nach Mekka, und ließ mit großen Kosten Schnee nach Mekka bringen, blos weil man daselbst bis dahin noch niemals Schnee gesehen hatte. Seine auswärtigen Unternehmungen beschränkten sich auf einen Kriegszug seines berühmten Sohnes Harun al Raschid gegen die byzantinische Kaiserin Irene, welcher durch die Nachlässigkeit der griechischen Generale den glücklichen Erfolg hatte, daß Irene sich zu einem Tribut verstehen mußte. Die Familie der Barmekiden ward von Mahadi eben so sehr begünstigt, wie von seinen beiden Vorgängern. Dem Barmekiden Khaled übergab er fast ganz Persien als Statthalterschaft, Khaled's Sohn Jahia erhielt die Erziehung und Leitung der Söhne des Khalifen, und ein Enkel Khaled's, Fadl, war der Milchbruder des einen dieser Söhne, des zuvor erwähnten Harun. Als Mahadi 785 starb, folgte ihm der ältere seiner beiden Söhne, Musa al Hadi; doch hatte der Vater auch den jüngeren, Harun, zum Mitregenten ernannt. Dieser verdiente sich damals recht eigentlich den ihm nachher gegebenen Beinamen al Raschid d. i. der Gerechte; denn da sein Bruder sich

bei des Vaters Tode in weiter Entfernung von Bagdad befand, so hätte Harun leicht die Alleinherrschaft an sich reißen können, er that es aber nicht, sondern gab selbst den Befehl, seinen Bruder als Khalifen auszurufen. Dennoch wollte ihn nachher Musa nicht neben sich dulden, und Harun verdankte es nur den Vorstellungen des Barmekiden Jahia, der schwachen Gesundheit des Khalifen und der Besorgniß, welche dieser für seinen jungen Sohn hegte, daß er Mitregent blieb. Musa regierte übrigens nur fünfzehn Monate, und es folgte ihm bei seinem Tode, mit Ausschließung seines Sohnes, Harun als Alleinherrscher. Daß unter seiner Regierung der Alide Edris und bald nachher, unter Harun, auch der Aglabite Ibrahim in Afrika sich unabhängig machten, ist bereits oben (S. 130 f.) erzählt worden.

Harun al Raschid, welcher bis 809 regierte, war der glänzendste Herrscher aus dem Hause der Abbasiden. Er ist wegen seiner persönlichen Eigenschaften im Orient eben so berühmt geworden, als sein Zeitgenosse Karl der Große im Occident. Diese Eigenschaften bestanden jedoch ebensowohl in den Fehlern, als in den Tugenden eines orientalischen Regenten; denn Harun war, wie der Perser-König Nuschirwan (s. oben S. 9), zugleich willkürlich, rücksichtslos grausam, gerecht und verständig. Den Ruhm der Gerechtigkeit verdankte er hauptsächlich dem gelehrten und weisen Abu Joseph, welcher seit 782 Oberrichter des Reiches war, und es während der ganzen Regierung Musa's und Harun's blieb. Daß Harun's Gerechtigkeit eine orientalische war, beweist unter Andern sein Verfahren gegen einen Aliden, der sich unter ihm empörte, und den er nach seiner Besiegung umbringen ließ, obgleich er ihm vorher mit Brief und Siegel das Leben verbürgt hatte. Ein großer Theil von Harun's Glück und Ruhm war das Verdienst der Barmekiden; einen anderen verdankte er den Gelehrten und Dichtern, die er durch Freigebigkeit zu gewinnen wußte, sowie den gleichzeitigen und späteren Mährchen-Erzählern. Bei den Letzteren ward Harun recht eigentlich das Ideal eines gerechten und weisen Regenten. Auch trug zum Ruhm und Glanz seines Namens der Umstand sehr viel bei, daß mit seiner Regierung die Blüthezeit der arabischen Literatur begann, welche damals

durch den Einfluß des fremden, besonders persischen, Geistes eine ganz neue Richtung erhielt.

Wenn übrigens Harun auch sonst den Titel des Gerechten verdient hätte, so war doch die Art, wie er gegen die Barmekiden verfuhr, des grausamsten Despoten würdig. Diese Familie, die von den alten persischen Königen abstammte, und wie alle Perser weniger fanatisch war, als die Araber, deshalb aber auch in den Augen der Letzteren gewissermaßen für gottlos galt, ward von Harun anfangs auf außerordentliche Weise gehoben. Jahia's Sohn, Dschiafar, der berühmteste von allen Barmekiden, von dessen Weisheit, Thätigkeit und Gerechtigkeit die Erzählungen und Mährchen der Araber ebenso angefüllt sind, als von Harun's Regentengröße, war der Vezier und Günstling des Khalifen; der zweite Sohn Jahia's, Fadl, stand schon als Harun's Milchbruder in seiner Gunst sehr hoch, und zeichnete sich außerdem auch als trefflicher Feldherr aus; die beiden anderen Söhne Jahia's, Mohammed und Musa, erhielten die ansehnlichsten Statthalterschaften des Reichs. So sehr Harun das Haus der Barmekiden lange Zeit begünstigt hatte, so plötzlich und grausam stürzte und vernichtete er dasselbe. Der eigentliche Grund dieses Verfahrens ist schwer anzugeben. Die arabische Volkssage stellt Harun's Eifersucht auf seine geliebte Schwester Abbasa als Hauptursache hin. Er soll nämlich Abbasa mit dem Barmekiden Dschiafar unter der Bedingung vermählt haben, daß sie nur dem Namen und der Form nach die Gemahlin desselben sei; als aber Dschiafar einen Sohn mit ihr zeugte, soll Harun dadurch zum tödtlichen Hasse gegen ihn entflammt worden sein. Wer den Charakter orientalischer Regierungen und Höfe kennt, wird leicht einen wahrscheinlicheren Grund von Harun's Verfahren finden, zumal da uns berichtet wird, daß der Khalif nach dem Sturze der Barmekiden bei weitem nicht mehr so beliebt war, als zuvor, daß in Folge davon sogar Unruhen ausbrachen, und daß Harun seitdem nicht mehr in Bagdad zu bleiben wagte. Die Barmekiden waren offenbar durch ihr Ansehen und ihre Macht gefährlich geworden, sie konnten eben deswegen nicht mehr aus ihrer Stellung verdrängt werden, und Harun half sich daher gegen sie auf ächt orientalische Art durch plötzliche Vernichtung. Er ließ den mächtigsten von

ihnen, Dschiafar, unerwarteter Weise verhaften und sogleich hinrichten (803), die übrigen aber sammt allen ihren Angehörigen und Dienern in den Kerker werfen. Nur ein einziger Barmekide, Mohammed, soll nicht mit in den Untergang seiner Familie verwickelt worden sein. Auch die Anhänger derselben ließ Harun in allen Provinzen des Reiches grausam verfolgen.

Um diese Zeit war ein Krieg mit dem byzantinischen Kaiser Nikephorus I. ausgebrochen, der dem Khalifen auf barsche und beleidigende Weise den Tribut aufgekündigt hatte (802). Harun hatte demselben in einem ebenso höhnenden Tone geantwortet, und ihm folgenden Brief schreiben lassen: „Harun, der Beherrscher der Gläubigen, an Nikephorus, den römischen Hund. Ich habe deinen Brief gelesen, o Sohn einer ungläubigen Mutter. Die Antwort darauf sollst du sehen, nicht hören!" So tüchtig sich der griechische Kaiser zeigte, so war er doch wegen der inneren Verhältnisse seines Reiches der Macht Harun's nicht gewachsen: er mußte sich nach einem mehrjährigen Kampfe zur Erneuerung des Tributs verstehen. Während dieses Krieges beging Harun den großen Fehler, sein Reich zu theilen; er handelte hierin um so unkluger, da er dadurch die Grundsätze aufhob, welche seither über die Nachfolge geherrscht hatten. Schon im Jahre 791 hatte er seinen ältesten Sohn, Amin, obgleich derselbe erst fünf Jahre alt war, zum Thronfolger erklärt, und das Volk, das sich weigerte einem Kinde die Huldigung zu leisten, mit Gewalt dazu gezwungen. Noch verblendeter zeigte sich Harun, als er dessen ungeachtet im Jahre 802 eine ganz andere Verfügung über das Reich traf. Er verordnete nämlich eine Theilung desselben, nach welcher Amin mit dem Besitze aller westlich von Mesopotamien gelegenen Provinzen den Khalifen-Titel verbinden und die Oberherrschaft über das Ganze führen, zwei von seinen Stiefbrüdern aber, Mamun und Mutamen, den Osten des Reiches so theilen sollten, daß jener die südlichen und mittleren, dieser die nördlichen Provinzen erhielt. Zugleich wurde Mamun zum nächsten Nachfolger Amin's ernannt. Diese Theilung ward bald nach Harun's Tode (809) die Quelle blutiger Zwiste.

Amin war in jeder Hinsicht zur Beherrschung eines Reiches untauglich. Er hatte nur für sinnliche Genüsse Sinn. Er be-

schäftigte sich am liebsten mit der Fischerei und mit dem Schachspiele, welches schon zu Nuschirwan's Zeit von Indien nach Persien gebracht worden war, und sich mit der arabischen Herrschaft bis zum äußersten Westen hin verbreitete. Außerdem liebte er wüste Trinkgelage; denn das Weintrinken war, so strenge auch Mohammed es verboten hatte, damals schon eine Art Hofsitte geworden, und ward auch von Mamun öffentlich getrieben. Nichts ging dem üppigen und trägen Khalifen über seine gewohnten Genüsse, und um sich denselben ungestört hingeben zu können, überließ er die Regierung ganz und gar seinem Vezier. Unglücklicher Weise kamen er oder seine Günstlinge im Jahre 810 auf den Gedanken, den Namen seines Bruders Mamun aus der Chotba oder dem öffentlichen Gebete auszulassen und den seines eigenen Sohnes an dessen Stelle zu setzen. Dies machte den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Brüdern unvermeidlich. Ihre Heere zogen gegen einander, und Mamun blieb ungeachtet seiner weit geringeren Macht in der entscheidenden Schlacht Sieger, weil der tüchtige Feldherr Thaher seine Truppen befehligte. Thaher drang bis nach Bagdad vor, und belagerte die Stadt über ein Jahr lang, während der sorglose Schlemmer Amin mit kindischer Gleichgültigkeit seinen Vergnügungen nachhing. Endlich fiel die Stadt in Thaher's Gewalt, und Amin ward erschlagen (813). Der neue Khalif, Mamun, behielt zum großen Ärger der Bewohner von Bagdad seine bisherige Residenz in Ostpersien; Thaher, dem er die Verwaltung aller westlichen Provinzen übertrug, zeigte sich sehr hart; die Aliden und ihre Anhänger, deren Zahl sehr groß war, regten sich von neuem; es waren außerdem, da gerade damals die Beschäftigung mit Wissenschaften und nebenbei auch mit Astrologie, Magie und anderen losen Künsten sehr überhand nahm, noch viele andere Secten entstanden; der Khalif selbst endlich hatte neben der Lust zum Weintrinken ebenfalls großes Wohlgefallen an Grübeleien und Spitzfindigkeiten, und beförderte an seinem Hofe und durch diesen im Reiche überhaupt das Interesse an kleinlichen Fragen über große Dinge. Alles dies zusammengenommen erregte im Reiche Unruhen und Bewegungen, welche noch durch den Umstand vermehrt wurden, daß Mamun's Vezier und Günstling, Fadl, Vorliebe für die Aliden hegte, und in

seinem Herrn theologische Bedenklichkeiten über die Rechtmäßigkeit der Abbasiden erweckte. Die Empörungen der Aliden, welche in einigen Gegenden ausbrachen, wurden zwar unterdrückt, die Schwierigkeiten verminderten sich aber dadurch keineswegs. Im Gegentheil, es entstanden neue und noch größere, als Fadl, theils seiner Vorliebe gemäß, theils um die Parteien zu vereinigen, den Khalifen bewog, die schwarze Farbe, das Zeichen der Abbasiden, mit der grünen der Aliden zu vertauschen und sogar den angesehensten Aliden, Ridda, zu seinem Mitregenten und Nachfolger zu ernennen. Dadurch wurden außer den vielen Unzufriedenen auch noch die Freunde und Verwandten von Mamun's Haus aufgeregt, so daß dieselben sogar einen Bruder Harun al Raschid's, Ibrahim, zum Khalifen ausriefen. Jetzt erst dachte Mamun an sich selbst, und erkannte den Irrweg, auf den man ihn geleitet hatte. Er zog in Begleitung Thaher's nach Bagdad, und ließ unterwegs seinen Vezier ermorden; auch Ridda wurde damals, wahrscheinlich auf seinen Befehl, aus dem Wege geräumt. Ibrahim ergriff, von seinen Anhängern verlassen, die Flucht, und Mamun vertauschte in Bagdad die grünen Fahnen und Gewänder wieder mit schwarzen.

Thaher blieb anfangs am Hofe, aber er bemerkte bald, daß der Khalif auf ihn eifersüchtig sei, und ließ sich die Statthalterschaft von Ostpersien geben, wo er nachher eine neue Dynastie, die der Thaheriden, gründete. Doch erkannte er noch einige Jahre lang die Herrschaft Mamun's an, und sein Sohn Abdallah, der beim Khalifen blieb, leistete diesem in den inneren Kriegen, welche bald wieder ausbrachen, wichtige Dienste. Mamun selbst trug durch seine dogmatischen Liebhabereien nicht wenig zur Erhaltung der Zwietracht im Lande bei; denn es waren damals überall Schulen spitzfindiger Theologen entstanden, und die große Masse nahm den lebhaftesten Antheil an ihren Streitigkeiten, so daß jede theologische Bewegung, wenn sich die Regierung einmischte, gefährlich werden mußte. Zwei berühmte Gelehrte, Beschr al Hafi und Mohammed Schafi, stritten über die Frage, ob der Koran erschaffen sei oder nicht. Dies veranlaßte allenthalben die heftigsten Wortgefechte, und der Streit um eine unfruchtbare Spitzfindigkeit rief im arabischen Reiche fast eben so arge Unruhen

hervor, wie der Kampf der Jansenisten und Jesuiten des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Unglücklicher Weise misbrauchte Mamun die Regierungsgewalt zur Unterstützung der einen Partei. An seinem Hofe gewann nämlich ein berühmter Gelehrter, Ibn Abu David, der zu den Motazaliten oder zu denen, die an das Erschaffensein des Korans glaubten, gehörte, großen Einfluß, und Mamun machte die Lehre desselben zum Gesetz. Es wurden die grausamsten Verfolgungen gegen die Andersdenkenden angestellt, und bald schmachteten in allen Theilen des Reiches Unglückliche im Kerker. Diese Verfolgungen sind um so auffallender, da man sie bei einem Manne nicht erwartet hätte, der nicht nur überhaupt bessere Eigenschaften hatte, sondern sich namentlich auch duldsam gegen die Christen bewies, und der erste Khalif war, welcher auf Staatskosten die Werke eines Aristoteles, Euklides und anderer Schriftsteller des heidnischen Alterthums ins Arabische übersetzen ließ. Freilich darf uns eine solche Vereinigung entgegengesetzter Bestrebungen nicht überraschen, da unter eben demselben Herrscher auch zuerst die Weichlichkeit und Üppigkeit des Hofes auf einen so hohen Grad stiegen, daß seitdem alle Prinzen des regierenden Hauses fast nothwendiger Weise von der Geburt an unfähig zum Selbstregieren werden mußten.

Die vielen Empörungen, welche großentheils durch Mamun's Verfolgungsmaßregeln veranlaßt wurden, erschütterten das Reich in seinem Inneren sehr, und erleichterten es den Thaheriden und Aglabiten, sich in ihren Statthalterschaften festzusetzen. Am Tigris erhoben sich die fanatischen Ketzer, die man Charidschiten nannte, von neuem; sie wurden jedoch durch Thaher's Sohn Abdallah gewaltsam unterworfen. In Egypten, wo die Härte der Statthalter schon früher Unruhen veranlaßt hatte, benutzten andalusische Seeräuber (s. oben S. 112) die herrschende Zwietracht; sie setzten sich auf Kreta fest, fuhren von da öfters nach Egypten, und schleppten so viele Menschen als Sklaven mit sich fort, daß der Patriarch der Kopten einst sechstausend gefangene Glaubensgenossen auf einmal von ihnen loskaufte. Zuletzt verbanden sie sich mit den Unzufriedenen des Landes, bemächtigten sich der Stadt Alexandria und verheerten sie gräßlich. Mamun sah sich daher genöthigt, zuerst Abdallah und dann seinen eigenen Bruder, Mo-

tassem, nach Egypten zu schicken, und Beiden eine fast unumschränkte Gewalt anzuvertrauen. Als endlich die Andalusier vertrieben waren, behaupteten sich die Christen, die sich in Folge des Druckes früher empört hatten, noch eine Zeitlang in den unzugänglichen Gegenden, und konnten nur durch Hunger und Schwert zugleich bezwungen werden. Unterdessen war in der Nähe des kaspischen Meeres der furchtbare Fanatiker Babek Horremi aufgetreten, welcher nicht weniger als dreimalhunderttausend Menschen seiner Wuth geopfert haben soll. Mamun rief zu seiner Bekämpfung Abdallah aus Egypten zurück. Erst nach langem Kampfe erlag Babek mit seinen schwärmerischen Schaaren. Der Rest derselben fand im byzantinischen Reiche Aufnahme, und es entstand darüber ein Krieg, welcher mit abwechselndem Glücke geführt wurde und bis in die nächste Regierung hinein fortdauerte. Mamun, der selbst mit zu Felde zog, zeigte sich den Griechen als tüchtigen Gegner; überhaupt war dieser Khalif noch häufig selbst thätig, obgleich er schon einen prächtigen, mit Zerstreuungen aller Art überladenen Hof eingerichtet hatte, die meisten Unternehmungen durch seine Generale machen ließ, und seinen Vezieren zuviel einräumte. Mamun starb im Jahre 833 eines plötzlichen Todes.

Nicht sein Sohn Abbas, sondern sein vierter Bruder, Motassem, folgte ihm in der Regierung nach. Der Erstere wurde einige Jahre nachher auf Anstiften seines Oheims umgebracht. Motassem war zwar im Ganzen mild, freigebig und gefällig, verfolgte aber doch diejenigen, welche den Koran für geschaffen hielten, mit unerbittlicher Härte. Auch er suchte, wie so viele orientalische Fürsten, den Glanz seines Hofes durch Bauwerke zu erhöhen; er verschönerte die Gegend oberhalb Bagdad, damals die volkreichste der ganzen Welt, durch neue Anlagen, und gründete daselbst nicht allein die Stadt Samarah, sondern versah dieselbe auch mit einem prachtvollen Palaste. Im Kampfe mit den Griechen war er weniger glücklich, als sein Vorgänger. Am wichtigsten ist seine Regierung dadurch geworden, daß er zuerst von den abbasidischen Khalifen sich eine aus gekauftem Miethvolke bestehende Leibwache errichtete, und auf diese Weise alle Übel einer Prätorianer-Herrschaft (s. Th. IV. S. 174 u. 198) in das Reich

zog. Da er nämlich wegen seiner Verfolgungsmaßregeln den Arabern und Irakanern nicht trauen konnte, so errichtete er eine Leibwache, welche aus freigelassenen Sklaven, größtentheils von türkischer Abkunft, zusammengesetzt war, und also nicht nur aus Leuten von ungeschwächter Kraft bestand, sondern auch dadurch, daß diese keine Familienverbindungen im Lande hatten, zum Schutze des Khalifen vollkommen geeignet schien. Motassem übersah dabei aber, daß solche Schaaren, gerade weil die Sicherheit der Person des Fürsten auf ihnen beruht, unausbleiblich zu Gebietern desselben werden. In der That erhielt auch schon der erste Hauptmann dieser Leibwache, Wassif, den größten Einfluß am Hof, und entschied Alles nach seinem Gutdünken. Nach Motassem's Tode steigerte sich dieses Uebel immer mehr, bis endlich die Anführer der Leibwache unter dem Namen des Khalifen unumschränkt herrschten.

Motassem's Sohn, Watek (von 842—847), war ein schwacher, kränklicher Mann, und verwirrte das Reich durch seine übel angebrachte Frömmigkeit immer mehr. Er setzte z. B. die Perser und Irakaner, welche seither hauptsächlich den Hof gebildet hatten, hinter die Mekkaner und Medinenser zurück, weil er diesen eine größere Heiligkeit beimaß; er begünstigte die Aliden, und war der Lehre vom Erschaffensein des Koran's so fanatisch ergeben, daß er einst, als zwischen den Griechen und Arabern die Gefangenen ausgewechselt wurden, nur diejenigen, welche daran glaubten, auslöste. Bei seinem Tode machten Wassif und der Ober-Kadi oder höchste Richter von Bagdad seinen elenden Bruder, Dschiafar, gewöhnlich Motawakel genannt, zum Khalifen. Dieser (847—861) wäre der beste Regent gewesen, wenn er sich ebenso eifrig für die Moral, als für die Glaubensartikel und die äußere Form des Islam's gezeigt hätte. Er war der heftigste Gegner der Aliden, für welche sein eigener Sohn und andere Abbasiden eine geheime Verehrung hegten, und ließ nur aus Haß gegen sie die Verfolgung der Motazaliten einstellen. Er gebot den Juden und Christen, besondere Unterscheidungszeichen zu tragen und nicht anders als auf Eseln und Maulthieren zu reiten, ließ an den Häusern der Letzteren Bilder von Götzen oder gar von Affen und Schweinen anheften, bestrafte einen falschen Propheten damit, daß er die Anhänger desselben zwang ihn zu Tode zu prügeln, u. dgl. m.

Er und sein Vezier, Fatah, waren die ausschweifendsten Menschen im ganzen Reiche; daher schonten und ehrten sie auch nur die Theologen und Ärzte, weil diese ihre Seelen und Leiber retten sollten, nachdem sie selbst Alles gethan hatten, um sie zu verderben. Die Grausamkeiten, mit denen sie alle anderen Klassen peinigten, sind wahrhaft Schauder erregend. Ein Aufstand in Armenien und Adserbidschan z. B. ward durch die Niedermetzelung von achtzigtausend Menschen gerächt. Die Schätze des Reichs wurden an die türkische Leibwache und für prächtige, aber nutzlose Gebäude verschwendet. Besonders ließ Motawakel zu Damaskus viel bauen, weil er seine Residenz dahin verlegte; als ihn aber die Türken zur Rückkehr nach Samarah nöthigten, erbaute er zu Makhura einen ungeheueren Palast, aus welchem eine ganze Stadt entstand. Motawakel's Mordlust richtete sich endlich auch gegen die bisher von ihm hochbegünstigten türkischen Anführer Wassif, Boga und Bagher; diese kamen ihm aber zuvor, und Bagher erschlug den Khalifen bei einem lustigen Gelage mit demselben Säbel, den Motawakel einst für zehntausend Thaler gekauft und ihm geschenkt hatte.

Ob Motawakel's Sohn und Nachfolger, Montaser (861—862), gezwungen oder freiwillig in den Mord seines Vaters eingewilligt hat, ist nicht zu ermitteln, da sich von dieser Zeit an die Geschichte der Khalifen und ihrer Regierung in das Innere des Harems verliert, und oft mährchenartig wird; soviel ist gewiß, daß er ein Sklave seiner türkischen Leibwache war. Er ließ zwar die Schuld des an seinem Vater begangenen Mordes auf den Vezier Fatah werfen, diesen niederhauen und den Bericht über das vorgebliche Verbrechen desselben dem Volke vorlesen; niemand glaubte ihm aber, man nahm im Gegentheil gerade das, was ihn rechtfertigen sollte, für eine Anklage. Gewissensbisse verfolgten ihn bis zu seinem Ende. Auf dem Todbette antwortete er seiner Mutter auf die Frage, wie er sich befinde: „Bei Gott, diese und die künftige Welt weichen von mir zurück.“ Die Lage der Regierung unter ihm bezeichnete er selbst aufs deutlichste, als er von den Türken gezwungen seine beiden Brüder, die schon von Motawakel zu seinen Mitregenten ernannt waren, zur Abdankung nöthigte. Er sagte denselben: „Glaubet nicht, daß ich

euch aus dem Grunde absetze, weil ich so lange am Leben zu bleiben hoffe, bis mein Sohn mündig geworden ist! Nein, das habe ich nie gehofft, sondern die Türken haben mich gezwungen, euch abzusetzen." Wie wahr er gesprochen, zeigte sich bei seinem Tode. Die Türken ließen weder seinen Sohn, noch einen seiner Brüder den Thron besteigen, sondern riefen Mostaïn, einen Enkel Motassem's, zum Khalifen aus. Unter der Regierung dieses Khalifen (862—866) waren die griechischen Truppen im Kampfe mit den Arabern glücklich, und drangen bis nach Mesopotamien vor; in Tabarestan oder dem jetzigen Masanderan warf sich ein Alide, Hasan, zum Gebieter auf, und in Sedschestan entstand die unabhängige Herrschaft der Soffariden. In Bagdad vereinigten sich die Landestruppen und das Volk, durch den Übermuth der türkischen Garden zum Äußersten gebracht, gegen diese, befreiten die Gefangenen aus dem Kerker, verbrannten die Schatzkammer und das Archiv, wurden aber von ihren Gegnern unter furchtbarem Gemetzel wieder unterdrückt. Die Regierung war ganz in der Gewalt der türkischen Anführer Bagher und Atamisch, bis Wassif und Boga der Jüngere sich gegen dieselben erhoben und sie aus dem Wege räumten. Darüber entstand ein heftiger Streit; die türkische Leibwache umzingelte den Palast von Samarah, in welchem sich der Khalif und die beiden Urheber des Mordes befanden, und rief, als Mostaïn nach Bagdad entwich, Motazz, einen der Söhne Motawakel's, die nach ihrer gewaltsamen Absetzung in den Kerker geworfen worden waren, zum Khalifen aus. Mostaïn hoffte sich in Bagdad mit Hülfe der beiden Thaheriden Mohammed und Soliman zu behaupten, die er früher zu Dank verpflichtet hatte, und denen er jetzt die Führung seiner Truppen anvertraute; allein diese verriethen ihn an seine Feinde. Er wurde so lange verschont, bis er öffentlich bekannt machen ließ, daß er freiwillig abgedankt habe, dann schaffte man ihn aus der Welt (866).

Motazz ließ zwar gleich anfangs seinen Bruder, den die Türken gegen ihn hervorziehen wollten, auf grausame Weise umbringen, suchte sich aber dann auch der lästigen türkischen Führer durch Zwietracht, die er unter ihnen erregte, zu entledigen; allein die Verhältnisse waren ihm ungünstig. Wassif und Boga der

Jüngere kamen freilich dabei ums Leben; der ältere Boga aber und Wassif's Sohn, Saleh, waren auf ihrer Hut, und benutzten den Geldmangel des Khalifen, um ihn zu verderben. Die Türken verlangten nämlich auf Anstiften ihrer Führer drohend fünfzigtausend Goldstücke von ihm, und Motazz wandte sich vergebens an seine geizige Mutter, welcher alle Schätze des Reiches zugeflossen waren. Die raubsüchtigen Barbaren nahmen seine Armuth für bösen Willen, rissen ihn aus dem Palaste, zwangen ihn unter Prügeln zur Abdankung, und tödteten ihn dann, nachdem sie ihn drei Tage lang hatten hungern lassen (869). Die unnatürliche Mutter wurde gleich nachher auf eine nicht weniger jämmerliche Weise umgebracht, nachdem man ihre vergrabenen Schätze aufgefunden hatte, welche außer einem unsäglichen Vorrath von Edelsteinen und Perlen aus anderthalb Millionen Goldstücken bestanden. Die Leibwache erhob Watek's Sohn, Mohtadi, auf den Thron. Dieser zeigte sich entschlossener, als sein Vorgänger. Er hatte offenbar die Absicht, durch entschiedene Maßregeln der eingerissenen Zerrüttung des Staates ein Ende zu machen. Er nahm nicht nur für sich selbst einfache Sitten an, sondern suchte sie auch am Hofe einzuführen. Das Weintrinken wurde strenge verboten, die Possenreißer, Sänger und andere zum Vergnügen des Hofes angestellte Leute fortgejagt, die Verwaltung und Justiz vom Khalifen selbst sorgfältig beaufsichtigt, und der Druck der Abgaben vermittelst der von Motazz Mutter zusammengerafften Schätze gemildert. Diese Bestrebungen blieben jedoch fruchtlos, weil Mohtadi ebenso, wie seine Vorgänger, den wilden türkischen Soldaten erlag. Er ließ nämlich ein Jahr nach seinem Regierungsantritt den mächtigen Saleh, der ihn erhoben hatte, durch Boga's Sohn Musa ermorden; als er aber nachher diesem vermittelst eines anderen Türken, Baikial, dasselbe Loos bereiten wollte, zeigte der Letztere den erhaltenen Mordbefehl dem Musa, und Beide verbanden sich dann zum Sturze des Khalifen. Mohtadi war jedoch nicht so leicht zu stürzen, als Motazz. Er befahl sogleich Baikial zu ergreifen und zu tödten, ließ sein Haupt vor die Schaaren der empörten Türken werfen, und zog ihnen, das Schwert in der Hand und den Koran am Busen, mit seinen Miethvölkern entgegen. Unglücklicher Weise standen seine Truppen den Türken

an Zahl und Tapferkeit nach; er gerieth nach einem blutigen Kampfe, in welchem viertausend Mann fielen, in die Gewalt seiner Feinde, die ihn mit Schlägen mishandelten und, als er sich weigerte abzudanken, auf schauderhafte Weise tödteten (870). Nun wurde Motawakel's vierter Sohn, Motamed, aus dem Kerker auf den Thron erhoben. Seine Regierung (870—892) bestand fast ganz aus einer Reihe von Unordnungen und Empörungen. Alle Bande, die das Reich zusammenhielten, schienen gerade zu derselben Zeit reißen zu wollen, wo die Cultur der Araber den höchsten Gipfel erreicht hatte. Im Osten gingen bedeutende Veränderungen vor, die das Reich ganz und gar aufgelöst haben würden, wenn nicht dort die Scheu vor dem geistlichen Ansehen der Khalifen größer gewesen wäre, als im Westen, wo man auch diese verkannte. Dieser Unterschied zwischen den beiden Theilen des Reichs hatte seinen Hauptgrund darin, daß im Westen die an der Rechtmäßigkeit der Abbasiden Zweifelnden zu den Gebietenden gehörten, im Osten dagegen aus dem unterdrückten Theil des Volkes bestanden.

11. Geschichte der Abbasiden und der bedeutenderen Dynastieen im Osten des mohammedanischen Reichs bis zum Emirat der Buiden.

Die Dynastie der Thaheriden, deren Entstehung um das Jahr 820 bereits oben (S. 152) erwähnt worden ist, herrschte in Khorasan und einigen benachbarten Provinzen. Der Stifter derselben, Mamun's Feldherr Thaher, ließ kurz vor seinem Tode sogar den Namen des Khalifen aus der Chotba oder dem öffentlichen Gebete weg. Sein Sohn Talaha dagegen (822—828) nahm die Belehnung wieder von Mamun an. Nach Talaha's Tode schickte Mamun selbst den Bruder desselben, Abdallah, als Statthalter nach Khorasan; dieser blieb dem Khalifen stets getreu, und machte sich ebenso durch seine Verwaltung um die ihm anvertraute Provinz verdient, als vorher durch sein militärisches Talent um die Ruhe des ganzen Reiches. Von seinem Sohne Thaher II. (844—862) ist uns nichts weiter bekannt, als daß er, sowie überhaupt dieses Fürstengeschlecht, freundlich und mild war. Auch Thaher's II. Sohn, Mohammed (862—873), war ein guter Mann, aber zu schwach von Charakter und

zu sehr der Musik und dem Weine ergeben, als daß er zur Leitung der Regierung tauglich gewesen wäre. Er stürzte sich und seine Familie, und Khorasan gerieth in die Gewalt der Soffariden.

Die Soffariden stammten von Leith, einem Kupferschmidt in Sedschestan, ab. Ein Sohn dieses Mannes, Jakub mit dem Beinamen Soffar d. i. der Schmidt, trieb zuerst Straßenraub, trat dann in die Dienste eines Mannes, der sich in Sedschestan gegen die Thaheriden empört hatte, und schwang sich nach dessen Tode an die Spitze des Heeres. Er eroberte bald ganz Sedschestan, Tabarestan und Balk, drang sogar bis nach Farsistan, und suchte beim Khalifen um die Belehnung mit den zuerst genannten Ländern nach. Er erhielt dieselbe anfangs; als er aber nachher (870) zum zweiten Mal in Farsistan einbrach, ward er durch den tapferen und gewandten Bruder des Khalifen Motamed, Mowaffek, zurückgeschreckt, und wandte darauf seine Macht gegen Indien. Er eroberte dort die Stadt Kabul, und sandte dem Khalifen, um mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, einen Theil der daselbst gemachten Beute. Nach seiner Heimkehr überfiel er den Thaheriden Mohammed, der in thörichter Sicherheit lebte, und einfältig genug war, den heranrückenden Soffariden durch Abgeordnete fragen zu lassen, welches Recht er auf Khorasan habe; Jakub zeigte statt einer Antwort auf sein Schwert. Mohammed, den fast alle seine Großen treulos verließen, ward gefangen genommen und nebst allen seinen Verwandten nach Sedschestan geführt (873); doch schonte der Sieger ihr Leben. Nun wandte sich Jakub gegen den Aliden Hasan, der dem Thaheriden vorher Dschordschan und Tabarestan entrissen hatte, und vertrieb auch diesen aus allen seinen Besitzungen. Als er jedoch dem fliehenden Hasan bis in das Land Ghilan nachsetzte, tödtete ihm eine in seinem Heere ausbrechende Seuche über vierzigtausend Mann. Jetzt hätte er gern die Bestätigung des Khalifen nachgesucht; dieser erklärte ihn aber für einen Rebellen, obgleich er damals nicht einmal im Stande gewesen war, einen empörten Statthalter in Farsistan zu unterdrücken. Jakub warf sich auf diesen Rebellen, vertrieb ihn aus seiner Provinz, und marschirte dann gerades Wegs gegen Bagdad, von wo der Khalif ihm vergebens einen Lehensbrief über die eroberten Länder anbot. Der tapfere Mowaffek zog jedoch dem

kühnen Soffariden mit einem Heere entgegen, und brachte ihm eine Niederlage bei. Jakub sammelte hierauf neue Streitkräfte, verwarf die Friedensanträge, die ihm der Khalif noch einmal machen ließ, und drohte Bagdad zu erobern, ward aber durch den Tod an der Erfüllung seiner Drohung gehindert (879). Sein Bruder Amru ließ sich mit dem Khalifen in Unterhandlungen ein, und wurde von diesem mit den eroberten Ländern belohnt.

Während auf diese Weise durch die persischen Dynastieen der Thaheriden und Soffariden der Osten den Abbasiden fast ganz entzogen wurde, entriß ihnen eines Theils Achmed, der Stifter der Tuluniden, die Provinz Egypten (s. oben S. 133), und anderes Theils brachen im Inneren des Reiches bedenkliche Bewegungen aus. Der Khalif Motamed war diesen Schwierigkeiten nicht gewachsen, und nahm daher seinen tapferen Bruder Mowaffek zum Mitregenten an (872). Dieser allein hielt das auf allen Seiten erschütterte Ansehen des Khalifats noch einigermaßen aufrecht. Eine der gefährlichsten Bewegungen veranlaßte der Betrüger Ali al Chabith, der als angeblicher Alide das Raubgesindel, welches die Wüste in der Nähe von Baßra bewohnte, an sich zog, und an der Spitze dieser wilden Horten die ärgsten Barbareien übte. Seine Anhänger, Zenger genannt, sollen aus achtzig, ja nach anderen Berichten sogar aus dreimalhundert tausend waffenfähigen Leuten bestanden haben. Mit dieser großen und blutgierigen Schaar schlug er die Truppen des Khalifen zurück, hauste zwanzig Jahre lang in einem weit ausgedehnten Landstrich um Baßra, überfiel einst diese Stadt, die volkreichste jener Gegend nach Bagdad, und tödtete, wie es heißt, alle Einwohner derselben. Mowaffek wurde mehrere Male von ihm geschlagen, und erst als Chabith selbst gefallen war (883), ward es möglich, die Zenger wieder zu unterdrücken. Kurz vor Motamed's Tode stiftete ein Fremdling aus Khusistan eine neue Secte von Schwärmern, welche bei weitem gefährlicher wurde, als alle früheren, und nur mit den zu unserer Zeit in Arabien aufgetretenen Wechabiten verglichen werden kann. Diese Secte, deren Anhänger den Namen Karamathier erhielten, breitete sich weithin aus, und erschütterte unter Motamed's nächsten Nachfolgern die Ruhe des Reiches auf eine höchst bedenkliche Weise.

Mowaffek hatte ſich auch dadurch, daß er nach Boga's Tode die türkiſche Miliz aufhob, ein großes Verdienſt um das Reich erworben; leider konnte man aber die kühnen und ſtarken Leute nicht entbehren, und es wurde deshalb ſchon unter dem nächſten Khalifen eine neue türkiſche Leibwache errichtet. Übrigens ward Mowaffek's Macht und Anſehen ſeinem ſchwachen Bruder zuletzt nicht mit Unrecht verdächtig; nur ſchlug dieſer, um ſich zu helfen, einen verkehrten Weg ein. Als ſich nämlich die Statthalter der Tuluniden in Syrien empörten, und Moſſawek als ihren Gebieter anerkannten, trat Motamed aus Eiferſucht auf ſeinen Bruder insgeheim mit dem Tuluniden Achmed in Verbindung, und gab wahrſcheinlich die Veranlaſſung dazu, daß dieſer nicht nur Mowaffek's Namen aus dem Gebete wegließ, ſondern ihn auch in allen egyptiſchen Moſcheen verfluchen ließ. Er wollte ſich ſogar in Achmed's Schutz begeben und ihn zu ſeinem Nachfolger ernennen, ward aber von ſeinem Bruder daran gehindert. Er ſtarb 892, ein Jahr nach dem Tode ſeines Bruders, nachdem er Mowaffek's Sohn, Motad, zum Nachfolger ernannt hatte. Unter der Regierung Motad's (892—902) ſanken zwar die Tuluniden und Soffariden von ihrer Macht und Bedeutung ſchnell herab, dagegen erhob ſich aber ſtatt der Letzteren in Perſien eine neue Dynaſtie, die der Samaniden, und die Karamathier breiteten ſich weiter aus. Im Jahre 902 folgte dem Khalifen Motad ſein Sohn Moktaf, welcher bis 908 regierte, und Egypten den Tuluniden wieder entriß. Auch im Oſten des Reiches, wo der Samanide Ismael die Soffariden auf den Beſitz von Sedſcheſtan beſchränkte, änderten ſich dadurch die Verhältniſſe zu Gunſten der Abbaſiden. Dies war jedoch nur ſcheinbar; denn die Samaniden machten ſich bald weit furchtbarer, als die Soffariden je geweſen waren.

Die Samaniden, die ſich, wie alle Dynaſtieen in Perſien, der Abſtammung von den Saſſaniden rühmten, waren ſchon zur Zeit des Khalifen Mamun im Beſitze von vier perſiſchen Statthalterſchaften. Einer von ihnen, Ahmed, vereinigte nach dem Tode ſeiner Brüder dieſe Länder mit Einwilligung der benachbarten Thaheriden unter ſeiner alleinigen Leitung. Mit Erlaubniß des vorletzten Thaheriden vertheilte er dieſelben als erbliche Statthalterſchaften unter ſeine ſieben Söhne. Dieſe hielten ſich beim

Sturze der Thaheriden der Unterwürfigkeit für entbunden, da sie nicht dem Khalifen, sondern dem benachbarten Beherrscher von Khorasan gehuldigt hatten. Sie geriethen zwar unter sich in einen heftigen Zwist, dieser endigte aber bald damit, daß einer von ihnen, Ismael, alle Besitzungen seiner Familie, d. h. den ganzen Landstrich vom kaspischen Meere bis über die Bucharei hinaus, vereinigte (892). Als bald nachher der Soffaride Amru, in Folge eines vom Khalifen erhaltenen Diploms auf Ismael's Reich Anspruch machte, benutzte dieser die Gelegenheit, um sich auch das Land der Soffariden zu unterwerfen. Er nahm Amru gefangen, und schickte ihn sonderbar genug zum Zeichen seiner Ergebenheit an denselben Khalifen, auf dessen Diplom Amru so stolz gewesen war (900). Nach einem anderen Berichte wäre jedoch Ismael vom Khalifen förmlich mit der Bekriegung Amru's beauftragt gewesen. Wie dem auch sein mag, Motad ließ den Gefangenen im Kerker verschmachten, und die Herrschaft der Soffariden ging mit Amru unter; nur in der kleinen Provinz Sedschestan behaupteten sich dieselben noch hundert Jahre lang. Ismael besiegte noch in dem nämlichen Jahre einen vorgeblichen Aliden, der sich beim Sturze Amru's der Provinz Tabarestan bemächtigt hatte. So ward auf einmal nicht durch die Eroberungssucht des Samaniden, sondern in Folge einer abgedrungenen Nothwehr ganz Persien wieder unter Einen Herrn gebracht. Dieser ließ sich jedoch vom Khalifen belehnen, und zog bald nachher sogar zur Hülfe desselben nach Irak. Auch einen Theil von Turkestan unterwarf sich Ismael. Gefürchtet wegen seiner Macht und geliebt wegen seiner Gerechtigkeit und Freundlichkeit starb er im Jahr 907. Der Khalif Moktaf hatte unterdessen das doppelte Glück gehabt, Egypten den Tuluniden zu entreißen und die Karamathier, die sich wieder furchtbar gemacht hatten, zu zersprengen. Freilich ging einige Jahrzehnte später jenes Land wieder verloren, und die Karamathier traten schon unter Moktaf's nächstem Nachfolger mit verdoppelter Wuth und in vermehrter Zahl auf. Wenn man an diesen und anderen Erscheinungen das unaufhaltsame Sinken des Reiches erkennt, und dabei zugleich hört, daß damals unter den Mohammedanern eine außerordentlich große Zahl von Schriftstellern auftrat, daß Feinheit und Bildung am Hofe herrschten, und daß

vom Indus an bis nach Egypten viele Anstalten für Wissenschaft und Kunst blühten, so wird man unwillkürlich an die Zeiten der Ptolemäer, August's und Ludwig's XIV. erinnert und weit mehr geneigt, das Schicksal der Menschen zu bejammern, als sie selbst anzuklagen. Auch der Voltaire der Araber, Ahmed ben Jahia gewöhnlich Ibn al Rawandi d. i. Ibn der Ketzer genannt, lebte zu jener Zeit, und zwar am Hofe des Khalifen selbst.

Als Moktaf 908 starb, erhob sein Vezier, ohne, wie seither gebräuchlich gewesen war, den Ober-Khadi und die Anführer der Leibwache zu befragen, einen dreizehnjährigen Bruder desselben, Moktader, auf den Thron. Einige Monate nachher jedoch erschlug ein Theil der Leibwache, über diese Zurücksetzung erbittert, den Vezier, und rief Abdallah, einen Sohn des früheren Khalifen Motazz, der als Mensch und als Dichter gleich ausgezeichnet war, zum Khalifen aus, oder gab ihn vielmehr dem Tode preis; denn da die Gegenpartei seine Anhänger sogleich angriff und besiegte, so wurde er von diesen verlassen, und mußte den Schatten des Khalifats, nachdem er ihn nur vierundzwanzig Stunden besessen hatte, mit dem Leben bezahlen. Von diesem Augenblicke an hatten die Türken der Leibwache, die nicht nur den Khalifen in ihrer Gewalt hielten, sondern natürlich auch in alle Ämter eindrangen, die Macht des Staates ganz in ihren Händen, während der Khalif selbst unter Weibern, Eunuchen und niedrigen Sklaven ohne Kenntniß der Menschen und der Geschäfte aufwuchs. In diese Zeit fallen daher auch die glücklichen Unternehmungen der Griechen gegen die Mohammedaner. Die Truppen des Kaisers Constantinus Porphyrogenitus drangen im Jahre 916 siegreich bis nach Mesopotamien vor, und sie wären den Arabern noch weit furchtbarer geworden, wenn nicht die Angriffe der Bulgaren in Europa die griechische Regierung genöthigt hätten, ihr Heer zurückzurufen und dem Khalifen Friedensvorschläge zu machen (917). Moktader entfaltete damals vor den griechischen Gesandten den vollen Glanz seines Hofes und das ganze Gepränge des Orients, welches auch zu jener Zeit noch alles das, was Constantinopel leisten konnte, übertraf. Es wurde den Gesandten zu Ehren in Bagdad eine Revue von einmalhundert und fünfzigtausend Soldaten gehalten; vor dem Palaste waren bei der feier-

lichen Audienz siebentausend Eunuchen und siebenhundert Thürhüter aufgestellt; die Kammerdiener waren mit den kostbarsten Gewändern und mit Gold und Edelsteinen geziert; zur Ausschmückung des Palastes hatte man allein an seidenen, mit Gold durchwirkten Stoffen zwölftausend fünfhundert Stücke verwendet. Im Hofe standen hundert gefesselte Löwen, und außer vielen anderen Prachtwerken hatte man im Hauptsaal auch einen Baum von massivem Gold aufgestellt, welcher achtzehn große Äste hatte, und mit vielen goldenen und silbernen Vögeln bedeckt war, die vermittelst einer Maschinerie Töne von sich gaben. Der damals geschlossene Friede dauerte nur kurze Zeit, und die Mohammedaner zogen, als der Krieg erneuert wurde, wieder überall den Kürzeren. Ob übrigens die Milde, welche Moktader gegen die Christen seines Reiches bewies, eine bei jenem Friedensschlusse eingegangene Verpflichtung oder blos Folge der Cultur und der sanfteren Sitten eines mehr persisch, als arabisch eingerichteten Hofes war, läßt sich nicht bestimmen; doch ist das Letztere wahrscheinlicher.

Die unaufhörlichen Bewegungen im Inneren des Reiches, welche bald von schlechten Ministern, bald von Irrlehrern, bald von ehrgeizigen Großen veranlaßt wurden, ließen den nahen Untergang der ganzen Herrschaft befürchten, der auch gewiß erfolgt sein würde, wenn nicht die Macht der Meinung das Khalifat aufrecht erhalten hätte. Von dem willkürlichen und unvernünftigen Verfahren der Minister kann der einzige Umstand als Beispiel genügen, daß der Vezier Mohammed innerhalb zwanzig Tagen sieben Statthalter von Kufa nach einander ernannte. Wie verkehrt man sich gegen die Irrlehrer benahm, und wie eine schlechte Regierung selbst Ketzer macht, zeigt der um 920 auftretende Halaag, welcher blos deshalb grausam zu Tode gequält wurde, weil er in Übereinstimmung mit einem berühmten Lehrer behauptet hatte, daß man die Pilgerfahrten durch Almosen-Geben ersetzen könne; der Mann mochte vielleicht ein Heuchler sein, bürgerliche Strafe hatte er aber doch gewiß nicht verdient. Am furchtbarsten waren die nie völlig ausgerotteten Karamathier, weil sie größtentheils aus blutdürstigen Räubern bestanden, und zugleich die Macht und die Meinung, auf der das Khalifat beruhte, angriffen. Ihr damaliger Führer, Abu Thaher, eroberte und plünderte

Baßra (923), und gab die Stadt Kufa in zwei Jahren zweimal seinen wilden Horden preis. Ein gegen ihn ausgesandtes Heer schlug er mit weit geringerer Macht. Sogar die Hauptstadt des Reiches, Bagdad, griff er an; zum Glück bestanden aber seine Räuberschaaren größtentheils aus Beduinen, welche mehr aufs Plündern als aufs Erobern ausgingen, und deshalb lieber von dem gut befestigten Bagdad gegen die ehemalige Residenz Samarah zogen. Nachdem sie diese zerstört und in den Gegenden um den Euphrat eine Zeitlang gehaust hatten, wandten sie sich nach Arabien. Sie eroberten die heilige Stadt Mekka, tödteten daselbst über dreißigtausend Menschen, plünderten die Kaaba aus, und nahmen den schwarzen Stein derselben mit nach der Stadt Hedscher, wo Abu Thaher seine Residenz aufschlug. Der Stein ward erst einundzwanzig Jahre später wieder nach Mekka zurückgebracht, bei welcher Gelegenheit man ein Stück davon abschlug und in die Schwelle des Khalifen-Palastes zu Bagdad einsetzte. Dies hatte für den Khalifen den Vortheil, daß er auch von den Ketzern oder Schiiten wenigstens das äußere Zeichen der Verehrung erhielt; denn jeder, der seitdem den Palast betrat, glaubte eine schwere Sünde zu begehen, wenn er nicht niederfiel und die Schwelle küßte. Übrigens behauptete sich Abu Thaher bis zu seinem Tode (943) im Besitz eines Theiles von Arabien und Irak. Während so der Khalif nicht einmal die Hauptprovinzen des Reiches gegen Raub und Mord zu schützen vermochte, brachen in der Residenz selbst die heftigsten Bewegungen aus, und im Norden erhoben sich zwei neue Dynastieen. Als nämlich die Karamathier Bagdad bedrohten (929), half sich der Führer der Leibwache, Munas, gegen das Toben der Soldaten und des Volkes damit, daß er den Khalifen preis gab. Er zwang ihn abzudanken, erlaubte den Türken die Plünderung des Palastes, und erhob Moktader's Bruder, Kaher, auf den Thron. Der abgesetzte Khalif ward dem schlauen Munas übergeben, der dann drei Tage später andere Soldaten, auf welche er bauen konnte, an sich zog, und von ihnen den Palast stürmen ließ. Nachdem er während dieser Gräuelscenen sich wohlbedächtig verborgen gehalten hatte, ließ er sich von den Soldaten zwingen, Moktader

wieder als Khalifen einzusetzen. Kaher ward seiner Stiefmutter zur Aufsicht übergeben.

Die erwähnten neuen Dynastieen, welche zu Moktader's Zeit sich mächtig erhoben, waren die Hamadaniden oder Thalebiden in Mesopotamien und Syrien und die Dilemiten im Lande Ghilan. Von den Letzteren wird weiter unten die Rede sein; was aber die Ersteren betrifft, so haben sie, obgleich ihr Gebiet klein war, doch für die Weltgeschichte eine Bedeutung erhalten. Ihr Stifter Hamadan war ein Araber aus dem Stamme Thaleb, und erscheint um das Jahr 892 als Herr der Stadt Mareddin im Dienste des Khalifen Motad. Er gerieth nachher mit Letzterem in Zwist, und ward gefangen genommen. Über ihn erfahren wir dann nichts weiter. Seinem Sohne, Abyl Hidschia, ertheilte der Khalif Moktaf nicht allein eine Anführerstelle im Heere, sondern er gab ihm auch Aleppo, Diarbekir, Mosul und andere Orte als Lehen. Hidschia's Sohn, Abu Mohammed Hasan, später mit seinem Ehrentitel Nasr ed Daula d. i. Beschützer des Reiches genannt, folgte seinem Vater 929 in der Herrschaft nach, und kam mit Moktader über die Zahlung eines jährlichen Tributs überein. Im Jahre 932 zerfiel Munas mit diesem Khalifen, und begab sich in der Absicht denselben zu stürzen nach der Stadt Mosul, die er zum Sammelplatz der Unzufriedenen machen wollte. Auf Moktader's Ersuchen verweigerte Nasr ed Daula dem Empörer den Eintritt in die Stadt, er war aber diesem nicht gewachsen, und ward selbst von ihm auf neun Monate aus Mosul vertrieben. Munas sammelte sich hierauf ein großes Heer, und brach mit demselben gegen Bagdad auf. Moktader wollte beim Herannahen der Feinde entfliehen, ließ sich aber von seinen Leuten bewegen, ihnen im Mantel Mohammed's, unter Begleitung der Geistlichkeit und mit Vortragung des Koran's entgegen zu gehen, weil er hoffte, daß Mitleid und Ehrfurcht für den Mann, der seit so vielen Jahren als das Haupt der Gläubigen angesehen worden war, seine Gegner entwaffnen werde. Allein alles half nichts, er ward von einigen afrikanischen Soldaten erschlagen, in deren Augen er als Abbaside der ärgste Ketzer war (932). Was man auch sonst von Moktader sagen mag, so fehlte es ihm doch nicht an trefflichen Eigen-

schaften. Besonders gereicht es ihm zur Ehre, daß unter seiner Regierung die Wissenschaften blühten, und daß einige der bedeutendsten arabischen Astronomen und Ärzte von ihm unterstützt wurden.

Munas stellte sich sehr betrübt über die Ermordung des Khalifen, erhob aber nicht den Sohn, sondern den Bruder desselben auf den Thron. Dies war der früher schon einmal auf drei Tage zum Khalifen eingesetzte Kaher. Der neue Herrscher begann seine Regierung mit scheuslichen Grausamkeiten gegen mehrere Verwandte, von denen er das Geständniß verborgener Schätze zu erpressen suchte. Er verfuhr überhaupt so, daß er das Schicksal verdiente, das ihm zu Theil ward. Munas gestattete ihm nämlich nichts als bloßen Sinnengenuß, und ließ ihn im Palaste aufs strengste bewachen. Der Khalif stiftete daher eine Verschwörung gegen ihn an, wurde aber verrathen und wäre umgebracht worden, wenn nicht, was unter solchen Umständen fast unerhört ist, Munas plötzlich Gewissenszweifel empfunden hätte. Dieser verschonte die von Kaher gewonnenen Leute, und wurde dafür auf Betreiben des Letzteren von ihnen umgebracht. Jetzt erst, da Kaher allein regierte, zeigte sich, wie elend er sei; auch konnte er sich nur kurze Zeit behaupten. Er lohnte jenen Leuten mit Undank, der von ihm abgesetzte Vezier Ibn Mokla hetzte dieselben gegen ihn auf, und Kaher wurde mit leichter Mühe von ihm gestürzt (934). Doch schien er so unbedeutend, daß man ihn nicht umbrachte. Er lebte noch viele Jahre als ein merkwürdiges Beispiel, wie nahe sich auf der Welt das Höchste und das Tiefste stehen. Ibn Mokla ließ ihn mit glühenden Eisen blenden und in einen Kerker werfen, aus welchem er erst nach zehn Jahren wieder entlassen wurde. Dann lebte er bis zu seinem Tode (950) im größten Elend, so daß er sein Brod erbetteln mußte. In Lumpen gekleidet stand er Freitags vor der Moschee, und bat die Eintretenden um ein Almosen. „O Menschen", rief er, „erbarmt euch meiner, ich war einst euer Khalif, und bin jetzt einer von euren Bettlern!" Während seiner kurzen Regierung erhob sich die neue Dynastie der Buiden.

Im Lande Dilem d. h. in den schwer zugänglichen Gebirgen, welche die am kaspischen Meere gelegene Provinz Ghilan südlich begrenzen, hatte sich nicht nur der alte persische Feuerdienst erhal-

ten, sondern es suchten und fanden dort auch viele verfolgte Alide den eine Zuflucht. Diese behaupteten sich in dem steilen Gebirge zwar unabhängig, versuchten aber lange Zeit vergebens, sich auch außerhalb desselben festzusetzen. Erst vom Jahre 913 an gelang es ihnen, Ghilan und einige andere benachbarte Länder zu erobern und dort ungefähr dreizehn Jahre lang ein eigenes Reich zu stiften. Die Beherrscher dieses Reiches werden Dilemiten genannt. Sie erlitten das gewöhnliche Schicksal orientalischer Reiche: ihre Untergebenen rissen sich los, und gründeten eigene Herrschaften. Einer ihrer Statthalter, Mahkam, der sich in Dschordschan zum Regenten aufwarf und Tabarestan eroberte, gerieth mit den benachbarten Samaniden in Krieg, und ward von ihnen vertrieben. Einer der samanidischen Feldherrn, Mardawidsch, benutzte diese Gelegenheit, um sich (927—935) Dilem, Ghilan, Tabarestan und einige andere Länder zu unterwerfen. Er ward der Stifter eines neuen Herrschergeschlechts, welches sich den Namen der Ziaden gab, und bald in den Buiden gefährliche Nebenbuhler erhielt. Drei Söhne des militärischen Abenteurers Buja nämlich, welcher angeblich von den alten persischen Königen abstammte, Ali, Hasan und Ahmed, dienten eine Zeit lang unter Mardawidsch, eroberten in seinem Auftrag ganz Farsistan (934), setzten sich dort fest, und gründeten unter dem Namen der Buiden eine neue persische Dynastie. Sie wurden von dem Khalifen Rhadi, welcher auf Kaher gefolgt war, als Vasallen anerkannt, und erhielten das Recht, Münzen zu schlagen und die von ihnen eroberten Länder nach eigenen Gesetzen zu verwalten. Zehn bis elf Jahre später ertheilte ihnen der Khalif Mostakfi besondere Ehrentitel, nach denen man sie in der Geschichte gewöhnlich benennt. Ali ward Emad ed Daula d. i. Stütze des Reichs genannt, Hasan Rokn ed Daula d. i. Säule des Reichs, Ahmed Moëz ed Daula d. i. Beglücker des Reichs genannt. Sie breiteten sich auf Kosten der Samaniden, die in Khorasan herrschten, und der Ziaden, welche damals außer Dilem noch Ghilan und Tabarestan inne hatten, bald weiter aus. Die zwei ältesten von den Buiden theilten sich in die eroberten Länder, und zwar so, daß zuerst der Eine, Emad ed Daula, und nach dessen Tode der Andere, Rokn ed Daula, den ersten Rang und die Oberherrschaft

hatte. Emad ed Daula erhielt Farsistan und schlug seinen Wohnsitz in Schiras auf, Rokn ed Daula aber ward Herrscher im persischen Irak und machte die Stadt Rei zu seiner Residenz. Der Dritte, Moëz ed Daula, besetzte den Westen von Khusistan, und erhielt, wie wir sogleich sehen werden, eine höchst wichtige Stellung am Hofe des Khalifen.

In Bagdad war zu derselben Zeit, als die Buiden Farsistan eroberten, der elende Kaher gestürzt und Moktader's Sohn, Rhadi, auf den Thron erhoben worden (934). Dieser fand das Khalifat in einem so kläglichen Zustande, daß er sich nur auf außerordentliche Weise helfen konnte. Der alte Glanz und die einst so ehrwürdige Majestät der Khalifen war, wie der arabische Geschichtschreiber Abulfeda sich ausdrückt, fast auf ein Nichts heruntergebracht; denn dem Beherrscher der Gläubigen waren fast alle Provinzen entrissen worden, und selbst in der Hauptstadt des Reichs besaß er kaum einige Gewalt. Die Schatzkammer war leer, und die Beherrscher der Statthalterschaften entrichteten den jährlichen Tribut entweder gar nicht mehr oder nur auf eine sehr unregelmäßige und unzuverlässige Weise. In dem schon fast zweihundert Jahre unabhängigen Spanien entfaltete gerade damals Abd Errahman III. den höchsten Glanz der omejjadischen Macht. In Syrien und Egypten ward fast zu derselben Zeit, als Rhadi die Regierung antrat, die Herrschaft der Ikschiden gegründet. Das übrige Afrika und die Insel Sicilien gehorchten den Fatimiden. Einen großen Theil von Arabien hatten die Karamathier inne. Im östlichen Syrien und in Mesopotamien herrschten die Hamadaniden. Baßra und Waset waren im Besitz des Türken Ibn Rayek. Im östlichen Khusistan behauptete sich eine kleine Dynastie, welche wegen der von ihnen verwalteten Stelle eines Schabih al Barid oder Reichspostmeisters den Namen der Baridden führte. Farsistan war den Buiden zugefallen, welche bald nachher ihre Macht auch nach dem Norden hin weiter ausbreiteten. Khorasan und Kerman endlich besaßen die Samaniden, Tabarestan, Dilem und Ghilan aber die Ziaden. Die Lage des neuen Khalifen war um so trauriger, da er durch die Leibwache sehr bald genöthigt wurde, den gewandten und schlauen Vezier Ibn Molla, der ihm zum Throne verholfen hatte, zu entfernen. Er

sah sich daher nach einer festen Stütze um, und suchte sich vor Allem einen Freund zu verschaffen, der mit Waffengewalt wenigstens die nothwendigsten Steuern beitreiben könnte. Dies brachte ihn auf den, je nachdem man die Sache ansieht, glücklichen oder unglücklichen Gedanken, sich selbst nur auf die geistlichen Angelegenheiten zu beschränken, und dagegen die ganze weltliche Regierung einem einzigen Manne zu übertragen, welcher den Oberbefehl über alle Truppen und die Oberaufsicht über die Einnahmen führen, und als Reichsverweser oder Stellvertreter des Khalifen zugleich mit diesem im Gebet genannt werden sollte. Zu dem neuen Amte berief Rhadi den Beherrscher von Waset und Baßra, Ibn Rayek, und gab ihm den Titel Emir al Omra d. i. Fürst der Fürsten. Mit der Errichtung dieses Amtes nahm die Geschichte des Khalifats eine neue Wendung; denn der Khalif selbst trat von jetzt an in den Hintergrund, und der Emir al Omra ward der alleinige Herrscher und Gebieter.

Ibn Rayek hatte, als er sich nach Bagdad begab, seine Besitzungen in Waset und Baßra nebst den dort liegenden Truppenabtheilungen einem anderen Türken, Bakham, anvertraut. Dieser trachtete sogleich nach seines Herrn Stelle, und verband sich deshalb mit dem ehemaligen Vezier Ibn Mokla (938). Die Sache wurde jedoch bald entdeckt, und Ibn Mokla büßte den verunglückten Versuch mit einer martervollen Strafe und mit dem Tode im Kerker. Auf diese Weise endete ein Mann, der nicht nur als Dichter gepriesen wird, sondern auch dadurch berühmt ist, daß er die arabische Currentschrift erfunden hat, welche an die Stelle der alten kufischen Lettern trat und bis zum heutigen Tage gebräuchlich geblieben ist. Bakham ließ sich durch Ibn Mokla's Schicksal nicht abschrecken; er zog mit seinen Truppen gegen Bagdad, vertrieb Ibn Rayek, und ward an dessen Stelle zum Emir al Omra ernannt. Der Khalif Rhadi starb zwei Jahre nachher (940), und Bagdad erlitt nach seinem Tode alle die Übel, welche eine Soldatenherrschaft mit sich führt. Bakham versammelte zur Wahl eines neuen Herrschers die ersten Männer der Stadt nebst den Rechtsgelehrten, den Geistlichen, den Richtern und den anwesenden Abbasiden und Aliden, plünderte aber, während diese sich beriethen, den Palast der Khalifen rein aus. Dem neu erwählten

Khalifen, Mottaki, einem Bruder Rhadi's, setzte er einen Oberkammerherrn zur Seite, der gleich einem Kerkermeister ihn im Palaste strenge bewachen mußte. Kurze Zeit nachher (941) starb Bakham, und der Khalif bemächtigte sich sogleich der von ihm hinterlassenen Schätze. Er konnte derselben aber nicht froh werden, weil schon ein anderer Geier nach der Beute haschte. Obeidallah, das damalige Haupt der Bariden, suchte das Emirat in seine Gewalt zu bringen. Er drang in Bagdad ein, behandelte aber die Einwohner so hart und grausam, daß er schon nach wenigen Tagen von denselben wieder vertrieben wurde. Nun ward der Türke Kutekin zum Emir al Omra ernannt. Auch dieser behauptete sich nur kurze Zeit. Der von Bakham gestürzte Ibn Rayek, der sich in Syrien eine kleine Herrschaft gebildet hatte, erschien plötzlich mit seinen Truppen, nahm Kutekin gefangen, und warf sich zum zweiten Male als Emir al Omra auf. Er war jedoch dem Bariden Obeidallah nicht gewachsen, welcher kurze Zeit nachher mit einer bedeutenden Heeresmacht vor Bagdad erschien, um sich an den Einwohnern zu rächen. Der Khalif mußte nebst seinem Emir al Omra die Flucht ergreifen, und Obeidallah wüthete in Bagdad fast vier Monate lang mit unerhörter Grausamkeit. Die Vertriebenen flüchteten sich zu dem Hamadaniden Abu Mohammed, der in Mosul herrschte, und an seinem Bruder Abul Hasan, dem Beherrscher von Aleppo, eine treffliche Stütze hatte. Abu Mohammed ließ den Emir Ibn Rayek ermorden, den Khalifen aber durch seinen Bruder Abul Hasan nach Bagdad zurückführen, von wo Obeidallah ohne Schwierigkeit vertrieben wurde (942). Abu Mohammed erhielt dafür zum Dank das Amt des Emir al Omra, seine Tochter ward mit dem Sohn des Khalifen vermählt und er selbst mit dem Titel Nasr ed Daula, d. i. Schützer des Reichs, sein Bruder Abul Hasan aber mit dem Namen Seif ed Daula d. i. Schwert des Reichs beehrt. Der neue Emir ließ sich vom Khalifen unter der Form einer Mitgabe, die bei der Vermählung von Nasr ed Daula's Tochter mit Mottaki's Sohne der Letztere von seinem Vater erhielt, eine so ungeheuere Summe geben, daß der Khalif mit seinem baaren Gelde nicht ausreichte, und daher seine und sogar seiner Mutter Landgüter verkaufen mußte. Dies erbitterte die türkischen

Truppen, welche wegen ihres Soldes besorgt wurden, und überhaupt nicht geneigt waren, Anderen einen Raub zukommen zu lassen. Sie plünderten daher, sobald Nasr ed Daula nach Mosul gegangen war, das Haus desselben, und nöthigten seinen Bruder zur Flucht. Dem Khalifen blieb jetzt nichts übrig, als sich den Türken in die Arme zu werfen; er erklärte daher ihren Anführer, Turun, zum Emir al Omra (943). Dieser behandelte ihn so hart und tyrannisch, daß Mottaki die erste Gelegenheit ergriff, aus Bagdad zu entfliehen. Er nahm seine Zuflucht zu den Hamadaniden, die aber ihre Kräfte lieber zur Erweiterung ihres eigenen Reiches, als zur Erlangung der unsicheren Herrschaft in Bagdad verwenden wollten. Sie nahmen den Khalifen zwar in Mosul auf, behandelten ihn aber gleichgültig, und unterstützten ihn nur mit einem unbedeutenden Heere, das von Turun geschlagen wurde. Mottaki begab sich daher von Mosul nach Rakka, wo er mit Turun Unterhandlungen anknüpfte. Dieser wollte ihn jedoch nur ins Netz locken. Im Vertrauen auf einen von Turun beschworenen Vertrag kehrte Motakki nach Bagdad zurück, ward hier von dem Verräther abgesetzt, geblendet und ins Gefängniß geworfen (944).

Während so das weltliche Reich ein Spielball roher Soldaten und kühner Abenteurer geworden war, diente das geistliche der Streitsucht und Eitelkeit der Gottesgelehrten als Zankapfel. Der Islam erlitt das Schicksal aller Religionen, und seine Geschichte bestätigt die Wahrheit eines alten Erfahrungssatzes. Sobald nämlich in Folge der höheren Verstandesbildung die Religion aufgehört hat eine Sache des Glaubens und des Herzens zu sein, und in einen Gegenstand des bloßen Begriffes und der Spitzfindigkeit umgewandelt worden ist, dann wird sie von der Schule und den Gelehrten abhängig, und bleibt für das Leben selbst fast nur noch ein Mittel und eine Form. Auch werden dann die Orthodoxen meistens Formenmänner, und gerathen sowohl dadurch, als durch den Geist der Zeit überhaupt in Nachtheil gegen ihre Gegner, während die Apostel des Unglaubens den Vertheidigern des Glaubens stets unterliegen, sobald auf die einfache Wahrheit zurückgegangen wird. Schon am Ende des achten Jahrhunderts waren unter den Sunniten oder Rechtgläubigen, zu welchen auch

die Abbasiden gehörten, vier Hauptsecten entstanden, die Hanifiten, Malekiten, Schafeïten und Hanbaliten, von denen die Ersteren als die Rationalisten unter den Mohammedanern anzusehen sind. Diese Secten zankten und stritten unter einander aufs heftigste, und eiferten um so leidenschaftlicher für ihre Meinungen, je mehr der Gegenstand ihres Streites für die Religion selbst und für das Wohl der Menschheit gleichgültig war. Unter dem Khalifen Moktader z. B. zankte sich das Haupt der frömmelnden Hanbalitischen Schule, Abu Bekr Marwaz, mit anderen Gottesgelehrten darüber, ob eine gewisse Stelle des Koran's bedeute, daß der Prophet am jüngsten Tage neben Gott auf dem himmlischen Thron sitzen werde, oder daß er dann bei Gott ein Mittler und Fürsprecher für die Gläubigen sein werde. Diese Streitfrage setzte nicht allein alle Schulen und Gelehrte in Athem, sondern sie ward auch in den öffentlichen Versammlungen und Gesellschaften verhandelt, und erfüllte die Straßen von Bagdad mit Verwirrung und Mord. Im Jahr 935 gingen die Hanbaliten in ihrer fanatischen Frömmelei sogar so weit, daß sie, um das Sittenverderbniß zu heilen, in Bagdad mit den Waffen über ihre Gegner herfielen, in die Häuser einbrachen, allen vorgefundenen Wein ausschütteten, alle musikalische Instrumente zerschlugen, die Kaufläden ausplünderten und zerstörten u. dgl. m. Mehrere tausend Menschen verloren über die zuvor erwähnte dogmatische Streitfrage das Leben, und die Behörden vermochten lange nicht dem gräßlichen Unfuge Einhalt zu thun.

Nach dem Sturze Mottaki's dachte Turun sogleich an die Wiederbesetzung des erledigten Thrones. Mostakfi, der Sohn des im Jahr 907 gestorbenen Khalifen Moktaf, ließ sich von der nicht nur zu einem bloßen Namen herabgewürdigten, sondern auch gefährlich gewordenen Khalifen-Würde anlocken, und erkaufte sich mit seinem vielen Gelde viel Unglück (944). Turun starb bald nachher, und die Türken setzten einen anderen von ihren Führern, Zairad, zum Emir al Omra ein. Was für ein Mann dieser war, und auf welche Weise die Türken in dem seither zwar despotisch, aber doch immer noch mit einer gewissen Form und Rücksicht verwalteten Khalifen-Reiche schalteten, kann man daraus abnehmen, daß Zairad als Anführer der Leibwache einem gefürch-

teten Straßenräuber gegen die monatliche Entrichtung von fünfzehntausend Goldstücken Sicherheit und Schutz verbürgte, und dieses Geld auch regelmäßig bezog. Behaupten konnte sich der schändliche Mensch freilich nur wenige Monate, weil der Buide Moëz ed Daula, welcher kurz vorher die im Osten von Bagdad gelegenen Landstriche erobert hatte, auf einmal mit einem starken Heere vor der Hauptstadt des Reiches erschien. Die Türken entflohen bei seiner Annäherung, und der Khalif hielt sich eine Zeitlang versteckt, kam aber bald wieder zum Vorschein, und trat mit dem Buiden in Unterhandlung. Er begrüßte ihn als seinen Befreier, setzte ihn mit ganz neuen Vorrechten als Emir al Omra ein, und ertheilte ihm und seinen beiden Brüdern die bereits oben (S. 169) angegebenen Ehrentitel (945). Durch die Erhebung des Moëz ed Daula zum Emir al Omra wurden wichtige Veränderungen herbeigeführt. Die Buiden machten diese Würde in ihrer Familie erblich, es traten also jetzt die Perser, welche ohne allen Zweifel besser waren, als die Türken, an die Stelle der Letzteren, und das Khalifat wurde so herabgedrückt, daß eine Zeitlang die Inhaber dieser Würde durchaus nichts weiter als die Ehre des Namens, das Geschäft des Betens in der Hauptmoschee und das Recht die Diplome zu unterschreiben behielten. Die Regierung selbst lag ganz und gar in den Händen der Emir's al Omra; diese zogen auch alle Gelder des Staates ein, und schon Moëz ed Daula setzte dem Khalifen für sich und seinen Hofstaat eine tägliche Einnahme von nur sechszehn- bis siebenzehnhundert Gulden aus, ein armseliges Almosen, wenn man an die Prachtliebe des Orients, an den Reichthum der mohammedanischen Länder und an den ehemaligen Glanz der Beherrscher derselben denkt. Das arabische Sprichwort: „Er hat nichts als die Chotba (d. i. die Ehre im Gebet genannt zu werden) und das Recht zu münzen" bezeichnet die jämmerliche Lage der Khalifen. Erst ungefähr fünfzig Jahre später fing das Khalifat an, sich von neuem zu heben.

12. Geschichte der mohammedanischen Dynastieen in Asien von der Mitte des zehnten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.

Die Geschichte des Khalifats während des Emirats der Buiden dreht sich nicht um die Khalifen, sondern um die Buiden und die

anderen Dynastieen in Asien. Übrigens folgte auf Mostakfi, welchen Mosz ed Daula schon 946 absetzen ließ, zuerst Moktader's dritter Sohn, Mothi, von 946—974, dann dessen Sohn Thaji von 974—991, hierauf ein Enkel Moktader's, Kaher, von 991—1031 und zuletzt der Sohn des Letzteren, Kajem Beamrillah, von 1031—1075. Der Zustand des mohammedanischen Orients bietet während dieser Zeit eine höchst erfreuliche Seite dar. Alle Dynastieen, die Buiden, Samaniden, Hamadaniden, Fatimiden und die damals neu entstehende Herscherfamilie der Ghasnawiden handelten nach Grundsätzen, welche von denen der heutigen türkischen und persischen Regierungen unendlich weit entfernt waren. Alle richteten eine geordnete Staatsverwaltung ein, und wetteiferten mit einander in der Unterstützung der Künste und Wissenschaften. Von den Grenzen Indiens und der Tatarei an bis in das Innere von Afrika und bis nach Sicilien und Spanien wurde eine Kette von Pflanzschulen der höheren geistigen Bildung gestiftet. Zwischen diesen fand ein ununterbrochener Zusammenhang und Verkehr Statt, der durch die Leichtigkeit der Communication sehr befördert ward; denn es gab schon seit der Blüthezeit der Abbasiden gut gebaute Landstraßen, man sorgte überall für die Anlage von Karawanserai's oder Herbergen und für die Unterhaltung der Brunnen in der Wüste, es bestand schon seit der Zeit des Khalifen Muawia eine förmliche Posteinrichtung, und die Regierungen hatten außerdem auch eigene Staats-Couriere zu Fuß angestellt, welche mitunter acht bis zehn Tage hinter einander etwa zehn deutsche Meilen täglich zurücklegten. Einzelne Männer studirten oder lehrten nach einander an den Hauptlehranstalten der verschiedenen Dynastieen, und große Gelehrte fanden trotz der Feindseligkeiten zwischen den Herrschern überall Aufnahme und Schutz. In allen bedeutenderen Städten wurden Bibliotheken angelegt, die ihrem Umfange nach zum Theil sogar den gleichen Anstalten der mächtigsten Staaten des neueren Europa's an die Seite gestellt werden könnten. Die allgemein herrschende hohe Achtung für Bildung und Gelehrsamkeit wirkte sogar in einem bei Mohammedanern sehr auffallend günstigen Grade auf die Toleranz gegen Christen und Feueranbeter ein. So waren z. B. fast alle Leibärzte Feueranbeter, und eben derselben Religion gehörte auch bis zu ihrem

Tode der Kabinetssecretär der beiden ersten buidischen Emir's an, welcher nicht nur alle Decrete ausfertigte, sondern auch die Privatcorrespondenz seiner Herrn führte.

Die Buiden, deren Geschichte zuerst ihren Hauptzügen nach anzugeben ist, waren Schiiten, und schon Moëz ed Daula würde deshalb nach Mokstakfi's Sturz einen Aliden auf den Thron des Khalifen erhoben haben, wenn er sich nicht durch seine Freunde hätte überzeugen lassen, daß die Verdrängung der Abbasiden eine zu bedenkliche Sache sei. Moëz führte übrigens bis zu seinem Tode (967) fast beständig Krieg mit den Hamadaniden Nasr und Seif ed Daula. Sein Sohn, Bochtesar Azz ed Daula, ward 978 von seinem Vetter Adhad ed Daula, dem Sohne Rokn ed Daula's, gestürzt, welcher auch des kinderlosen Emed ed Daula's Land erbte, und die Macht der Buiden in seiner Person vereinigte. Dieser mußte zwar das von seinem Vater hinterlassene Land mit seinen zwei Brüdern, Mujad ed Daula und Fakr ed Daula, theilen, besaß aber als Erstgeborner die Oberlehensherrschaft, und führte als Emir al Omra die Vormundschaft über den Khalifen. Zwischen den drei Brüdern entstand ein heftiger Zwist, weil Adhad den einen, Mujad, auf Kosten des anderen, Fakr, begünstigte. Nach Adhad ed Daula's Tode zeigten sich die gewöhnlichen Folgen der im Orient zu allen Zeiten einheimischen Herrschsucht und Unbestimmtheit der Erbfolge. Seine Söhne und die Söhne Bochtesar's geriethen mit einander in Streit, und ihre aus Türken und Dilemiten bestehenden Miethtruppen wurden die eigentlichen Herren des Reichs, bis endlich im Jahre 1055 die Seldschuken der Herrschaft der Buiden ein Ende machten.

Wenden wir uns von diesem Überblick der buidischen Geschichte zur Betrachtung des Ganges derselben im Einzelnen, so zeigt sich diese Dynastie als eine für die menschliche Cultur besonders wichtige Herrscherfamilie. Unter den ersten Buiden entwickelte sich in Persien eine neue Blüthe der Cultur, und obgleich zu eben derselben Zeit auch in den übrigen mohammedanischen Reichen die Wissenschaften einen außerordentlichen Aufschwung nahmen, so war doch seitdem der Hauptglanz über Persien verbreitet. Schiras, Ispahan, Kermanschah und Hamadan wetteiferten mit den Hauptstädten der anderen Reiche nicht nur durch Reichthum und Größe

der Bevölkerung, sondern auch durch gelehrte Schulen und Bibliotheken. Auch zeichneten sich die ersten Buiden durch die Erkenntniß der ihren Verhältnissen angemessenen Weise der Staatsverwaltung vor den übrigen Dynastieen aus. Namentlich hüteten sich die tüchtigeren Regenten des buidischen Hauses, gleich ihren Nachbarn fremde und barbarische Söldner in Dienst zu nehmen, weil diese gewöhnlich durch ihre Zahl und Habgier auch die reichsten Schatzkammern erschöpften, die Unterthanen zur Verzweiflung brachten, und wegen der Herrschsucht ihrer Anführer den Regenten selbst gefährlich wurden. Aus diesem Unterschiede muß es auch wohl vorzugsweise erklärt werden, daß die Herrschaft der Buiden noch über fünfzig Jahre länger fortbestand, als die der Samaniden, und nicht durch innere Bewegungen, sondern durch die überwiegende Macht äußerer Feinde vernichtet wurde.

Moëz ed Daula zeichnete sich als Emir al Omra besonders durch seine Härte gegen den Khalifen und gegen die Sunniten aus, wiewohl sein Nachfolger Bochtesar in dieser Rücksicht noch viel weiter ging. Der Erstere ließ alle diejenigen, welche einst die Nachkommen Mohammed's vom Khalifat verdrängt hatten, öffentlich verfluchen, und misbrauchte seine Gewalt zu förmlichen Verhöhnungen der Sunniten, deren Zahl im westlichen Asien weit bedeutender war, als im Osten. Er umgab sich mit einer türkischen Garde, mishandelte den Khalifen, verkaufte die wichtigsten Ämter, und verwendete die eingenommenen Gelder nicht auf den Krieg mit den Byzantinern, welche damals bis nach Syrien und Mesopotamien vordrangen, sondern auf seine Schwelgereien. Sein Bruder, Rokn ed Daula in Persien, war ein viel besserer Regent, und erweiterte auch durch glückliche Kriege seine Herrschaft. Rokn's Sohn aber, Adhad ed Daula (976—983), war unstreitig der größte von allen Buiden und einer der größten Regenten von Asien überhaupt. Er herrschte nach dem Sturze seines Vetters Bochtesar nördlich bis Nisibis, südlich am Euphrat und Tigris herab bis zu den Bergen, welche Mekran von Kerman und Sedschestan trennen, und Bagdad, das kurz vorher tief gesunken war, blühte unter ihm neu auf. Er erließ den Einwohnern dieser Stadt die Steuern auf mehrere Jahre, errichtete dort, wie in seiner Residenz Schiras, ein großes Krankenhaus zog Dichter und Ge-

lehrte an seinen Hof, unterstützte die Lehranstalten mit freigebiger Hand, gestattete den Christen volle Duldung, munterte sie sogar auf, ihre Kirchen neu zu bauen, und bestritt, wenn ihnen die Mittel dazu fehlten, die Kosten aus seiner eigenen Kasse. Selbst der Khalif Thaji erkannte seine Verdienste, und verlieh ihm die bisher dem Oberhaupte der Gläubigen vorbehalten gebliebenen Rechte, an jedem dritten Freitag das öffentliche Gebet zu verrichten und täglich die fünf Gebetstunden durch Paukenschlag vor dem Thor seines Palastes verkündigen zu lassen.

Während der Verwirrung, welche durch die Zwietracht der Nachkommen Adhad ed Daula's und ihrer Verwandten entstand, hoben sich die Khalifen allmälig aus dem Zustande der Erniedrigung hervor, in den sie seit dem Verluste der weltlichen Macht gesunken waren; sie mußten aber zuletzt noch das Äußerste erdulden, und wurden von einigen der letzten Buiden auf eine höchst unwürdige Weise behandelt. Der Khalif Mothi war nichts als der im Serail eingeschlossene Diener von Möez und Bochtesar, und diese ließen ihm kaum den Lebensunterhalt zukommen. Auch sein Sohn Thaji, obgleich er sich, wie es scheint, einigen Antheil an der Regierung und größere Einkünfte verschaffte, verrichtete doch fast nur die Geschäfte des Betens und des Unterschreibens der Diplome. Thaji's Nachfolger, Kader, dagegen war als junger Mensch vor dem Hasse seines Vorgängers geflohen, und hatte sich eine Zeitlang mit einer Räuberhorde umhergetrieben; er war also nicht im Palaste aufgewachsen und verweichlicht worden, und zeigte deshalb auch in den schwierigen Verhältnissen, in denen er sich als Khalif befand, eine ungemeine Charakterfestigkeit. Er entzog sich während des Streits der Buiden unter einander dem Joche seines Emir's al Omra, und gewährte, als der berühmte persische Dichter Ferdusi vom Hofe des ghasnawidischen Sultans Mahmud I. sich zu ihm flüchtete, demselben nicht allein Aufnahme und Schutz, sondern führte auch gegen den auf seine Macht pochenden seitherigen Herrn Ferdusi's eine Sprache, welche ihm um so mehr Ehre macht, als es dem Haupte der Gläubigen vorzugsweise gebührte, das Talent und die Bildung zu beschützen. Sein Sohn und Nachfolger, Kajem Beamrillah, ward nachher, wie wir später sehen werden,

durch die Erscheinung der seldschukkischen Türken ganz von der Abhängigkeit der Buiden befreit.

Wenden wir uns von der Geschichte der Buiden und der von ihnen geknechteten Khalifen zu der Dynastie der Samaniden, so war diese unterdessen auf kurze Zeit ebenfalls zu Macht, Ansehen und Glanz gelangt. Unter den Samaniden blühte im Nordosten des früheren persischen Reiches, in Khorasan und Turkestan, die alte Herrlichkeit und Bildung wieder auf, durch welche diese Länder sich früher bereits zweimal, in der baktrischen Urzeit (s. Th. I. S. 121 f.) und nach Alexander's des Großen Tode (s. Th. III. S. 29—31), ausgezeichnet hatten. Die samanidische Residenz Bochara und die Städte Samarkand, Balk, Meru, Nischapur und Herat wurden die Mittelpunkte eines weit ausgedehnten Handelsverkehres und die Sitze der Industrie, Gelehrsamkeit und Kunst, und einige derselben erhielten eine Bevölkerung von siebenmal hunderttausend bis anderthalb Millionen Menschen. Von den Herrschern der samanidischen Dynastie war Ismael, den man als eigentlichen Gründer derselben ansehen muß, unstreitig der vorzüglichste. Sein Sohn und Nachfolger Ahmed, (907—914), stand als Regent weit hinter ihm zurück, war aber als Feldherr ausgezeichnet, und breitete nicht allein durch Eroberungen die Grenzen des Reiches aus, sondern traf auch verschiedene Einrichtungen, um den kriegerischen Geist in seinem Volke zu erhalten. Es verdient als ein Zeichen des Unterschieds der Regierungsgrundsätze, welcher zwischen dem samanidischen Reich und anderen Despotieen bestand, besonders hervorgehoben zu werden, daß Ahmed auf eine freundlichere Art, als sonst im Orient zu geschehen pflegt, im Staate und in seiner Familie die Ordnung zu erhalten suchte. Er gewährte nämlich, gegen den Gebrauch orientalischer Höfe, den Prinzen seines Hauses unbeschränkte Freiheit und sogar einen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten; sein Oheim Ischak z. B. verwaltete die Provinz Samarkand, und als derselbe sich zum unabhängigen Herrscher machen wollte, entfernte ihn Ahmed zwar von dort, setzte ihn aber, sobald seine eigene Macht fest gegründet war, wieder als Statthalter dieses Landes ein. Wenn man hierin den Charakter orientalischer Despotieen nicht erkennt, so zeigt er sich dagegen in der Geschichte von Ahmed's

Ende um so deutlicher; dieser schlug eines Abends nicht ohne eine gewisse Furchtsamkeit an einer unbewachten Stelle sein Nachtlager auf, und ward daselbst von seinen eigenen Sklaven, welche bestraft zu werden fürchteten, ermordet; sein gewaltsamer Tod war also das gewöhnliche Schicksal, sowie seine vorhergehende Angst die gewöhnliche Stimmung orientalischer Tyrannen.

Unmittelbar nach Ahmed's Ermordung zeigt sich der Beginn einer Periode, welche in allen militärisch-aristokratischen Reichen, die durch Soldaten zusammengehalten werden, früher oder später eintritt. Es versammelten sich nämlich die Anführer der verschiedenen Heerabtheilungen, und setzten nach einer Art von Wahl den achtjährigen Sohn des Ermordeten zum Herrscher ein. Dieser Prinz ist der berühmteste Fürst der samanidischen Dynastie, und sein Namen Nasr oder vielmehr der ihm gegebene Beinamen Emir es Said d. i. der glückliche Fürst ward in tausend Erzählungen und Liedern, welche seine Gottesfurcht, Tapferkeit und Großmuth preisen, erhalten. Unter Nasr's Regierung (914—943) erlangte das Reich der Samaniden seine höchste Blüthe. Damals wurden Bochara, Samarkand, Balk und andere Städte Hauptsitze des Welthandels. Die Bebauung des Bodens erreichte einen fast unglaublichen Grad der Ausdehnung; es wurden aber auch in dem Lande Persien, welches am meisten durch seinen Mangel an großen Flüssen und durch die Seltenheit des Regens zu leiden hat, so viele Kanäle und Wasserrinnen gebaut, daß die Zahl derselben in dem District von Nischapur allein zwölftausend betragen haben soll. In allen größeren Städten des Landes wurden die Wissenschaften mit einem Eifer betrieben, wie zu keiner Zeit vorher. Unter Nasr's Schutz wurden die Sternwarten und hohen Schulen von Bochara und Samarkand mit den gelehrten Anstalten von Alexandria und Damaskus in Verbindung gesetzt, und daselbst durch Beobachtungen und Berechnungen die persischen Tafeln vorbereitet, welche nachher bis ins fünfzehnte Jahrhundert der mohammedanischen Astronomie zu Grunde lagen. Nasr's Freund war der berühmte Dichter Rudeki, der vorzüglichste Sänger seiner Thaten. Dieser Mann vereinigte in seinen Werken die Blüthe der arabischen, persischen und indischen Literatur, welche schon seit längerer Zeit in innigem Zusammenhange standen. Er

hat auch die berühmten indischen Fabeln des Bidpai, die schon unter dem Khalifen Mansur ins Arabische übertragen worden waren, ins Persische übersetzt, und in dieser Bearbeitung sind sie zuerst den europäischen Völkern bekannt geworden. Nasr ist endlich noch durch seine Frömmigkeit für den Orient ebenso wichtig geworden, wie Ludwig der Fromme und Heinrich der Heilige für uns Deutsche. Wie nämlich diese beiden Regenten den Mönchsglauben in Deutschland befestigten, so verschaffte Nasr der verbundenen Zoroastrisch-braminischen Lebensansicht unter den sonst nicht fanatischen Schiiten des Orients Eingang; denn er ließ kurz vor seinem Tode ein zur Aufnahme und Andachtsübung frommer Männer bestimmtes Gebäude errichten, und soll dadurch die erste Veranlassung zur Entstehung der Derwische oder mohammedanischen Mönche gegeben haben.

Nach Nasr ging das samanidische Reich schnell seinem Verfalle entgegen. Seine Nachfolger geriethen zugleich mit den Buiden und mit ihren eigenen Statthaltern in Khorasan in einen fortwährenden Zwist, während im Inneren des Landes die Kriegsobersten über den Thron entschieden. Eine dieser militärischen Wahlversammlungen (961) führte den Untergang der Samaniden herbei. Einer der Befehlshaber nämlich, der Türke Alptekin, hatte einen älteren Mann aus dem Herrscherhause vorgeschlagen, die anderen wählten aber lieber den minderjährigen Prinzen Mansur. Alptekin wurde nachher von Mansur an den Hof entboten, traute jedoch dem Rufe nicht, und begab sich mit einer Schaar kühner türkischer Krieger über das Hindu-Kuh-Gebirge in das Land Kabul, um sich dort mit dem Säbel einen Besitz zu erwerben. Er bemächtigte sich der Feste Ghasna oder Ghisni, und es sammelten sich hier um ihn bald viele Abenteurer, denen das nahe Indien eine reiche Beute darbot, während die Festigkeit der Burg und die Steilheit der benachbarten Berge sie gegen den Angriff der Samaniden schützte. Auf diese Weise entstand an der Grenze Indiens eine neue mohammedanische Dynastie, welche den Namen der Ghasnawiden erhielt. Nach Alptekin's Tode wählten die Soldaten seinen Schwiegersohn, Sebekteghin, zum Regenten oder Sultan von Ghasna (975). Bald nachher starb der Samanide Mansur, und sein Sohn, Nuh II.,

mischte sich unglücklicher Weise in die Streitigkeiten der Buiden unter einander, während Sebekteghin nach Indien drang, dort durch Besiegung schwacher Radscha's und durch Plünderung reicher Pagoden mit leichter Mühe große Beute machte, eine Menge raubgieriger, aber auch tapferer Afghanen und Türken an sich zog, und auf solche Weise seine Macht bedeutend vermehrte. Der Samanide Nuh rief unterdessen durch seine Einmischung in die buidischen Händel Unzufriedenheit im Heer und Zwiespalt an seinem Hofe hervor, und ward noch dazu von dem Buiden, den er unterstützte, mit Undank belohnt. Endlich fiel auch der Statthalter von Khorasan, Abu Ali, von ihm ab, und verband sich mit Harun Bagra-Khan, einem furchtbaren Häuptling tatarischer d. h. mongolischer und türkischer Horden, welcher von Kaschgar an bis nach China hin herrschte. Gegen diese Macht konnte Nuh nicht bestehen, zumal da ihn seine eigenen Leute treulos verließen. Sein Land ward von den Feinden besetzt, und er selbst mußte sich verstecken. Ein unerwartetes Glück befreite ihn jedoch bald von seinen gefährlichsten Feinden: die rohen Nomadenhorden Bagra-Khan's erlagen dem Klima der Bucharei und den ungewohnten Genüssen der Hauptstadt Bochara, sie starben schaarenweise, und die Übrigbleibenden kehrten daher schnell wieder nach ihren Wüsten zurück (993). Nun zeigte sich der Samanide wieder, und ward von seinen Unterthanen in Bochara und Samarkand mit Jubel aufgenommen. Allein zum Unglück verband sich sein treuloser Oberkammerherr Fajek mit Abu Ali und anderen Empörern, und diese neue Gefahr nöthigte ihn, bei dem Ghasnawiden Sebekteghin, welcher kurz vorher aus Indien zurückgekehrt war, Hülfe zu suchen.

Sebekteghin leistete die begehrte Hülfe, schlug und vertrieb Nuh's Feinde, und erhielt zum Dank dafür das Land Khorasan. Abu Ali ward in diesem Kriege gefangen genommen und nachher von dem Ghasnawiden bis zu seinem Tode in Banden gehalten. Fajek dagegen floh in die Tatarei zu Bagra-Khan's Sohn, Ilek-Khan, und bewog diesen zu einem neuen Einfall in die Bucharei (995). Sebekteghin fand nicht rathsam, sich für eine fremde Sache in einen Kampf mit den Tataren einzulassen, und schloß, ohne Nuh zu befragen, mit Ilek-Khan einen Frieden, durch den

das Reich der Samaniden mit Ausnahme von Bochara, welches Nuh behielt, zwischen Beiden getheilt wurde, und Fajek als tatarischer Vasall Samarkand erhielt. Bald nachher starben in einem und demselben Jahre Nuh und Sebekteghin (997), und ihr Tod rief sowohl bei den Ghasnawiden, als auch bei den Samaniden Streitigkeiten hervor.

Sebekteghin's beide Söhne, Mahmud I. und Ismael, stritten um den erledigten Thron, und in Bochara, wo Nuh's Sohn, Mansur, von den Großen erwählt worden war, geriethen die Letzteren unter einander in Zwist. Mahmud überwältigte bald seinen Bruder, und herrschte darauf unter dem Namen eines Sultans vierunddreißig Jahre lang über das ghasnawidische Reich. Er trat sogleich mit dem von allen Seiten her bedrängten Samaniden in Unterhandlung. Dies schien dem herrschsüchtigen Fajek und den anderen Großen bedenklich; sie setzten daher Mansur ab, und erhoben seinen Bruder, Abd Almalik, der noch ein Kind war, auf den Thron (999). Dadurch erhielt Mahmud einen gerechten Grund, das Reich der Samaniden an sich zu reißen. Er eroberte den größeren Theil desselben, während der andere von Ilek-Khan besetzt wurde (999). Zwar machte nachher der letzte Samanide, Montasser, noch einige Versuche, das Verlorene zu erkämpfen, er wurde aber vom Unglück verfolgt, und fiel durch die Hand eines Mörders, welchem Mahmud statt des erwarteten Lohnes den Tod gab (1004). Der Ghasnawide ließ sich vom Khalifen mit den eroberten Ländern belehnen, und bewies sich ihm nachher dafür erkenntlich, indem er alle Anträge der Fatimiden zu einer Verbindung gegen die Abbasiden zurückwies. Seine Hauptstadt Ghasna machte er zum glänzenden Sitze des reichsten Hofes; doch blühte dieselbe nur, so lange Mahmud lebte. Ghasna hat zwar wegen seiner hohen Lage ein gesundes Bergklima, aber ebendeshalb ist daselbst auch der Winter sehr streng und die Umgegend baumlos und öde. Auch sank die Stadt so sehr herab, daß Ghasna jetzt nur ein ärmlicher Ort ist, dessen Einwohner aus nicht mehr als etwa tausend armen Familien bestehen. Ganz anders Bochara, die Residenz der Samaniden. Diese Stadt, welche zwar ein ungesundes Klima hat, aber in einer sehr fruchtbaren Gegend liegt, blühte auch im Besitze der

Tataren; später bemächtigten sich ihrer die Seldschukken und machten sie zu einer glänzenden Residenz. Sie ward nachher die Hauptstadt der Dynastie der Chowaresmier und der Mongolen, und ist bis auf den heutigen Tag eine bedeutende Stadt geblieben.

Der Ghasnawide Mahmud warf nach dem Sturze der Samaniden sein Auge sogleich auf Indien, wo schon sein Vater Eroberungen gemacht hatte. Er besetzte im Jahre 1001 Kabul und Peschauer, drang von da gegen den Indus vor, und unterwarf sich ganz Multan und einen großen Theil der oberen Indus-Länder. Seine ersten Unternehmungen in Indien wurden durch den Tataren Ilek-Khan unterbrochen, welcher während der Abwesenheit Mahmud's in Khorasan einbrach und den größten Theil dieses Landes unterwarf. Mahmud führte sogleich seine Truppen gegen ihn, und es entspann sich zwischen beiden Fürsten ein Kampf, in welchem nicht Heere gegen Heere, sondern Nationen gegen Nationen stritten. Ilek-Khan führte alle Horden seiner Steppen-Länder in die Bucharei, und mit ihm vereinigte sich Kader-Khan, der mächtigste Herrscher derjenigen Tataren, welche die im Norden von Tibet gelegenen Gegenden von Khoten inne hatten. In der Nähe der Stadt Balk kam es zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher Mahmud Sieger blieb. Er konnte denselben jedoch nicht zu einer ausgedehnten Verfolgung der Feinde benutzen, weil eine Verbindung aller Radscha's zwischen dem Indus und Ganges seine Gegenwart in Indien nothwendig machte (1009). Er eilte dahin, schlug die unzähligen Schaaren der Indier, unterwarf sich in kurzer Zeit das ganze Pendschab und kehrte mit unermeßlichen Reichthümern nach Ghasna zurück. Gleich nachher wandte er seine Waffen gegen den Fürsten von Gur, weil derselbe den durch sein Land gehenden so wichtigen Verkehr zwischen Indien und Ostpersien durch Plünderungen unsicher machte. Dieser Kriegszug beweist mehr, als alles Andere, des großen Mannes außerordentlichen Geist; denn seine gerühmte Sorge für Wissenschaft und Kunst hatte er mit den Buiden, den Samaniden und anderen Herrschergeschlechtern gemein, der Krieg gegen Gur aber gehört zu jenen selteneren Unternehmungen, welche nur aus einer tiefen Einsicht in die Verhältnisse der Welt hervorgehen. Mahmud eroberte das ganze Land Gur, und stellte dadurch eine

Handelsverbindung wieder her, die für alle Völker der Erde von Wichtigkeit war. Seit dieser Zeit erhielten nicht nur der Kunstfleiß und Handel, sondern auch die wissenschaftlichen Bestrebungen im alten Baktriana und Sogdiana einen Umschwung, wie sie ihn in keiner anderen Zeit der zuverlässigen Geschichte gehabt hatten.

Mahmud zeigte sich sein ganzes Leben hindurch zugleich weise und mild, und verleugnete diesen Charakter nur in seinen indischen Kriegen, weil es Feldzüge waren, die er gleichsam im Dienste seines unsichtbaren Gottes gegen scheusliche Götzen unternahm. Er breitete sein Reich nach und nach bis zum Ganges und zur Halbinsel Guzurate einerseits, und bis nach Adserbidschan andererseits aus. In Sedscheſtan stürzte er 1002 den letzten Soffariden; in den Gegenden des Dschihun-Flusses unterwarf er sich die Samaniden; auf der Südseite des kaspischen Meeres eroberte er die Länder der Ziaden, übergab sie einem von diesen als seinem Vasallen, und verzieh demselben nachher einen doppelten Abfall. Auch den Buiden entriß er einen großen Theil ihrer Besitzungen. Den Fürsten von Gordscheſtan, einem Lande im östlichen Khorasan, behandelte er mit einer Rücksicht, die selbst den Eroberern der neueren Zeiten ganz unbekannt war: während nämlich sonst die Despoten des Orients immer die Güter unterworfener Fürsten in Besitz nahmen, bezahlte Mahmud dem durch ihn gestürzten Beherrscher von Gordscheſtan seine Domänen nach ihrem vollen Werthe. Auch das zwischen dem kaspischen Meer, dem Aral-See und dem Flusse Dschihun gelegene Land Chowaresmien wurde von Mahmud unterworfen. In Folge dieser Eroberung breiteten sich die Künste, die Wissenschaften und ein milderes Regierungssystem auch in den Steppen jenseit des Dschihun aus, bis tief in die Wüste hinein erhob sich eine Stadt neben der anderen, und selbst die rohen tatarischen Nomaden empfanden den Einfluß der persischen Religionslehre und der indischen Bildung. Dies zeigte schon Ilek-Khan's Charakter; denn man rühmt von diesem Tataren-Häuptling, daß er ein gottesfürchtiger Mann gewesen sei, und die Wissenschaften und Gelehrten beschützt habe. Ebendasselbe geht aus dem glänzenden Siege hervor, welchen der Bruder und Nachfolger desselben, Tagan-Khan, über zahllose wilde Horden erfocht, die sich von China her auf die angebauten und rei-

chen Länder des Westens wälzten; denn er besiegte und vernichtete sie blos dadurch, daß er seine Schaaren an Zucht und Ordnung gewöhnt hatte, und seine Stellung den Regeln der Kriegskunst gemäß zu wählen wußte (1017). Tagan-Khan blieb übrigens stets mit Mahmud befreundet.

In Indien hatte Mahmud unterdessen Kaschmir seinem Reiche einverleibt, die Götzenbilder der Hauptstadt des Pendschab's zertrümmert und den Islam immer weiter ausgebreitet. Im Jahre 1018 zog er von neuem dahin. Er eroberte die Stadt Kanudsche am Ganges, nach der Meinung einiger Gelehrten einst das uralte und berühmte Palibothra (s. Th. III. S. 4.), besiegte alles, was sich ihm entgegenstellte, und erbeutete viele Millionen Gulden, die er nach seiner Rückkehr 1019 zum Theil zur Erbauung einer prachtvollen Moschee und eines großen Akademie- und Bibliothek-Gebäudes in Ghasna verwendete. Der Angriff, den ein ihm unterworfener Radschah von seinen Landsleuten erlitt, nöthigte ihn 1022 zu einem neuen Zuge nach Indien. Auf diesem Zuge scheiterte er zum ersten Male bei einem bedeutenden Kriegsunternehmen: er mußte von zwei Bergfesten, die er ohne hinreichende Belagerungswerkzeuge hatte erobern wollen, mit großem Verluste abziehen. Er tilgte aber die erlittene Schmach durch einen kühnen Zug nach der Halbinsel Guzurate, eroberte dort den unermeßlich reichen und stark befestigten Tempel von Summat, obgleich alle Indier der weiten Umgegend ihrem bedrängten Heiligthume zu Hülfe geeilt waren, und unterwarf sich ganz Guzurate. Nachdem er dieses Land einem Braminen zur Verwaltung übergeben hatte, kehrte er 1027 über Multan nach Ghasna zurück. Unmittelbar nachher machte er seinen letzten Kriegszug, auf welchem er sich die eine Linie der Buiden unterwarf (1029), während die andere oder die Nachkommen Adhad ed Daula's erst sechsundzwanzig Jahre später durch die Seldschukken verdrängt wurden.

Nicht ganz zwei Jahre nachher (1031) starb Mahmud. Daß er nicht, wie er sich auf seinen indischen Feldzügen zeigte, blos zerstörender Eroberer war, geht aus seinem ganzen Verfahren als Regent und als Gründer eines Reiches hervor; daß er seine Zeit erkannte, und den in Persien überall erwachten regen Antheil an Poesie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Astro-

nomie nicht nur würdigte und richtig beurtheilte, sondern auch durch alle Mittel nährte und beförderte, beweisen die vielen großen Männer, denen er Aufnahme, Ehre und Unterstützung gewährte. Unter ihm lebten und wirkten zehn Männer, welche von den späteren Arabern für die größten Theologen und Rechtsgelehrten der Vorzeit gehalten wurden. Unter seinem Schutze verfaßte der berühmte Abu Nasr ben Girmad al Farabi das große arabische Wörterbuch, welches in Europa noch jetzt die Grundlage der arabischen Sprachstudien bildet. An seinem Hofe lebte, außer vielen anderen Dichtern und Geschichtschreibern, der berühmteste persische Dichter, Ferdusi, welcher auf Mahmud's Bitten die Geschichte der alten persischen Könige, von denen auch die Ghasnawiden ihre Abkunft herleiteten, in einem großen Heldengedicht, Schach Nameh genannt, besungen hat. Übrigens zerfiel Ferdusi später mit dem Sultan und begab sich an den Hof des Khalifen Kader. Des Ghasnawiden wahrer Sinn für Wissenschaft, sowie der Vorzug des Orients vor dem Occident in Rücksicht der Zahl und des Werthes der Männer, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, erkennt man besonders bei der Gelegenheit, als Mahmud sich von seinem Vasallen in Chowaresmien statt alles Tributs den berühmten Arzt und Philosophen Avicenna nebst drei anderen großen Gelehrten erbat; denn der ganze Zusammenhang der Geschichte, sowie die Schriften dieser Männer selbst beweisen deutlich, daß Avicenna, dessen Werke nachher im Abendlande als eine Hauptquelle der Weisheit angesehen wurden, unter den vier Gelehrten bei weitem nicht der bedeutendste war. Übrigens waren diese Männer Abu Nasr, Abu Sahal, Abu Rihan und Avicenna.

Wie Mahmud die Wissenschaften und Künste beförderte, und besonders auch der indischen Literatur neue Berührungspunkte mit der persischen, arabischen und Lamaitischen (s. Th. I. S. 24.) verschaffte: ebenso unterstützte er die Künste auf mancherlei Weise, vornehmlich dadurch, daß er Ghazna zu einem neuen Bagdad umzuschaffen strebte, und durch ungeheuere Gebäude diesem an sich traurigen Orte einen Glanz gab, welchen später sogar Delhi, die berühmte Hauptstadt des mongolisch-indischen Reiches, zur Zeit der höchsten Blüthe desselben kaum hatte. Von Mahmud's

Gerechtigkeitsliebe und Großmuth haben uns die Araber und Perser eine Menge Geschichten überliefert; man muß aber theils das Übertriebene und Romanhafte orientalischer Erzählungen in Abzug bringen, theils jene Regenten-Eigenschaften nicht nach unseren abendländischen Begriffen beurtheilen. In Betreff seiner großen Liebe zu den Soldaten und seines Strebens, einen bedeutenden Schatz zusammenzubringen, bietet die Geschichte seiner letzten Tage eine auffallende Ähnlichkeit mit den Berichten von dem Ende des zweiten Königs von Preußen dar, so wenig sonst der haushälterische Friedrich Wilhelm I. mit dem verschwenderischen Mahmud verglichen werden kann. Mahmud ließ sich nämlich zwei Tage vor seinem Tode alle Geldsäcke und Kisten mit Juwelen aus seiner Schatzkammer bringen, betrachtete sie weinend, und befahl dann, sie wieder zu verwahren; den Tag darauf musterte er sein ganzes Heer, und ließ sich alle seine Elephanten, Kameele, Pferde und Wagen vorführen, weidete auch an ihnen eine Zeitlang seine Augen, brach über den Schmerz von ihnen scheiden zu müssen aufs neue in Thränen aus, und begab sich voller Betrübniß in seinen Palast zurück.

Das Reich der Ghasnawiden begann gleich nach Mahmud's Tode zu sinken. Es ging durch die Zwietracht der Herrscherfamilie und durch zwei neue Dynastieen, die türkische der Seldschuken und die persische der Ghoriden, unter. Mahmud selbst hatte, ohne es zu ahnen, für beide Familien gearbeitet; denn er gab dem Stammvater der Letzteren in seinem Heere Dienste, und nahm die Ersteren in Khorasan auf, um aus ihren zahlreichen Horden Truppen für seine indischen Züge erhalten zu können. Da die Geschichte beider Dynastieen zu enge mit den Weltbegebenheiten im Zeitalter der Kreuzzüge zusammenhängt, so kann auch die Darstellung der letzten ghasnawidischen Zeiten erst später gegeben werden. Ebenso verhält es sich mit der Geschichte der egyptischen Fatimiden.

Die beiden ersten Hamadaniden behaupteten sich unter einem Wechsel mannichfaltiger Ereignisse im Besitze eines großen Theils von Syrien, und vererbten denselben auf ihre Nachkommen, welche zwei Linien bildeten. Die eine, welche von Nasr ed Daula abstammte, herrschte in Mosul, die andere oder die Nachkommen

Seif ed Daula's in Aleppo. Beide bestanden nur kurze Zeit, die Erstere bis 991, die Zweite bis 1001. Ihre kleinen Reiche lagen an der Grenze der Mohammedaner und Griechen, sie wurden daher häufig mit den Letzteren in Krieg verwickelt. Die Hamadaniden hatten außerdem oft mit den Buiden im Nordosten und den Fatimiden im Südwesten zu kämpfen. Dessen ungeachtet kehrte unter ihrer milden Regierung gewissermaßen die Zeit der ersten Seleuciden (s. Th. III. S. 5 f.) zurück. In Mosul, Damaskus und vielen anderen gegenwärtig verfallenen Städten wurden die Wissenschaften, besonders die mathemathischen, astronomischen und politischen, mit großem Eifer getrieben, und in Aleppo erhob sich neben den Wissenschaften und Künsten der Handel zu einer so außerordentlichen Blüthe, daß diese einzige Stadt den Besitz eines ganzen reichen Fürstenthums aufwog. Aleppo ward damals einer der Haupt-Stapelplätze des Orients, und behauptete seine Bedeutung für den Welthandel auch in allen folgenden Zeiten. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1212 betrugen damals die Staatseinkünfte von dieser Stadt allein sechszehn Millionen Gulden oder etwas über neun Millionen Thaler. Im sechszehnten Jahrhundert hatte sie sechsundzwanzigtausend größtentheils steinerne Häuser und unter diesen dreihundert Moscheen.

Die Hamadaniden in Mosul konnten sich zuletzt der Übermacht der Stämme, welche in der benachbarten Wüste wohnten, nicht erwehren. Der arabische Emir Abul David aus dem Stamme Okail stürzte sie 991, und gründete in ihrer Hauptstadt die neue Dynastie der Okailiden. Die andere hamadanidische Linie, deren Hauptstadt Aleppo zuletzt abwechselnd eine Beute der Griechen und der Egypter wurde, verlor die Herrschaft durch einen Freigelassenen, der als Vormund eines minderjährigen Regenten die Regierung an sich riß, und die letzten Sprößlinge der Hamadaniden nach Egypten verjagte, dessen Sohn Mansur aber ebenfalls durch einen treulosen Freigelassenen gestürzt wurde. Dieser verrieth die Stadt Aleppo an die Fatimiden. Zwar schwang sich nachher noch einmal ein Hamadanide zum Beherrscher von Aleppo empor; er wurde aber bald von einem seiner Sklaven ermordet, und drei Jahre später (1025) gelang es dem arabischen Emir Saleh ben Mardasch, an der Spitze seines Stammes Kelab Herr von Aleppo zu werden.

Saleh's Nachkommen, die Mardaſchiten oder Kelabiden, behaupteten ſich unter vielen Wechſeln und Stürmen bis zum Jahr 1080, wo ſie von den benachbarten Okailiden verdrängt wurden.

13. Andeutungen über Bildung und Literatur der Blüthezeit der mohammedaniſchen Reiche.

1. Ältere Zeit bis auf die Abbaſiden.

Der Orient erhielt, als aus dem arabiſchen Reich ein mohammedaniſches der verſchiedenſten orientaliſchen Völker geworden war, von neuem eine Hauptbedeutung für die Bildung der Menſchheit, und regte damals die Welt noch einmal zu großen Fortſchritten in den Künſten des Lebens, in der Wiſſenſchaft, kurz in jeder Art von Civiliſation an. Dieſe neu aufblühende orientaliſche Cultur, welche ſeit den Kreuzzügen auch zu den mit römiſcher Bildung begabten europäiſchen Völkern überging, war jedoch ihrem Urſprung und ihrem Haupt-Charakter nach keineswegs eine rein arabiſche, und entſtand erſt zu der Zeit, als eines Theils in Aſien, Afrika und Spanien die arabiſche Literatur mit der griechiſchen innig verſchmolz, und anderes Theils von Oſten her die Philoſophie, Poeſie und Aſtronomie der Indier und Perſer bei den außerhalb Arabien angeſiedelten Arabern Eingang fanden Die Geſchichte dieſer arabiſch-mohammedaniſchen Bildung und ihres Entwickelungsganges iſt höchſt wichtig, weil nur durch ihre Erkenntniß viele Erſcheinungen des geſammten Mittelalters verſtanden werden können. Wir müſſen uns jedoch hier auf bloße Andeutungen beſchränken, da die Angabe des Einzelnen und die damit nothwendig verbundene Aufzählung vieler fremdklingenden Namen ſich mit dem Zwecke dieſes Buches nicht vereinigen laſſen. Noch kürzer müſſen wir uns über die jener Zeit vorausgehende rein arabiſche Literatur faſſen, weil dieſe nicht an und für ſich ſelbſt, ſondern blos als Einleitung zu jener Blüthezeit der neuen orientaliſchen oder arabiſch-mohammedaniſchen Cultur eine weltgeſchichtliche Bedeutung hat.

Die arabiſche Sprache zeichnete ſich durch ihren Reichthum und ihre ſpitzfindige grammatiſche Schärfe ſchon zu der Zeit aus, als man noch keine bequeme Schrift hatte, und ſich beim Schreiben noch der erſten Materialien bediente, auf welche die Menſchen überhaupt geſchrieben haben. Die älteſten Poeſieen des arab-

ischen Volks haben in Folge davon ein doppeltes Interesse für den Orientalen, weil in ihnen Sprache und Ausdruck oft so schwer sind, daß ihre Erklärung eine eigne Wissenschaft erfordert. Die ältesten Werke der arabischen Literatur, welche sich erhalten haben, gehören der Zeit vor Mohammed an. Es sind Gedichte, welche, gleich den Gesängen der früheren griechischen Dichter, dem versammelten Volke vorgetragen wurden, und von demselben den Nationalpreis erhielten (s. oben S. 23). Diese Ehre bestand darin, daß die Gedichte mit Goldschrift auf Seide gestickt und so in der Kaaba aufgehangen wurden, wovon sie den Namen Moallakat's d. i. die Aufgehangenen oder Malabat's d. i. die goldenen erhielten. Von diesen ältesten Naturdichtern der Araber sind uns sieben nicht blos dem Namen nach bekannt, sondern ihre Gesänge sind uns in neuerer Zeit auch durch Übersetzungen zugänglich gemacht worden. Ihre Namen sind: Amrolkais, Tarapha, Zoheir, Lebid, Antara, Amru, Hareth; außerdem werden noch Aschа und Nabega genannt.

Mohammed's Dichtungen im Koran, Ali's Begeisterung und Beredsamkeit gaben eine neue und lebhafte Anregung, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß die vortrefflichen Sentenzen, welche Ali's Namen an der Spitze tragen, ihm mit mehr Recht zugeschrieben werden, als gewisse Bücher des alten Testaments dem Könige Salomo. Eifer für Sprache und Dichtkunst waren aber schon zur Zeit des Propheten so groß, daß die verschiedenen Stämme ihre Lieder ebenso zu sammeln suchten, wie sie die Stammbäume ihrer Häuptlinge und ihrer edlen Rosse sorgfältig bewahrten. Auf diese Weise wurden, nachdem durch die Abfassung des Koran's das Schreiben häufiger geworden, auch Stammsagen und Lieder der Vorzeit fast gleichzeitig mit dem Koran aufgeschrieben, und in die sogenannten Diwan's oder Blumenlesen der einzelnen Stämme zusammengetragen. Um das Jahr 800 aber sammelte Abu Theman die große arabische Anthologie, zu welcher fünfzig Jahre nachher Bochtery einen bedeutenden Nachtrag zusammen brachte. Wir dürfen uns über alle diese Dichtungen nicht aussprechen, weil eine ästhetische Kritik nicht hieher gehört, und wir können um so mehr kurz abbrechen, als ein des Arabischen ganz mächtiger Gelehrter (Rosenmüller) in einem für das große Pu-

blikum geschriebenen Werke (Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, oder Nachträge zu Sulzer 6r Theil) populär von ihnen gehandelt hat. Nur Eine Bemerkung müssen wir hinzufügen, weil sie die ganze spätere arabische Poesie und Beredsamkeit angeht. Da nämlich Spitzfindigkeit von jeher ein Charakterzug der Araber war, so legte man schon in den frühesten Zeiten großen Werth auf grammatische und prosodische Kleinigkeiten, auf Sylbenfall, Sylben- und Buchstaben-Anklänge, Wortbildung, Wortstellung, Wortableitung, Ton und Biegung, und diese Dinge wurden so genau geregelt und überwacht, daß das, was anfangs Künstlichkeit war, schon früh in Künstelei überging. Übrigens werden aus der Zahl der Freunde und Begleiter des Propheten sein Neffe und Schwiegersohn Ali und neben ihm Saad ben Zubeir, Hasan ben Thabet und Hoteja immer vorzugsweise als Dichter genannt.

Sowie sich aus der Zeit, welche dem Einflusse der griechischen, persischen und indischen Literatur vorausging, einige poetische Werke erhalten haben, so haben wir auch noch einzelne Proben der damaligen Beredsamkeit, einzelne historische Denkmäler und mehrere Reste grammatischer und lexikographischer Bemühungen. In Bezug auf Beredsamkeit besitzen wir eine Stelle aus einer dem Khalifen Ali zugeschriebenen Rede, die dem Besten, was wir in griechischen und römischen Rednern lesen, an die Seite zu setzen ist. In Betreff der ältesten arabischen Geschichtschreibung sind zuerst zwei ächte Historiker anzuführen, welche die Thaten der Helden der Vorzeit und ihre eigenen geschrieben haben. Diese Männer waren Ibn Doraid und Ibn Kuteiba. Leider sind uns aber ihre Werke immer noch nur unvollkommen bekannt, obgleich sie für die frühere arabische Zeit die einzige zuverlässige Quelle sind. Als die Araber nach Mohammed's Tode anfingen, sich in ganzen Schaaren und Stämmen aus ihrem Vaterlande zu entfernen, suchten sie ihre Stammsagen und das überlieferte Recht den Nachkommen ebenso, wie die Lehren des Koran's, schriftlich zu erhalten. Auf diese Weise entstanden historische und juristische Sammlungen. Unter den Verfassern derselben ward vor Andern einer der Männer berühmt, welche man Apostel des Propheten nannte. Dies war Abu Horaira, nach seinem Stamme Al

Dussi genannt. Er sammelte die historischen und juristischen Traditionen von Jemen, und aus dem letzteren Theil erwuchs ein bedeutender Zweig arabischer Studien, den man hernach Ekremah nannte. Zur Beschäftigung mit Grammatik und Worterklärung mußten die Araber ebenfalls schon früh geleitet werden, weil ihre Sprache so schwierig ist, daß selbst ein Araber sein ganzes Leben mit dem Studium derselben zubringen und doch über viele dunkle Ausdrücke und Wendungen in Verlegenheit sein kann. Es heißt daher auch, was wir dahin gestellt sein lassen, schon Ali habe dem Abul Aswad al Dali die Ausarbeitung des ersten grammatischen Lehrgebäudes der Sprache übertragen.

Der Einfluß fremder Völker auf die arabische Literatur nahm seinen Anfang mit der Herrschaft der Omejjaden; denn damals begann zuerst das Griechenthum sich innig mit dem arabischen Wesen zu vereinigen. Diese wichtige Veränderung erfolgte nicht blos deshalb, weil Muawia I. die Residenz nach Damaskus, der Hauptstadt des ganz griechischen Landes Syrien, verlegte, sondern sie hatte auch einen in der innern Geschichte des arabischen Reiches selbst liegenden Grund. Unter Muawia hörte nämlich das Khalifat auf ein Patriarchat zu sein, Arabien und seine Beduinen wurden demselben entfremdet, und es entstand ein Kaiserthum, welches zugleich ein Pabstthum war. Der neue Hof und die neue Art von Verwaltung bedurften der Wissenschaft und Organisation des römisch-byzantinischen Reichs; es wurde daher seit Muawia's Regierung das Rechnungswesen und die Kammerverwaltung, die Vermessung des Landes und die Einrichtung der Kataster, die Ausbildung der Heilkunde und die Leitung des Bauwesens Griechen und Syrern überlassen, von denen dann die Mohammedaner die Künste der Civilisation erlernten. Daß dies der Fall war, beweisen die Namen der Ärzte und Mathematiker, die man uns nennt, und sogar die Namen der Männer, welche den Bau von Muawia's Moscheen leiteten. Von den Griechen entlehnte Muawia auch das von ihm im arabischen Reiche eingeführte Postwesen, dessen Einrichtung ganz griechisch war (s. oben S. 176). Die Abgabenregister und Rechnungsbücher der in Damaskus residirenden Khalifen wurden sogar in griechischen Zahlzeichen geführt.

Die Araber selbst widerstanden anfangs dem byzantinisch-griech-

ischen Einflusse, und blieben ihrer alten Art von Literatur getreu. Dagegen weckte der Unwillen der Gläubigen, daß Abu Sofian's Sohn die Nachkommen Ali's und die des Oheims des Propheten verdrängt habe, Spötter unter ihnen, und es erhoben sich Zweifler, welche den Khalifen und die Rechtgläubigen durch Spottverse, den Koran und seine Lehre aber mit einem kühnen Scepticismus angriffen. Sogar Muawia's eigene Gemahlin, Maisunah, kränkte diesen Khalifen durch ein bitteres Spottlied so sehr, daß er sie ihrem Stamme Kelb zurückschickte. Unter den Spöttern und Zweiflern von Damaskus ward Muawia's Nachfolger, Jezid I., gebildet, dessen Stammesangehörige schon von Alters her dem Koran weder seinem Inhalt noch seiner Sprache nach hold waren. Diese Verwandten Jezid's kritisirten den Koran von Seiten der Sprache und Poesie, sie spotteten der in ihm enthaltenen Theologie in Versen und in spitzfindigen dialektischen Reden. Auf diese Weise kam damals unter den Arabern ein furchtbarer Scepticismus auf. Zu gleicher Zeit entstand aber unter ihnen lange vorher, ehe sie noch den Aristoteles kannten und anbeteten, eine ganz eigene Art von scholastischer Theologie oder von theologisch-philosophischem Grübeln. Als den Schöpfer derselben betrachtete man den im Anfang des achten Jahrhunderts lebenden Wasel ebn Ata; gewiß ist, daß gegen 746 eine theologische Spitzfindigkeit die Entstehung der Secte der Motazaliten veranlaßte, durch welche die größten Verwirrungen im Reiche herbeigeführt wurden (s. oben S. 153). Schiiten und Sunniten haßten und verfolgten sich aufs heftigste; schon im achten Jahrhundert (zwischen 767 und 795) zerfielen auch die Sunniten unter sich wegen spitzfindiger Grübeleien und unfruchtbarer Punkte, die außer der Schule ohne alle Bedeutung sind, und es entsprangen zu jener Zeit die vier noch jetzt bestehenden sunnitischen Hauptsecten der Malekiten, Hanifiten, Schafeiten und Hanbaliten (s. S. 174).

Es bildete sich damals eine mohammedanische Theologie, welche als Wissenschaft der christlichen Theologie ganz ähnlich war. Die zwölf Freunde des Propheten wurden als Apostel, ihre Aussprüche als heilige Tradition angesehen, und jede der vier Hauptschulen betrachtete die Erfinder der einer jeden Schule eigenen Grübeleien ebenso, wie die Christen des Mittelalters ihren Sco-

tus, Thomas von Aquino, Lombardus u. A. Worauf es bei der arabischen Gottesgelehrtheit hauptsächlich ankam, können wir aus dem Bildungsgange erkennen, den man für nöthig hielt, um ein tüchtiger Theolog zu werden. Dazu gehörte vor allen Dingen, daß man mit dem fünften Jahre zu lernen anfange, weil das Lesen und die Aussprache so große Schwierigkeiten hat, daß man vier Jahre braucht, um den Koran lesen zu lernen. Dann werden acht Jahre erfordert, um ihn auswendig zu lernen, und erst im sechszehnten beginnt der junge Mann zu schreiben. Der berühmte Avicenna (s. oben S. 188) galt deshalb schon aus der einzigen Ursache für ein Wunderkind, weil er bereits im zehnten Jahre mit dem Koran fertig war. Erst mit dem Schreiben beginnt das eigentliche gelehrte Studium. Da der Dialektik der christlichen Scholastiker, ihren jahrelangen Studien der Theologie, ihren Disputationen und Distinctionen, sowie der ganzen Einrichtung der gelehrten Schulen in den christlichen Staaten des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts arabische Erklärer des Aristoteles zu Grunde lagen, und da die theologischen Schulen der Moslemin für die gelehrten Anstalten des christlichen Mittelalters Muster wurden, so scheint es nützlich zu sein, ein handgreifliches Beispiel von der Art zu geben, wie in den großen theologischen Anstalten des Khalifats die Wissenschaft des Koran's und die scholastischen Vorstudien der Theologie getrieben wurden. Dieses Beispiel findet sich in einer Schrift eines arabischen Gelehrten, welcher wahrscheinlich Mitglied einer der großen theologischen Anstalten des Khalifats war. Er fordert zum Verstehen des Korans einen Unterricht über nicht weniger als fünfundzwanzig Stücke. Diese sind: die grammatische Herleitung der Wörter; die Quantität und Bedeutung der Buchstaben; die Fertigkeit im Verbessern der durch die Abschreiber entstandenen Fehler; die genaue Kenntniß und das Behalten der Zahl der Suren, Kapitel, Verse, Wörter, Buchstaben des Koran's; die Kenntniß der Punkte, wo man beim Lesen einhalten muß; die Fähigkeit, gleichbedeutende Wörter sowohl dem scharfen Begriffe nach, als auch in der Art, wie sie geschrieben werden müssen, von einander zu unterscheiden; die Kenntniß der Glossen, der alten Redensarten und der selteneren Bedeutungen; die grammatische Construction oder Wortfügung; die Fertigkeit,

Wörter richtig auszusprechen, ohne die Buchstaben zu ändern, wenn diese Buchstaben, verschieden ausgesprochen, einen verschiedenen Sinn geben; die Kenntniß aller verschiedenen Lesarten im Koran oder die genaue Geschichte seines Textes; die Erklärung des Wortsinnes, der Anspielungen, Figuren und Gleichnisse; die Entwickelung der Kunst und Schönheit in der Rede und die Bezeichnung dessen, was selten, was erhaben, was zierlich im Sinn und in der Sprache sei; die Fertigkeit, sogleich diejenige Gattung von Schönheit anzugeben, unter welche jede dieser Feinheiten gehört, und die Gewandtheit im Anführen ähnlicher Beispiele; die Fähigkeit, die Beweise der göttlichen Eingebung aus dem Koran selbst aufzufinden; die Kenntniß der Polemik; die Nachweisung des Zusammenhangs der einzelnen Koran's-Verse; die Zeitfolge der einzelnen göttlichen Eingebungen; die Kenntniß dessen, was ohne Grund veraltet und was durch göttliche Autoritäten abgeschafft ist; die Erklärung scheinbarer Widersprüche; die Kenntniß der Geschichte, auf die sich jeder Vers bezieht; die Ethik oder Sittenlehre des Koran's; die Kenntniß der Traditionen, der Logik und Metaphysik, des mohammedanischen Kirchenrechts, sowie endlich des mystischen, allegorischen, geistlichen Sinnes, den die Wörter neben der allgemeinen Bedeutung haben. — Ebenso spitzfindig und verwickelt, wie die Theologie, war die Rechtswissenschaft. Sie blühte schon zu den Zeiten der in Damaskus residirenden Khalifen, und hatte mit jener Wissenschaft Ursprung und Behandlungsweise gemein. Sowie die Theologie in zwölf Freunden Mohammed's ihre Apostel erhalten hatte, ebenso sah man schon gegen das Jahr 700 sieben bestimmte Männer als die Gründer der Jurisprudenz an, und betrachtete sie ebenso als Autorität in Rechtssachen, wie jene in den Angelegenheiten des Glaubens und Gewissens.

Neben diese beiden Arten von Wissenschaft blühte am Hofe der omeyyadischen Khalifen, besonders unter Jezid II., die freie und ausgelassene Dichtkunst der Spötter. Den Werth dieser satyrischen Poesie kann der Ausländer nicht würdigen, weil gerade die Feinheit und Kunst derselben, welche den Araber bezaubert, ohne genaue Kenntniß der Sprache nicht zu verstehen ist. Übrigens wimmelte es damals in Damaskus nicht blos von Dichtern, sondern es ward auch eine förmliche Sache der Mode und eine Hofange-

legenheit, Verse zu machen und besonders aus dem Stegreife zu dichten. Fast von jedem Khalifen, General und Staatsmann führen die Geschichtschreiber Verse oder auch Weisheitssprüche an, die er bei gewissen Gelegenheiten vorgebracht haben soll. Wichtiger, als dieses schon zur Zeit der Omejjaden allgemein herrschende Wohlgefallen am Dichten und am philosophischen Schwärmen, ist für uns der Umstand, daß man damals anfing, in allen realen und philosophischen Wissenschaften auf dem Grunde, der in Alexandria gelegt war, fortzubauen und also die Menschheit einen Schritt weiter zu führen. Zwar suchten die übersetzenden Griechen und Syrer auch Sophokles und andere Dichter oder Redner der Griechen den Orientalen genießbar zu machen; sie konnten aber damit nicht durchdringen, weil die Poesie und Redekunst des Orientalen einen eigenen Charakter hat, der mit dem Wesen des Griechenthums im Widerspruch steht. Um so leichter fanden die aufs Äußere und Nützliche gerichteten Geistesbeschäftigungen der Griechen Eingang. Die beiden Leibärzte des Khalifen Abd Almalik, Theodunus und Theodokus, stifteten zu Damaskus eine bedeutende mediciniſche Specialschule, aus welcher einer der größten Ärzte und Naturforscher des Mittelalters, Phoratibn Schdinatha, hervorging; und Welid I. rief, als er 716 die große Moschee in seiner Hauptstadt erbauen wollte, aus allen Theilen des griechischen Reiches Künstler herbei, welche nicht nur dieses Werk ausführen, sondern auch unter den Arabern Baumeister bilden und eine neue arabisch-byzantinische Schule der Architektur gründen sollten.

2. Zeiten der Abbassiden und der Ghaznawiden.

Wir müssen uns auch über diese Zeiten sehr kurz fassen, theils weil alle anzuführende Namen durchaus fremdartig lauten, theils weil wir nur den Theil des menschlichen Wissens berücksichtigen, welcher in der ältesten und alten Zeit betrieben, dann im früheren Mittelalter unter Barbarei begraben, nachher von den Arabern weiter gebracht, und später zur Zeit des Wiedererwachens des Occidents in Italien, Sicilien, Spanien den Völkern latinischer Zunge überliefert ward. Es würde also theils von ganz eigentlichen Schulwissenschaften, theils von den höchsten Zweigen der Astronomie und Mathematik oder von dem rein theoretischen und

philosophischen Theile der Naturwissenschaft die Rede sein müssen, was diesem Werke fremd ist. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß seit der Verlegung der Residenz nach Bagdad die arabische Literatur diejenige Form erhielt, in welcher sie nachher zu den Christen überging, und auf die Wissenschaften derselben eine umgestaltende Wirkung ausübte. In Bagdad bildete sich zuerst durch den Einfluß der griechischen Literatur eine ganz eigenthümliche arabisch-griechische Wissenschaft. Dann kamen persische und indische Elemente hinzu. Die auf diese Weise entstehende neue Wissenschaft verbreitete sich bald über Egypten, Afrika und Sicilien bis nach Spanien hin, und drang von dort in das christliche Europa ein, wo sie dann den zum geistigen Leben erwachenden Riesengeschlechtern des Mittelalters auch der Form nach näher gebracht ward.

Der Einfluß des Griechischen auf die arabische Literatur ging zuerst von den höheren Lehranstalten des byzantinischen Reiches aus, welche zu Nisibis, Antiochia, Berytus und Edessa bestanden, und die Syrer, deren Sprache der arabischen verwandt ist, bildeten das erste Mittelglied zwischen den Griechen und Arabern. Die griechische Arzneikunde war die erste Wissenschaft, welche bei den Arabern Eingang fand. Sie blühte in den genannten Lehranstalten vorzüglich, und da ihr Nutzen handgreiflich war, so konnte der Fanatismus des Islam's die Khalifen nicht abhalten, griechische Ärzte in ihre Dienste zu nehmen. Medicinische Bücher wurden daher auch zuerst übersetzt und gut aufgenommen. Auch die Mathematik und die mit ihr verbundenen oder von ihr abhängigen Wissenschaften wurden fast zu gleicher Zeit von den Griechen entlehnt; denn sie waren für blühende Reiche, wie sie seit 760 in Bagdad und im fernen Osten und Westen entstanden, ganz unentbehrlich. Es wurden also auch die Schriften der griechischen Mathematiker ins Arabische übersetzt, und bald trieb man auf den mohammedanischen Schulen die Mathematik und Astronomie mit dem größten Eifer. Ja, die Araber erweiterten diese griechischen Wissenschaften in einem solchen Grade, daß man ihnen später lange Zeit auch die wichtige Erfindung der Algebra zuschrieb. Erst in unseren Tagen ist man durch die Bekanntschaft mit dem bis dahin unbekannten Buche des Griechen Diophant zur Gewißheit gelangt, daß die Ehre dieser Erfindung den Griechen zukommt. Um die Chemie

haben sich die Araber schon früh die größten Verdienste erworben; denn der berühmteste arabische Chemiker, Geber oder Dschiafar, lebte schon gegen das Jahr 765, und diese Wissenschaft ward von den Arabern so eifrig getrieben und in so hohem Grade gefördert, daß man sie sogar für eine arabische Erfindung halten zu dürfen geglaubt hat. Die mathematischen Wissenschaften machten überhaupt, sobald sie einmal Eingang gefunden hatten, sehr rasche Fortschritte. Unter dem Khalifen Mamun übersetzte auf dessen Verlangen Honain, ein Nestorianer, den Euklid und die Astronomie des Ptolemäus, welche seitdem den arabisch klingenden, aber eigentlich aus dem griechischen Titel verdorbenen Namen Almageſt erhielt. Auch ein Sabäer oder Feueranbeter, Thebit, bearbeitete den Euklid. Durch den berühmten byzantinischen Gelehrten Photius, welcher eine Zeitlang als griechischer Gesandter in Bagdad lebte, trat Mamun mit dem griechischen Kaiser Theophilus über den Austausch von Kunst und Wissenschaft, von Künstlern und Gelehrten in förmliche Unterhandlungen; ein syrischer Schriftsteller, Abulfaradsch, sagt uns ausdrücklich, daß Mamun sich die Bücher, die er übersetzen lassen wollte, vom griechischen Hofe ausbat und sie von demselben officiell erhielt. Schon unter diesem Khalifen drangen die Araber in der Astronomie und Geometrie sogar weiter, als die Griechen gekommen waren. Dies geht daraus hervor, daß sie damals den Umfang der Erde mathematisch zu finden suchten, und deshalb die merkwürdige Messung eines Breitengrades in der Ebene von Sandschar machten, welche unter Mamun's Augen durch die als Mathematiker ausgezeichneten Söhne Musa's, Mohammed, Hosain und Ahmed, ausgeführt, und sogar der Richtigkeit wegen noch einmal wiederholt ward. Mamun brachte auch Künstler zusammen, welche astronomische Instrumente verfertigten, und auf der von ihm errichteten Sternwarte zu Schemasia bei Bagdad ward der Anfang der Beobachtungen und Berechnungen gemacht, die nachher an allen Enden der arabischen Reiche des Mittelalters fortgesetzt und verbessert wurden, und so die Tafeln der Bewegung der Himmelskörper möglich machten, ohne welche Kepler und Newton die neuere Astronomie nicht hätten begründen können. Von den bei dieser Sternwarte angestellten Astronomen ist besonders einer unter den Lateinern und Griechen des Mittelalters berühmt geworden. Dies

war Ahmed Ibn Kothair oder, wie er nach seinem Geburtsort genannt wurde, Alfraganus. Er selbst ging freilich in seiner Schrift von den Elementen der Astronomie nicht über Ptolemäus hinaus; allein seine drei Freunde und Collegen, Habasch, Hasseb el Meruzi und Ibn Nabakth, berechneten drei Bücher astronomischer Tafeln, durch welche für die neuere Astronomie der Grund gelegt wurde. Von Bagdad aus verbreitete sich der Eifer für astronomische Wissenschaften zuerst unter den Hamadaniden in Syrien und am obern Euphrat. Hier entstanden in den meisten Städten astronomisch-mathematische Lehranstalten und Observatorien, von welchen die Sternwarte zu Antiochia am berühmtesten geworden ist, weil auf ihr Albatani oder Albategnius (eigentlich Mohammed ben Dscheber) beobachtete, aus dessen Werken die christlichen Astronomen des Mittelalters ihre ganze Weisheit schöpften. Dieser Mann war es, welcher zuerst mit einer Genauigkeit, wie sie den alten Griechen nie möglich gewesen war, die Schiefe der Ekliptik bestimmte, und außerdem den Ort der Sonne am Himmel in den verschiedenen Zeiten des Jahrs ziemlich genau berechnete.

Eine völlige Revolution brachte in den Wissenschaften der Araber, und zwar zuerst in der Theologie, Aristoteles hervor, dessen Schriften von ihnen unzählige Male übersetzt, bearbeitet und erklärt wurden. Der Einfluß, welchen dieser große Philosoph und Dialektiker auf den spitzfindigen Geist der Araber ausübte, war so groß, daß von ihnen Aristoteles gleichsam als ein zweiter Prophet angesehen wurde. Sie erhielten dadurch eine ganz eigenthümliche Richtung, welche freilich von dem wahren Geiste der aristotelischen Philosophie sehr weit entfernt war. Diese verbreitete sich nachher vom Orient her über den ganzen Occident, und es entstand daraus eine neue Art Wissenschaft, die an den Namen des Aristoteles angeknüpft wurde, von ihm selbst aber wenig an sich hatte. Aristoteles wurde durch diesen Gebrauch, den man von seinen Schriften machte, gewissermaßen die Seele der mohammedanischen, christlichen und jüdischen Welt; denn die Araber machten das aus ihm künstlicher Weise entwickelte System der wissenschaftlichen Auffassung und Behandlung zur Grundlage ihrer Theologie, und von ihnen ging dasselbe zuerst in Spanien zu den Juden und dann im westlichen Europa unter dem Namen der scholastischen Theologie zu

den Christen über. Bei den Letzteren erstreckte sich diese Anwendung des Aristoteles so weit, daß man die Geschichte der ganzen christlichen Bildung des Mittelalters geradezu an die Geschichte der Übersetzungen und Erklärungen des Aristoteles reihen könnte. Man müßte dann zwei Perioden annehmen, von welchen die Eine, die bis ins dreizehnte Jahrhundert reicht, die Zeit der aus dem Arabischen in ein barbarisches Latein übertragenen Übersetzungen und Erklärungen des Aristoteles begriffe, die Andere aber mit der Rückkehr zum griechischen Original selbst begänne. Auf eine nähere Betrachtung der spitzfindigen arabischen Theologie dürfen wir hier nicht eingehen; nur das Eine muß hervorgehoben werden, daß sie ganz und gar mit der christlichen Theologie des Mittelalters zu vergleichen ist, und daß auch die dialektischen und theologischen Klopffechtereien oder Disputationen, welche man als eine Art geistlicher Turniere ansehen kann, von den arabischen Aristotelikern auf unsere Universitäten übergingen. Die berühmteste theologische Disputation ist die der beiden Lehrer aus der Schule der Schafeiten, Beschr al Hafi und Mohammed Schafi, über das Erschaffensein oder Nicht-Erschaffensein des Koran's (s. oben S. 152). Es war ein ganzes Concilium versammelt; aber die Meinungen waren und blieben getheilt, der Streit ward, wie das zu gehen pflegt, nur noch ärger, und brachte Mord und Blutvergießen hervor.

Noch weniger, als von der Theologie, kann hier von der unter den Arabern sich entwickelnden grammatischen Gelehrsamkeit, durch welche besonders die Schule Chalil's sich auszeichnete, gesprochen werden; dagegen müssen wir der arabischen Philosophie schon blos wegen ihres Einflusses auf das Abendland mit einigen Worten gedenken. Für das Wesen und den Entwickelungsgang der arabischen Philosophie ist besonders der Umstand von Wichtigkeit, daß persische und indische Vorstellungen den mohammedanischen Fanatismus erschütterten, und eine eigenthümliche Ansicht der Dinge erzeugten, die sich im zehnten Jahrhundert über Irak, Persien und Indien verbreitete. In dieser Beziehung ist besonders Ahmed ben Jahia bemerkenswerth, welcher um 905 am Hofe des Khalifen Moktaf lebte. Man nannte ihn nur al Rawandi d. i. Ketzer, und die Chroniken, welche von Beispielen der Dreistigkeit voll sind, mit der er sich über Lehren und Fabeln des Koran's lustig

machte, führen ihn gewöhnlich blos unter dem Namen des Gottlosen an. Seine Bücher enthielten viel indische Theosophie, sie heißen deshalb tiefsinnig und dunkel, und wurden trotz des übeln Rufs ihres Verfassers eine Hauptquelle des Unterrichts. Sie haben alle bildliche Titel, z. B. Kabib ed dahab d. i. die goldene Ruthe, Kitab el Lame d. i. das glänzende Buch, Kitab el Ferind oder das blitzende Schimmern des Schwerts, Kitab el Zomroda oder das Buch Smaragd. Neben al Rawandi ist zunächst Mohammed ibn Zaccaria al Rhazi zu nennen, der berühmte Vorsteher des Krankenhauses zu Bagdad und Leibarzt des Khalifen Kaher; denn die Heilkunde war mit der Philosophie und Erklärung des Aristoteles innig verbunden, und blühte mit dieser am Ende des elften Jahrhunderts ebenso in Bochara und Ghazna, wie am Tigris. Mohammed ibn Zaccaria war als öffentlicher Lehrer so berühmt, daß er aus aller Welt Enden besucht wurde, und soll über zweihundert Bücher geschrieben haben, unter denen sein Lehrgebäude der praktischen Arzneikunde noch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert von den italiänischen Gelehrten eifrig studirt ward. Noch bedeutender und berühmter war Abu Ali Hosain ben Abdallah ibn Sina oder, wie man in Europa seinen Namen abkürzte und verstümmelte, Avicenna; ja, dieser Mann galt sogar unter den Christen wie unter den Mohammedanern für den ersten Philosophen nach Aristoteles und für den größten Lehrer der Arzneiwissenschaft, und erhielt deshalb bei den Arabern den Beinamen Scheik Rayes d. i. der Fürst der Ärzte. Er war in der Nähe von Bochara geboren, erhielt in dieser Stadt seine Bildung, und ward von dem großen Sulten Mahmud nach Ghazna berufen (s. oben S. 188), folgte aber diesem Rufe nicht, sondern begab sich nach den persischen Ländern, wo er hauptsächlich in den Reichen der Buiden und Ziaden lehrte und wirkte. Er schuf aus Galenus und Mohammed ibn Zaccaria ein neues System der Medicin und Chirurgie, welches er philosophisch zu begründen suchte, und das später mehrere Jahrhunderte hindurch als eine Art Offenbarung abgöttisch verehrt und befolgt wurde. In Hinsicht auf die Philosophie ward er im Occident und Orient gleichsam wie ein Orakel über Aristoteles und Plato angesehen, und sein System der Logik und Metaphysik galt in Asien für das wichtigste. Mehr

der Literatur. Bochara war der Hauptsitz der Blüthe, zu welcher damals die Literatur der Moslemin sich entfaltet hatte, und der Sultan Mahmud berief von dort her außer Avicenna noch drei andere Männer nach Ghazna, deren Werke das Mittelalter in schlechten Übersetzungen fleißig studirte (s. oben S. 188). Von diesen drei leuchtenden Sternen des ghasnawidischen Hofs kennen wir Abendländer den Abu Nasr und Abu Sahal nur wenig, desto besser aber den Abu Rihan, welcher nicht blos Philosoph, sondern auch großer Mathematiker war. Er schrieb eine Theorie der Fixsterne und eine Abhandlung von der Kugelfläche. Auch reiste er, von Mahmud und dessen Nachfolger unterstützt, vierzig Jahre lang in Indien, und verfaßte dann eine allgemeine Geographie, welche von den Gelehrten der späteren Zeit oft angeführt wird.

Zum Schlusse ist noch eine besondere Art von Dichtungen zu erwähnen, mit welcher die allgemeine Literatur im Zeitalter der abbasidischen Khalifen bereichert wurde. Es sind dies die Mährchen. Sie wurden seit Harun al Raschid häufig in Sammlungen vereinigt, von welchen eine, die den Namen Tausend und eine Nacht führt, unter uns am meisten bekannt geworden ist. Von einer anderen Gattung der Literatur, der Fabel, ist es nicht ganz gewiß, ob sie bei den Arabern schon früher entstanden war, oder erst in jener Zeit von Indien her zu ihnen gebracht wurde; denn es gibt zwar arabische Fabeln, welche unter dem Namen des Dichters Lokmann umhergetragen wurden, aber es ist unbekannt, welcher Zeit sie angehören. Dagegen liegt es nach den neuesten Untersuchungen außer allem Zweifel, daß unter den Abbasiden die Fabeln des Bidpai oder, wie sie zusammen genannt wurden, das Buch Kalida und Dimna von Indien her zu den Arabern gebracht wurden und bei ihnen viele Nachahmung fanden, daß also jene Dichtungsart in Betreff der späteren arabischen Zeiten indischen Ursprungs ist. Die übrigen Gattungen der arabischen Poesie können wir übergehen, weil sie dem Geiste der abendländischen Literatur fremd geblieben sind, und für die Geschichte der menschlichen Cultur nur eine geringe Bedeutung haben. Hervorzuheben sind nur die Gedichte von halb erzählendem, halb lehrendem Inhalt, von welchen des Hariri Makamen in Europa am meisten Aufsehen gemacht haben; denn sie sind einigermaßen

mit dem zu vergleichen, was in Spanien, Südfrankreich und Italien manche Dichter der provençalischen Zeit der Literatur verfaßt haben. Originell ist auch des Spaniers Dschiafar ibn Tafael Naturmensch, ein Gedicht, in welchem der Versuch gemacht wird, die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten von der rohesten Thierheit bis zur höchsten Ausbildung historisch durchzuführen.

3. Fernster Osten und fernster Westen in der Blüthezeit der arabischen Cultur.

Als die Samaniden ihren Sitz nach Bochara und Samarkand verlegten, und die uralte persische Bildung von Hochasien mit der neuen arabischen verbunden ward, erhoben sich zwischen der Wüste und dem Gebiete der Buiden Universitäten, große gelehrte Collegien, Bibliotheken, Sternwarten von solchem Umfange und so reich ausgestattet, daß nur wenige Anstalten unserer Zeit die Vergleichung mit ihnen aushalten können. Sogar die rohen Seldschukken, als sie sich der Khalifen und der Herrschaft des Reichs bemächtigten, glaubten, wie die blutigen Tyrannen Italiens im vierzehnten Jahrhundert, Künste und Wissenschaften des Ruhms wegen fördern zu müssen. Nezam el Mulk, der Vezier des zweiten und dritten Seldschukken, stiftete in Bochara, Samarkand, Meru, Nischapur und Herat große Anstalten, in welchen eine bedeutende Anzahl von Gelehrten auf Staatskosten unterhalten wurde. Ebenderselbe gründete in Bagdad eine theologische Akademie, die nach seinem Namen die Netamische genannt wurde, und verwendete so große Summen auf sie, daß sie alles übertraf, was die Khalifen bis dahin für ihre Hauptstadt gethan hatten.

Vor allen anderen Wissenschaften wurden im Osten des Reiches die Mathematik und Astronomie getrieben, und man vervollkommnete dort die Tafeln, auf welche die neuere Astronomie sich gründet. Einer der Astronomen des seldschukkischen Sultans Malek Schah, Omar Chejan, berechnete um das Jahr 1080 zuerst das Sonnenjahr bis auf wenige Secunden richtig, und aus Samarkand stammen die vortrefflichen astronomischen Tafeln in persischer Sprache, die man in unseren Bibliotheken hie und da findet. Selbst bei der schauderhaften Verwüstung von Bagdad um 1258 gedachte der gräßliche Hulagu oder Ilek-Khan der astronomischen

Wissenschaft; denn er wies dem Astronomen Nasireddin eine Stadt in Adserbidschan an, um dort Mathematiker und Astronomen zu versammeln und vollständige Tafeln berechnen zu lassen. Diese Arbeit leitete Nasireddin mit Hülfe des Directors der Sternwarte von Damascus, al Muiad al Aredhi, und der Directoren der Sternwarten von Mosul, Tiflis und Kaswin, al Fakry al Maraghi, al Fakry al Khalathi und Nagmeddin ben Debiran. Auf diese Weise kamen die berühmten, nachher immer mehr vervollkommneten Ilekhanischen Tafeln in zwölf Jahren zu Stande. Sie enthalten nicht blos den Lauf der Planeten, ihre Länge, Breite und Ascensionen, sondern auch Fixsternverzeichnisse, Aeren und Epochen. Wir kennen die ganze Reihenfolge der Lehrer, welche dieser Anstalt und den andern Akademieen in der Tatarei durch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hindurch vorstanden, und Ulugh Begh, einer von Timur's oder Tamerlan's Enkeln, der in Nordindien und einem Theile der Tatarei herrschte, war Beschützer der Männer, welche ein Werk verfertigten, das noch immer gebraucht wird. Sein Lehrer war Salaheddin, der Vorsteher der Anstalt zu Samarkand. Dieser kam zum ersten Mal seit Hipparch's Zeit wieder auf den großen Gedanken, ein vollständiges Fixsternverzeichniß zu machen. Salaheddin starb, ehe die Arbeit vollendet war; aber Gajatheddin Dschemschid, welcher vorher Nasireddin's Tafeln verbessert hatte, vollendete die Arbeit in Verbindung mit seinem Freunde Ali Kuschgi, und auf diese Weise kamen die nach Ulugh Begh benannten Tafeln zu Stande, die erst arabisch und dann persisch verfaßt wurden.

Der persische Geschichtschreiber und Dichter Ferdusi (s. oben S. 188) und sein Gedicht, welches zugleich die älteste Geschichte des Landes geben soll und das Königsbuch oder Schah Nahmeh genannt wird, ist in den neueren Zeiten so oft behandelt, übersetzt und travestirt worden, daß eine Erwähnung hinreicht. Die ganze Dichtung und Erzählung ist so durchaus persisch, daß der Occidentale mit den phantastischen und für uns bombastischen Versen wenig anfangen kann. Wir geben gern zu, daß Ferdusi für die Perser ein Homer sei; allein der abendländische oder nordische Geist kann an persischem Schwulst und orientalischer Regellosigkeit unmöglich Wohlgefallen finden. —

Von der Literatur des äußersten Ostens wenden wir uns zu dem, was im äußersten Westen unter den spanischen Omejjaden für die Wissenschaft und Kunst der Araber geschah. Diese hatten kaum ihren Thron befestigt, als sie in Cordova einen Hof einrichteten, der dem abbasidischen an Glanz, Pracht und Ansehen nicht nachstehen sollte. Zu einem solchen Hofe gehörten nach orientalischen Begriffen auch Dichter, Gelehrte und Künstler, die der Regent durch Freigebigkeit anlocken mußte. Am meisten zeichnete sich in dieser Hinsicht Hakem II. aus. Er zog ganze Schaaren von Gelehrten aus dem fernen Orient herbei, und richtete gleich den Ptolemäern besondere Anstalten ein, in welchen Hunderte von Abschreibern unter Aufsicht der für die Correctur besoldeten Gelehrten Bücher abschrieben. Daß er auf diese Weise die Bibliothek von Cordova auf die Zahl von sechsmalhunderttausend Bänden gebracht haben soll, darf uns nicht zu sehr befremden, da wir ja wissen, daß die Araber stets gewaltig übertreiben; merkwürdig ist aber, daß Hakem selbst in jedes Buch eine Bemerkung über Inhalt und Verfasser und über die Zeit der Abfassung einschrieb. Die Dichtkunst und Bildung wurden in Spanien unter der arabischen Herrschaft so allgemein verbreitet, daß auch das weibliche Geschlecht schrieb und dichtete. Hakem's II. Favorit-Sultanin Kelam ist durch ihre historischen und poetischen Aufsätze bekannt, und wir kennen außerdem eine ganze Reihe von Namen berühmter spanisch-arabischer Dichterinnen. Auch die Musik hob sich unter den Omejjaden in Spanien; Gerbert, der berühmte Lehrer des Kaisers Otto III., schöpfte dort seine musikalischen Kenntnisse, und der Italiäner Guido von Arrezzo, welcher im elften Jahrhundert das sogenannte Solfiren erfunden und in Europa die Noten und das Linienfystem statt der vorher gebrauchten Buchstaben eingeführt haben soll, verdankte diese Erfindungen wahrscheinlich den Arabern in Spanien. Als nachher im elften und zwölften Jahrhundert der Hof von Cordova nicht mehr der Einzige unter diesem Volke war, sondern Granada, Sevilla, Toledo und Valencia mit ihm wetteiferten, zählte man zu einer Zeit, wo die Völker der lateinischen Zunge nirgends eine ordentliche Bibliothek und nur zwei Universitäten hatten, welche diesen Namen verdienten, in Spanien siebenzig große Bibliotheken mit

vielen Tausenden von Büchern und siebenzehn glänzende höhere Lehranstalten.

Unter den Gelehrten von Spanien trat im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ein Deuter und Erklärer des Aristoteles auf, der dem Avicenna gerade entgegenstand, so daß die Anhänger beider Männer sich ebenso bekämpften, wie unter den christlichen Philosophen des Mittelalters die Thomisten und Scotisten. Den langen Namen dieses in Cordova geborenen Arztes und Philosophen, Mohammed Abul Walid Ebn Ahmed Ebn Roschd, haben die Araber in Ebn Roschd, die Christen in Averroës abgekürzt. Selbst die christlichen Schulen nahmen einen Theil seiner Theorieen an, und theilten sich bis ins vierzehnte Jahrhundert in Betreff der Ansichten über das Verhältniß der Seele zum Leibe in Avicennisten und Averroisten. Averroës behandelte ebensowohl den Aristoteles als den Plato, und schrieb ein berühmtes Werk, um die Philosophie des Galenus mit der des Aristoteles zu vereinigen und diesen gegen jenen zu vertheidigen. Etwas später als Averroës lebte der große Botaniker und Naturforscher Ebn Baithar von Malaga, welcher aus Spanien auswanderte, und 1248 als Director der unvergleichlichen botanischen Gärten zu Damaskus starb. Er studirte die Naturwissenschaften, wie sie jetzt studirt werden, durch wissenschaftliche Beobachtung. Er durchreiste alle arabischen Reiche und auch Griechenland, verstand, wie seine Schriften beweisen, die Griechen so zu benutzen, wie sie benutzt werden müssen, und sein Buch über die Pflanzen und über einfache Arzneimittel war lange Zeit auch auf den lateinischen Schulen ein Hauptbuch der gelehrten und philosophischen Ärzte.

In den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, besonders in der Optik und Astronomie, sowie in der Baukunst, verdankt Europa dem mohammedanischen Spanien unendlich viel. Dies ließe sich, wenn es der Zweck dieser Weltgeschichte erlaubte, auf unwiderlegliche Weise darthun; wir wollen uns aber, um verständlich zu bleiben, begnügen, nur einige wenige Andeutungen zu geben. Was die Optik angeht, so ward sie in Deutschland erst vom sechszehnten Jahrhundert an eifrig betrieben, man stützte sich dabei aber, bis die Copernicus, Gallilei, Tycho de Brahe und Kepler neue Wege bahnten, ganz und gar auf die Lehrbücher spanischer Araber.

Das Hauptbuch z. B., Rißner's um 1572 erschienene Encyklopädie der Optik, bestand eigentlich nur aus einer lateinischen Übersetzung der arabisch geschriebenen Optik des Al Hazen. Auch Vitello, welcher wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert lebte, hat aus arabischen Quellen geschöpft, wiewohl er seine Kenntnisse nicht von den spanischen, sondern von den sicilianischen Arabern erhielt. Die Astronomie ward in Spanien mit dem gleichen Eifer getrieben, wie im fernen Osten, und die Beobachtungen und Berechnungen, deren Benutzung im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert die neuere Astronomie ganz plötzlich über alles dasjenige, was die Urzeit, die Griechen, Römer und Araber geleistet hatten, weit hinausrückte, kamen von Spanien aus zu uns. Schon um 1080 verfertigte ein arabischer Astronom zu Toledo die Tafeln, die unter dem Namen der Toledanischen einige Jahrhunderte hindurch für die besten galten. Im dreizehnten Jahrhundert benutzte der castilianische König und deutsche Titularkaiser Alphons X. alle astronomischen Arbeiten der Orientalen, um die sogenannten Alphonsinischen Tafeln, die Grundlage der neueren Astronomie, verfertigen zu lassen. Man gab ihm dafür, statt ihn den Gelehrten zu benennen, unverdienter Weise den Beinamen des Weisen, und da er, was wir übrigens dahin gestellt sein lassen, nicht weniger als viermal hunderttausend Goldstücke auf die Tafeln verwendet haben soll, so ist die ganze Sache allerdings ein Unternehmen, das eines lateinischen und christlichen Regenten würdig war; bei näherer Betrachtung erkennt man aber doch, daß die Christen nur geringen Antheil an diesem Werke hatten. Es wurden allerdings Christen dabei gebraucht, allein die obere Leitung hatten der Ober-Rabbiner von Toledo, Isaak Seid's Sohn, und die arabischen Gelehrten Aben Ragel und al Kabiz. Auch des Ptolemäus Almageſt, welcher im Mittelalter das allgemeine Lehrbuch der Astronomie war (s. Th. IV. S. 440), wurde in Spanien den wissenschaftlichen Fortschritten der Araber gemäß verbessert, und kam in dieser Gestalt zu den Christen, bei welchen er in den lateinischen Schulen des sechszehnten Jahrhunderts als Handbuch gebraucht ward. Diese Verbesserungen wurden von Dscheber ben Afla gemacht.

II. Geschichte der nordischen Völker in der ersten Zeit des Mittelalters.

1. Die Urzeit der skandinavischen Völker.

Die skandinavische Geschichte beginnt, wie die griechische (s. Th. I. S. 169 und 207), mit einem heroischen Zeitalter, dessen Hauptcharakter in Tapferkeit und kriegerischem Sinne bestand, und das mit dem Eindringen einer höheren Art von Cultur zu Ende ging. Während einer solchen Zeit werden die Begebenheiten nur poetisch aufgefaßt und als dichterisch ausgeschmückte Volkssage den Nachkommen überliefert. So reichlich daher auch die aus derselben erhaltenen Nachrichten sein mögen, so wenig ist es doch möglich, aus ihnen den Gang der Dinge im Einzelnen zu ermitteln. Dagegen haben diese Sagen den großen Werth, daß sie uns den Geist und Zustand der Völker, von welchen sie handeln, zu erkennen geben, da in solchen Zeiten die Menschen nur wenig von einander verschieden sind, und Alles einen sehr bestimmten allgemeinen Charakter hat. Nicht also die Fürsten und Helden, deren Thaten die Sage erzählt, sondern der allgemeine Ton und Charakter, den diese poetischen Gestalten haben, ist der Gegenstand für die historische Erkenntniß einer heroischen Zeit.

Soweit die Geschichte und die alten Sagen reichen, finden wir in Skandinavien zwei von einander verschiedene Arten von Völkerschaften, eigentliche Skandinavier oder, wie sie in Deutschland und Frankreich genannt wurden, Normänner und finnische Völker. Beide gehörten zwar dem kaukasischen

Menschenstamme an, die Ersteren bildeten aber eine Abtheilung des germanischen Völkerzweigs, während die Letzteren nicht einmal ein Glied des indo-germanischen Völkerstammes waren (s. Th. I. S. 25), sondern mit einigen anderen Nationen einen besonderen Völkerstamm ausmachten, den man den finnischen nennt. Die bemerkenswerthesten Völker dieses Stammes sind: die Finnen, die Lappländer, die Lieven, die Esthen und die Madscharen oder Ungarn. Nur von dem germanischen Theile der älteren Bewohner Skandinaviens haben sich Sagen aus der Urzeit erhalten, von den dortigen finnischen Völkern dagegen wissen wir nichts, als was in den Erzählungen der Ersteren gelegentlich berührt wird. Aus diesen geht jedoch mit Bestimmtheit hervor, daß die Finnen einst auf einer höheren Stufe der Cultur standen; sie waren früher nicht nur bis in den Süden von Skandinavien und bis tief nach Sibirien hinein verbreitet, sondern sie besaßen auch noch im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung weit mehr Industrie und Wohlstand, als jetzt. Sie wurden von den eingewanderten germanischen Stämmen nach und nach in die unwirthbaren Gegenden des äußersten Nordens zurückgedrängt.

Die skandinavische Sagengeschichte beginnt, wie die aller anderen Urvölker, mit mythischen Erzählungen von den Schicksalen der Götter und von der Entstehung des Menschengeschlechts. Nach der Mythologie der Skandinavier gibt es mehrere große Weltperioden oder mehrere in bestimmten Zeiträumen sich wiederholende Weltschöpfungen, bei denen jedes Mal die frühere Welt vernichtet wird. Diejenige Schöpfung, welcher die Heroenzeit der Skandinavier angehörte, war das Werk der Asen oder der zwölf von jenen verehrten Hauptgötter, an deren Spitze Odin stand. Die Asen wanderten von einem fernen Lande her in Skandinavien ein, zerstörten die frühere Welt, vertrieben die Götter und Riesen derselben an das äußerste Ende der Erde, schufen das Menschengeschlecht, und richteten die Erde oder, wie sie in den skandinavischen Mythen heißt, Manheim d. i. die Heimath der Menschen zum Wohnsitze desselben ein. Von Odin stammen nicht allein die Heldengeschlechter der Skandinavier her, sondern er und seine Asen sind auch die Stifter aller Cultur, sowie jeder Ordnung und Thätigkeit, auf welcher das Glück der Völker beruht. Von diesen

Göttern, deren Namen zum Theil schon oben (Th. IV. S. 185) genannt worden sind, war Thor, der Gott des Donners, der mächtigste und bedeutendste nächst Odin. Er trug als Waffe den Hammer, das Abzeichen des Blitzes und der unüberwindlichen Kraft. Der edelste, gerechteste und sanfteste von allen Göttern aber war nach den Vorstellungen der Skandinavier Balder, welcher kein bestimmtes Amt hatte, und gewissermaßen als das Abbild sittlicher Veredlung angesehen wurde. Die Götter wohnten in der Burg Asgard, welche in der Mitte der Welt lag. Dort ist auch der Palast Walhalla, wo alle im Kampfe fallenden freien Männer um Odin versammelt werden, während alle diejenigen Freien, welche feige eines natürlichen Todes sterben, in Niflheim, der kalten, finsteren Wohnung des Nebels, ein qualvolles Schattenleben führen müssen, die Frauen aber zu der Göttin Freia, die Sklaven zum Gott Thor kommen. Die Helden setzen in Gesellschaft der Götter ihr kriegerisches Leben fort, sie kämpfen und jagen mit einander, zur Stunde des Mahles aber kehrt jeder von ihnen, der im Kampfe gefallen, ins Leben zurück, sie schmausen und zechen dann zusammen in heiterer Lust, während Bragi, der Skalde oder Barde der Götter, ihnen von den Heldenthaten der Vorzeit singt. Übrigens verehrten die Skandinavier ihre Götter nicht blos, wie die Germanen in Deutschland, unter freiem Himmel, sondern auch in Tempeln. Der berühmteste von diesen und zugleich einer der ältesten war der hölzerne Tempel von Upsala. Nach der skandinavischen Mythologie kommt einst auch für Odin's Welt die Stunde des Untergangs. Die früheren Götter und Riesen kehren aus ihrer Verbannung zurück, und es entsteht ein furchtbarer Krieg zwischen ihnen und den Asen. Die Sterne verschwinden, ein schrecklicher Wolf verschlingt Sonne und Mond, alle Götter, Riesen und Menschen sinken im Kampfe hin, und ihre Leichen bedecken die Erde. Doch geht die Welt nicht für immer unter, der edle Balder und einige andere Götter leben wieder auf, es entsteht eine neue, schönere Erde, und ein besseres Geschlecht von Menschen wird zur Bewohnung derselben geschaffen. Dieser Glauben an eine spätere Veredlung der Welt und die Verehrung des Gottes Balder zeigen, daß die nordische Mytho-

logie, ungeachtet des Furchtbaren, Schreckhaften und kriegerisch Rohen ihrer Gebilde, auch einen sittlichen Gehalt in sich trug.

Eben solche Vorstellungen von reinerer und besserer Art gibt das Leben der Skandinavier zu erkennen, obgleich dieses wegen der vorherrschenden kriegerischen Richtung sehr roh war und im Laufe der Zeit immer mehr verwilderte. Krieg, Jagd und Waffenübung waren die Beschäftigungen des nordischen Helden. Kein Edler arbeitete, sondern er ließ Ackerbau und Viehzucht durch seine Sklaven verrichten. Er selbst glaubte sich nur für den Gebrauch der Waffen geboren, führte von Jugend auf ein kriegerisches Leben, und fand außerdem nur an der Jagd, an den heiteren Genüssen der Trinkgelage und an den poetischen Erzählungen früherer Heldenthaten Wohlgefallen. Diese Reize eines halbwilden Lebens füllten seine ganze Seele aus. Die Erzählungen, mit welchen der Sänger die versammelten Krieger unterhielt, waren in einer Hinsicht von denen der alten Griechen sehr verschieden; denn wie nach den religiösen Ansichten der Skandinavier die göttlichen Gewalten mit sich selbst und mit den Kräften der Natur im Streite lagen, so hatten auch ihre Heldensagen einen düsteren und traurigen Grundzug; diese drehten sich nämlich nicht blos um Kampf und Sieg, sondern meistens auch um die Schuld und den schrecklichen Untergang gepriesener Helden. Ein ebenso auffallender Unterschied zwischen beiden Völkern zeigt sich in der Gleichgültigkeit der Skandinavier gegen das Leben. Sie schlugen, im Gegensatz mit den heiteren Griechen, den Werth desselben sehr gering an, und setzten die höchste Ehre nicht nur in Tapferkeit, sondern auch in kalte Todesverachtung. Man hielt sogar den Tod durch Krankheit oder durch Altersschwäche für schimpflich, und tödtete sich, um demselben auszuweichen, lieber durch eigene Hand; die Todesqualen aber mit lachendem Munde zu ertragen, war der größte Stolz des Helden. Manchmal ging ein Krieger sogar, ohne irgend eine Vertheidigungswaffe und mit Ablegung seiner Kleider in den Kampf. Man nannte diese bis zu einer Art von Raserei gesteigerte Tapferkeit die Berserker-Wuth, und hatte den Glauben, daß ein solcher Muth unbesiegbar sei. Bei einem Volke von so rohem und wildem Sinne waren gegenseitige Befehdungen der Nachbarstämme und abenteuerliche Raubzüge in entlegene Länder eine ganz na-

türliche Erscheinung; und da bei den Skandinaviern ebenso, wie bei allen anderen kriegerischen Stämmen, die noch auf einer niederen Stufe der Cultur stehen, die Blutrache als eine heilige Pflicht angesehen ward, so fehlte es auch nicht an erblichen Familienfeindschaften. Doch bestand für die Zeit der Götterfeste, in welcher man sich zu gemeinschaftlichen Opfern, zu Berathschlagungen und zum Rechtsprechen versammelte, ein Waffenstillstand oder eine Art Gottesfriede, und die Tempel gewährten dem Verfolgten stets eine Freistätte für seine Person. Die Raubzüge gingen von tapferen Männern fürstlichen Geschlechtes aus, an welche sich eine Schaar von Freiwilligen anschloß; denn ein eigentlicher Volkskrieg konnte nur in Folge des Beschlusses aller freien Männer begonnen werden. Die Zunahme der Bevölkerung und die immer größer werdende Rohheit machten diese kühnen Unternehmungen im Laufe der Zeit immer häufiger. Das Erstere und die damit verbundene öftere Hungersnoth hatten ihren Grund hauptsächlich in der großen Fruchtbarkeit der Ehen bei den alten Skandinaviern. Außerdem wirkte aber zur Vermehrung der Raubfahrten auch noch der Umstand mit, daß das väterliche Besitzthum nur an Einen Sohn vererbt zu werden pflegte, daß also die anderen Söhne sich selbst eines suchen und erkämpfen mußten. In Folge dieser verschiedenen Verhältnisse wurden Auswanderungen und Raubzüge so häufig, daß zuletzt eine allgemeine Sitte und ein förmliches Handwerk daraus ward. Wie innig sie mit dem ganzen Charakter des skandinavischen Lebens und Wesens zusammenhingen, kann man aus den herrschenden Vorstellungen über das Leben nach dem Tode ersehen. Die Normänner hatten nämlich den Glauben, es sei nicht gut arm zu Odin zu fahren, und je mehr erworbene Schätze der Todte mit auf den Scheiterhaufen nehme, um so größer sei sein Genuß in Walhalla. Übrigens beschränkten sich die Raubzüge anfangs auf die gegenseitige Beraubung der verschiedenen skandinavischen Stämme; später aber wurden sie vorzugsweise gegen fremde und entfernte Länder gerichtet. Die Führer nannten sich, je nachdem sie ihre Züge zu Land oder zu Wasser machten, Heerkönige oder Seekönige. Die Raubfahrten zur See oder die sogenannten Wikingszüge wurden bald vorherrschend, und führten die

Skandinavier nach den deutschen Küsten der Nordsee, nach Britannien, nach den Orkaden und Farör-Inseln, nach den Niederlanden, nach Frankreich, nach Spanien und Portugal, ja sogar bis über die Straße von Gibraltar hinaus. Das Boot, dem man sich auf diesen Fahrten anvertraute, war ein leichter Kahn, welcher höchstens hundertzwanzig Mann faßte; nicht selten erlag es der Gewalt der Stürme und Meereswellen, aber der Untergang auf der See ward dem Heldentode im Kampfe gleich geachtet. Die Fahrzeuge hatten meistens keine Segel, sondern wurden durch etwa fünfzehn Ruder fortbewegt; sie waren oft schön gearbeitet, mit Kupfer oder Eisenblech beschlagen und mit Bildern ausgeschmückt. Das dreizehn Ellen lange Ruder war der Prüfstein der Kraft; wer es nicht führen konnte, durfte nicht mitziehen. Zu einem Seezuge vereinigte man zwölf bis hundert Schiffe. Die Raubfahrer plünderten nicht blos die Seeküste, sondern sie fuhren auch auf Flüssen bis tief in das Innere des Landes; wurde ihnen durch Feinde die Rückkehr ins Meer versperrt, so schleppten sie ihre Fahrzeuge mit der gemachten Beute auf den Schultern in einen andern Strom, und fuhren auf diesem in die See zurück. Am stärksten wurden diese Raubzüge im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung getrieben. Sie verschafften den Skandinaviern Überfluß an Lebensmitteln, sowie viele Sklaven und Kostbarkeiten, und brachten manches Handwerk und manche Kunst in ihr Land. Übrigens setzten die Skandinavier neben diesen kühnen Seefahrten auch ihre Raubzüge zu Lande fort, und bei ihrem erstaunlichen Unternehmungsgeiste, ihrer wachsenden Begierde nach Abenteuern, ihrer außerordentlichen Körperkraft und Abhärtung wird man es begreiflich finden, daß sie schon früh auch durch Rußland drangen, sich seit dem Beginne des sechsten Jahrhunderts den Anwohnern des schwarzen Meeres bekannt machten, und unter dem Namen Waräger (d. i. wörtlich Söldner) Dienste bei den griechischen Kaisern nahmen, deren Leibwache lange Zeit vorzugsweise aus ihnen bestand. Wie der Skandinavier das eigene Leben geringschätzte, ebenso galt ihm in seiner kriegerischen Rohheit auch das Leben Anderer nichts. Er war hart und grausam gegen die Feinde, die er kämpfend besiegte, oder deren Land er raubend durchzog, und brachte, wiewohl freilich nicht häufig, seinen Göttern auch

Menschenopfer dar. Zu diesen Opfern wurden nicht nur Gefangene, Sklaven und Todesverbrecher bestimmt, sondern bei außerordentlichen Unglücksfällen opferte auch wohl ein Vater seinen Sohn oder eine Völkerschaft ihren König. Außerdem hatte bei den Skandinaviern, wie bei den älteren Griechen und Römern und bei allen heidnischen Völkern überhaupt, der Vater das Recht, sein neugeborenes Kind auszusetzen, und von diesem Rechte, das man aber richtiger ein Herkommen oder eine Sitte benennt, ward bei misgestalteten Kindern fast immer Gebrauch gemacht.

Die angegebenen Charakterzüge und Sitten der Skandinavier oder Normänner bezeichnen einen äußerst rohen Zustand der Empfindungen, wie er dem wilden kriegerischen Leben eigenthümlich zu sein pflegt; die Normänner verwilderten sogar gegen das Ende ihrer heroischen Zeit noch weit mehr. Sie erlaubten sich auf ihren Seezügen zuletzt die ärgsten Gräuelthaten, und mishandelten, was bei germanischen Völkern sonst selten war, sogar die Weiber der Beraubten auf eine wahrhaft thierische Weise. Nichts desto weniger waren sie kein Volk von rohen Wilden, sondern sie zeichneten sich vielmehr, wie alle Germanen, besonders in ihrer früheren Zeit durch einige Züge von besserer Art aus. Diese Züge bestanden in der bei ihnen schon früh eingeführten Beschränkung der Blutrache, in ihrer Treue gegen übernommene Verpflichtungen, in der Ehre, die sie zum Unterschied von allen nicht-germanischen Barbaren den Frauen erwiesen, und in dem edleren Sinne, der sich in ihrer Liebe zur Dichtkunst und zum Theil auch in dem Inhalte ihrer Gesänge zu erkennen gibt. Die Skandinavier sahen zwar die Blutrache als eine heilige Pflicht an, und hielten bei einem Morde den nächsten Verwandten des Erschlagenen für verbunden, diesen durch den Tod seines Mörders zu rächen; allein sie hatten dabei, zum Unterschied von den Arabern und anderen Völkern, einen sehr wohlthätigen Gebrauch eingeführt, der mit einer alt-germanischen Vorstellung zusammenhing, nach welcher die Strafe als ein Ersatz des durch den Verbrecher angestifteten Schadens angesehen wurde. Es war nämlich bei ihnen angenommen, daß die Blutrache erfüllt sei, sobald der Mörder den Verwandten des Getödteten eine Buße an Geld oder Geldeswerth entrichtet habe, die nach vorgenommener Schätzung

dem Werthe des Letzteren entsprach. Die Treue in Worten und Gesinnungen war unter den Skandinaviern so groß, daß selbst ein ihnen sehr abgeneigter christlicher Schriftsteller aus der ersten Zeit des Mittelalters sagt: schonungslos bis zum gegebenen Worte zu sein, aber dieses nicht leicht zu brechen, sei der Skandinavier einzige Tugend. Der Eid war bei ihnen zu allen Zeiten ein heiliges und starkes Band, und der Verrath gehörte zu denjenigen Verbrechen, welche mit dem Leben bestraft wurden und nicht, wie die meisten anderen Vergehungen, durch eine Geldbuße gutgemacht werden konnten. Von ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Führer kann der Umstand als Beispiel dienen, daß nicht selten einzelne Männer, wenn ihr Fürst in der Schlacht gefallen war, sich selbst ins Schwert stürzten, um den Tod desselben nicht zu überleben. Ebenso fest und innig waren die Waffenverbrüderungen, welche zuweilen zwischen zwei Helden geschlossen wurden; sie waren stets mit dem Gelübde verbunden, daß der Überlebende den Tod des Anderen rächen wolle, und dieses Gelübde verpflichtete den Ersteren sogar seinen nächsten Verwandten zu erschlagen, im Falle dieser seinen Verbündeten getödtet hatte. Die Stellung der Frauen war zwar nicht die nämliche, wie bei den meisten anderen germanischen Völkern; allein man hatte doch schon in der frühesten Zeit die Ehe eingeführt, und unterschied sie stets ehrend von unehelichen Verbindungen. Freilich war und blieb dies der einzige Vorzug, den das skandinavische Weib hatte, bis beim Untergange der heroischen Zeit das Christenthum andere Grundsätze und Sitten brachte. Der Mann war Herr und Gebieter der Seinigen, er durfte ungetadelt Kebsweiber neben seiner Gattin halten, während diese bei Todesstrafe zur Treue gegen ihn verpflichtet war, und die unehelichen Kinder waren nicht von allem Erbe ausgeschlossen. Indessen waren Nebenweiber selten, sie kamen nur bei einzelnen Angesehenen vor, und erlangten niemals die Rechte des Eheweibes. Die Poesie endlich war bei den Normännern die einzige selbstständige Regung des geistigen Lebens, doch ward sie nicht, wie bei den Griechen, ein Bildungsmittel, durch welches diese Stämme zu fortschreitender höherer Cultur entwickelt wurden. Auch standen die Normänner den Griechen an Sinn für Schönheit und Eben-

maß weit nach. Dagegen fehlte es den Gesängen der Ersteren weder an Fülle und Lebendigkeit der Bilder, noch an Kraft und Schwung der Phantasie und an großartiger Einfachheit, und ihre Dichter ehrten nicht nur den Heldentod des Tapferen, sondern oft auch die Thaten der Gerechtigkeit, der Treue und der Milde mit dem Lohne des Ruhms. Doch bilden Kämpfe, Schlachten und Kriege den Angelpunkt, um den sich ebenso die Poesie, wie das ganze Leben der Normänner, drehte. Die Skalden oder Dichter waren, wie die Sänger der griechischen Heroenzeit, hochgeehrt, ihre Kunst ward selbst von Fürsten geübt. Auch leitete man den Ursprung der Dichtkunst von Odin, dem mythischen Begründer aller Cultur, her. Die Gedichte wurden nur durch mündliche Überlieferungen aufbewahrt, obgleich man wahrscheinlich schon in früher Zeit eine Schrift hatte. Diese, die Runenschrift genannt, scheint nur zu Zaubermitteln und zu Inschriften gebraucht worden zu sein. Sie bestand aus geraden Strichen, welche durch ihre Stellung von einander unterschieden wurden, und erhielt sich noch sehr lange in die christliche Zeit hinein, ja, bei weitem die meisten noch übrigen Denkmale derselben gehören sogar dieser Zeit an.

Das skandinavische Volk war in eine Anzahl kleiner Stämme oder Völkerschaften aufgelöst, welche von je einem König beherrscht wurden, und wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfielen. Die Beherrscher der Letzteren hießen Jarle, sie waren dem König untergeben, und hatten ihrerseits wieder die Herfen oder die Häuptlinge kleinerer Districte unter sich. Die Königswürde war erblich, und hatte ungefähr dieselbe Bedeutung, wie bei den Germanen in Deutschland (s. Th. IV. S. 184): der König war Oberpriester, höchster Richter und Oberfeldherr, über ihm aber stand als höchste Macht der Thing oder die Versammlung aller freien Männer, welche zugleich das höchste Gericht und den Reichstag bildete. Die Könige waren, wie in Deutschland, nur dann mächtig, wenn sie sich ein großes Gefolge (s. Th. IV. S. 185) zu bilden vermocht hatten. Daraus und aus der Verwandtschaft mit dem Herrscherhause entstand ein gewisser Vorzug, der aber nicht auf dem Rechte, sondern blos auf der Meinung beruhte; denn von einem eigentlichen Erbadel findet sich in der

heroischen Zeit Skandinaviens keine Spur. Noch weniger war an eine Priesterkaste oder auch nur an einen besonderen Priesterstand zu denken; das Opfer konnte auch der König, der Jarl, der Herse, überhaupt jeder Vorsteher einer Gesammtheit verrichten.

Dies war der Zustand der Skandinavier in ihrer heroischen Zeit, in Betreff deren jedoch die überlieferten Sagenberichte nicht weit über Christi Geburt hinausreichen. Die Hauptunterschiede derselben von der ähnlichen Zeit des griechischen Volkes sind bereits früher (Th. I. S. 214 f.) angedeutet worden. Von den Charakterzügen, auf welchen diese Verschiedenheit beruhte, war die Wanderungslust der alten Skandinavier der für die Geschichte der Menschheit bedeutendste. Indessen veranlaßte diese nicht, wie unter den Germanen in Deutschland, Auswanderungen von ganzen Völkerschaften, obgleich man Skandinavien schon zur Zeit der Völkerwanderung die Wiege und Werkstätte der Nationen (vagina nationum et officina gentium) nannte; jene häufigen, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Züge bestanden vielmehr, soweit der Blick in die dunkeln Zeiten Skandinaviens zu dringen vermag, blos aus Raubfahrten einzelner Schaaren, die sich zu einer solchen gemeinschaftlichen Unternehmung verbunden hatten. Der Hauptgrund derselben aber ist theils in dem abenteuerlichen Sinne der Normänner, theils in öfters eintretender Hungersnoth zu suchen. Im neunten Jahrhundert, wo die Raubzüge der Normänner und ihre Niederlassungen in anderen Ländern am häufigsten wurden, kam noch die Unzufriedenheit mit der Erweiterung der Königsgewalt hinzu. —

Die Geschichte der ältesten Zeit der Skandinavier wird von der Sage hauptsächlich mit Erzählungen von dem Herrschergeschlecht der Ynglinger ausgefüllt. Diese herrschten in Schweden, welches von zwei später mit einander verschmolzenen germanischen Völkern, den Gothen und den Schweden, bewohnt ward. Schon zur Zeit der letzten Ynglinger wird auch ein dänisches Reich erwähnt, dessen Herrschersitz in Ledra auf der Insel Seeland war. Im siebenten Jahrhundert ging das Geschlecht der Ynglinger unter, und an die Stelle desselben trat die von Iwar Widfame d. i. dem Weitumfassenden gestiftete Dynastie. Dieser König herrschte der Sage nach nicht nur über Schweden und

Dänemark, sondern er soll sich auch fast alle südlichen Küstenländer der Ostsee unterworfen haben. Noch berühmter, als Iwar, war sein Tochterenkel, Harald Hildetan d. i. der Kriegszahn, sowie sein Urenkel, Sigurd Ring, und dessen Sohn, Ragnar Lodbrok. Von diesen Königen berichtet die Sage viele Abenteuer und Heldenthaten, am meisten aber von Ragnar Lodbrok; doch läßt sich daraus nichts für die zusammenhängende Geschichte gewinnen. Ragnar Lodbrok ward besonders berühmt durch seine kühnen Seezüge und durch seinen Heldentod. Er fiel, nachdem er mehrere Raubfahrten nach England und Schottland gemacht hatte, zuletzt in die Hände seiner Feinde, ward in eine Schlangengrube geworfen, und starb in derselben mit heldenmüthiger Ausdauer eines qualvollen Todes. Es hat sich aus späterer Zeit ein Todtengesang erhalten, der dem sterbenden Helden in den Mund gelegt ist, und in welchem er mit ungebeugtem Sinne seiner Feinde und der von ihnen bereiteten Todesqualen spottet.

Auch was die Sage von anderen Fürstenhäusern und ihren Unternehmungen berichtet, ist seinem historischen Werth nach nicht zu sichten. Im neunten Jahrhundert treten zwei besonders wichtige Ereignisse ein: die Raubfahrten nach den Ländern des Ostens und Westens wurden häufiger und furchtbarer, und das Christenthum begann in Skandinavien einzudringen. Dieses Zusammentreffen erschwerte der christlichen Religion den Zugang zu den Normännern; denn jene Züge fachten den wilden, abenteuerlichen Sinn dieser Völkerschaften von neuem in hohem Grade an, und gewährten denselben leicht erworbene Reichthümer und Lebensgenüsse, während das Christenthum die einträglichen Raubfahrten nach christlichen Ländern untersagte, und für die Freuden des Walhalla nichts darbot, was den verwilderten Helden als Ersatz hätte dienen können. Übrigens knüpft sich der Anfang der sicheren Geschichte Skandinaviens an die beiden angeführten Erscheinungen.

Seit dem Jahre 777 kam Karl der Große, in Folge seiner Kriegszüge gegen die Sachsen, mit dem jütländischen Könige Siegfried in Berührung, an welchen sich der sächsische Herzog Wittekind mehrmals um Hülfe wandte. Auch gegen Siegfried's Nachfolger, Gottfried, zogen die Franken zu Felde, und als bald nach dem Tode desselben Thronstreitigkeiten unter den Prinzen

des königlichen Hauses ausbrachen, wandte sich einer von diesen, Harald Klak, an Karl's Sohn, Ludwig den Frommen, um Hülfe (814). Er erhielt die gewünschte Unterstützung, und gelangte in den Besitz der Herrschaft, die er jedoch mit zwei Söhnen Gottfried's theilen mußte. Er erlaubte dafür den Franken die Absendung christlicher Missionäre, an deren Spitze der Erzbischof von Rheims, Ebbo, stand. Auf diese Weise wurden vom Jahre 823 an in Harald's Reich mehrere Heiden bekehrt, und dieser selbst ließ sich 826 mit seinem Sohne zu Mainz taufen. Bei seiner Heimkehr nahm er zur Fortsetzung des von Ebbo begonnenen Werkes den heiligen Ansgarius mit. Dieser berühmte Missionär war ein Mönch des Klosters Corbie in der Picardie gewesen, und im Jahre 823 in das neue Kloster Corvei versetzt worden, welches Ludwig der Fromme an der Weser gestiftet hatte. Er errichtete in Süd-Jütland eine Schule von zwölf größtentheils erkauften Knaben, um sie zu Bekehrern ihres Volkes zu bilden. Seine Wirksamkeit war jedoch unbedeutend, weil Harald's Unterthanen den neuen Glauben haßten, und er selbst noch einige Male aus dem Lande vertrieben ward. Ansgar trotzte allen Hindernissen und Schwierigkeiten, und verdiente sich dadurch den Namen Apostel des Nordens, den man ihm später gegeben hat. Er wußte sogar Harald's Mitkönig, Horich oder Erich I., einen der Söhne Gottfried's, wenn auch nicht für seine Lehre, doch wenigstens für seine Person zu gewinnen. Im Jahre 829 wagte er sogar, zur Bekehrung der Heiden nach Schweden zu reisen, wo damals ein König des Namens Biörn herrschte. Er ward von diesem wohlwollend aufgenommen, verweilte ein ganzes Jahr in Schweden, taufte einige Einwohner, und soll dem Christenthume unter Andern auch einen Mann vom Hofe gewonnen haben, welcher bald nachher die erste skandinavische Kirche bauen ließ. Nach seiner Rückkehr aus Schweden ward er vom Kaiser zum Erzbischof ernannt, und dem zur Bekehrung des Nordens neu errichteten Bisthum Hamburg vorgesetzt. Mit einem Eifer und Muth, wie ihn die Geschichte des Christenthums nur bei den Glaubensboten der ersten Zeiten des Mittelalters zeigt, setzte Ansgar sein schwieriges Werk fort; die Neubekehrten wurden aber von ihren Landsleuten mishandelt, Harald fiel vom Glauben

wieder ab, und im Jahr 845 mußte Ansgar selbst vor einer Schaar Dänen fliehen, welche zu Schiffe nach Hamburg kam, die Stadt plünderte und niederbrannte, und viele Einwohner tödtete oder in die Gefangenschaft schleppte. Dreizehn Jahre später ward Ansgar's Ansehen und Einfluß dadurch sehr vermehrt, daß Pabst Nikolaus I. das Bisthum Bremen, dessen letzter Besitzer sich gegen den Apostel des Nordens stets feindlich gezeigt hatte, für immer mit dem Bisthume Hamburg vereinigte. Übrigens blieben beide Bisthümer zwar für immer vereinigt, der erzbischöfliche Sitz ward aber in späterer Zeit wieder nach Bremen verlegt.

Ansgar, welcher unterdessen noch einmal nach Schweden gereist war, und dort dem Christenthum theils durch seine persönlichen Bemühungen, theils durch abgeschickte Missionäre mehr Eingang verschafft hatte, war seitdem auch bei den Dänen glücklicher. Erich sah nämlich seine Macht durch Nebenbuhler bedroht, und Ansgar wußte dieses Verhältniß geschickt zu benutzen, indem er den dänischen König auf den Werth einer Verbindung mit den Deutschen aufmerksam machte, einen Frieden zwischen ihm und König Ludwig dem Deutschen zu Stande brachte, und dadurch bei dem Ersteren immer mehr Vertrauen und Einfluß gewann. Jetzt wurden viele Dänen bekehrt, und Erich erlaubte sogar, daß zu Schleswig eine Kirche, die erste im heutigen Dänemark, erbaut wurde. Alle diese Erfolge schienen aber wieder zu schwinden, als nach Erich's Tode (854) die Räthe seines jungen Sohnes, Erich's II., ihre ganze Macht gegen die neue Lehre und ihre Bekenner richteten. Indessen gelang es dem gewandten Bischof bald, auch bei diesem Fürsten so viel Einfluß zu gewinnen, daß nicht nur die Verfolgungen wieder aufhörten, sondern auch die Erbauung einer zweiten Kirche (zu Ripen) erlaubt wurde. Im Jahre 865 starb Ansgar. Wie schwach die Wurzeln waren, die das Christenthum zu seinen Lebzeiten im Norden geschlagen hatte, und wie wenig, ungeachtet der Bekehrung einzelner Fürsten, eine Verbindung zwischen den Skandinaviern und den christlichen germanischen Staaten hergestellt war, beweisen die furchtbaren Gräuelthaten, die sich einige dänische Fürsten während der nächsten Jahrzehnte auf ihren Raubfahrten nach diesen Staaten erlaubten. Im Jahre 881 z. B. verwandelte eine dänische Raubschaar das

ganze zwischen Schelde und Somme gelegene Land in eine Brandstätte. Einige Jahre nachher hausten diese wilden Räuber auf noch schrecklichere Weise an den Ufern der Seine und bis nach Burgund hin.

Der von Ansgar und seinen Nachfolgern in Schleswig und Jütland ausgestreute Saame wurde völlig ausgerottet, als zu Ende des neunten Jahrhunderts Gorm der Alte, welcher ursprünglich nur Beherrscher von Seeland und Schonen gewesen war, alle anderen Fürsten aus Dänemark verjagte und das ganze Land unter seinem Scepter vereinigte. Gorm haßte das Christenthum und seine Bekenner, ließ diese qualvoll tödten, und vertilgte die neue Lehre in seinem Reiche. Auch in Schweden, wohin sich außer Ansgar's nächstem Nachfolger in siebenzig Jahren kein Missionär wagte, scheint das Christenthum damals größtentheils wieder erloschen zu sein. Übrigens knüpft sich unter Gorm die Geschichte Dänemark's auf eine engere und zuverlässigere Weise an die deutsche an. Gorm reizte nämlich durch einen Einfall in Friesland den tapferen deutschen König Heinrich I. zum Kriege, dieser drang um 934 siegreich in Jütland ein, zwang den Dänen zu einem Tribut, und stellte die deutsche Grenzprovinz wieder her, welche unter dem Namen der dänischen Mark wahrscheinlich schon von Karl dem Großen eingerichtet worden war. Auch zwang er den Dänen-König, daß er einem deutschen Bischofe erlaubte, das Christenthum in seinem Lande von neuem zu predigen. Gorm's Sohn und Nachfolger, Harald Blauzahn, der seinem Vater um 936 in der Regierung nachfolgte, blieb der deutschen Zinspflichtigkeit so lange getreu, bis er von anderen Seiten her freie Hand erhielt. Er zog am Anfang seiner Regierung den Normännern zu Hülfe, welche sich einige Jahrzehnte früher in der nach ihnen benannten Normandie niedergelassen hatten und von dem damaligen Könige von Frankreich bedrängt wurden. Dann benutzte er die Lage der Dinge in Norwegen, um dieses Land seinem Reiche einzuverleiben.

In Norwegen zählte man früher, ohne die vielen Jarle, welche kaum ihren Oberherrn gehorchten, etliche dreißig kleine Könige; außerdem gab es in allen Theilen des Landes trotzige Männer, welche einsam mit ihren Knechten lebten, und weder

irgend einem Menschen unterworfen sein wollten, noch einen andern Schutz als von ihrem eigenen Arm verlangten. Auch die Herren der Inseln und Vorgebirge oder die sogenannten Inselkönige erkannten niemand über sich. Dieser rohe und verwirrte Zustand des Lebens mußte endlich, wiewohl freilich nur langsam, der Cultur und einer geordneten Regierung weichen; der Anfang dazu fällt in dieselbe Zeit, in welcher Gorm der Alte die dänischen Länder mit einander vereinigte. Schon vorher hatte sich nämlich einer der Könige im südlichen Norwegen, Halfdan, der sein Geschlecht von den Ynglingern herleitete, sechs oder sieben kleine Herrschaften unterworfen. Sein Sohn, Harald Haarfagr d. i. Schönhaar, ein Zeitgenosse Gorm's des Alten, ging auf der betretenen Bahn weiter fort, und eroberte nach und nach ganz Norwegen. Dieser glückliche und schnelle Erfolg seiner Unternehmungen ist bei einem so kriegerischen und tapferen Volke überraschend, zumal da Harald den Widerstand gegen seine Herrschaft dadurch noch verstärkte, daß er allen besiegten Fürsten ihren Privatbesitz nahm und ihren Unterthanen schwere Steuern auferlegte; allein da in Skandinavien damals jeder kühne und tapfere Führer Tausende an sich lockte, welche unbekümmert um sein Recht ihm für reiche Beute und Belohnung gern dienten, so konnte Harald leicht eine Menge Krieger zusammenbringen. Außerdem vermehrte er durch jede gemachte Eroberung die Zahl seiner Vasallen, und zugleich hatten die ihm unterworfenen Könige den Vortheil, daß sie im Vertrauen auf seine Macht jetzt selbst größeren Druck üben konnten, als früher. Indessen fehlte es nicht an entschlossenen Männern, denen die ererbte Freiheit lieber war, als Leben und Gut, und die deshalb auswanderten, um sich in fremden Ländern die Möglichkeit eines unabhängigen Daseins zu verschaffen. In Folge davon ward Harald's Herrschsucht die Veranlassung zu vielen neuen normännischen Colonieen. Island, die Farör-Inseln, die Orkaden und die Shetlands-Inseln wurden damals theils entdeckt, theils neu bevölkert; ganze Schaaren flüchteten sich auf die dänischen Inseln; Andere fuhren nach England, Schottland und Irland, wo sich schon früher Skandinavier niedergelassen hatten; der König Rolf schiffte mit vielen seiner Leute nach Frankreich, wo er das oben erwähnte Herzog-

thum der Normandie gründete, und vielleicht gelangten die kühnen skandinavischen Seefahrer damals auch schon nach Grönland.

Es ist nöthig, bei dieser Gelegenheit der Entdeckung und ersten Besetzung von Island ausführlicher zu gedenken, weil dieselbe später für die skandinavische Geschichte sehr wichtig wurde. Die Insel Island ward nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen schon zu Ende des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Irländern entdeckt. Um das Jahr 861 landete der erste Normanne, Nadodd, daselbst; die erste Niederlassung auf Island aber fand im Jahr 874 Statt, und zwar unter Anführung der beiden Norweger Ingulf und Leif. Bald folgten ihnen Andere nach, und die Insel ward einer der Zufluchtsorte für alle diejenigen, welche niemand über sich erkennen wollten. Aus diesem Grunde wurde dort auch gleich anfangs ein Freistaat eingerichtet, und zwar ein streng aristokratischer, weil nur Fürsten und Herren durch solche Beweggründe zur Auswanderung getrieben wurden. Bei der Abhärtung und Entbehrung, an welche die alten Skandinavier von Jugend auf gewöhnt waren, konnte die nördliche Lage der Insel für diese nichts Abschreckendes haben, zumal da Island damals noch beträchtliche Waldungen enthielt, sich zum Getraidebau eignete, und ein Klima hatte, welches wenigstens nicht kälter war, als das der nördlichen Striche von Norwegen. Heut' zu Tage kommen daselbst bekanntlich außer strauchartigen Birken keine Bäume mehr fort, und die einzigen Erzeugnisse des Ackerbaues sind Kartoffeln, Kohl und Rüben, woran theils das Verschwinden der Wälder, welche einst die Stürme brachen und die Luft während des Winters feuchter erhielten, theils auch das vielleicht seitdem eingetretene südlichere Vordringen des Polar-Eises schuld sein mag. Übrigens bildeten auch in der alten Zeit die Viehzucht, der Vogelfang und die Fischerei die Haupterwerbsquellen auf der Insel, man konnte auch damals das dort häufig geländete Treibholz nicht entbehren, und Hungerjahre werden schon in der ersten normannischen Zeit erwähnt. Bereits um das Jahr 1000 ward das Christenthum auf der Insel allgemein eingeführt. Dessen ungeachtet erhielt sich auf Island die alte skandinavische Poesie und Sagenwelt, ja, sie lebte dort gewissermaßen von neuem auf. Wißbegierde, Wohlgefallen

an Lectüre und Liebe zu historischen Erzählungen wurden und blieben bis auf den heutigen Tag die Haupt-Charakterzüge der Isländer, und das Großartige, Romantische und Abenteuerliche der alten Sagen ersetzte dem Bewohner einer armen und kalten Insel den ihm versagten Reiz und Genuß der Natur. Isländer bildeten daher auch die Mehrzahl der Skalden, welche später noch an den christlichen Höfen von Skandinavien die Thaten der Vorzeit erzählten, und auf Island wurden die beiden großen Sagensammlungen verfertigt, welche den Namen der älteren und der jüngeren Edda führen, und die Hauptquelle der skandinavischen Sagengeschichte sind. Sämund, welcher 1133 starb, verfaßte die eine, Snorre Sturleson, welcher 1241 starb, die andere. Noch heut' zu Tage bilden die Erzählungen aus der alten Landesgeschichte bei den Isländern einen Lieblingsgegenstand der Unterhaltung, und die Liebe zum Lernen und zum ernsten Lesen ist, wenn man Genf ausnimmt, nirgends so allgemein verbreitet, als auf dieser Insel. Auch von Island aus machten die kühnen Normänner Seezüge. Im Jahre 932 oder 982 wurde durch Erik Rauda Grönland entdeckt, und schon 986 ließen sich daselbst die ersten Colonisten aus Island nieder.

Die Normänner, welche vor Harald Haarfagr aus Norwegen geflohen waren, suchten sich an ihrem Feinde durch öftere Raubfahrten nach der alten Heimath zu rächen. Dadurch sah sich Harald bewogen, von Zeit zu Zeit auch sie in ihren neuen Wohnsitzen aufzusuchen. Auf einem dieser Züge trat er in England mit dem angelsächsischen König Athelstan in Verbindung, welchem er zehn Jahre vor seinem Tode seinen jüngsten Sohn, Hako den Guten, zur Erziehung zusandte. Die anderen Söhne Harald's waren schon zu seinen Lebzeiten mit einander in Zwist gerathen; er glaubte daher gut zu handeln, wenn er jedem von ihnen ein erbliches Fürstenthum anwiese, und dem ältesten außerdem noch die Würde eines Oberkönigs gäbe, er machte aber dadurch ihren Zwiespalt nur noch größer. Sein ältester Sohn, Erich, welcher wegen der Ermordung zweier Brüder den Beinamen Blutaxt erhielt, folgte ihm als Oberkönig um das Jahr 936 nach. Dieser tödtete zwei von seinen Brüdern, und verjagte die anderen, bereitete sich aber durch sein Verfahren noch im Todes-

jahre des Vaters seinen Sturz. Bei seinem wilden und grausamen Sinne gab er nämlich die Politik Harald's auf, welcher die Rechte gewisser Jarle und Herſen zu schonen gesucht hatte. Einer von diesen Vasallen, der Jarl von Drontheim, Sigurd, ermunterte Hako den Guten zu einem Angriffe auf Norwegen. Hako erschien, von seinem Pflegevater unterstützt, Alles fiel ihm zu, und Erich mußte die Flucht ergreifen. Der Letztere begab sich nach England, wo er bald nachher starb, seine Söhne aber fanden bei dem dänischen Könige Harald Blauzahn Aufnahme. Hako war in England getauft und christlich erzogen worden, und suchte das Christenthum in seinem Reiche einzuführen. Er erbitterte aber sowohl dadurch, als auch durch sein Bestreben, das Land vermittelst neuer Gesetze und Ordnungen zu heben, seine Unterthanen, die ihn anfangs mit Freuden aufgenommen hatten; selbst seine ungemein große Tapferkeit, wegen deren ihn später die Skalden, obgleich er ein Christ war, doch als einen Helden des Walhalla verherrlichten, erregte nur Bewunderung, aber keine Zuneigung, weil sie nicht mit Raubsucht verbunden war, also die Untergebenen nicht zu Plünderungen führte. Erich's Söhne, welche ihres Vaters blutgierigen Sinn besaßen, fanden daher leicht einen Anhang, als sie von Dänemark her den verhaßten König angriffen. Mehrere Male wurden sie von Hako, der sie sogar in Dänemark aufsuchte, zurückgejagt, endlich aber fiel dieser in einer bereits gewonnenen Schlacht (um 951). Erich's Söhne theilten sich in den Besitz von Norwegen. Ihre Herrschaft dauerte nicht lange. Sie erschlugen den Jarl Sigurd, welcher Hako den Guten gerufen hatte, und der Sohn desselben, Hako der Reiche, nahm seine Zuflucht zum dänischen Könige Harald Blauzahn, der ihn ebenso, wie vorher Erich's Söhne, gern aufnahm und unterstützte, weil er aus den norwegischen Händeln Vortheil zu ziehen hoffte. Von Harald unterstützt, verjagte Hako (um 960) die Söhne Erich's, und ward als Vasall des dänischen Königs Herr von Norwegen.

Bald nachher gerieth Harald Blauzahn mit seinem eigenen Oberlehensherrn, Otto dem Großen, in Zwist. Er war, obgleich ihn Hako in diesem Kriege unterstützte, dem mächtigen deutschen Kaiser nicht gewachsen, erlitt eine Niederlage, und mußte nicht

allein von neuem Otto's Oberherrschaft anerkennen, sondern sich auch zur Annahme des Christenthums bequemen. Auch Hako ward dazu gezwungen, fiel aber bald wieder von dem neuen Glauben, sowie von seinem bekehrten Oberherrn ab. Der Verlust von Norwegen war nicht der einzige Nachtheil, welchen Otto's des Großen Zug den Dänen brachte; Harald wagte gleich nach dem Tode seines Besiegers einen Krieg gegen dessen Sohn und Nachfolger, Otto II., er war auch damals unglücklich, und dies führte nicht nur eine weitere Verbreitung des Christenthums in Dänemark herbei, sondern in Folge davon auch einen Zwist zwischen Harald und seinem Sohne, Sueno dem Glücklichen. Der Letztere war zwar zugleich mit seinem Vater getauft worden, und Otto der Große selbst hatte bei ihm Pathenstelle vertreten; Sueno entsagte aber dem Christenthume wieder, und erhielt dadurch die Unterstützung aller Heiden im Lande und aller derer, welche die neue Lehre gezwungen angenommen hatten. Er ergriff die Waffen gegen seinen fast achtzigjährigen Vater, dieser erlag im Kampfe, und starb bald nachher (986). Sueno, welcher gleich nach seinem Regierungsantritt die Christen seines Landes mit Härte verfolgte, ward später durch Eroberung Herr von England; wir müssen daher hier die skandinavische Geschichte abbrechen, und uns zunächst der Betrachtung der früheren Zeiten Britanniens zuwenden.

2. Geschichte der brittischen Inseln bis auf Sueno den Glücklichen.

Obgleich wir über den Zustand der alten heidnischen Britten nur sehr dürftige Nachrichten besitzen, so kennen wir doch auch bei demjenigen Theile derselben, welcher in Schottland und Irland wohnte, eine heroische Zeit. Indessen gehören die uns aus ihr überlieferten Sagen und Lieder nicht den ersten Anfängen der brittischen Geschichte an, sondern entweder der späteren Zeit der römischen Herrschaft oder den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Völkerschaften, von welchen sie herrühren, waren nicht, wie die Skandinavier, von germanischer Abkunft, sondern sie bildeten, wie alle Ureinwohner der brittischen Inseln, ein Glied des celtischen Völkerzweigs (s. Th. III. S. 18 f.). Die Überreste

ihrer Sagen bestehen in Liedern, welche in der hochschottischen oder gaelischen Sprache abgefaßt und unter dem Namen Ossian's, des berühmtesten schottischen Barden, zusammengetragen sind. Diese Gesänge zeigen uns in Schottland und England unter einem Theile der Völker, welche bei den Römern Pikten, Skoten und Kaledonier hießen, eine dem griechischen und skandinavischen Heroenthume ähnliche Heldenzeit; aber auch aus ihrem Inhalte kann keine Geschichte, sondern blos die Kenntniß des allgemeinen Zustandes der älteren Bewohner jener Länder geschöpft werden. Ja, selbst in dieser Hinsicht können wir den Erzählungen von der schottischen und irischen Urzeit keinen festen Boden abgewinnen, weil die ganze Darstellung derselben in einen poetischen Halbschatten gehüllt ist, der keinen sicheren Blick zuläßt, und weil jene Lieder nicht in ihrer ersten Gestalt auf uns gekommen sind, sondern im Munde der Nachkommen mannichfache Änderungen erlitten haben. Die Ossianischen Lieder besingen die Kämpfe Fingal's, Oskar's, des zugleich als Helden und als Sängers ausgezeichneten Ossian und anderer Edlen von Morwen und Erin mit den tapferen Kriegern von Lochlin. Wenn wir diesen für uralt ausgegebenen Poesieen mehr traueten, als wir zu thun wagen, so könnten wir Ossian's sentimentale Helden im glänzenden Contrast gegen die rohen Skandinavier aufführen; wir scheuen uns aber, Dichtkunst und Geschichte zu vermengen. Was man indessen auch von den poetischen Urkunden der Schotten halten mag, so läßt sich nicht läugnen, daß die Bewohner des nördlichen Schottlands Heldenmuth ohne Rohheit, poetische Schwärmerei und Melancholie mit einfachen Sitten vereinigten, und daß ihre Helden an Ossian einen Homer gefunden haben.

Das südliche Schottland und das heutige England hatten in den letzten Jahrhunderten des Alterthums eine der schönsten römischen Provinzen gebildet, die Bewohner derselben hatten römische Cultur angenommen, und auch das Christenthum war unter ihnen schon früh allgemein verbreitet worden. Das Land bedurfte übrigens stets einer gehörigen Besatzung zum Schutze gegen die räuberischen und armen Pikten und Skoten, welche zwar den kriegerischen Muth, nicht aber die freundliche und hochherzige Sinnesart von Ossian's Helden besaßen. Dieser Schutz wurde

im Laufe der Zeit immer nothwendiger, weil die Britten durch die Künste des Friedens mehr und mehr verweichlichten, und sich daher nicht selbst zu vertheidigen vermochten. Sie kamen in Folge davon in große Noth, als zur Zeit der Völkerwanderung die Römer ihre Truppen von der Insel zurückzogen, und es den Bewohnern Britanniens überließen, nach ihrem Gutdünken die Regierung zu bestellen und die nöthigen Schutzmaßregeln zu treffen. Die sich selbst überlassenen Britten theilten damals ihre Insel in eine Anzahl Districte, und untergaben dieselben eben so vielen Häuptlingen als erblichen Regenten. Bald nachher verdrängte einer dieser kleinen Fürsten, Vortigern, die Übrigen, und warf sich zum Herrn des ganzen Landes auf. Er war jedoch nicht im Stande, sich zugleich im Besitze seiner neuen Herrschaft zu behaupten und das Land gegen die wilden Pikten und Skoten zu schützen. Er sah sich deshalb nach fremder Hülfe um, und glaubte dieselbe am sichersten bei den auf der deutschen Küste der Nordsee wohnenden Sachsen zu finden. Diese waren den Britten schon längst als kühne Seeleute und Räuber bekannt geworden. Ihr Land war nämlich damals noch nicht wie jetzt durch Dämme gegen das Meer geschützt, sondern es ward von diesem zur Zeit der Fluth und im Herbste stets überschwemmt, die Sachsen wohnten daher, wie noch heut' zu Tage die Bewohner mancher kleinen Inseln an den Küsten von Jütland und Schleswig, auf Hügeln, welche gleichsam im Meere selbst künstlich errichtet waren. Auch lebten sie von Kindesbeinen an mehr in Kähnen, als auf dem Boden der Erde. Als gewandte Seefahrer fanden sie es bei dem unvollkommenen Zustande der römischen Seemacht leicht, an den Küsten von Gallien und Britannien zu landen und sich durch Raub einen besseren Lebensunterhalt zu verschaffen. Die spätere römische Regierung hatte sich dadurch genöthigt gesehen, eigene Seegrafen in der Nordsee zu bestellen. Dem neuen brittischen Könige Vortigern dagegen schienen die räuberischen Sachsen weniger furchtbar zu sein, als die Pikten und Skoten. Er wandte sich an einige ihrer Führer um Hülfe gegen die Letzteren, und that das Nämliche, was einst ein egyptischer König in ähnlicher Lage gethan hatte (s. Th. I. S. 71). Wie dieser sich gegen seine Nebenbuhler und gegen sein Volk dadurch half, daß er griechische und

karische Seeräuber in sein Land aufnahm, so schloß Vortigern mit Hengist und Horsa, zwei sächsischen Führern, einen Vertrag, kraft dessen ihnen und ihren Schaaren eine kleine englische Insel zum Wohnsitz eingeräumt wurde, unter der Bedingung, daß sie die Vertheidigung des Landes gegen seine räuberischen Nachbarn im Norden übernähmen (449).

Eine Zeitlang ward der von Vortigern beabsichtigte Zweck erreicht; bald bemerkten aber die Sachsen, deren Zahl sich durch die Ankunft neuer Schaaren fortwährend vermehrte, daß sie den blos mit den friedlichen Geschäften des bürgerlichen Lebens beschäftigten Britten an Kraft weit überlegen seien. Sie machten daher trotzige Forderungen, und als man ihnen diese nicht gewährte, fingen sie an das Land zu besetzen, zu dessen Beschützung man sie gerufen hatte. Sie traten zuletzt sogar mit den Pikten und Skoten in Verbindung, und vertrieben die Britten nach und nach aus allen ebenen Gegenden der Insel. Die Eroberung des Landes ward ihnen um so leichter, da zwischen ihren Kräften und denen der Britten ein großes Misverhältniß bestand. Sie selbst wurden nämlich nicht nur beständig durch neu ankommende Schaaren ihrer Landsleute verstärkt, sondern der Krieg war auch von Hause aus ihre eigentliche Beschäftigung, und die Gleichheit ihres Wesens und Treibens vereinigte sie zu einer geschlossenen Macht. Die Britten dagegen waren durch die neu eingerichtete Regierungsverfassung unter einander in Zwietracht gerathen, sie erkannten in ihrem verweichlichten Zustande die Verfeinerung des Lebens und die bürgerliche Behaglichkeit als das Höchste der Güter, nicht als Mittel zu demselben, und ihre Geistlichen, anstatt den Christen Frieden unter einander zu predigen und sie zum Vertheidigungskampfe gegen die Heiden anzufeuern, verwickelten sie in die unseligen Streitigkeiten über Dogmen, und vermehrten so die Parteiungen. Erst als die Britten aus allen ebenen Gegenden ihrer Insel verdrängt waren, fanden sie in den Gebirgen des Westens die durch das frühere Wohlleben verlorene Kraft wieder. Dort, d. h. in dem heutigen Wales und Cornwallis, begannen sie daher auch einen nachdrücklicheren Kampf gegen die Sachsen. Sie wurden dabei von den Bewohnern der Bretagne unterstützt, welches Land theils schon vor dem Untergange des

römischen Reiches, theils neuerdings durch ausgewanderte Britten besetzt worden war, und davon seinen heutigen Namen erhalten hat. Bald wagten sich sogar die Britten wieder aus den Gebirgen hervor, und es schien eine Zeitlang, als wenn sie die ihnen entrissene Herrschaft in Britannien wieder erlangen würden. In dieser vorübergehenden Zeit ihrer Ermannung zeichneten sich zwei Männer, der Britte Arthur und Ambrosius, der Sprößling eines in Britannien angesiedelten römischen Geschlechtes, am meisten durch Tapferkeit aus. Beide führten den Oberbefehl über die Britten, der Erstere bis zum Jahre 508 oder 515, der Zweite von da an bis 542. Beide Helden, besonders Arthur, wurden deshalb vorzugsweise berühmt, und wenn ihnen auch das Schicksal nicht vergönnte, ihrem Vaterlande die Freiheit bleibend zu erringen, so sind doch ihre Thaten als ein Muster ritterlicher Kämpfe in den Gesängen und Chroniken der Nachkommen glänzend verherrlicht und über die Thaten aller anderen im Mittelalter besungenen Helden, selbst Karl's des Großen, erhoben worden. Ihre Geschichte ist dadurch freilich zugleich dem Gebiete der Wirklichkeit entrückt worden und den fabelnden Ausschmückungen der romantischen Dichtkunst anheim gefallen. Besonders wurden auf Arthur von den Dichtern der folgenden Zeiten nicht nur die tapfersten Kriegsthaten übertragen, sondern man hat ihm auch, den späteren Sitten des Ritterthums gemäß, glänzende Feste, große Tourniere und die Stiftung einer aus erlesenen Rittern bestehenden Tafelrunde angedichtet. „Auf diese Weise ward, wie sich ein Geschichtschreiber des Mittelalters trefflich und würdig ausdrückt, das Andenken eines Mannes in fabelhafte Träume eingehüllt, welcher das ächte, schlichte Lob der Geschichte verdient hätte; denn er hielt lange Zeit sein wankendes Vaterland aufrecht, und gab dem gebrochenen Muth seiner Landsleute neue Kraft." Nach Arthur's Tode trennten sich die Britten von Wales und Cornwallis in viele kleine Herrschaften; sie blieben zwar noch eine Zeitlang unabhängig, allein an eine Behauptung ihrer Freiheit oder gar an eine Wiedereroberung des Verlorenen war nicht zu denken. Die Sachsen dagegen setzten sich für immer in dem brittischen Lande fest, welches davon später nach den Anglen, einem der eingewanderten sächsischen Stämme, den Namen England

erhalten hat, sowie man die Eroberer selbst, zum Unterschied von ihren Stammverwandten in Deutschland, Angelsachsen zu nennen pflegt.

Die Sachsen bildeten in England keineswegs ein einziges Reich, sondern ihre einzelnen Schaaren und Führer gründeten besondere Staaten. Da die Zahl derselben zuletzt sieben betrug, so hat man sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der angelsächsischen Heptarchie oder Siebenherrschaft zusammengefaßt. Diese Staaten waren Kent, Sussex oder Süd-Sachsen, Wessex oder West-Sachsen, Essex oder Ost-Sachsen, Northumberland, Ostanglen und Mercia. Eigentlich waren es aber acht Reiche, weil Northumberland anfangs während längerer Zeit in die zwei Staaten Deira und Bernicia geschieden war, und man würde daher auch alle zusammen richtiger die Oktarchie oder Achtherrschaft nennen. Verfassung und Gesetze waren die nämlichen, wie sie in der früheren Heimath der Sachsen gewesen waren, wodurch dann die im Lande zurückgebliebenen und den Eroberern unterworfenen Britten doppelt zu leiden hatten. Auch ward das Germanische herrschend, indem die Angelsachsen die römische Cultur und Sprache mit dem Christenthume in ihrer neuen Heimath ganz ausrotteten; sie behaupteten dadurch ihren alten National-Charakter, während die in Italien und Spanien eingedrungenen Germanen römische Bildung und Sitte annahmen, und in Folge davon nach und nach in den sogenannten romanischen Charakter übergingen.

Schon hundertfünfzig Jahre nach dem Eindringen der Angelsachsen in England wurde das Christenthum auf die Insel zurückgebracht und unter den neuen Bewohnern derselben eingeführt. Diese wichtige Veränderung ging weder von den an der Westgrenze des angelsächsischen Landes wohnenden freien Britten, noch auch von den nächsten südlichen Nachbarn, den Franken in Gallien, aus. Die Ersteren wurden durch Haß und Feindschaft von den Angelsachsen, besonders von ihren Höfen und vom weiblichen Geschlechte, ohne welches das Christenthum in keinem Lande feste Wurzeln geschlagen hat, zurückgehalten. Die rohen Franken aber besaßen selbst kaum einen dunkeln Schein der Wahrheit, sie waren also auch nicht im Stande andere Völker zu belehren. Unter

diesen Umständen ist es als eine wunderbare Fügung der Vorsehung anzusehen, daß zu Ende des sechsten Jahrhunderts der römische Bischof Gregor der Große auf den Gedanken kam, Missionäre nach England zu senden; denn der Begriff des Pabstthums als einer leitenden Oberbehörde der Christenheit existirte zu jener Zeit noch nicht, Gregor wurde deshalb hierbei blos von rein persönlichen Beweggründen getrieben, und sein Entschluß ist um so überraschender, da er sein Auge auf ein so weit entferntes Land warf. Er soll zuerst durch den Anblick einiger schönen Angelsachsen, die man auf dem Sklavenmarkt in Rom zum Verkaufe feil bot, auf diesen Gedanken gebracht worden sein; wie es sich aber auch damit verhalten mag, gewiß ist jedenfalls, daß nur durch seinen rastlosen Eifer eine Anzahl römischer Mönche, an deren Spitze der nachherige erste Bischof von Canterbury, Augustinus, stand, zu dem schwierigen Versuche einer Bekehrung der Angelsachsen bewogen wurden (596). Befördert ward das Unternehmen dieser Mönche dadurch, daß der damalige König von Kent, Ethelbert, der sich alle angelsächsischen Fürsten mit Ausnahme des Königs von Northumberland unterworfen hatte, mit der fränkischen Prinzessin Bertha vermählt war. Er hatte bereits viele Jahre mit dieser christlichen Gemahlin gelebt, ohne daß er nur entfernt daran dachte, Christ zu werden, als ganz unerwartet die von Gregor gesandten Mönche im Lande erschienen. Anfangs glaubte er Zauberer in ihnen zu sehen, und hütete sich deshalb nach den unter seinem Volke herrschenden Vorstellungen, mit ihnen anders als unter freiem Himmel zu sprechen; durch Zureden seiner Gemahlin ward er aber überzeugt, daß ihr Eifer, so weit entfernten Nebenmenschen eine ihrem Glauben nach Segen bringende Lehre anzubieten, Dank verdiene. Er erlaubte ihnen daher, öffentlich im Lande zu predigen, und ihre Bemühungen hatten einen ungemein schnellen und ausgedehnten Erfolg. Selbst Ethelbert ließ sich im Jahre 597 taufen.

Diese im Vergleich mit der Einführung des Christenthums in Skandinavien überraschend schnelle Verbreitung desselben unter den kriegerischen Angelsachsen ist hauptsächlich dem milden, freundlichen Wesen der römischen Missionäre und der verständigen Art, mit der sie zu Werke gingen, zuzuschreiben. Wenn man das

Wesen und Benehmen dieser Mönche mit dem Charakter der brittischen Geistlichen in Wales und Irland vergleicht, so wird man einsehen, daß die Letzteren sich nicht zu Aposteln des Glaubens bei den Angelsachsen geeignet hätten, und daß allein Gregor's Entschluß, italiänische Mönche zu schicken, dem Christenthume bei diesem Volke Eingang verschaffen konnte. Die Ersteren hatten in ihrer felsigen und nebeligen Heimath ganz den Charakter jener Menschen angenommen, welche Ossian's Gesänge uns darstellen: sie waren Leute, die ihre Gedanken stets über die vorübereilende Gegenwart hinausrichteten, und das Leben mit allen seinen Genüssen um eines zukünftigen Gutes willen verachteten, welches sie nicht etwa blos hofften, sondern im Geiste bereits recht eigentlich schauten. Sie zeichneten sich durch ihre äußerst strenge Klosterzucht, durch ihre fast unglaubliche Beschränkung auf die einfachsten Lebensbedürfnisse und durch die emsige Betriebsamkeit, mit der sie von ihrer Hände Arbeit lebten, vor den schwärmerischen und trägen Mönchen südlicher Länder aus. Dieser Geist war früher den brittischen Christen lange Zeit fremd geblieben, er hatte erst dann Eingang bei ihnen gefunden, als der heilige Patrik, der Begründer des Christenthums in Irland, um das Jahr 432 die römische Ansicht vom Mönchthum einführte, worauf dann durch irische Mönche, welche die Bewohner von Südschottland bekehrten und sich unter den Britten in England, sowie unter den Franken in Frankreich niederließen, der strengste klösterliche Sinn auch in diese Länder gebracht wurde. Welch ein Geist dies war, kann aus einigen wenigen Angaben über die Disciplin und das Leben in den beiden Klöstern Bangor in Irland und Wales erkannt werden. Dort bildeten die Mönche ganze Ortschaften, sie waren in sieben Abtheilungen gebracht, von welchen keine weniger als dreihundert Klosterbrüder enthielt, diese mußten nicht allein häufige Fasten und andere Entbehrungen erdulden, sondern auch alles, was sie zum Leben brauchten, im Schweiß ihres Angesichts erarbeiten; ihre Einrichtung war militärisch streng, und die bei ihnen üblichen Strafen bestanden fast insgesammt in Schlägen, welche selbst für unbedeutende Versehen ausgetheilt wurden; wer z. B. beim Essen vergaß, ein Kreuz über dem Löffel zu machen, bekam sechs Hiebe, wer sein Ölfläschchen fallen ließ,

zwölf, wer es umzuhängen versäumte, fünfundzwanzig. Bei einer solchen Zucht wird der Mensch freilich gut, aber auch, wenn er Abt ist, hartnäckig. Dagegen wirkten diese Mönche auch fördernd für den Anbau des Bodens; sie machten manche öde oder verwilderte Gegend urbar. Was aber noch weit wichtiger ist, ihre Klöster wurden bei dem ernsten Sinne, den ein solches Leben und der brittische Himmel erweckten, auch Sitze der Gelehrsamkeit und Bildung und Pflanzschulen für die Lehrer der germanischen Stämme. Deutschland und Frankreich besonders verdanken den irischen und brittischen Mönchen in dieser Hinsicht ungemein viel. Diese Verdienste fallen jedoch erst in die folgende Zeit. Übrigens konnte die strenge Zucht und die finstere, harte Lehre jener Mönche wohl bei den brittischen Nachkommen der alten Gallier leicht Eingang finden, da bei diesen vielleicht noch Vieles von der Erziehung ihrer Druiden oder heidnischen Priester übrig war, welche als besonderer Stand im Volke einen gewissen Einfluß besessen, und die jungen Leute ein trockenes Gedächtnißwissen gelehrt hatten. Dagegen mußten die wilden, an zügellose Freiheit gewöhnten Sachsen durch solche Glaubensboten von der neuen Lehre zurückgeschreckt werden. Für sie waren die mit Freundlichkeit und verständiger Rücksicht auftretenden italiänischen Missionäre die besten Verkündiger des Christenthums; denn diese wandten die strengen Enthaltsamkeitsvorschriften der christlichen Mönchsmoral nur auf sich selbst an, und erweckten dadurch bei den Sachsen Aufmerksamkeit und Achtung, gegen die Neubekehrten aber verfuhren sie mit der größten Milde und Nachsicht, so daß sie von den kirchlichen Pflichten und Gebräuchen so viel nachgaben, als nur irgend nachgegeben werden konnte. Sie würden noch weit mehr Gutes gestiftet haben, wenn sie nicht aus Sectengeist den ohnehin schon heftigen Haß der Sachsen gegen die Britten so sehr gesteigert hätten, daß jene in ihren Kriegen mit diesen sich berechtigt glaubten, die Menschenliebe zu verläugnen, um die Feinde ihres Glaubens zu vernichten. Freilich sahen auch die Britten, von gleichem Sectengeist getrieben, die bekehrten Sachsen wegen der Verschiedenheit in unbedeutenden Gebräuchen nicht als Glaubensbrüder an. Übrigens nahmen bald auch die brittischen Mönche

an der Verbreitung des Christenthums unter den Angelsachsen Theil, indem sie für dasselbe in Northumberland thätig auftraten.

Das Christenthum machte in England sehr schnelle Fortschritte, und schon sehr früh wurden die beiden ältesten bischöflichen Sitze, zuerst der von Canterbury und dann der von York, gegründet, welche bis zum heutigen Tage die vornehmsten Bisthümer der englischen Staatskirche geblieben sind. Zwar fielen Ethelbert's Sohn und Nachfolger, Eadbald, und sein Neffe, der König von Essex, wieder vom Christenthum ab, und verfolgten die Lehrer desselben, weil sie von ihnen für sich selbst Vergünstigungen verlangten, die das christliche Gesetz durchaus nicht gestattete; allein die Gemüther der Angelsachsen waren unter dem Himmel Englands den Ahnungen einer höheren Leitung der Dinge und der inneren Bangigkeit vor derselben zu sehr zugänglich geworden, als daß sie das Christenthum, nachdem es ihnen durch die Erzählungen von Wundern und Engeln, durch die Bilder von Paradies und Hölle und durch die Veranschaulichung einer sinnlich dargestellten göttlichen Regierung der Welt nahe gebracht worden war, wieder hätten aufgeben können. Höchst wichtig und folgenreich war der Umstand, daß die ersten christlichen Könige der Angelsachsen den Geistlichen nicht allein die inneren Angelegenheiten der Kirche ganz überließen, sondern ihnen auch besondere Rechte und Freiheiten gewährten. Die Bischöfe erlangten dadurch einen sehr bedeutenden Einfluß im Staat. Dagegen ward die durch den neuen Glauben hergestellte Verbindung mit Rom, wo damals von der Cultur des klassischen Alterthums immer noch am meisten übrig war, den Angelsachsen selbst höchst nützlich; doch trat dieser Vortheil erst später ein, weil die Rohheit der angelsächsischen Sitten noch zu groß war, und durch die vielen kleinen Kriege, welche die einzelnen Staaten theils unter einander, theils mit den Britten und Hochschotten zu führen hatten, genährt und verstärkt wurde. Vom Ende des siebenten Jahrhunderts an ward jene Verbindung erst recht innig und wirksam. Damals kam bei den angelsächsischen Königen die für die Belebung der Bildung in England sehr einflußreiche Sitte auf, in den letzten Jahren ihres Lebens das Büßergewand anzulegen und eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen. Die Könige, welche dies thaten, gehören fast

insgesammt zu den bedeutenderen; denn auch bei den Angelsachsen bewährte sich die Wirkung des brittischen Klima's, und man hat dort, wie schon Ossian's Gedichte zeigen, zu allen Zeiten den Sinn für Waffenehre und Nachruhm mit dem lebendigen Gefühle der Unbeständigkeit und Nichtigkeit alles Irdischen zu verbinden gewußt. Im achten Jahrhundert schickte man viele junge Leute nach Rom, um daselbst ihre Bildung zu empfangen, diese hatten in einer der Vorstädte von Rom eine besondere Schule oder Akademie, es wurde nachher zugleich für ihren Unterricht und für die Verpflegung angelsächsischer Pilger sogar eine regelmäßige jährliche Beisteuer eingeführt, und England erhielt seitdem tüchtig gebildete Geistliche, von welchen manche, wie z. B. Karl's des Großen Freund Alkuin, auch für die Verbreitung der höheren Cultur in anderen Ländern bedeutend wurden. Übrigens ward aus jener Steuer, deren Ertrag man unter die unmittelbare Verwaltung des römischen Bischofs stellte, später ein eigentlicher Tribut an diesen, welcher unter dem Namen des Petrospfennings im ganzen Lande der Angelsachsen entrichtet wurde; sie ward von den Häusern aller derer, welche über dreißig Schillinge Einkünfte hatten, erhoben, diese steuerten von je dreißig Schillingen jährlicher Einnahme einen Schilling.

Die Darstellung der Schicksale und Verhältnisse der sieben angelsächsischen Reiche bis zu ihrer Vereinigung in ein Ganzes gehört der allgemeinen Geschichte nicht an. Diese Vereinigung geschah durch den König Egbert von Wessex im Anfang des neunten Jahrhunderts, nachdem früher zuerst Kent, dann Northumberland und nachher Mercia das Übergewicht gehabt hatten; doch begriff Egbert's Reich das Land Mercia nicht mit in sich, dieses ward vielmehr erst später mit den übrigen Ländern der Angelsachsen vereinigt. Der wichtigste allgemeine Charakterzug, welcher die Geschichte der Angelsachsen bis auf Egbert's Zeit auszeichnet, ist der diesem Volke innewohnende Sinn für bürgerliche Ordnung, der es sogar schon im ganz rohen Zustande seiner Cultur einzelnen Fürsten sehr leicht machte, die inneren Angelegenheiten durch gesetzliche Bestimmungen zu ordnen. Wir sehen daher unter den Angelsachsen früher und häufiger, als unter anderen Völkern, einzelne Fürsten mit solchen Bestrebungen auftreten. So

stellte z. B. Edwin von Northumberland um 620 nicht allein die seit der Besitznahme Englands vergessenen alten sächsischen Gesetze wieder her, sondern er sorgte auch die für die polizeiliche Sicherheit und sogar für die Bequemlichkeit der Reisenden in seinem Lande. Noch merkwürdiger aber ist das, was König Ina von Wessex (688—726) that. Dieser gab nämlich sehr verständige, den Sitten seines Volkes entsprechende Gesetze, hob die zur Cultur und Bildung dienenden Anstalten, und suchte mit weisem Sinne durch Heirathsverbindungen zwischen den Sachsen und den unterworfenen Britten eine Verschmelzung beider Nationen zu Stande zu bringen, welche vorher so wenig möglich gewesen war, daß die Angesehneren unter den Sachsen, anstatt Brittinnen zu heirathen, sich lieber heidnische Weiber aus ihrem alten Vaterlande jenseit des Meeres holten. Diese Bestrebungen einzelner Könige hatten freilich nicht insgesammt Bestand, und durch die ewigen Kriege der Angelsachsen ward die Rohheit immer wieder von neuem angefacht; allein sie zeigen doch in Verbindung mit der fortwährenden Liebe der Angelsachsen zur Poesie und mit dem bei ihnen schnell steigenden Interesse an Unterricht und Kirche, daß unter diesem Volke ein ganz anderer Sinn und Geist lebte, als z. B. unter den barbarischen Franken jener Zeit. Auch in England hören wir zwar, wie im fränkischen Reiche, von Mordthaten, Völlerei, Wollust und anderen Lastern, aber es zeigt sich daneben doch auch etwas Höheres, während bei den damaligen Franken kaum ein Lied ertönte.

Egbert, mit welchem wir die Darstellung der angelsächsischen Geschichte in ihrem Zusammenhange beginnen, hatte als junger Mann aus seinem Lande Wessex fliehen müssen, weil die ihm rechtmäßiger Weise gebührende Herrschaft von einem der Großen, Britherich, geraubt worden war. Er begab sich damals an Karl's des Großen Hof, und kehrte erst bei Britherich's Tode wieder zurück. Er ward sogleich von seinem Volke als Herrscher anerkannt (800), und wußte sich durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und durch die glückliche Fügung der Umstände auch die übrigen angelsächsischen Reiche zu unterwerfen (gegen 827). Er ist deshalb der erste Regent, an dessen Namen sich die Geschichte von ganz England anknüpfen läßt; auch soll zuerst zu seiner Zeit dieser Namen des Landes aufgekommen sein.

Seine Regierung würde auch der Anfang von Englands Größe gewesen sein, wenn die Insel nicht gerade um dieselbe Zeit mehr, als alle anderen Länder, von jenen Räubern heimgesucht worden wäre, welche nicht lange nachher für Frankreich ebenso furchtbar wurden. Unter seinem nächsten Vorgänger hatten nämlich die Normänner oder, wie sie in der englischen Geschichte insgesammt genannt werden, die Dänen ihre Raubfahrten nach England begonnen; denn was die skandinavischen Sagen von früheren Fahrten dahin berichten, kann sich nur auf Schottland und auf das angrenzende Northumberland beziehen. Unter Egbert blieb das Land lange Zeit von diesen Räubern verschont; endlich aber erschienen sie mehrere Jahre hinter einander in großer Menge. Obgleich im Kampfe mit ihnen nicht immer glücklich, schlug Egbert sie doch mehrere Male, und wendete die von ihnen her drohende Gefahr ab. Auch gegen die Britten in Wales machte er glückliche Züge. In Betreff der inneren Angelegenheiten seines Reiches darf man nicht unbeachtet lassen, daß er nicht in allen von ihm unterworfenen Staaten die Könige vertrieb, und ebenso wenig die Witenagemot's oder diejenigen Versammlungen aufhob, in welchen die Könige mit ihrem Adel gewisse allgemeine Angelegenheiten beriethen und entschieden. Egbert's Alleinherrschaft in England beruhte also nicht auf einer eigentlichen Einverleibung aller seither neben Wessex bestandenen Reiche. Unter diesen Umständen war es sehr zu beklagen, daß das Schicksal ihm einen kräftigen Nachfolger versagte, der im Stande gewesen wäre, die neu errichtete Monarchie aufrecht zu erhalten; denn da die unterworfenen Fürsten und Völkerschaften ihre frühere Unabhängigkeit nicht vergessen konnten, so war unter einem schwachen Regenten an Kraft der Regierung und an Einheit in den Maßregeln nicht zu denken, und dies mußte in einer Zeit, wo die Gefahr vor den wilden Dänen immer größer wurde, ebenso viel Unglück über England bringen, als die Schwäche der letzten Karolinger über Frankreich und über die Niederlande verbreitete.

Egbert starb im Jahre 836, nachdem er seinem älteren Sohne, Ethelwulf, das Reich ungetheilt übergeben hatte. Dieser war von Natur schwach und träge, und hatte, da er in einem Kloster aufgewachsen war, eine ganz mönchische Erziehung erhalten. Seine

Regierung litt daher gerade an den Mängeln, welche in einem neu gegründeten Reiche und beim Kampfe gegen mächtige äußere Feinde die schlimmsten sind. Er hatte die Herrschaft kaum übernommen, als er sie mit seinem ältesten Sohne Athelstan theilte. Dieser starb zwar bald, allein die Kraft der Regierung wurde dadurch keineswegs wiederhergestellt; denn Ethelwulf erregte durch die Vorliebe für seinen vierten und jüngsten Sohn, Alfred, die Eifersucht der beiden Brüder desselben, während zugleich einerseits die unterdrückten Könige Empörungsversuche machten, und anderseits die verheerenden Einfälle der dänischen Räuber das Reich in Verwirrung brachten. Die Letzteren, welche immer häufiger erschienen, wurden damals aus verschiedenen Gründen gefährlicher, als vorher. Ethelwulf sprach nämlich gegen die Meinung seiner Räthe alle Geistlichen und ihre Unterthanen vom Kriegsdienste frei, und beraubte sich dadurch selbst eines großen Theiles seiner Kräfte; an ein allgemeines Aufgebot aber war nicht zu denken, weil dazu eine Kraft und Thätigkeit des leitenden Oberhauptes nöthig war, wie sie Ethelwulf nicht besaß. Die Dänen hatten daher meistens nur die Miliz der einzelnen Ortschaften und Districte zu überwältigen. Sie kamen jetzt fast jedes Jahr nach England, landeten bald da, bald dort, und richteten nicht allein schreckliche Verheerungen an, sondern blieben auch im Jahr 851 zum ersten Male einen Winter über auf englischem Boden, und begannen dann sich auf demselben festzusetzen. Gerade als auf diese Weise die Bedrängniß größer als je zuvor geworden war, machte Ethelwulf eine Pilgerreise nach Rom (855). Er schadete sich selbst dabei in doppelter Hinsicht. Er ließ nämlich seinen Sohn Alfred, obgleich derselbe erst sieben Jahre alt, vom Pabste salben, ohne daß man weiß, welchen Sinn er und der Pabst mit dieser Ceremonie verbanden, und vermählte sich auf seiner Rückreise in Frankreich mit Karl's des Kahlen Tochter, Judith. Beides erregte den Argwohn seines ältesten Sohnes, Ethelbald, dem er für die Zeit seiner Abwesenheit die Verwaltung des Reiches anvertraut hatte. Dieser empörte sich in Verbindung mit einem Bischof und einigen Großen, und da der Vater zu schwach und zu geistlich gesinnt war, um über weltliche Herrschaft zu streiten, so ward ein Vertrag zwischen Beiden geschlossen, durch

welchen Ethelbald den besten Theil des Reiches erhielt, während sich Ethelwulf mit den schlechteren östlichen Strichen begnügte, die den Angriffen der Normänner am meisten ausgesetzt waren. Dies Alles wird begreiflicher, wenn man erfährt, welch ein Weib Judith war, und wie natürlich es daher war, daß Ethelbald und die Großen des Reiches sich gegen die Folgen ihrer Vermählung mit dem regierenden König zu schützen suchten. Man braucht zu diesem Zweck nur einen Blick auf den späteren Lebenslauf der Königin zu werfen. Judith heirathete nach Ethelwulf's Tode ihren Stiefsohn Ethelbald, verkaufte, als dieser kurze Zeit nachher starb, ihr englisches Wittwengut, und ging nach Frankreich zurück; hier ließ sie sich von dem flandrischen Grafen Balduin entführen, und beschimpfte sich dann bis zu ihrem Ende durch ein umherschweifendes, zügelloses Leben.

Ethelwulf hinterließ 858 seinen Antheil am Reiche seinem zweiten Sohne, Ethelbert, welcher 860 bei Ethelbald's Tode das Ganze unter sich vereinigte, aber selbst schon 866 starb und die Herrschaft auf den dritten der Brüder, Ethelred I, vererbte. Dieser hatte während seiner ganzen Regierung mit den immer zahlreicher einbrechenden Dänen zu kämpfen. Er konnte, so tapfer er auch war, ihnen um so weniger einen erfolgreichen Widerstand leisten, als sie aus dem Thronstreite zweier Fürsten von Northumberland den besten Vortheil zogen. Vergebens suchte man ihre verheerenden Einfälle durch Geld abzukaufen, sie wurden dadurch nur zu neuen Angriffen gereizt. Sie fielen über Northumberland her, besetzten einen großen Theil desselben, und gründeten dort ein normännisch-englisches Reich; von hier aus zogen sie dann bald in diese, bald in jene Gegend, zerstörten Heiliges und Unheiliges, und übten die empörendsten Gräuelthaten. Das Schicksal des Klosters Croyland mag als Beispiel ihres gräßlichen Verfahrens dienen. Sie ermordeten alle Bewohner des Klosters bis auf einen einzigen, nachdem sie viele von ihnen vorher durch fürchterliche Qualen zur Anzeige der vergrabenen Schätze zu zwingen gesucht hatten. Selbst die Gräber wühlten sie aus Habgier auf. Übrigens vertheidigten sich die Angelsachsen mit weit mehr Muth und Ausdauer gegen sie, als die ebenso sehr von ihnen heimgesuchten Franken; aber die Ersteren hatten dabei den Umstand gegen

sich, daß ihr Land eine Insel und also von allen Seiten her angreifbar war. So oft sie daher auch ganze Schaaren ihrer verzweifelten Feinde aufrieben, so versiegte doch die Quelle derselben in Skandinavien nicht, während in England zugleich die Zahl der Menschen und die Mittel zum Lebensunterhalte abnahmen. Auch reichte bei dem schlechten Zustande des angelsächsischen Kriegswesens das von den einzelnen Fürsten und Großen in Masse aufgebotene Volk, trotz aller Tapferkeit, gegen die stets erneuten Angriffe der Dänen nicht hin. Das Land Wessex behauptete sich noch am längsten gegen die Verwüstungen derselben, weil Ethelred's Ansehen dort mehr galt, als in den anderen Theilen des Reichs, und weil er mit seinem gleich tapferen Bruder Alfred mehr that, als man den Umständen nach von ihm erwarten konnte. Doch war Ethelred zuletzt mit seinen geringen Kräften auch dort nicht im Stande, die immer neu verstärkten, im angelsächsischen Reiche selbst ansässig gewordenen Feinde, die in ihren Kriegen nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten, abzuwehren. Er lieferte ihnen in Einem Jahre drei Schlachten, siegte in der ersten, mußte sich aber in der zweiten zurückziehen, und ward in der dritten geschlagen. Er starb kurze Zeit nachher, bis zum letzten Augenblicke rastlos bemüht, den Normännern jeden Fußbreit Land streitig zu machen, und hinterließ die Herrschaft seinem jüngsten Bruder (871).

Dieser neue König, Alfred der Große, war einer der seltensten Männer, deren die Geschichte gedenkt. Er verband Schlauheit, Staatsklugheit, Gelehrsamkeit, Sinn für Ordnung und Recht und ächte Frömmigkeit mit einer solchen Tapferkeit und Ausdauer, daß er im Kampfe mit den Dänen, welchen Deutschland und Frankreich damals fast völlig unterlagen, der Welt den Beweis gab, was eines einzigen Mannes Geist und Wille auch gegen die größte äußere Übermacht vermag. Gleich im Beginne seiner Regierung änderte er die Art und Weise, mit den durch Riesenstärke, Gewohnheit des Kampfes und wilde Tapferkeit unbesieglichen Räubern zu streiten: er nahm andere Seeräuber in seine Dienste, und griff die Dänen, welche nur kleine Fahrzeuge hatten, mit größeren Schiffen auf der See selbst an, um vor allen Dingen ihren in England ansässigen Landsleuten die unab-

läſſig herbeiſtrömenden Verſtärkungen abzuſchneiden. Seine Kraft reichte jedoch nicht aus; die Zahl der Feinde wuchs ungeachtet aller Verluſte immer mehr und bis ins Ungeheuere an, die Angelſachſen, welche im erſten Jahre von Alfred's Regierung nicht weniger als acht größere Treffen zu beſtehen hatten, verloren den Muth ganz, und jeder ſchien zuletzt nur noch auf ſeine perſönliche Vertheidigung bedacht zu ſein. Alfred ſah bald ein, daß auf dem gewöhnlichen Wege keine Rettung möglich ſei. Er beſchloß alſo, den Kampf für einige Zeit ganz aufzugeben und die Wirkung der Verzweiflung abzuwarten, da er wohl wußte, daß dadurch einem gedrückten Volke unter der Leitung eines geſchickten Anführers das Unmögliche möglich gemacht wird. Er flüchtete ſich mit wenigen Freunden und mit einem Theil der auf ſeinen Privatgütern bedienſteten Leute in die Sümpfe und Brüche von Sommerſetſhire, wo er ſich verſchanzte und längere Zeit in großem Mangel lebte. Die Sage hat dieſe Lage Alfred's ebenſo, wie alle außerordentlichen Begebenheiten großer Männer, romantiſch ausgeſchmückt. Er ſoll ſich z. B. eine Zeitlang unerkannt bei einem armen Hirten aufgehalten haben und, als er hier eines Tages beim Brodbacken die ſeiner Aufſicht anvertrauten Brode nachläſſiger Weiſe verbrennen ließ, von der Frau des Hirten hart geſcholten worden ſein. Ein andermal ſchlich er ſich, wie es heißt, als Minſtrel oder Barde verkleidet in ein däniſches Lager, kundſchaftete, während er ſeine Lieder ſang, Alles aus, ſammelte dann ſchnell die umwohnenden Leute ſeines Volkes, und vernichtete durch unerwarteten Angriff die Feinde. Dieſe und ähnliche Erzählungen widerlegen ſich ſchon durch ihren nicht dem wirklichen Leben, ſondern den Bildungen der Poeſie entſprechenden Anſtrich; außerdem findet ſich aber der Beweis, daß Alfred's Schickſal und Verfahren nicht ſo wunderbar geweſen ſein können, noch beſonders in beſtimmten uns überlieferten Angaben ausgeſprochen, nach welchen er ſich nicht nur in Begleitung einer kleinen Schaar in die Sümpfe zurückgezogen, ſondern dort auch eine feſte Verſchanzung errichtet hatte.

Alfred begann von ſeinem Verſteck aus den ſogenannten kleinen Krieg, er machte Streifzüge gegen die umherſchwärmenden Feinde, gab dadurch ſeinen Leuten das verlorene Selbſtvertrauen wieder, und verſchaffte ſich zugleich die Mittel, immer mehr Krieger ernähren

zu können. Die Sachsen sammelten sich nach und nach in zunehmender Anzahl um ihn, und bald war seine Schaar so stark und durch den erlittenen schmachvollen Druck so sehr zu neuem und nachdrücklicherem Widerstande erstarkt, daß er wagen konnte, es mit einem ganzen dänischen Heere unter dem Könige Guthrum aufzunehmen (878). Er schloß dieses enge ein, und nöthigte Guthrum, den freien Abzug mit dem Versprechen der Huldigung und der Bekehrung zum Christenthume zu erkaufen, wogegen Alfred ihm erlaubte, sich mit den Seinigen in Northumberland und Ostangeln niederzulassen; denn um seine bisher vereinigten Feinde zu trennen und das Erbe seiner Väter allmälig von ihnen zu befreien, entsagte der angelsächsische König gern dem Besitze von Ländern, die seiner Familie eigentlich fast nie ganz gehört hatten. Schon ein Jahr nachher zwang er eine frische Räuberschaar, die den Süden bedrohte, sich zu ihren Brüdern unter Guthrum zu begeben. Als Alfred auf diese Weise nach und nach einen großen Theil des Reichs von den Feinden befreit hatte, suchte er sein voriges Mittel wieder hervor; er ließ Schiffe erbauen, und sammelte Friesen, Niederländer und andere abenteuernde Seeleute, welche gern Dienste bei ihm nahmen, weil sie sich unter seinem Schirm mit dem Raub der Skandinavier bereichern konnten. Diese Leute schufen ihm eine Flotte, welche bald die See halten konnte. Der angelsächsische König ward dabei vom Schicksal begünstigt; denn die Dänen fingen gerade damals an, die Länder der schwachen Nachkommen Karl's des Großen zum Hauptziel ihrer Raubfahrten zu machen, und landeten in Folge davon nur vorübergehend an der Küste von England. Alfred's große Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, außer jenen Seeleuten, die sich selbst ernährten, eine Art stehender Landtruppen zu halten, von welchen er nachher die Tüchtigsten mit herrenlos gewordenen Ländereien versorgte. Bald richtete er die zerstörten Städte und Schlösser des Landes wieder auf, und ließ an den Haupt-Landungspunkten neue erbauen, durch welche das Reich gegen die Seeräuber geschützt ward.

Nachdem Alfred auf diese Weise sein Land nicht allein von den Feinden befreit, sondern auch gegen einen neuen Angriff derselben gesichert hatte, suchte er die Ordnung im Innern wieder

herzustellen. Er erneute und verbesserte die zerrüttete alt-germanische Eintheilung des Volkes in Schires oder Gaue, Hunderte und Zehnten oder, nach unserer Weise zu reden, in Kreise, Ämter und Gemeinden, und machte diese Eintheilung zur Grundlage der Justiz, der Polizeiverwaltung und der Kriegsverfassung. Die angelsächsische Nation bestand nämlich aus den sogenannten Keorlen (Kerlen) oder den freien Bürgern und Bauern und aus einem Adel, welcher dem Range nach in die zwei Klassen der Earle und Thane zerfiel. Während die beiden letzteren Stände nicht nur die höchsten Ämter bekleideten, sondern auch in dem Witenagemot oder dem schon längst an die Stelle der alten Volksversammlung getretenen Reichstag das Übergewicht hatten, gab Alfred dem Bürger- und Bauernstand die Handhabung der Rechtspflege und der Polizei zurück, so daß also die Verfassung in Bezug auf diese demokratisch eingerichtet ward, die Gesetzgebung und Staatsverwaltung aber einen aristokratisch monarchischen Charakter erhielten. Das Oberrichteramt ruhte freilich in der Person des Königs, allein die Zehnten, Hunderte und Gauen bildeten ebensoviele aus einer bestimmten Zahl Hausväter bestehende Gerichte. Für jeden Gau wurden vom Könige zwei Grafen ernannt, von welchen der eine die Verwaltung leitete, der andere aber der Vorsitzer des aus Bürgern und Bauern zusammengesetzten Gau-Gerichts und zugleich die Appellations-Instanz für die Gerichte der Zehnten und Hunderte war. Den Kriegsdienst richtete Alfred so ein, daß die einzelnen Abtheilungen des Volkes in zwei gleiche Schaaren zerfielen, von welchen die eine zur Vertheidigung ihrer Wohnsitze, die andere aber auch außerhalb derselben verwendet wurde. Alfred machte die Zehnten, Hunderte und Gaue für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verantwortlich; sie mußten für jedes bei ihnen vorfallende Vergehen haften und, im Fall der Thäter desselben nicht zur Strafe gezogen werden konnte, den durch ihn herbeigeführten Schaden ersetzen. In Folge dieser Einrichtung hatte also eines Theils die Obrigkeit ihrer Ehre wegen ein scharfes Auge auf jeden Gewalthätigen und Ruhestörer, das ganze Volk aber paßte seines eigenen, jeden Einzelnen unmittelbar berührenden Vortheils wegen der Obrigkeit auf, der König endlich führte, ohne viel beschäftigt zu sein, sowie ohne eigenen Nutzen und ohne Leiden-

schaft als Schützer, Helfer und Rathgeber Aller von oben her die Aufsicht; denn da die Staatsmaschine sich von selbst bewegte, so brauchte er nur dann einzugreifen, wenn eine Stockung eintrat. Alfred gab durch diese von ihm erneuerte und dem Geiste des Christenthums, sowie den veränderten Verhältnissen angepaßte Verfassung seinem Volke zugleich Leben, Freiheit und Ordnung; er wollte nur über und durch eine freie Nation gebieten, welche sich selbst bewachte und regierte, und selbst Ordnung und Zucht unter sich erhielt, nicht aber von seinem Beherrscher durch äußere Gewalt gebändigt war und so zu sagen bewußtlos am Gängelbande geführt ward. Wie nützlich und dem Geiste nordischer Völker angemessen diese Einrichtung war, beweist der Umstand, daß dieselbe sich dem Wesentlichen nach in England bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und daß bald nachher die Dänen und später die französischen Normänner, als sie sich der Insel bemächtigten, Alfred's Anordnungen zwar erschütterten, aber, sobald sie selbst zu Engländern geworden waren, die Rückkehr zu ihnen als eine Rückkehr zur Freiheit ansahen. Daß die angelsächsische Nation durch Alfred ungemein gehoben wurde, bedarf nach dem Angegebenen keiner besonderen Beweisführung. Die unmittelbare wohlthätige Wirkung seiner Einrichtungen, sowie der bedeutende persönliche Einfluß, den dieser große König auf die Ordnung im Staate ausübte, sind besonders in der außerordentlichen Sicherheit zu erkennen, welche unter ihm in England herrschte. Sie war um so größer, da in jenen Zeiten ein König dem Eigenthum einen weit kräftigerern Schutz gegen Gewalt und List gewähren konnte, als es in unseren Tagen die ähnliche Verfassung Englands zu thun vermag, weil diese weniger vom Staatsoberhaupte beaufsichtet und durch dessen Ansehen unterstützt wird. England erfreute sich, wie es in den Chroniken heißt, unter Alfred's Regierung einer so großen Sicherheit, daß ein Wanderer, wenn er auf der Landstraße Abends seine Börse verloren hatte, sich mit der Gewißheit, sie am anderen Morgen wiederzufinden, ruhig niederlegen konnte. Indessen muß man solche, auch bei anderen Gelegenheiten vorkommende Redensarten nicht wörtlich nehmen, da sie nichts Anderes als die handgreifliche Bezeichnung eines besonders sicheren Zustandes sein sollen. Wie sehr übrigens Alfred durch die Selbst-

ständigkeit und freie Bewegung, die er seinem Volke gab, sein eigenes Ansehen, seine persönliche Macht und seinen Ruhm vermehrte, das beweisen alle ferneren Umstände seines Lebens.

Im Jahre 893 landeten nicht nur zwei große dänische Flotten zu gleicher Zeit an der englischen Küste, sondern es erhoben sich auch die in Northumberland und Ostangeln angesiedelten Barbaren, deren König Guthrum kurz vorher gestorben war. So groß auch diese dreifache gleichzeitige Gefahr war, so hatte doch Alfred seinem Reiche eine solche Kraft und Festigkeit gegeben, daß es durch keine Gewalt erschüttert werden konnte. Die Feinde wurden nach einem dreijährigen Kampfe theils nach Frankreich, theils nach Northumberland und Ostangeln zurückgejagt, und wagten, so lange ihr siegreicher Gegner lebte, keinen neuen Angriff mehr. Alfred, nicht zufrieden, die Feinde von seinen Küsten abzuwehren, ließ durch zwei geschickte Seeleute, Other und Wulfstan, auch eine Entdeckungsreise nach dem fernen Norden machen, aus welchem jene zahllosen Räuberschaaren herströmten. Die Beschreibung dieser Reise ist noch jetzt das einzige sichere Document über den früheren Zustand der nördlichsten Striche von Europa.

Wie schon diese Unternehmung nicht blos die Sorge für das äußere Wohl der Angelsachsen zum Zweck hatte, so gibt sich Alfred's Sinn für das Höhere im Menschen auch in vielen anderen Dingen zu erkennen. Er sammelte, wie Karl der Große, die alten Lieder seines Volkes, an denen er selbst in der Jugend seine Seele gebildet hatte, und verfaßte im Geiste und in der Sprache dieser Heldengesänge neue Lieder. Er stellte die einst so blühenden Schulen Englands, welche bei der Zerstörung der Klöster und Kirchen fast sämmtlich untergegangen waren, wieder her, erlernte selbst noch im Mannesalter die lateinische Sprache, und trug für die Erneuerung der Verbindung mit Rom, sowie für das Aufblühen der dort bestehenden Sachsen-Schule Sorge. Freilich hatte er bei allen diesen Bemühungen mit Recht vorzugsweise die Bildung der Geistlichen im Auge; allein sein ordnender, die Welt richtig erfassender Sinn hieß ihn dabei auch das Nützliche im Leben nicht verachten. Dies beweist unter Andern das, was er für die Schule des jungen Adels that, sowie der Um-

stand, daß er die Beamten, welche nicht lesen und schreiben konnten, auf jede Weise zum Nachholen des Versäumten antrieb. Noch mehr aber zeigt es sich in den geographischen Schriften, welche Alfred verfaßte, sowie in seinem Eifer für Geschichte, in seinen Übersetzungen mehrerer lateinischen Werke, von welchen des Böethius Schrift über die Philosophie das wichtigste ist (s. Th. IV. S. 604), und in der Wahl der Gelehrten, die er nach England berief. Bei seinen Schriften hatte er hauptsächlich die Absicht, die fremde Literatur und ihre Vortheile in England einheimisch zu machen; er selbst spricht in den Einleitungen zu diesen Schriften aus, daß er sie nur darum geschrieben habe, damit bis zum Wiederaufleben des Studiums der lateinischen Sprache doch nicht aller Antheil am Höheren und Edleren erlösche und alles Wissen verschwinde. Dabei blieb er ganz frei von jenem Stolze, welcher vornehmen Schriftstellern in der Regel eigen ist: während sich diese nämlich bei ihren Arbeiten der Gelehrten nur dazu bedienen, um sich selbst das Ansehen zu verschaffen, daß sie den großen Haufen auch durch Geist und Wissen überstrahlen, geht dagegen Alfred ehrlich und bescheiden zu Werke, und schreibt alles Verdienst seiner Schriften den Gelehrten zu, die er aus den Ländern der Britten und Franken an sich gezogen hatte. Die berühmtesten dieser von Alfred berufenen Gelehrten waren Plegmund, Athelstan, Asser, der uns eine Lebensbeschreibung Alfred's hinterlassen hat, Grimbald und Johannes Scotus Erigena. Daß er nicht immer glücklich wählte, ist weniger ihm zuzuschreiben, als vielmehr dem Charakter, den die Gelehrsamkeit, wenn sie als Handwerk getrieben wird, allen ihren Jüngern aufdrückt. Die drei zuerst Genannten waren würdige Männer, wie man sie selten findet. Grimbald und Johannes Scotus erweckten durch ihre Pedanterie in England heftigen Widerspruch gegen die von ihnen vorgetragenen Lehren, und riefen arge Streitigkeiten hervor; doch waren daran zum Theil auch die harten Köpfe der Angelsachsen schuld, welche für die Art, wie diese Männer die gelehrten Dinge auffaßten und behandelten, keinen Sinn hatten. Der gute König gab sich persönlich Mühe, Grimbald's Zwist mit den nach der alten Weise lehrenden Mönchen in Oxford durch freundliche Einsprache beizulegen, fand aber bald,

daß es leichter ſei, mit den kriegeriſchen Dänen, als mit gelehrten Pedanten fertig zu werden. Deſſen ungeachtet ruhte Alfred nicht, bis er die Klöſter ihrer eigentlichen Beſtimmung näher gebracht hatte, vermöge deren ſie Bildungsanſtalten und Zufluchtsorte für alle die ſein ſollten, welche des Lebens müde nur Gott und den Wiſſenſchaften zu leben wünſchten. Dieſe Bemühung war und blieb jedoch dem Hauptſtreben Alfred's, ſeines Volkes Wohl auf feſte und allgemeine Grundlage zu bauen, untergeordnet. Mehr, als durch Klöſter und Geiſtliche, durch Beten und Gottesdienſt allein geſchehen kann, bahnte er ſeiner Nation und ſich ſelbſt den Weg zum Himmel dadurch, daß er das Recht und die Geſetze ſchützte, Ordnung und Thätigkeit unter ſeinen Unterthanen förderte, und den Sinn für Freiheit, Zucht und Häuslichkeit, der dem deutſchen Stamme angeboren iſt, zu erhalten und zu nähren ſuchte.

Er ſelbſt war ſeinem Volke in Geſinnung und Lebensweiſe das ſchönſte Vorbild. Die Schule des Unglücks, die beſte Lehrerin des Menſchen, hatte, wie er ſelbſt in ſeinen Schriften ausſpricht, ſein Herz entwickelt und ſeinem Geiſte Erfahrung und Menſchenkenntniß verſchafft, ſo daß ihm faſt allein unter ſeinen Zeitgenoſſen verliehen ward, zugleich fromm, klug und tapfer zu ſein. Seine ganze Kraft war dem Wohl ſeiner Nation und den höheren Intereſſen ſeines eigenen Inneren gewidmet. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er bis zu ſeinem Tode, obgleich er von Jugend auf mit einer wankenden Geſundheit zu kämpfen hatte. Er gab ſeinen Leuten ſogar perſönlich Unterweiſung in den Handwerken und Künſten, verfertigte die Pläne für ſeine Bauten, und dachte ſich die Bauart der Schiffe aus, vermittelſt deren man die Dänen zur See am beſten bekämpfen könne. Die Hinderniſſe, die ihm aus ſeiner körperlichen Schwäche erwuchſen, beſeitigte er durch Mäßigkeit und durch große Regelmäßigkeit in ſeiner Lebenseinrichtung. Er theilte ſeine Zeit in drei gleiche Theile: das eine Drittel von den vierundzwanzig Stunden jedes Tages war dem Eſſen und der körperlichen Erholung gewidmet, das andere den Staatsgeſchäften, das dritte dem Gebet und der geiſtigen Thätigkeit. Wie er mit ſeiner Zeit ſorgfältig zu Rathe ging, ebenſo war er auch in ſeinen Ausgaben auf verſtändige Weiſe ſparſam. Er ſammelte ſogar, beſonders in ſeinen letzten Regierungs-

jahren, in welchen Ruhe von innen und außen herrſchte, einen Schatz für ſeinen Nachfolger. Auch dieſe Erſparniſſe hingen mit dem Hauptſtreben zuſammen, durch welches er das Wohl ſeines Volkes feſt zu gründen geſucht hatte. Die von Alfred hergeſtellte und verbeſſerte Gerichtsverfaſſung und die Freiheit und Selbſtregierung, deren ſeine Unterthanen ſich erfreuten, überhoben ihn der Verwaltungskoſten, die Klöſter und Domſtifter aber der Ausgaben für den Unterricht, ſowie die erkämpfte Ruhe vor den Dänen und die neue, auf der Volkseintheilung beruhende Miliz-Ordnung der Hauptkoſten für das Kriegsweſen. Auf dieſe Weiſe konnte er, der ſchon im Leben Kirchen, Klöſter, Geiſtliche und Gelehrte reich beſchenkt hatte, in ſeinem Teſtamente ſeinen Angehörigen und Dienern eine ſehr große Summe vermachen. Alfred ſtarb im Jahre 901.

Sein Sohn und Nachfolger, Eduard I., hatte in den erſten Jahren einen Vetter zu bekämpfen, der ihn mit Hülfe der Dänen von Northumberland und Oſtangeln zu ſtürzen ſuchte, zuletzt aber im Kampfe erſchlagen ward. Jene Dänen erregten auch ſpäter beſtändig Unruhen, und wenn man bedenkt, daß Eduard in ſeinen Verordnungen und Strafen einen ungerechten und harten Unterſchied zwiſchen Angelſachſen und Dänen machte, ſo kann man darüber nicht befremdet ſein. Auch die Normannen, die ſich um jene Zeit im Norden von Frankreich niederließen, machten häufige Landungen. Doch ſchlug ſie Eduard glücklich zurück, und die von ſeinem Vater getroffenen Einrichtungen bewährten ſich auch damals. Mit den Britten den Schotten und dem Reiche Mercia hatte er ebenfalls Kriege zu führen; er brachte das Letztere, das bisher noch immer ſeine eigenen Könige gehabt hatte, völlig zur Unterwerfung; die Könige von Wales, Schottland, Northumberland und Oſtangeln aber wurden wenigſtens dem Namen nach zur Anerkennung der angelſächſiſchen Oberherrſchaft gezwungen.

Als Eduard 924 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Athelſtan, der tapferſte Mann ſeiner Zeit. Wohl bedurften die Angelſachſen damals eines ſolchen Mannes; denn ſie ſelbſt begannen in Folge der unter ihnen neu belebten Cultur weichlicher zu werden, und die Dänen bildeten nicht nur in den nördlichen Gegenden des Reichs die Mehrzahl der Einwohner, ſondern ſie waren auch im

Inneren der übrigen Theile und in Irland hie und da angesiedelt, und hatten an den Küsten einige bedeutende Colonieen, welche stets mit großen Schaaren von Skandinavien her verstärkt wurden. Bedenkt man dabei noch den alten Stammhaß der Britten und Schotten gegen die Angelsachsen, so sieht man ein, daß der Regent der Letzteren, um sein Reich, das so wenige Hülfsquellen hatte, gegen drei Feinde zugleich zu schützen, einer Weisheit und Tapferkeit bedurfte, welche selten mit einander vereinigt gefunden werden. Vergebens half sich Athelstan damit, daß er eine seiner Schwestern mit dem König Sigthrik von Northumberland vermählte; der Barbar verstieß seine Gemahlin bald und trat sogar zum Heidenthum zurück. Athelstan fiel sogleich in Sigthrik's Land ein, besetzte es, und verjagte die Söhne seines Schwagers, welcher selbst gerade zu dieser Zeit gestorben war. Einer von Sigthrik's Söhnen, Olaf oder Anlaf, der zu seinen Landsleuten in Irland floh, ward von diesen zum Anführer erwählt, und kehrte an ihrer Spitze nach England zurück; Constantin, der angesehenste von den schottischen Fürsten, schloß sich an ihn an; Eugenius, der Beherrscher der in Cumberland wohnenden Britten, benutzte gleichfalls die Gelegenheit, um wo möglich die ihm von Eduard entrissenen Vortheile wieder zu gewinnen; endlich erhoben sich auch viele der in England ansässigen Dänen, unter deren Führern der aus Norwegen vertriebene Sohn Harald Haarfagr's, Erich Blutart (s. oben S. 226 f.), der bedeutendste war. Alle diese Feinde vereinigten sich zu einem großen Heere, und lieferten den Angelsachsen bei Brunaburg eine entscheidende Schlacht (937). Die Letzteren waren an Zahl und Kraft der verbundenen Macht ihrer Gegner keineswegs gewachsen; allein Athelstan und sein Bruder Edmund waren als Feldherrn den rohen Führern, die ihnen entgegenstanden, weit überlegen. Sie erfochten einen glänzenden Sieg, und verschafften dadurch ihrem Lande eine Ruhe, die man seit Alfred's letzten Lebensjahren nicht gekannt hatte. Die Namen Athelstan's und Edmund's lebten seitdem in den Heldenliedern ihres Volkes fort, und der blutige Kampf bei Brunaburg ward unter dem Namen der großen Schlacht nicht nur bei den Angelsachsen, sondern auch im fernen Skandinavien vielfach besungen. Daß, wie berichtet wird, Olaf vor der Schlacht als

Minstrel oder Barde vor Athelstan erschienen sei, und auf diese Weise das angelsächsische Lager ausgekundschaftet habe, ist eine Erzählung, welche wahrscheinlich mit der zuvor erwähnten ähnlichen Anekdote von Alfred gleichen Ursprung und gleichen Gehalt hat; sie liefert aber, wie diese, selbst als bloße Dichtung den Beweis, daß die alte Sitte, die Thaten der Vorzeit im Liede zu preisen, damals noch allgemein herrschend war. Die Dichter waren es auch, die Athelstan's Namen und Ruhm über ganz Europa verbreiteten, und sein Gedächtniß besonders auch den Skalden des Nordens überlieferten, welche die Tapferkeit an Freund und Feind zu preisen gewohnt waren, und daher seine Thaten in Norwegen, wie an den Küsten der Ostsee sangen. Nach dem Siege bei Brunaburg machte sich Athelstan zum Herrn von ganz England. Daß er sich dabei durch das Streben nach Kriegsruhm über die Grenzen der Mäßigung hinaus fortreißen ließ, lag in der menschlichen Natur; er bedrückte aber die Britten mit einem harten Tribut, drang den Dänen von Northumberland einen neuen Herrscher auf, und zog dadurch seinen Nachfolgern schwere Kriege zu. Zu verwundern ist, daß er bei seiner kriegerischen Richtung die Verfassung Alfred's nicht allein ungeschmälert erhielt, sondern sogar durch neue Gesetze vervollkommnete. Von seinen Verordnungen wird besonders die eine stets sehr hervorgehoben, daß jeder Kaufmann, welcher drei Seereisen gemacht habe, die Würde eines Thän erhalten solle. Obgleich übrigens dieses Gesetz als ein Zeichen der Achtung für die Gewerbe und des Strebens, den Handel zu beleben, betrachtet werden muß, so darf man dabei doch nicht übersehen, daß die Thane erst über hundert Jahre später als Barone angesehen wurden, zu Athelstan's Zeiten aber dem Range nach nur wenig über den Bürgerstand erhoben waren. Nach der Angabe eines Chronikschreibers soll Athelstan einen seiner Halbbrüder, Edwin, aus Argwohn ermordet haben; die anderen Geschichtschreiber erwähnen zwar nichts davon, dessen ungeachtet könnte aber die lange Buße, der er sich unterwarf, und die Stiftung vieler neuen Klöster als Zeichen eines geängsteten Gewissens mit einer solchen That in Beziehung gebracht werden.

Athelstan starb 941, und erhielt seinen jungen Bruder, Ed-

mund, zum Nachfolger. Dieser war ebenso tapfer und nicht weniger glücklich; doch theilte seinen Ruhm der Abt Turketul, ein naher Anverwandter des königlichen Hauses, der sich nicht blos in Schlachten den ersten Helden gleich bewies, sondern auch schon seit Eduard's letzten Jahren die Staatsgeschäfte mit Kraft und Erfahrung leitete. Nicht lange nach Edmund's Regierungsantritt erschien Olaf aufs neue aus Irland, ward in Northumberland zum Herrscher ausgerufen, und behauptete sich eine Zeitlang daselbst; er machte sich aber durch seine Barbarei den bereits an eine geordnete Regierung gewöhnten Einwohnern des Landes so sehr verhaßt, daß Edmund sich mit seinem Heere kaum zeigte, als diese den Dänen verließen und von den Angelsachsen einen Beherrscher annahmen. Die Schotten hielt Edmund gleich anfangs dadurch von einem Bündnisse mit Olaf ab, daß er ihren König Malkolm mit Cumberland belehnte, welches von tributpflichtigen Britten bewohnt war. Eine andere wichtige Maßregel Edmund's war die Verpflanzung der Dänen aus den von ihnen außerhalb Northumberland und Ostangeln bewohnten Städten, die er dann mit Angelsachsen bevölkerte. So trefflich sich übrigens Edmund als Regent zeigte, so war doch in seinem Verfahren auch manches Jugendliche sichtbar, und eine Aufwallung des Gemüths kostete ihm endlich das Leben. Er hielt ein großes Fest, bei dem sich nach der Sitte der Zeit auch eine bedeutende Anzahl ungebetener Gäste einfand. Unter diesen war ein wenige Jahre vorher verbannter Räuberhauptmann, dessen Frechheit um so größer war, da Edmund gegen die seither unter den Angelsachsen übliche Sitte, alle Verbrechen mit Geld lösen zu lassen, die Todesstrafe auf Räubereien gesetzt hatte. Edmund sprang, als er den verwegenen Menschen beim Mahle erblickte, erzürnt auf, und warf ihn zu Boden, der Räuber zückte aber seinen Dolch, und tödtete den König (946).

Mit der Thronbesteigung von Edmund's Bruder, Edred, wird ein Geistlicher, der schon vorher in großem Ansehen gestanden hatte, das Hauptrad der ganzen Staatsmaschine. Dieser Mann war der heilige Dunstan. Aus einer angesehenen Familie entsprossen, war er von Jugend auf zum Mönche bestimmt gewesen, hegte aber eine große Abneigung gegen diesen

Stand, und wandte sich deshalb vorzugsweise den weltlichen Wissenschaften zu, in welchen er sich auch so schnell und in so umfassendem Maße Kenntnisse erwarb, daß er schon als Jüngling seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente wegen berühmt wurde. Er war aber von Natur zu einem betrachtenden Leben geneigt, und ließ sich daher bei einer schweren Krankheit durch einen ihm nahe verwandten Bischof leicht bewegen, endlich doch Mönch zu werden. In diesem neuen Stande übte er, nachdem er schon im zwanzigsten Lebensjahre Abt geworden war, nicht nur gegen sich selbst die größte Strenge, sondern er machte sich auch durch den außerordentlichen Eifer berühmt, mit dem er die alte Klosterzucht wieder herzustellen suchte. Der Schein des Heiligen, mit welchem dieses Streben ihn umgab, seine großen Fähigkeiten und die Gunst Turketul's brachten ihn an Edmund's Hofe, wo er zu verschiedenen Geschäften gebraucht wurde. Doch konnten ihm seine Jugend, seine furchtbare Strenge und das Einseitige seiner Festigkeit und Geschicklichkeit dort nicht viele Freunde machen, zumal da er den wunderlichen Plan verfolgte, die verheiratheten Geistlichen aus allen ansehnlichen Kirchenämtern zu verdrängen und lauter Mönche an ihre Stelle zu bringen. Er wurde daher bald wieder vom Hofe entfernt. Schon unter Edmund zurückgerufen, strebte er vergebens, seine Idee in Betreff der geistlichen Stellen durchzusetzen, obgleich er Turketul für dieselbe zu gewinnen gewußt hatte. Sobald Edred König geworden war, trat Dunstan als Leiter des Staats an die Stelle Turketul's, der sich damals in ein Kloster zurückzog. An Sittenreinheit, nicht aber an Weltklugheit diesem Manne gleich, konnte Dunstan sich nicht in demselben Grade, wie Turketul, in seiner neuen Stellung festsetzen. Doch war bei Edred's Tode (955) sein Ansehen und der Einfluß, welchen andere Geistliche durch ihn erhalten hatten, bereits so überwiegend, daß er und der Erzbischof Odo von Canterbury ohne einen anderen Anspruch, als den ihrer geistlichen Würde, sich zu Vormündern des noch ganz jungen Königs Edwy, eines Sohnes von Edmund, aufwerfen konnten. Durch seine rücksichtslose Strenge und durch die Heftigkeit, mit der er bei dem leichtsinnigen König das königliche Ansehen verletzte, bereitete er sich selbst gleich anfangs seinen Sturz. Edwy forderte, um sich des

lästigen Aufsehers zu entledigen, Rechenschaft über die von ihm unter Edred geführte Verwaltung, welche Dunstan weder zu geben brauchte, noch auch bei der damaligen Art die Regierungsgeschäfte zu treiben hinreichend hätte geben können. Als sich der verhaßte Mönch dessen weigerte, ward er aus dem Reiche verbannt. Daß die ihm bei dieser Gelegenheit gemachten Vorwürfe zum Theil ungerecht waren, scheint aus dem ganzen Gange von Edwy's Regierung geschlossen werden zu können; denn das Reich ward bis zu des Königs Tode durch Unzufriedenheit und Zwietracht zerrissen und von fortwährenden Unglücksfällen heimgesucht, und dies Alles kann doch unmöglich blos den Mönchen zugeschrieben werden, obwohl nicht zu läugnen ist, daß Dunstan's Freund Odo dabei eine eben nicht sehr ehrenvolle Rolle spielte. Die rücksichtslos sinnliche Lebensweise Edwy's war jedenfalls die Hauptursache jener Übel. Er hatte eine Geliebte, Elgiva, welche durch ihre Reize eine solche Gewalt über ihn ausübte, daß er sich sogar an seinem Krönungstage, zum großen Ärger der versammelten Großen und Geistlichen, vom festlichen Mahle entfernt hatte, um sich zu ihr zu begeben. Edwy setzte dieses Verhältniß auf eine sehr anstößige Weise fort, und beleidigte dadurch die englische Nation, die auch jetzt noch lieber von einem als Privatmann und im häuslichen Leben schätzbaren König einiges Übel erduldet, als daß sie einen Wüstling, wenn dessen Regierung auch nicht gerade schlecht ist, mit Gelassenheit auf ihrem Throne sieht. Die Unzufriedenheit ward endlich so groß, daß Elgiva die Flucht ergreifen mußte. Sie fiel in die Hände ihrer erbitterten Gegner, und ward von ihnen auf gräßliche Weise mishandelt; als sie bald nachher zurückzukehren wagte, wurde sie noch einmal ergriffen und zu Tode gemartert. Alle neueren Geschichtschreiber haben diese Barbarei mit großer Ungerechtigkeit auf die Rechnung Dunstan's gesetzt; denn dieser lebte damals zurückgezogen in einem Kloster der belgischen Stadt Gent, wohin er sich bei seiner Verbannung begeben hatte. Die ganze Schuld trägt der Erzbischof Odo, ein roher Mensch, welcher von Geburt ein heidnischer Däne war, früher sehr lange unter dem Kriegsvolk gedient hatte, erst im hohen Alter zum Christenthum übergetreten und nur aus Staatsklugheit zum Erzbischof gemacht worden war. Der König

Edwy selbst ward durch seine empörten Unterthanen gezwungen, alles im Norden der Themse gelegene Land seinem dreizehnjährigen Bruder Edgar abzutreten, dessen Leute sogleich Dunstan aus der Verbannung zurückriefen. Daß zwischen beiden Reichen kein Frieden bestehen konnte, wird man leicht begreifen; zum Glück machte der schon nach zwei Jahren (959) erfolgende Tod Edwy's dem inneren Kriege bald ein Ende, und Edgar ward Herr des Ganzen.

Jetzt erhielt Dunstan, welcher bald nachher auch Erzbischof von Canterbury und als solcher Primas des Reiches wurde, auf ganz natürliche Weise die Leitung des Staats in seine Gewalt. Er benutzte sie, um vor allem Andern seinen alten Plan in Betreff der geistlichen Stellen durchzusetzen, konnte aber erst nach zehn Jahren damit durchdringen. Übrigens kann man ihm weder Einsicht und Kraft, noch wirkliche Frömmigkeit absprechen, und obgleich er seinen Stand und seine Grundsätze dem Reiche zu sehr aufdrang, so ist doch nicht zu verkennen, daß er in anderen Hinsichten für das Wohl des Staates trefflich sorgte. Er schützte, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Schriftsteller, England gegen jeden Angriffsversuch der Seeräuber, und hob den Handel zu einer so außerordentlichen Blüthe hervor, daß man versichert, derselbe habe sogar schon zu seiner Zeit einen sichtbaren Einfluß auf den moralischen Zustand des Reiches gehabt; denn die Sitten und der Sinn der Angelsachsen sollen durch den herrschend gewordenen Handelsgeist, durch den schnell vermehrten Wohlstand und durch den zu starken Verkehr mit Fremden bereits damals sehr gelitten haben. Auch die Schafzucht, der erste Haupterwerb Englands, erhielt durch Dunstan einen neuen Aufschwung, wiewohl die Erzählung, daß er den Britten von Wales statt des seitherigen Geld-Tributs die jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen auferlegt und dadurch die Ausrottung der Wölfe in England bewirkt habe, unwahrscheinlich ist. Dunstan verlor freilich sein Hauptziel nie aus den Augen, und schadete durch die Erreichung desselben seinem Volke nicht wenig. Die Entrichtung der geistlichen Zehnten und des Petershpfennings, sowie die Sonntagsfeier wurden von ihm durch harte Strafgesetze eingeschärft, und auch die Alleinherrschaft der Mönche und unverheiratheten Geist-

lichen setzte Dunstan endlich nach großen Anstrengungen durch. Er wußte dabei Edgar's Schwächen vortrefflich zu seinen Absichten zu benutzen. Der König hatte eine heftige und wilde Natur, und Dunstan duldete manche Ausschweifung, wenn nur dadurch kein öffentliches Ärgerniß gegeben ward. Als Edgar aber einst ein Mädchen, welches entweder Nonne war oder sich doch vor seinen Nachstellungen in ein Kloster geflüchtet hatte, gewaltsam entführte, legte ihm Dunstan nicht nur eine harte äußere Buße auf und verbot ihm unter Andern sieben Jahre lang die Krone zu tragen, sondern er zwang ihn auch, den Lieblingsplan des Erzbischofs ausführen zu helfen, den dieser seither wegen des Widerstrebens der unterworfenen Fürsten immer noch nicht hatte durchsetzen können. Vom Jahre 969 an wurden die geistlichen Stellen, soweit es möglich war, mit Mönchen besetzt und, wo dies nicht anging, die Weltgeistlichen gezwungen, unverheirathet zu bleiben. Zugleich beförderte Dunstan auf jede Weise die Unabhängigkeit des geistlichen Standes, und lieferte dadurch Kirche und Staat ganz und gar in die Hände der Earle und Thane oder der beiden einzigen Klassen der damaligen Gesellschaft, welche in Betreff der Bestimmung ihrer Kinder freie Wahl hatten. Beides mußte nachtheilige Folgen haben; Dunstan verfügte aber außerdem bei Edgar's Tode (975) auch über den Thron auf eine unbillige Weise, und bereitete dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, den Untergang seines Vaterlandes vor. Weil nämlich Edgar's zweite Gemahlin, Elfriede, die man als die allein rechtmäßige ansah, wegen ihrer Herrschsucht dem eigentlichen Oberherrn des Reiches verdächtig war, so bewirkte dieser, daß nicht einer ihrer beiden Söhne, sondern Eduard der Heilige, Edgar's Sohn erster Ehe, zum König erwählt wurde.

Elfriede hatte durch ihren Anhang auch unter Eduard einen großen Einfluß, und Dunstan, der noch immer die Reichsgeschäfte leitete, mußte in Folge davon zugeben, daß in einem Theile des Landes die Mönche aus den früher erhaltenen Stellen und Pfründen wieder verdrängt, und diese den vertriebenen Weltgeistlichen ertheilt wurden. Auf einer großen Versammlung, welche in Wiltshire gehalten ward, würde sogar die ungerechte Maßregel gegen die Letzteren ganz aufgehoben worden sein, wenn nicht ein Zufall

es verhindert hätte. Der Versammlungsplatz stürzte nämlich plötzlich ein, und während dabei viele von Dunstan's Gegnern das Leben verloren, ward er selbst wie durch ein Wunder gerettet. Dieser Vorfall, welchen übrigens manche Geschichtschreiber dem Letzteren mit Unrecht als eine absichtliche Hinterlist und Frevelthat Schuld geben, wurde vom Volke für ein Gottesurtheil gehalten, und befestigte Dunstan's Macht von neuem. Bald nachher (978) ward Eduard ermordet, ob auf Anstiften der Elfriede, muß unentschieden bleiben; doch geht aus allen Berichten deutlich hervor, daß eine Partei dabei im Spiel war. Elfriedens zehnjähriger, zu nichts weniger als zum Herrschen geborener Sohn, Ethelred II., bestieg den blutbefleckten Thron. Bedenkt man das Alter und die Unfähigkeit des neuen Königs, sowie die Art und Weise, wie er zur Herrschaft gelangt war, so wird man sich nicht wundern, daß der alte, kluge Staatsmann Dunstan, der sich damals von den Geschäften zurückzog und 988 starb, mit Bestimmtheit voraussagen konnte, es werde lauter Unglück folgen. Unter Ethelred's Regierung ward England aufs neue von den skandinavischen Raubfahrern heimgesucht, und zwar nicht blos, wie früher, von den Schaaren einzelner Abenteurer, sondern von mächtigen Königen, welche die brittische Insel zum Ziele planmäßiger Heerzüge machten. Endlich erlag es den Angriffen des dänischen Königs Sueno des Glücklichen, welcher im Jahre 986 seinem Vater Harald Blauzahn in der Regierung gefolgt war.

3. Geschichte der Angelsachsen und Skandinavier von Sueno dem Glücklichen an bis auf Wilhelm den Eroberer.

Sueno's Thronbesteigung hängt mit der Entstehung der merkwürdigen Seeräuber-Republik Jomsburg oder Winneta zusammen, deren Geschichte näher angegeben werden muß. Was den Stifter dieses Freistaats, den dänischen Häuptling Palnatoke, zur Gründung desselben veranlaßte, ist unbekannt; die skandinavische Sage berichtet von einem zwischen ihm und Harald Blauzahn ausgebrochenen Zwiste, und verwebt in ihre Darstellung die Geschichte von einem Pfeilschuß, welche noch von anderen Männern Skandinaviens erzählt wird, und zu der Erfindung der vom

Schweizer Tell erzählten Legende Veranlassung gegeben haben soll. Weil, so sangen die Skalden, Palnatoke sich einst vor Harald brüstete, der beste Bogenschütze zu sein, so befahl ihm dieser bei Todesstrafe, einen Apfel vom Haupte seines eigenen Kindes zu schießen. Er that es, hatte aber vor dem Schusse noch einen zweiten Pfeil aus dem Köcher genommen, und antwortete dem darüber befremdeten König ebenso, wie Wilhelm Tell dem Landvogt Geßler, daß er, im Fall er sein Kind getroffen habe, ihn selbst damit getödtet haben würde. Was übrigens auch den kühnen Palnatoke zur Auswanderung aus Dänemark bewogen haben mag, genug, er gründete mit anderen tapferen Männern an der Mündung der Oder den Seeräuberstaat Jomsburg, und gab demselben eine sehr sonderbare, durch strenge Gesetze festgestellte Einrichtung. Seeraub war die einzige Beschäftigung der Bewohner von Jomsburg, und die gemachte Beute das gemeinschaftliche Eigenthum derselben; alle Piraten der Ostsee fanden bei ihnen eine willkommene Aufnahme, wenn sie sich vorher als tapfere Männer erprobt hatten, Weiber dagegen wurden nicht zugelassen. Dieser Raubstaat machte den Namen der Dänen bald allen Bewohnern der deutschen Ostsee-Küsten sehr furchtbar, wiewohl nicht lange nach der Gründung desselben eine Schaar Schweden unter Styrbjörn dem Starken, einem Sohne des schwedischen Königs Olaf, Jomsburg eroberten und Palnatoke mit den Seinen auf kurze Zeit vertrieben. Als Harald Blauzahn im Kampfe mit seinem Sohne Sueno besiegt worden war, begab er sich unter den Schutz Styrbjörn's, er wurde aber bald nachher von Palnatoke, der mit Sueno verbündet war, getödtet. Styrbjörn zog hierauf gegen seinen Oheim, Erich den Siegreichen von Schweden, ward von diesem in einer blutigen Schlacht besiegt, und verlor dabei mit seinen Leuten das Leben.

Sueno der Glückliche entzweite sich bald nach seinem Regierungsantritt mit den Jomsburgern. Er wurde zweimal von ihnen gefangen genommen und nur gegen schweres Lösegeld wieder freigelassen. Als er sich mit ihnen ausgesöhnt hatte, hielt er in seiner Hauptstadt Roeskild ein Festmahl, bei welchem er selbst trinkend gelobte, den angelsächsischen König Ethelred vom Throne zu stoßen, und Siguald, der damalige Führer der Jomsburger,

das gleiche Gelübde in Betreff des norwegischen Königs Hako des Reichen that. Die Jomsburger segelten sogleich mit sechszig Schiffen nach Norwegen, sie wurden aber von Hako in einer Schlacht besiegt, und nur die Hälfte von ihnen rettete fliehend ihr Leben. Sueno selbst ward durch Erich den Siegreichen von Schweden an der unmittelbaren Ausführung seines Gelübdes gehindert. Erich zog (987) mit überlegener Macht gegen Sueno, schlug ihn in mehreren Treffen, vertrieb ihn aus dem Reiche, und unterwarf ganz Dänemark, in dessen Besitz er sich dann bis zu seinem Tode (um das Jahr 1000) behauptet haben soll. Sueno schweifte nach seiner Vertreibung mit einer Flotte raubend in der Nordsee umher, trat mit einem anderen Anführer von Raubschiffen, Olaf Tryggwason, einem Urenkel Harald Haarfagr's von Norwegen, in Verbindung, und plünderte mit ihm vereinigt die Küsten von England. Der elende Ethelred, ebenso unfähig zur Anführung eines Heeres, als zur Leitung der Regierung, vermochte sein Land nicht gegen die Verheerungen beider Abenteurer zu schützen, und half sich endlich damit, daß er den Ertrag der Steuer, welche seither unter dem Namen des Danegeldes zur Bezahlung der Vertheidiger des Reiches erhoben worden war, zum Abkaufen der Räuber verwandte. Die ungeheueren Summen, welche Sueno theils auf diese Weise, theils durch Raubzüge in England gewann, und mit denen er seine zahlreichen Schaaren besoldete, haben ihm bei seinen Landsleuten den Beinamen des Glücklichen verschafft, sie verhalfen ihm zugleich auch zum Besitze seines väterlichen Reiches. Er kehrte, als Erich gestorben war, nach Dänemark zurück, vermählte sich mit der Wittwe des schwedischen Königs, und wurde von dem jungen Sohne und Nachfolger desselben, Olaf Schoßkönig, als König der Dänen anerkannt. Schon einige Jahre vorher hatte auch Olaf Tryggwason sich in seinem Vaterlande zum Herrscher aufgeworfen. Hier behauptete sich nämlich Hako der Reiche schon längst nur mit Mühe im Besitze der Herrschaft; denn er hatte sich seinen Unterthanen durch Wollust, Übermuth und Gewaltthätigkeiten verhaßt gemacht, und wurde außerdem von Anfang an auch deswegen mit Widerwillen auf dem Throne gesehen, weil er nicht aus dem alten königlichen Hause entsprossen war, und daher in den Augen der Norweger,

bei denen die Abstammung eine große Bedeutung hatte, nicht als rechtmäßiger Herrscher erschien. Dagegen ward Olaf Tryggwason, ein Sprößling Harald Haarfagr's, wegen seiner kühnen und abenteuerlichen Züge, die ihn nicht nur nach den brittischen Inseln und nach Island, sondern auch nach Rußland und nach Griechenland geführt hatten, überall im Lande gerühmt und besungen. Hako gerieth seinetwegen in Besorgniß, und schickte deshalb einen seiner Großen nach Irland, wo Olaf sich damals aufhielt. Sein Späher verband sich aber mit diesem, und munterte ihn auf, seine Ansprüche auf Norwegen geltend zu machen. Olaf landete unerwartet, und Hako ward von seinen eigenen Leuten getödtet (996).

Olaf Tryggwason, der auf seinen abenteuerlichen Zügen Christ geworden war, breitete als König von Norwegen die neue Lehre überall im Lande aus; er verfuhr aber dabei so gewaltsam, daß er nicht nur allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, sondern auch das Christenthum selbst durch seine Art es einzuführen nichts weniger als empfehlen konnte. Er beleidigte außerdem die Wittwe des schwedischen Königs Erich zu derselben Zeit, als er um ihre Hand warb; diese vermählte sich bald nachher mit dem Dänen Sueno, und reizte ihren neuen Gemahl zu einem Zuge gegen Norwegen. Auch die beiden entflohenen Söhne des gestürzten Hako boten Alles auf, um sowohl Sueno, als Olaf Schoßkönig zum Kriege mit Olaf Tryggwason zu bewegen. Es kam wirklich eine Verbindung der beiden Könige gegen den Letzteren zu Stande, und die Gefahr ward für diesen um so größer, da er die entflohene Gemahlin des wendischen Fürsten Burisleif von Rügen, eine Schwester Sueno's, geheirathet, und dieser sich deshalb an seine Feinde angeschlossen hatte. Olaf wurde von der verbundenen Flotte seiner Feinde unversehens überfallen, erlitt ungeachtet des tapferen Kampfes seiner Norweger eine völlige Niederlage, und stürzte sich, als er Alles verloren sah, ins Meer (1000). Auch von ihm, wie von so manchen anderen plötzlich verschwundenen Königen, erzählt die Sage, daß er nicht umgekommen sei. Er soll sich vielmehr durch Schwimmen nach Rügen gerettet haben, und von dort verkleidet über Rom und Jerusalem nach Egypten gereist sein, wo er Abt in einem Kloster wurde und, wie es heißt, noch mehr als vierzig Jahre lebte. Sueno und Olaf theilten sich

in sein Reich, übergaben aber den größten Theil des Landes den beiden Söhnen Hako's des Reichen als Lehen.

Nach Olaf's Besiegung ließ sich der schwache König Ethelred von England bewegen, durch eine Art von sicilianischer Vesper die Dänen zu einem Rachezug aufzureizen, der um so verderblicher werden mußte, je mehr Sueno's Ansehen durch die Eroberung von Norwegen gestiegen, je tiefer das angelsächsische Volk moralisch gesunken, und je enger die Verbindung zwischen England und Skandinavien geworden war. Die Angelsachsen wurden nicht allein schlecht regiert, sondern es herrschte auch Zwietracht und Verrath bei ihren Großen, und die Masse des Volkes war bereits so sehr entartet, daß die meisten Krieger nur gezwungen und von Furcht erfüllt in den Kampf zogen. Wie enge die Verbindung zwischen England und Skandinavien sein mußte, kann aus verschiedenen Umständen ermessen werden. In dem letzteren Lande waren damals alle Metallarbeiter Engländer, das Lehenswesen wurde nach dem englischen eingerichtet, auch für die Gesetzgebung ward Vieles von den Einrichtungen der Angelsachsen entlehnt, und König Olaf der Heilige, welcher zwei Jahrzehnte später das Christenthum in Norwegen fest begründete, ließ die Bekehrung seines Reiches ohne Antheil Rom's durch englische und deutsche Geistliche bewerkstelligen; anderes Theils wurden in England alle königlichen Wachen und fast alle Dienste, zu denen es der Vertrautheit mit den Waffen bedurfte, von Dänen versehen, welche sich den Angelsachsen gegenüber wie eine vorzüglichere Klasse von Menschen, wie eine Art von Adel benahmen, und ihren Landsleuten, so oft diese brandschatzend und plündernd erschienen, als Wegeweiser, Wirthe und Gehülfen dienten. Es war daher ebenso thöricht als grausam, daß Ethelred am 13. November 1002 eine gleichzeitige Ermordung aller unter den Angelsachsen ansässigen Dänen veranstaltete. Vielleicht war er durch seine Vermählung mit Emma, der Schwester des mächtigen Herzogs Richard II. von der Normandie, kühner geworden, eine Verbindung, die dem angelsächsischen Reiche zwar die Aussicht auf kräftigen Schutz eröffnete, zugleich aber auch eine neue Abhängigkeit von fremder Macht bereitete; vielleicht ließ sich Ethelred aber auch durch die allgemeine Stimme seines Volkes, welches von dem Übermuth und der Rohheit der

Dänen ungemein zu leiden hatte, zu jenem tollkühnen Entschlusse drängen. Genug, an einem und demselben Tage fielen auf seine Veranstaltung die Angelsachsen über alle unter ihnen lebenden Dänen ebenso her, wie man später in verschiedenen Ländern öfters über die verhaßten Juden hergefallen ist. Viele tausend Dänen kamen bei diesem allgemeinen Blutbad ums Leben, und das lange gequälte Volk wüthete in seiner Rachgier um so ärger, je mehr es zum offenen Kampfe den Muth verloren hatte; selbst die Weiber und Kinder der verhaßten Peiniger wurden auf empörende Weise getödtet. Dieser Dänenmord war um so thörichter, da die Brüder der Erschlagenen in Ostangeln und Northumberland, in Irland und auf anderen brittischen Inseln verschont blieben, und mächtig genug waren, um auch ohne auswärtige Hülfe es mit den Angelsachsen aufnehmen zu können. Außerdem hätte dem dänischen König Sueno nach den über Norwegen errungenen Vortheilen nichts erwünschter kommen können, als diese günstige Gelegenheit, England mit der ganzen inneren und äußeren Kraft seines Volkes anzugreifen. Er erschien seitdem wenigstens jedes zweite Jahr auf der Insel, landete bald da, bald dort, und verwüstete eine Gegend nach der andern. An unversöhnliche Rache dachte er dabei ebenso wenig, als an eine Eroberung des ganzen Landes; dies geht daraus hervor, daß er sich im Jahre 1007 durch eine ungeheuere Summe Geld abkaufen ließ. Andererseits darf man aber auch das Letztere nicht gerade für eine Vernachlässigung der erschlagenen Brüder halten; denn obgleich bei den nordischen Völkern die Blutrache als eine heilige Verpflichtung angesehen wurde, so bestand doch bei ihnen die wohlthätige Sitte, daß jeder Mord durch eine Summe Geld, die man den Verwandten des Getödteten entrichtete, gesühnt werden konnte. Die Angelsachsen zeigten sich bei den wiederholten Angriffen der Dänen des Looses, das ihnen bereitet wurde, werth; unter ihren Großen blieb kaum ein einziger von Verrath und Feigheit frei, selbst Ethelred's eigener Schwiegersohn unterhielt ein geheimes Einverständniß mit den Feinden. Einer der dänischen Führer, Thurkil, der Bruder des berühmten Sigvald von Jomsburg, trat zwar mit seinen Leuten in Ethelred's Dienste, weil er mit Sueno in Zwist gerathen war; dadurch ward aber den Angel-

sachsen nicht geholfen, Thurkil plünderte vielmehr nachher als Freund das Land derselben ebenso, wie Sueno als Feind. Auch die übermäßige Anstrengung, mit welcher Ethelred im Jahre 1009 eine ungeheuere, in England noch nie gesehene Flotte schuf, blieb fruchtlos, weil die Angelsachsen, mit denen die Schiffe bemannt wurden, jeden Antrieb des Nationalsinns und der Ehrliebe verloren hatten. Nachdem in den nächsten Jahren England von den Dänen in immer größerer Ausdehnung besetzt und verwüstet worden war, vollendete Sueno 1013 die Eroberung der Insel; Ethelred aber rettete sich zu seinem Schwager in die Normandie.

Sueno starb schon wenige Monate nach der Eroberung der Insel (Februar 1014). Er hinterließ zwei Söhne, Kanut den Großen und Harald, welche ihm von einer christlichen Prinzessin von Polen geboren worden waren, und bald nach seinem Tode getauft wurden, nachdem er selbst schon seit der Besetzung von Norwegen das Christenthum geduldet und geschützt hatte. Kanut, der sich bei seines Vaters Tode in England befand, konnte weder die mit ihrer Beute nach Hause eilenden Jarle und Hersen, deren Dienst nur freiwillig war, zurückhalten, noch mit dem schwachen Reste seines Heeres das eroberte Land gegen Ethelred behaupten, welcher sogleich aus der Normandie herbeigeeilt war. Er kehrte daher schon im April 1014 nach Dänemark zurück, wo er sich mit Harald über das väterliche Erbe verständigte. Harald behielt Dänemark für sich, und versprach dagegen seinem Bruder Flotte und Heer, um ihm das Reich, welches Sueno für Kanut bestimmt hatte, erobern zu helfen. Kanut hatte bei diesem Unternehmen um so mehr Hoffnung auf Erfolg, da Thurkil, der sich damals mit ihm aussöhnte, durch seine Schaaren dafür sorgte, daß die Landung ohne Schwierigkeit geschehen konnte. Mit einem Heere von sechszehntausend Mann segelte Kanut nach England (1015), und seine aus wenigstens zweihundert Kriegsschiffen bestehende Flotte, welche gleich der letzten seines Vaters aufs prächtigste ausgestattet war, kann als ein Zeichen gelten, wie blühend damals das nordische Seewesen war, und mit welcher Lust die Skandinavier ihre Seezüge machten. Die Dänen fanden diesmal einen kräftigeren Widerstand, als vorher; es dauerte ungeachtet der Verrätherei des mächtigsten angelsächsischen Fürsten,

Edrik's von Mercia, ein halbes Jahr, bis Kanut gegen London vorrücken und den dort weilenden König Ethelred angreifen konnte. Zum Glück starb der Letztere gerade in diesem Augenblick (Frühjahr 1016); denn sein wackerer Sohn und Nachfolger, Edmund Eisenseite, benahm sich viel kräftiger und entschlossener. Leider war aber der neue König von feigen und treulosen Menschen umgeben; auch Edrik schlich sich in sein Vertrauen ein, obgleich derselbe nicht blos kurz zuvor, sondern sogar schon im Kampfe mit Sueno einen argen Verrath begangen hatte. Edmund trieb die Dänen durch fünf Schlachten von London zurück, forderte Kanut vergebens zu einem entscheidenden Zweikampf auf, und behauptete sich gegen ihn, ungeachtet er nur die festen Plätze sein nennen konnte, und Edrik zum dritten Male ein Verräther seines Volkes ward. Der tapfere König brachte es endlich doch dahin, daß Kanut sich entschließen mußte, das Land mit ihm zu theilen. Bald nachher (1017) fiel Edmund durch die Hand eines Meuchelmörders. Der allgemeine Glauben des Volks, der seinen Tod theils dem Verräther Edrik, theils dem dänischen König Kanut Schuld gab, ist zwar nicht zu erweisen; doch könnte Edmund's Ermordung allerdings mit einem Plane, seinem Feinde das ganze Reich zu verschaffen, in Zusammenhang gebracht werden, weil Kanut sich bald nachher mit der Königin Emma, Ethelred's Wittwe, vermählte.

Diese Vermählung, die dem Dänen-König den Besitz des Reiches sicherte und die Hoffnung der Angelsachsen auf Hülfe von der Normandie vereitelte, beweist, daß Kanut seine Herrschaft nicht, wie Sueno, blos auf rohe Gewalt zu gründen suchte, sondern feinere Bildung und Staatsklugheit besaß. Dies zeigt sich auch in seinem scheinbaren Eifer für das Christenthum und in der Strenge, mit welcher er die heidnischen Gebräuche verbot, sowie darin, daß er einem Heiligen, der bei den Engländern im höchsten Ansehen stand, ganz besondere Aufmerksamkeit erwies, während er doch sonst nicht leichtgläubig war und den mit dem Heiligen-Wesen getriebenen Unfug verspottete. Übrigens theilte Kanut nach Edmund's Tode England in vier große Districte, um seine bedeutendsten Anhänger zu belohnen, indem er diese später bei schicklicher Gelegenheit wieder außer Besitz zu setzen

hoffte; den einen Theil des Landes behielt er für sich allein, die drei anderen gab er als Lehen dem Verräther Edrik, dem Dänen Thurkil und dem früher schon in Norwegen belehnten Erich, welcher mit Kanut's Schwester vermählt war und ihm bei der Eroberung von England kräftig beigestanden hatte. Noch in demselben Jahre entledigte sich Kanut des Ersteren durch Hinrichtung, Erich starb bald nachher eines natürlichen Todes, und Thurkil ward vier Jahre später durch einen Bauer erschlagen. Auch die Gefahr, welche von den noch übrigen Sprößlingen des angelsächsischen Hauses zu befürchten war, suchte Kanut gleich anfangs zu beseitigen. Er ließ einen Bruder Edmund's meuchlings ermorden, und schickte die beiden Söhne Edmund's seinem Stiefbruder, dem Könige von Schweden, zu, der sie an den ungarischen Hof sandte, wo der eine von ihnen bald starb. Nur Edmund's beide Stiefbrüder, die Söhne Ethelred's und der Emma, Alfred und Eduard, waren für Kanut's Arm unerreichbar, weil sie in der Normandie zurückgeblieben waren.

Im Jahre 1018 erbte Kanut durch den Tod seines Bruders Harald das Reich Dänemark. Er suchte die Religion, die Gesetze und die Sitten, welche in England das Regieren um vieles leichter machten, auch in Dänemark einzuführen und überhaupt beide Nationen ganz mit einander zu verschmelzen, was durch die nahe Verwandtschaft ihrer Sprache ungemein erleichtert ward. Auch das Christenthum breitete er, zuerst nur aus Staatsklugheit, in seinen späteren Jahren aber aus Frömmigkeit, in Dänemark eifrig und kräftig aus. Sein Eifer für die christliche Lehre hielt ihn jedoch nicht ab, den größten Beförderer derselben in Norwegen zu bekriegen. Dort hatte nämlich Olaf der Heilige, ein Sprößling Harald Haarfagr's, bald nach Erich's Tode sowohl dessen Hinterlassenschaft, als auch den schwedischen und dänischen Antheil am Lande in Besitz genommen. Olaf, der von Kindheit an Christ gewesen war und früher in England auf Seiten Ethelred's gegen Kanut gekämpft hatte, eröffnete den fliehenden Angelsachsen nicht allein eine Zufluchtsstätte, sondern er ließ auch durch sie das Christenthum in seinem Reiche so fest gründen, daß es nachher nicht mehr ausgerottet werden konnte; er verfuhr aber dabei mit solcher Härte und Grausamkeit, daß

er seine Unterthanen gegen sich erbitterte, und dadurch einem auswärtigen Feinde den Angriff auf seine Herrschaft erleichterte. Mit Olaf Schoßkönig von Schweden, dem jede Schmälerung von Kanut's Macht nur erwünscht sein konnte, verständigte er sich zwar gleich anfangs, ja, er sicherte sich sogar seine Unterstützung durch die Heirath einer schwedischen Prinzessin; dagegen hatte er aber an Kanut einen weit gefährlicheren Gegner, dem er nur so lange die Spitze zu bieten vermochte, als er im Inneren seines Reiches nichts zu fürchten hatte. Was half es ihm, daß die vereinigte norwegische und schwedische Seemacht der dänischen überlegen war? Kanut's Reichthum überwog; die Schweden trennten sich von den Norwegern, und Kanut ward, als er in Olaf's Reich landete, mit offenen Armen aufgenommen. Olaf mußte, von den Seinigen verlassen, aus dem Lande fliehen (1028). Er kehrte zwar im nächsten Jahre wieder zurück und versuchte das Kriegsglück noch einmal, ward aber 1030 in einem Treffen erschlagen. Kanut ließ das eroberte Reich zuerst kurze Zeit durch einen Jarl verwalten, und setzte dann seinen Sohn, Sueno den Jüngeren, als Regenten ein.

Von den drei Reichen, welche Kanut seitdem besaß, wurde England, dessen Einrichtungen, Gesetze und Sitten er auch in den andern Ländern einzuführen suchte, durch seine Herrschaft am meisten beglückt. Dieses Reich, welches er durch Unterwerfung der schottischen und cumberländischen Fürsten Dunkan, Malkolm und Makbeth bedeutend vergrößerte, wurde von ihm mit den Schätzen der anderen Länder bereichert, und fühlte unter seiner Regierung keinen willkürlichen Druck der übermüthigen dänischen Eroberer, weil Kanut dieselben schon aus Staatsklugheit in Schranken hielt. Außerdem erstarkten aber die angelsächsischen Einwohner auch theils, durch die Kriegszüge, die sie mitmachen mußten, theils durch die häufigen Heirathsverbindungen und den lebhaften Verkehr mit dem kräftigen Volke der Dänen. Da die Letzteren, als eine eben erst in den gebildeten Zustand übergehende Nation, nach einem allgemeinen Naturgesetze sich dem gebildeteren Volke einverleibten, so hatte die innige Verbindung mit ihnen für die Angelsachsen nur eine wohlthätige Wirkung. Dies Alles beweisen die Thatsachen hinlänglich, da namentlich die alten

englischen Gesetze durch Kanut wieder ihre volle Gültigkeit erhielten, und da ja selbst seine mit der Bewachung des Landes beauftragten Thingmänner oder Huskarle nur eine Nachahmung der dänischen Garden waren, welche die angelsächsischen Könige gehalten hatten. Diese Truppen, deren Zahl in England dreitausend, in Dänemark sechstausend Mann betrug, bestanden der Mehrzahl nach aus Dänen, die Übrigen waren auserlesene Krieger aus anderen Nationen. Kanut erließ für sie ein eigenes Gesetz, das Witherlagsret genannt. Die Thingmänner waren durch wechselseitige Eide, die sie bei der Aufnahme leisteten, gebunden, sie bildeten also eine Art von heiliger Schaar; sie richteten über jedes in ihrer Mitte vorgefallene Verbrechen, und Kanut selbst unterwarf sich, als er einst einen von ihnen getödtet hatte, ihrem Spruche, und büßte die That nach skandinavischem Gebrauch durch einen Gelderſatz für den Erschlagenen. Diese Krieger wurden freilich durch das Witherlagsret zu einer Art Adel erhoben, und erlaubten sich manche Anmaßung; allein der von ihnen zu erduldende Druck war in England wenigstens nicht größer, als in Dänemark. Kanut hatte ferner die Gewohnheit, in den einzelnen Gegenden von England herumzureisen, die Klagen der Unterthanen über Bedrückungen anzuhören, und denselben abzuhelfen; doch ward dies dadurch sehr lästig, daß alle die von seinem Gefolge, welche auf den umliegenden königlichen Landgütern kein Unterkommen fanden, bei den Bewohnern der Städte und Dörfer einquartiert wurden.

Dänemark hatte unter Kanut im Grunde gar keinen Vorzug vor England; denn wenn man die Einführung des Christenthums ausnimmt, welches dort nur durch einen solchen Mann festgegründet werden konnte, so waren damals die Anstrengungen der dänischen Nation größer, als die durch dieselben erlangten Vortheile. Die Dänen bezahlten den Ruhm ihres Königs mit ihrem Blute. Außerdem zielten aber auch fast alle Gesetze, welche Kanut seinem Volke gab, nur auf die Vermehrung der Kriegsmacht und auf die Befestigung der königlichen Gewalt. Übrigens äußerte die christliche Religion auf Kanut selbst, trotz seiner späteren Frömmigkeit, keinen sehr wohlthätigen Einfluß; wenigstens heilte es ihn nicht von seinen beiden Hauptleidenschaften, der Eroberungs-

ſucht und der Sinnlichkeit. Selbſt nach der Pilgerreiſe, die er 1026 und 1027 nach Rom zu den Gebeinen der Apoſtel Petrus und Paulus machte, hatte er nicht allein ſeine Angriffe auf Olaf von Norwegen fortgeſetzt, und dadurch deſſen fromme Beſtrebungen geſtört, ſondern auch ſeiner Geliebten, Alfgiwa, öffentlich alle Rechte ſeiner rechtmäßigen Gemahlin gewährt, obgleich dieſe noch lebte, ſo daß Alfgiwa ſogar ihre Unterſchrift neben die ſeinige unter die königlichen Documente ſetzte. Dagegen that er den äußeren Formen der chriſtlichen Kirche Genüge, ſo lange ſein und ſeines Reiches Vortheil dadurch nicht zu leiden ſchien. Dies zeigte er namentlich auch auf ſeiner Pilgerreiſe nach Rom. Er gab unterwegs in allen Gegenden, die er durchreiſte, glänzende Beweiſe von Freigebigkeit, beſchenkte den Pabſt und die Kirche ſehr reichlich, und verhalf jenem wieder zu den früher aus England bezogenen rechtmäßigen Einkünften, die in den letzten Zeiten wahrſcheinlich aufgehört hatten. Dagegen bewirkte er aber auch, daß die ſchon damals zu hoch geſteigerten Gebühren für die Beſtätigung der höheren Geiſtlichkeit gemildert wurden. Während ſeines Aufenthaltes in Rom wohnte er der Krönung des römiſchen Kaiſers Konrad II. bei, zu welcher ſich auch der letzte König von Hoch-Burgund, Rudolf III., eingefunden hatte. Er erlangte damals von beiden Fürſten eine Milderung der Zölle und Abgaben, denen die aus ſeinen Reichen nach Italien reiſenden Pilger unterworfen waren, und die beſonders in den Alpen-Päſſen auf ſehr drückende Weiſe erhoben wurden. Bei allen dieſen Unterhandlungen betrachtete er England, wo er ſich auch ſeit der Eroberung Norwegens gewöhnlich aufhielt, als ſein Hauptreich.

Kanut ſtarb im Jahre 1035, und mit ſeinem Tode zerfiel das von ihm geſtiftete Reich, was theils ſeinen eigenen Verordnungen Schuld zu geben iſt, theils in dem natürlichen Gange der Begebenheiten gegründet war. Er hinterließ aus ſeiner Ehe mit Emma einen rechtmäßigen Sohn, Hardikanut, und außerdem noch zwei uneheliche Söhne von der Alfgiwa, den uns bereits bekannten Sueno den Jüngeren und Harald, dem man wegen ſeines raſchen Ganges den Beinamen Harefoot oder Haſenfuß gab. Hardikanut folgte in Dänemark ſeinem Vater ohne irgend einen Widerſtreit nach; in England dagegen machte

außer ihm auch Harald Harefoot Anspruch an die Herrschaft. Sueno, welcher seit 1028 König von Norwegen war, wurde entweder noch vor oder doch gleich nach des Vaters Tode von dort vertrieben; denn ein Sohn Olaf des Heiligen, Magnus, dem dieser Namen nach dem berühmten Frankenkönig Karl dem Großen oder Karolus Magnus gegeben worden war, drang von Schweden her in das Reich ein, und ward von den Einwohnern sogleich als rechtmäßiger König anerkannt (1035). Man wird die Leichtigkeit, mit welcher Sueno gestürzt ward, begreiflich finden, wenn man hört, daß Kanut den Norwegern sehr harte Gesetze gegeben und unter Andern sogar verordnet hatte, daß das Zeugniß eines einzigen Dänen mehr gelten solle, als das von zehn Norwegern. Der vertriebene Sueno begab sich nach Dänemark, und starb bald nachher (1036). Sein Bruder Hardikanut suchte zwar des Hauses Ansprüche an Norwegen geltend zu machen, und schickte sich zu einem Kriegszuge gegen Magnus an, sah sich aber durch sein Verhältniß zu Harald Harefoot genöthigt, die Sache friedlich beizulegen; er schloß 1039 einen Vertrag mit Magnus, in welchem beide Könige einander als Herren ihrer Länder anerkannten, und sich gegenseitig die Erbschaft derselben zusicherten.

In England hatte Hardikanut als Sohn der Emma unstreitig gerechtere Ansprüche, als Harald Harefoot, und seine Mutter trat auch in seinem Namen die Regierung an; allein weder die angelsächsischen Großen noch die dänischen Herren im Lande wollten sie anerkennen. Jene wünschten einen der beiden Söhne Ethelred's, die noch immer in der Normandie waren, auf dem Thron zu sehen, diese verlangten Harald Harefoot zum König, weil seine Mutter die Tochter eines in England ansässigen dänischen Grafen war. Hardikanut konnte eine Zeitlang wegen des gegen Magnus beschlossenen Krieges sein Recht an das englische Reich nicht geltend machen, Harald erhielt dadurch die Oberhand, und ward im Norden des Landes ziemlich allgemein als König anerkannt. Emma, deren Benehmen dadurch sehr verdächtig wird, trat hierauf mit ihm in Unterhandlung, obgleich Hardikanut im Süden noch immer als König betrachtet wurde, und der aus angelsächsischem Blute entsprossene Erzbischof Ethelnoth Harald's Krönung mit der Er-

klärung verweigerte, daß er nur Emma's Söhne als rechtmäßige Erben Kanut's ansehen könne. Die Königin ließ sogar während der Unterhandlungen mit Harald ihre beiden Söhne erster Ehe aus der Normandie kommen. Von diesen fiel der Eine, Alfred, kurz nach seiner Ankunft durch die Nachstellungen Harald's, und man sagte sogar, daß er mit Wissen der Emma ermordet worden sei; der Andere, Eduard, floh, seiner Mutter mistrauend, nach der Normandie zurück. Emma muß, wenn auch jener Vorwurf ungegründet war, wenigstens einen starken Schein des Verdachtes gegen sich erregt haben; denn als sie gleich nachher durch Harald genöthigt ward, aus England zu entfliehen, begab sie sich nicht in die Normandie, sondern nach Flandern, wo sich später ihr Sohn Hardikanut bei ihr einfand. Harald ward nun Herr von ganz England. Hardikanut setzte sich nach dem Friedensschlusse mit Magnus gegen ihn in Bewegung; noch ehe er aber an der englischen Küste landete, war Harald bereits eines plötzlichen Todes gestorben (1039). Hardikanut nahm England, ohne Widerstand zu finden, in Besitz, und übte seine Rachgier an der Leiche seines Halbbruders aus; er ließ sie wieder ausgraben, und das abgeschlagene Haupt nicht nur in die Themse werfen, sondern auch, als es wieder aufgefunden und begraben wurde, das schmähliche Verfahren wiederholen.

Hardikanut, der sich nur durch Schwelgerei und habgierige Bedrückungen auszeichnete, starb 1042 in Folge seiner Trinksucht. Da er keine Erben hinterließ, so bestieg sein Stiefbruder, Eduard III., dem man wegen seines mönchischen Wesens den Beinamen des Bekenners gegeben hat, den Thron von England; Magnus von Norwegen aber machte sich in Folge des mit Hardikanut geschlossenen Erbvertrags zum Herrn von Dänemark. Der Letztere suchte diesen Tractat auch auf England auszudehnen, und schickte eine Flotte dahin ab, er starb aber, als der Krieg kaum begonnen war, und sein Nachfolger konnte an die Fortsetzung desselben nicht denken. Eduard der Bekenner war in jeder Hinsicht zum Regieren unfähig, und blieb sein ganzes Leben hindurch von seiner Umgebung abhängig. Zuerst herrschte unter seinem Namen der übermächtige dänische Graf Godwin, dem man Schuld gab, daß er früher des Königs Bruder Alfred verrathen und ermordet habe. Er drang dem König seine Tochter

auf, war seitdem unumschränkter Regent, und brachte die ganze Kriegsmacht des Staats und die vornehmsten Grafschaften in die Gewalt seiner ehrgeizigen und raubgierigen Familie. Hätte sich übrigens Eduard ganz der Leitung Godwin's hingegeben, so wären seine Angelegenheiten doch wohl noch leidlich geführt worden; er ließ sich aber, nach der Weise schwacher Menschen, außerdem nicht nur von seinen angelsächsischen Landsleuten, denen der Däne Godwin verhaßt war, einflüstern, sondern schenkte auch den vielen Normannen Gehör, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, besonders seinen beiden Jugendlehrern Robert und Wilhelm, von welchen er den Einen zum Erzbischof von Canterbury, den Andern zum Bischof von London machte. Eine Zeitlang blieb gleichwohl die Gewalt in den Händen Godwin's und seiner vielen Söhne, bis endlich der schwache König mit Hülfe mehrerer Großen eine günstige Gelegenheit zum Sturz des übermächtigen Mannes benutzte. Godwin ward mit seinen Söhnen aus England verbannt, und seine Tochter, die Gemahlin des Königs, in ein Kloster gesteckt (1052). Die Vertriebenen sammelten in Irland und Flandern Raubschaaren, und beunruhigten England so lange, bis andere Große, durch die Begünstigung der Normannen aufgebracht, den König zuerst zur Entfernung der Letzteren und dann zur Zurückrufung der verbannten Familie nöthigten. Godwin erhielt seine ganze frühere Macht wieder, starb aber gleich nachher (1053). An seine Stelle trat sein Sohn Harald, und sowohl die Person des Königs, als auch fast das ganze Land blieb in den Händen einer einzigen Familie. Harald machte sich sogar Hoffnung auf die Nachfolge des kinderlosen Königs, obgleich dieser seinen zu Kanut's Zeit nach Ungarn geschickten Neffen, den einzigen noch übrigen Sprößling seiner Familie, von dort hatte kommen lassen. Harald's Hoffnung ward noch erweitert, als dieser Prinz gleich nach seiner Ankunft starb, und einen unmündigen Sohn, Edgar Atheling, hinterließ, welcher zu jung war, als daß man ihm bei Eduard's Tod die Regierung hätte geben können. Auch war Eduard kaum gestorben (1066), als Harald eine Versammlung der Großen berief und sich zum König wählen ließ. Er war dieser Wahl würdig, hatte aber das Schicksal gegen sich, und verlor im Kampfe mit dem Herzog Wilhelm II. von der Normandie Thron und Leben.

4. Geschichte der Normannen in Frankreich bis auf ihre Eroberung Englands.

Es ist bereits oben (S. 224 f.) berichtet worden, daß Harald Haarfagr's Eroberung von Norwegen die Gründung vieler normännischen Colonieen veranlaßte, und daß sich unter den Fürsten, welche vor ihm aus Norwegen entflohen, auch Rolf oder Rollo befand. Dieser landete mit seinen Schaaren im Jahre 876 an der Nordküste von Frankreich, und machte dort nach allen Seiten hin verheerende Raubzüge. Die schrecklichen Verwüstungen, mit denen er Frankreich heimsuchte, wurden nicht einmal dann unterbrochen, wenn er etwa eine Niederlage von den Franken erlitten hatte; im Gegentheil, die Normänner hausten dann aus Rachgier nur noch ärger. Dieses Unglück und vielleicht auch die Hoffnung, durch Rolf Schutz gegen andere normännische Raubschaaren und gegen die übermächtig gewordenen Großen des Reichs zu erhalten, bewogen endlich den damaligen Beherrscher von Frankreich, Karl den Einfältigen aus dem Hause der Karolinger, zu einem Vergleiche. Er schloß 911 mit Rolf einen Vertrag, durch welchen dieser Karl's Tochter Gisela zur Gemahlin, sowie das zwischen der Bretagne und dem Eure-Flusse gelegene Land zum erblichen Besitzthum erhielt, und sich dagegen mit seinen Gefährten zur Annahme des Christenthums und zur Anerkennung der fränkischen Oberlehensherrlichkeit verstand. Auf diese Weise entstand das Herzogthum der Normandie. Die Fürsten desselben sahen sich noch weniger, als die anderen Großen von Frankreich, als Unterthanen des Königs an; denn sie erwiesen dem Letzteren nichts als die Huldigung, die für sie durchaus nur eine Ceremonie war, deren Sinn sie anfangs nicht einmal verstanden. Rolf oder, wie er nach seiner Taufe genannt wurde, Robert richtete in der Normandie eine förmliche Colonie ein: er vertheilte das Land unter seine Schaaren, versetzte die wenigen noch übrigen alten Einwohner diesen gegenüber in eine Art von Lehensverhältniß, sorgte für die Wiederherstellung des Ackerbaues, ließ die zerstörten Städte wieder aufbauen, und traf Maßregeln zum Schutz gegen andere normännische Raubfahrer. Außerdem sicherte er durch Gesetze und Einrichtungen die Ruhe und Ordnung seines

Landes so sehr, daß man später von ihm in ähnlicher Weise, wie von Alfred dem Großen (s. oben S. 247), erzählte, er habe goldene Armbänder im Walde aufhängen lassen, und diese seien, bis er sie nach drei Jahren wieder abnehmen ließ, unberührt geblieben. Dagegen litt die benachbarte Bretagne, die von der Landseite her keinen Schutz hatte, unsäglich durch die Bewohner des neuen Herzogthums. Sie ward zuerst schrecklich geplündert und dann den Normannen unterworfen.

Als Robert I. 931 starb, folgte ihm sein Sohn, Wilhelm I., welcher nach der im Mittelalter herrschenden Sitte, die in der Geschichte auftretenden Personen durch Beinamen kenntlicher zu machen, Wilhelm Langbegen genannt wurde. Er war einer der edelsten Charaktere in jener nicht blos ihrer äußeren Erscheinung nach eisernen Zeit, und machte sich wegen seiner Tapferkeit und Großmuth weit und breit berühmt. Er war und blieb die Hauptstütze seines Königs, Ludwig's IV., eines Sohnes von Karl dem Einfältigen, und nahm alle Bedrängten in seinen Schutz, ward aber zuletzt das Opfer seiner Güte; denn als er dem Grafen Herluin, welchem Graf Arnulf von Flandern das Schloß Montreuil entrissen hatte, dieses wieder verschaffte, ließ ihn Arnulf heimtückischer Weise ermorden (942). Die Minderjährigkeit seines Sohnes, Richard I., welcher den Beinamen Langbein erhielt, ward von dem undankbaren König Ludwig zu selbstsüchtigen Zwecken benutzt. Ludwig bemächtigte sich in der Absicht, das Herzogthum an sich zu reißen, des jungen Herzogs, und ließ ihn unter dem Vorwand besserer Erziehung nach Laon an seinen Hof bringen. Dies reizte die streitbaren Normannen. Sie ließen zuerst ihren Herzog heimlich entführen, und suchten dann eine Gelegenheit, dem Könige nicht nur die vielen Landsleute zu entziehen, welche er in seine Dienste gezogen hatte und als Geißeln ansehen konnte, sondern ihm zugleich auch eine Bürgschaft in Betreff seiner Absichten abzunöthigen. Hierzu bedienten sie sich der Hülfe des dänischen Königs Harald Blauzahn, der ihnen schon vor Wilhelm's Tode bei einem Aufstand der Bretagne Beistand geleistet, und damals von Wilhelm die Landschaft Cotentin erhalten hatte. In Verbindung mit Harald legten sie dem französischen Könige mit großer Schlauheit eine Schlinge, in welche dieser auch wirklich

ging. Sie heuchelten nämlich Unterwerfung und Treue, und Ludwig ließ sich dadurch zu einer Zusammenkunft mit Harald bewegen, bei welcher er gefangen genommen wurde. Man gab ihn nicht eher wieder frei, als bis er zu Gunsten des jungen Herzogs alle Forderungen der Normannen eidlich zugestand, und ihnen seinen eigenen Sohn Karlmann als Unterpfand übersandte (945). Zwar versuchte er im nächsten Jahr, sich der ihm aufgedrungenen Bedingungen wieder zu entledigen, und bediente sich dazu der Hülfe seines Schwagers, des deutschen Kaisers Otto I.; allein alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Otto ward, als er das Heer der Normannen in ihre Hauptstadt Rouen eingeschlossen hatte, durch den Verrath desselben Grafen Arnulf, welcher früher den Herzog Wilhelm hatte ermorden lassen, zum Rückzug genöthigt.

Richard I. war als Herzog einer der erbittertsten und mächtigsten Feinde des Königs Ludwig und seiner Nachfolger, und trug nicht wenig zur Erhebung des Hauses Capet bei, welches damals die Karolinger vom französischen Throne verdrängte. Er verband sich schon mit dem eigentlichen Stifter der Capetingischen Herrschaft, Hugo dem Großen, dessen Tochter Emma er 960 zur Gemahlin nahm, und war der treueste Freund seines Sohnes und Nachfolgers, Hugo Capet, der im Jahre 987 den königlichen Thron in Besitz nahm. Vergebens machte der vorletzte Karolinger, Lothar, um das Jahr 963 den Versuch, ihn mit Hülfe anderer Vasallen der französischen Krone seiner Macht zu berauben; Richard rief seinen alten Freund Harald Blauzahn mit seinen kräftigen Dänen herbei, und zwang dadurch seine Gegner zu einem Frieden, dessen Bedingungen er vorschrieb. Die enge Verbindung mit den Dänen unterhielt übrigens Richard auf jede Weise. Er erklärte nicht nur die Söhne seiner dänischen Geliebten Gumor, die er vielleicht später heirathete, für seine Nachfolger, sondern vermählte auch einen seiner Söhne, Wilhelm, mit der Tochter des oben oft genannten Dänen Thurkil. Er starb 996.

Sein Sohn, Richard II. (996—1027), wird ebenso wegen seiner Güte und Frömmigkeit, als wegen seiner Tapferkeit gerühmt, ließ sich aber in seinen Handlungen vorzugsweise von seinem schlauen Sinne leiten, und ordnete die Frömmigkeit der

Staatsklugheit unter. Er gewährte z. B. zwar seiner Schwester Emma und ihrem Gemahle Ethelred Aufnahme und Schutz, unterhielt aber zugleich auch mit ihren Feinden, den Dänen, ein freundschaftliches Verhältniß. Die Bisthümer des Landes betrachtete er gleich seinen Nachfolgern als Lehen, welche zur Versorgung von Freunden und Verwandten dienten, und ohne die mindeste Rücksicht auf Tüchtigkeit verliehen wurden. Daß Richard ebenso, wie die anderen Großen von Frankreich, das Volk um sein gutes Recht brachte, und alle, welche sich dagegen auflehnten, mit Gewalt bändigte, lag im Geiste der Zeit, und wird deshalb auch von seinen Geschichtschreibern als etwas Rühmliches berichtet. Die Großen machten nämlich damals ein Recht geltend, durch welches die Bürger und Bauern ihrer alten Rechte und ihres Antheils an der Verwaltung mit Gewalt beraubt und zum Eigenthum der großen Herren herabgewürdigt wurden, welche seitdem das Volk wie Vieh anzusehen begannen. Wenn der Raum gestattete, das damalige Verfahren gegen die große Masse der Freien ausführlich darzustellen, so würde daraus erkannt werden können, daß die Barone auf ebenso grausame Weise zu ihren Rechten kamen, wie in der neuesten Zeit die Bauern ihnen dieselben wieder zu entreißen suchten. Übrigens waren diejenigen Barone, welche nicht Macht genug besaßen, um der Gewalt der Mächtigeren Widerstand leisten zu können, nicht viel besser daran, als das Volk; denn die Herzöge und die großen Barone verfuhren auch gegen die kleinen Herren ohne Rücksicht auf das Recht. Diese Gewaltthätigkeiten veranlaßten unter Richard's II. Regierung die Auswanderungen, in Folge deren, wie später ausführlich angegeben werden soll, ein normännisches Reich in Italien entstand; mancher unruhige Kopf wurde durch Richard sogar geradezu gezwungen, das Land zu verlassen.

Bei Richard's II. Tode zeigten sich die nachtheiligen Folgen, welche der Mangel fester Bestimmungen über das Recht der Nachfolge herbeiführen mußte. Man war bei den Normannen nicht einmal darüber im Klaren, welche Söhne eines Herzogs als rechtmäßige und welche als außer der Ehe erzeugte Kinder angesehen werden sollten, und es entsprangen hieraus später nicht allein manche Unruhen, sondern auch Mordthaten. Um seinem ältesten

Sohne, Richard III., die Nachfolge zu sichern, verlobte ihn Richard nicht nur mit einer noch unmündigen Tochter des Königs von Frankreich, sondern er hielt auch vor seinem Tode eine Versammlung des normännischen Adels, in welcher er jenem die Regierung übergab. Kaum war aber der Vater gestorben, als sein zweiter Sohn, Robert II., die Herrschaft an sich zu reißen suchte. Er wurde von Richard III. mit den Waffen zur Unterwerfung genöthigt, und erhielt von ihm billige Bedingungen, Richard starb aber gleich nachher (1028), und das Gerücht sagte, Robert habe ihm Gift beibringen lassen. Die Barone wählten sich jetzt den Letzteren zum Herzog. Dieser verfuhr, als der bedrängte französische König, Heinrich I., sich in seine Arme warf, gegen die übermüthigen Großen desselben, sowie gegen seine eigenen Vasallen mit solcher Härte und Grausamkeit, daß man ihm wahrscheinlich deswegen den Beinamen des Teufels gegeben hat. In den letzten Jahren seines Lebens machte er eine Pilgerreise nach Jerusalem. Was ihn dazu veranlaßte, ist unbekannt. Das Wahrscheinlichste ist, daß Robert durch einen seiner Verwandten, den Abt Richard von Verdun, der ihn ganz leitete und schon bei lebendigem Leibe ein Heiliger war, zu der Wallfahrt bewogen wurde. Ehe er abreiste, ließ er sich von den Großen der Normandie geloben, daß sie seinen noch ganz jungen Sohn, Wilhelm, als Nachfolger anerkennen wollten. Dieser Sohn Robert's ist der nachher so berühmt gewordene Wilhelm II., der wegen seiner Eroberung von England den Beinamen des Eroberers erhielt, und als Stifter einer neuen Dynastie auf dieser Insel Wilhelm I. genannt wird. Sein Vater starb auf der Rückreise von Palästina, als Wilhelm noch nicht das zehnte Jahr seines Alters erreicht hatte (1035).

Robert hatte für seinen Sohn nicht besser sorgen zu können geglaubt, als daß er ihn dem Schutze des französischen Königs Heinrich I. empfahl, den er allein auf dem Thron erhalten hatte. Er gab aber seinem Sohne außerdem einen nahen mütterlichen Anverwandten, Walther, zum Pfleger und die tapfersten normannischen Hofbeamten zu Vertheidigern; die Letzteren verloren nachher im Kampfe für den jungen Herzog größtentheils das Leben. Wilhelm ward an den französischen Hof gebracht, und

bildete hier seine große angeborene Schlauheit aus, durch die er sich später so sehr auszeichnete. Seine Minderjährigkeit stürzte das Herzogthum in große Verwirrung und Gefahr, und die ersten zwanzig Jahre nach Robert's Tod waren mit Verschwörungen übermüthiger Großen und mit den herrschsüchtigen Bestrebungen mehrerer Verwandten der herzoglichen Familie angefüllt. Auch der König Heinrich war unedel genug, aus den Verhältnissen Vortheil zu ziehen; er behandelte das Herzogthum seines Schützlings eine Zeitlang wie eine Domäne der französischen Krone, unterstützte einzelne Empörer, und ließ sich, wenn er gegen sie auftrat, seine Hülfe recht theuer durch Abtretung fester Plätze bezahlen. Nur der ängstlichen Sorgfalt seines Oheims Walther verdankte Wilhelm als Kind, daß er den Anschlägen seiner Verwandten entging; diese Nachstellungen brachten ihn in nicht geringe Gefahr, und Walther mußte ihn oft in den Hütten armer Leute versteckt halten, bis die Getreuen gesammelt waren. Die bedrängten Umstände, in denen Wilhelm aufwuchs, und der verwirrte Zustand der Normandie während seiner Minderjährigkeit mußten dem jungen Herzog wohl zeigen, daß nur durch gewaltsame Mittel die Ruhe erhalten werden könne; er hatte daher kaum die Regierung angetreten, als er nach einem Plane zu handeln begann, der sich nur dann ausführen ließ, wenn man, wie er that, die Moral immer der Politik unterordnete. Er sah ein, daß seine Verwandten von väterlicher Seite seine natürlichen Feinde, der König von Frankreich aber ein gefährlicher Freund sei; er suchte also die Ersteren zu unterdrücken, dem Anderen ein mächtiges Bündniß entgegenzusetzen, und sich in den Anverwandten seiner Mutter, sowie in seinen Halbbrüdern eine Stütze im Lande zu verschaffen. Er ertheilte gleich nach seinem Regierungsantritt dem Einen der Letzteren, Odo, das erledigte Bisthum Bajeux, belehnte den Anderen, Robert, mit den Grafschaften Eu und Moriteuil, deren Besitzer, zwei Enkel Richard's I., von Wilhelm verjagt wurden. Dann verdrängte er auch seine übrigen väterlichen Verwandten, Einen nach dem Andern, aus ihren Lehen oder Bisthümern. Gegen den König Heinrich schützte sich Wilhelm durch eine enge Verbindung mit dem mächtigen Grafen Balduin von Flandern, dessen Tochter Mathilde er zur Ge-

mahlin nahm, obgleich dieselbe so nahe mit ihm verwandt war, daß er nach den Kirchengesetzen keine Ehe mit ihr hätte eingehen dürfen. Einige Jahre nachher (1054) gerieth er mit dem französischen König in einen offenen Krieg; er schlug ihn, baute neue Festungen, entriß dem Feinde die früher abgetretenen normannischen Plätze, und behauptete dieselben nachher beim Friedensschluß (1059).

Wie Wilhelm sich bei seiner Vermählung nicht im geringsten um die Gesetze der Kirche bekümmert hatte, so fragte er auch sonst weder in weltlichen, noch in geistlichen Dingen nach dem Rechte. Er selbst rühmte sich, daß er dazu berufen sei, den unbändigen Sinn der Normannen zu zügeln. Mit welcher Rücksichtslosigkeit er sein Ansehen gegen die Geistlichkeit und sogar gegen das damals sonst überall gefürchtete Oberhaupt derselben in Rom behauptete, bewies er, als seine Ehe mit Mathilde von der Kirche angefochten wurde. Sein getreuer Rathgeber, der Abt Lanfranc vom Kloster Bec, welcher später als Philosoph und als Erzbischof von Canterbury gleich berühmt geworden ist, hatte ihn vor seiner Vermählung oft vergebens zu bewegen gesucht, den Pabst nicht durch eine gesetzlich verbotene Heirath zu reizen. Wilhelm kehrte sich an des gelehrten Abts Vorstellungen eben so wenig, als an den Bannfluch, welchen der Pabst Nikolaus II. wegen dieser Ehe gegen ihn schleuderte. Lanfranc reiste hierauf nach Rom und überzeugte den Pabst, daß Wilhelm durch nichts zu beugen sei, und daß unter dem Bann nur die Unterthanen und Geistlichen des Landes litten; Nikolaus war vernünftig genug nachzugeben, er hob den Bann auf, und genehmigte die Ehe Wilhelm's unter der Bedingung, daß derselbe einige neue Klöster stifte. Ebenso wenig nützte es einige Jahre später einem von Wilhelm mishandelten Abt, daß er sich an den Pabst um Hülfe wandte; der Herzog erklärte dem in Begleitung jenes Abts an ihn geschickten päbstlichen Gesandten, in Glaubensangelegenheiten erkenne er zwar ihren Herrn als Oberhaupt an, wenn sich aber einer der Mönche seines Landes erfreche, ihm Ungelegenheiten zu bereiten, so werde er denselben an den ersten besten Baum aufknüpfen lassen. Die Gesandten eilten hierauf mit dem erschreckten Abt unverrichteter Sache zurück.

Das seitherige Verfahren Wilhelm's würde sich noch mit dem Geiste der Zeit und mit der Nothwendigkeit entschuldigen lassen; der Angriff auf England aber, den er im Jahre 1066 unternahm, zeigt einen Mann, welchem Recht und Unrecht gleichgültige Dinge waren, wenn er nur Gelegenheit und Mittel erhielt, die kühnen Abenteurer zu unterhalten, die sein Ruf von allen Seiten her um ihn sammelte. Da der englische König Eduard der Bekenner keine Kinder hatte, und Edgar Atheling, der letzte Sprößling der angelsächsischen Dynastie, seines jungen Alters wegen ihm unmöglich nachfolgen konnte, so entwarf Wilhelm schon lange vor Eduard's Tod den geheimen Plan, sich unter irgend einem Vorwand Englands zu bemächtigen. Der gewöhnlichen Sage und der Behauptung Wilhelm's nach hätte Eduard selbst, aus Dankbarkeit für die einst bei Wilhelm's Vater und Großvater gefundene Aufnahme, durch ein Testament den Normannen-Herzog zu seinem Nachfolger ernannt. Dies ist jedoch mehr als unwahrscheinlich; denn nicht nur hat Wilhelm selbst nie das Document hierüber beigebracht, sondern es waren auch bei allen germanischen und nordischen Völkern testamentarische Verfügungen über ein Reich ebenso unerhört, als beim Abgang eines Herrschergeschlechts die Einsetzung einer neuen Familie durch freie Wahl der Nation gewöhnlich und unbestritten war. Es könnte freilich wohl der Fall gewesen sein, daß Eduard, von lauter Feinden und noch dazu von solchen, welche größtentheils dem verhaßten dänischen Stamme angehörten, umgeben, dem Sohne und Enkel seiner Wohlthäter, der ihm immer freundlich begegnet war und ihn 1051 in England besucht hatte, eine Zusage über die Nachfolge gemacht hätte; allein diese Annahme bliebe doch immer nur eine bloße Vermuthung, und würde noch dazu aus dem Grunde sehr verdächtig sein, weil Wilhelm angelegentlich das Gerücht aussprengen und unterhalten ließ, daß er durch Eduard's letzten Willen zum König von England bestimmt worden sei. Noch weniger Grund kann die Behauptung haben, mit welcher Wilhelm ebenfalls hervortrat, daß Harald, der sich nach Eduard's Tode sogleich des Thrones bemächtigte, ihm einst persönlich sein Recht an England abgetreten und sogar seinen Beistand zur Geltendmachung des vorgeblichen Erbrechts zugesagt habe. Jedenfalls baute Wil-

helm mehr auf seine Macht, als auf alle wirklichen oder angeblichen Gründe des Rechts. Besonders kam ihm seine Reiterei sehr zu Statten; denn er hatte diese durch seine Sorge für die Pferdezucht, welche seitdem in der Normandie ausgezeichnet geblieben ist, zur berühmtesten in ganz Europa gemacht. Außerdem ließ er aber auch die Nachricht von seinem Vorhaben überall hin verbreiten, und da er als Freund aller tapferen Männer weithin berühmt war, und viele neue Verbindungen schloß, während er die alten zu befestigen suchte, so war es für ihn leicht, ein großes Heer zusammenzubringen. Endlich waren ihm auch die Verhältnisse in Frankreich und England sehr günstig. Über das erstere Reich herrschte damals der minderjährige König Philipp I., dessen Vormund, Balduin VI. von Flandern, ein naher Verwandter Wilhelm's war. Von den französischen Großen war nur einer, Conan von der Bretagne, Wilhelm's Feind, dieser hätte ihm allerdings während seiner Abwesenheit gefährlich werden können, er starb aber zur glücklichen Stunde, und das Gerücht sagte, Wilhelm habe ihn durch einen vergifteten Handschuh tödten lassen. Conan's Sohn trat ebenso, wie einige andere französische Grafen, mit Wilhelm in Verbindung. In Betreff der englischen Verhältnisse war es für den Letzteren besonders vortheilhaft, daß Harald, wahrscheinlich um sich beim Volke beliebt zu machen, noch zu Eduard's Lebzeiten seinen eigenen Bruder, den Grafen von Northumberland, Tosti, der seine Unterthanen grausam drückte, hatte vertreiben helfen. Tosti hatte sich, um an seinem Bruder Rache zu nehmen, mit dem Oheim des norwegischen Königs Magnus, Harald dem Harten, verbunden, welcher nach seines Neffen Tode (1047) König von Norwegen geworden war, und ebenso, wie Tosti, den größten Theil seines Lebens auf abenteuerlichen Fahrten zugebracht hatte. Beide landeten gerade zu derselben Zeit, als Wilhelm seinen Eroberungsplan nach England antrat, an der englischen Küste. Wilhelm ward übrigens bei seiner Unternehmung nicht blos vom Glücke begünstigt, sondern er verstand es vermöge seiner großen Schlauheit auch, die Umstände zu seinem Vortheile zu wenden. Selbst den römischen Pabst, den er doch früher durch Rücksichtslosigkeit und Trotz so schwer beleidigt hatte, wußte er in sein Interesse zu ziehen. Da

nämlich der Hof und die Geistlichkeit von England mit dem römischen Stuhl in stetem Zwiste lagen, so benutzte dies Wilhelm sehr geschickt, um von dem Pabst Alexander II. einen günstigen Ausspruch über sein Recht an England zu erlangen.

Wilhelm setzte sich gleich nach Eduard's Tod in den Stand, England anzugreifen. Er hatte bei der Menge der durch seinen Ruf angezogenen Krieger verschiedener Länder bald ein so großes Heer zusammengebracht, daß man die Stärke desselben auf sechszigtausend Mann angibt. Es ist aber sichere Regel, daß man alle solche Angaben um die Hälfte, um ein Drittel oder mindestens um ein Sechstel herabsetzen muß. Seine Anstalten konnten dem König Harald nicht verborgen bleiben. Dieser traf sogleich die besten Maßregeln zur Vertheidigung. Er beschloß, Wilhelm's Flotte, welche aus einer ungeheueren Menge kleiner Fahrzeuge bestand, und deswegen leicht in den Grund gebohrt werden konnte, auf der See selbst anzugreifen; er ließ sich aber zu seinem Unglücke durch Tosti's und Harald des Harten unerwartete Landung im Norden der Insel bewegen, seinen Plan wieder aufzugeben und sich mit seiner ganzen Macht zuerst gegen diese Feinde zu wenden, obgleich dieselben entweder ohne Flotte oder gar nicht zu verderben waren. Dieser Fehler entschied das Schicksal von England. Harald besiegte und tödtete zwar die beiden verwegenen Abenteurer in dem Treffen bei Battlebridge (25. September 1066), nachdem sie vorher zwei englische Heere unter der Anführung einiger Grafen geschlagen hatten; allein fast zu derselben Zeit (am 29. September) bewerkstelligte Wilhelm, den bisher widrige Winde zurückgehalten hatten, seine Landung im Süden. Durch ungerechte Vertheilung der bei Battlebridge gemachten Beute beleidigte Harald nachher viele der Seinigen; doch scheinen, als er darauf, schon zu spät, ein allgemeines Aufgebot gegen die Normannen erließ, die Engländer die Größe der Gefahr gefühlt und sich zahlreich um ihn gesammelt zu haben. Bei Hastings trafen beide Heere am 14. Oktober 1066 auf einander. Wilhelm, der an Kriegserfahrenheit, an Schlauheit und sogar an Kenntnissen alle seine Zeitgenossen übertraf, stellte sein in zwei Schlachtordnungen gereihtes Fußvolk voran; er selbst stand an der Spitze des ganzen kriegslustigen und kriegsgewohnten normann-

iſchen Adels, zu dem ſich alle nach Abenteuern und Ruhm ſtrebenden Ritter aus Frankreich, Flandern und Deutſchland geſellt hatten, und bildete aus ihnen und dem berittenen Theile ſeines Heeres die dritte Schlachtlinie. Das Lied vom tapferen Roland ſingend, begannen die Normannen den Kampf; ſie fanden an den Angelſachſen Gegner, die auf ruhmvolle Weiſe zum letzten Male für ihre Selbſtſtändigkeit und Nationalität fochten. In enggeſchloſſenen Reihen und Schild an Schild gedrängt, zogen die Angelſachſen zu Fuß den beiden erſten Linien der Normannen entgegen; ſie drängten dieſelben auch nach einem hartnäckigen Kampfe zurück, trennten aber, als ſich, vielleicht auf Wilhelm's Veranſtalten, das Gerücht verbreitete, er ſei gefallen, ihre dichten Reihen ein wenig, um die weichenden Feinde beſſer verfolgen und niedermachen zu können. Nun rückte Wilhelm ſelbſt mit bloßem Haupte an der Spitze der dritten Schlachtordnung auf ſie los; dieſem Angriffe erlag ihre Tapferkeit; König Harald ſelbſt fiel nebſt zwei Brüdern, und am Abend des blutigen Tages hatte der Normannen-Herzog zugleich die Schlacht und das Reich gewonnen. Doch war ſein Sieg nur mit großen Opfern errungen worden; denn von den Normannen ſollen nicht weniger als fünfzehntauſend geblieben ſein, dem Herzog ſelbſt waren drei Pferde unter dem Leib getödtet worden.

Die Beſiegten verſuchten zwar auch nach der Schlacht noch, die Fremdherrſchaft von ſich abzuwenden, ſie konnten ſich aber über die zu ergreifenden Maßregeln nicht verſtändigen; die beiden mächtigſten Großen, die northumbriſchen Grafen Edwy und Morkar, zogen ſich ſogleich in ihre entlegene Grafſchaft zurück; Edgar Atheling, den man in London zum König ausrief, war zu jung, um ſich an die Spitze ſtellen zu können; der Erzbiſchof Stigand von Canterbury war mit dem Pabſte in Streit und von dieſem nicht anerkannt worden; der zweite Geiſtliche des Reiches aber, Ethelred von York, ließ ſich von Wilhelm gewinnen. Ehe man noch zu einem feſten Entſchluß kam, eroberte Wilhelm den ganzen Süden, und erſchien plötzlich vor London. Nun unterwarfen ſich ihm die meiſten weltlichen und geiſtlichen Großen, ſowie auch Edgar Atheling, er nahm den Letzteren freundlich auf, und gab ſich überhaupt das Anſehen, als wenn er nicht das Recht eines Er-

oberers, sondern blos sein Erbrecht geltend machen wollte. Dann versammelte er in London auf ziemlich tumultuarische Weise eine Anzahl Engländer nebst seinen Normannen, und ließ sich zum König erwählen, sowie gleich darauf vom Erzbischof von York krönen (am 26. December). Seine Normannen begingen sogar am Krönungstage selbst Handlungen der ihnen eigenthümlichen Rohheit, die sie auch nachher noch lange behielten. Unmittelbar nach Wilhelm's Krönung ward er allgemein als König anerkannt, und die Eroberung von England war also in drei Monaten vollendet. Doch kann man diese erste Unterwerfung des Landes nur als ein Vorspiel derjenigen ansehen, welche Wilhelm bei den nachher entstandenen Empörungen noch oft machen mußte. Bei diesen wiederholten Unterwerfungen behandelte er das Reich ganz wie ein erobertes Land, tilgte fast alle angelsächsischen Adelsfamilien aus, und brachte seine normannischen Barone in die Ämter und Güter derselben. Der Zustand des Landes erlitt eine völlige Umänderung: die Normannen traten als herrschende Klasse an die Stelle des sächsischen und dänischen Adels, Wilhelm stellte in England ein strenges und folgerecht durchgeführtes Lehenssystem auf, wie es in keinem anderen Lande Europa's bestand, und beraubte nicht nur das eigentliche Volk seiner Freiheit, sondern beugte auch die normannischen Barone unter den harten Druck einer militärisch-despotischen Königsherrschaft; selbst die Sitten und die Sprache wurden durch den Einfluß des normannisch-französischen Wesens gänzlich umgewandelt. Da alle diese Veränderungen auf den Gang der nächsten Zeiten vorzugsweise bestimmend eingewirkt haben, so können sie erst im Zusammenhang mit der späteren Geschichte ausführlicher dargestellt werden.

5. Bildung und Literatur des Nordens von Europa in ihrem Übergang zu der christlichen des Mittelalters.

1. Einleitende Bemerkung.

Wir glauben, nach den in der Vorrede zu diesem Band der Weltgeschichte aufgestellten Grundsätzen, auf eine Untersuchung über die Bildung der celtischen und germanischen Völkerstämme in ihrer Urzeit nicht eingehen zu dürfen. Wir werden uns begnügen, einige literarische Nachweisungen darüber zu geben und diesen

hier und da eine allgemeine Andeutung beizufügen. So viele Lieder sich nämlich auch unter dem Namen schottischer, brittischer und skandinavischer Barden erhalten haben, so darf man diesen angeblichen Ueberbleibseln aus der Urzeit jener Völker doch nicht unbedingtes Vertrauen schenken, weil sie uns nicht in ihrer ersten und ursprünglichen Gestalt überliefert worden sind. In den Zeiten, als das Christenthum im Norden bereits allgemein eingeführt war, beschäftigten sich viele poetische und patriotische Gemüther damit, die im Gedächtnisse des Volkes erhaltenen Sagen und Lieder der heidnischen Vorzeit niederzuschreiben, und dabei ward diesen nicht nur eine neue Form gegeben, sondern auch manches von den Kenntnissen und Vorstellungen mit aufgenommen, welche durch das Christenthum in den Norden gelangten oder von den Sammlern und Bearbeitern jener Gesänge auf Reisen erlernt wurden. Jene Gesänge können also nur dazu dienen, den Zustand der nordischen Völker während ihrer Urzeit ganz im Allgemeinen zu erkennen; für das Einzelne dagegen sind sie eine trübe Quelle. Überdies gibt es da, wo keine Entwickelung ist, auch keine Geschichte; ein Fortschritt aber oder überhaupt eine Veränderung des geistigen Lebens zeigt sich in jenen Überbleibseln nicht. Alle diese Sagen und Lieder haben einen und denselben Charakter, und sind gleichsam aus Einem Gusse hervorgegangen; sie stellen uns daher nur einen Zustand, aber keine Entwickelung und keine Geschichte der nordischen Völker dar. Eine eigentlich historische Bedeutung erhielt die nordische Urbildung erst von der Zeit an, als sie durch die Ausbreitung des Christenthums in Skandinavien und Britannien einen Einfluß auf die christliche Lehre auszuüben begann, und mit der neuen, aus den letzten Zeiten des Alterthums empfangenen römischen Bildung verschmolz. Diese Verbindung der nordischen Bildung mit der christlich-römischen ist daher die Hauptseite, die man bei der Betrachtung jener Zeit ins Auge fassen muß.

Ehe wir zur Darstellung der nordischen Urbildung übergehen, ist es nöthig, einige literarische Nachweisungen über dieselbe vorauszuschicken. Die schottischen oder gaelischen Lieder, welche Ossian's Namen tragen (s. oben S. 229), sind zuerst vor etwa achtzig Jahren von dem Schotten Macpherson in einer englischen

Übersetzung bekannt gemacht worden. Sie haben gleich nach ihrer Erscheinung in der ganzen civilisirten Welt ein außerordentliches Aufsehen erregt, und auf die neuere Literatur, besonders auf die der deutschen zu Klopstock's und Herder's Zeit, einen großen Einfluß gehabt. Ganz Europa staunte über den neu aufgefundenen schottischen Homer, und die angeblichen Werke desselben wurden nicht nur sogleich in alle Sprachen übersetzt, sondern auch bei den meisten Völkern von den Dichtern nachgeahmt. Nicht lange nachher fing man jedoch an, die Ächtheit dieser Gesänge zu bezweifeln; englische und deutsche Gelehrte erklärten sie sogar geradezu für ein Machwerk ihres Herausgebers Macpherson. Es ist hierüber viel gestritten worden, und obgleich später die Ossianischen Lieder auch in ihrer gaelischen Originalsprache bekannt gemacht wurden, so schwebt doch über dieser Frage immer noch einiges Dunkel. Indessen ist jetzt die Ansicht ziemlich allgemein herrschend, daß die Gedichte Ossian's kein Werk Macpherson's sind, wohl aber von ihm und anderen schottischen Patrioten im Einzelnen überarbeitet und vielfach umgeändert wurden. — Auch von den Britten in Wales und Cornwallis haben sich aus der Zeit ihres Kampfes mit den Angelsachsen Heldenlieder erhalten, welche mit den schottischen und skandinavischen viele Ähnlichkeit haben. Patriotische Walliser haben dieselben neuerdings auf dieselbe Weise gesammelt und bekannt gemacht, wie dies in Hinsicht der Lieder aus der schottischen Urzeit geschehen ist; sie haben aber mit diesen Resten der Vorzeit ihres Volkes bei weitem nicht so viel Glück gehabt, als Macpherson, weil sie nicht, wie dieser, den Dichtern nachgeholfen haben, und weil die in den Gedichten vorkommenden Namen zu wunderlich klingen. Diese altbrittischen Poesieen und Erzählungen sind in einem Buche zusammengetragen, welches den Titel „Wallisische Archäologie" führt.

Von den Skandinaviern ist eine Menge Sagen und historischer Lieder auf unsere Zeit gekommen. Diese wurden in Island während der kurzen Blüthe der dortigen normännischen Colonie entweder verfertigt oder doch niedergeschrieben. Sie sind nicht nur weit zahlreicher, als die noch übrigen Sagen aller anderen älteren Stämme des germanischen Völkerzweigs, sondern auch mit Ausnahme einiger angelsächsischen Lieder die einzigen

germaniſchen Sagen, welche ſich in der Urſprache erhalten haben. Die der anderen germaniſchen Völker ſind uns nur durch die in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Chroniken Paul Warnefried's, Jornandes, Gregorius von Tours und einiger anderen Geſchichtſchreiber überliefert worden, und wir haben bei dem rhetoriſchen, bibliſchen und poetiſchen Styl dieſer Schriften oft Mühe, die Spuren der urſprünglichen Tradition aus dem Latein herauszufinden. Die ſkandinaviſchen Sagen dagegen ſind in der Urſprache ſelbſt erhalten, und däniſche Gelehrte haben ſich in unſeren Tagen um das Studium derſelben dadurch große Verdienſte erworben, daß ſie ſie in ihrer urſprünglichen Form bekannt gemacht haben. Übrigens beſitzen wir auch über die Geſchichte der ſkandinaviſchen Vorzeit lateiniſch geſchriebene Chroniken, denen ebenſo, wie den erwähnten Chroniken anderer germaniſcher Stämme, alte Barden-Lieder und Volksſagen zu Grunde liegen. So haben namentlich Adam von Bremen im elften Jahrhundert und Saxo Grammaticus im zwölften die däniſche, Torfäus aber in ſpäterer Zeit die norwegiſche Geſchichte geſchrieben. Dieſe Männer ſuchten in dem zierlichen und rhetoriſchen Styl der Zeiten eines Seneca zu ſchreiben, und da mußte denn nothwendiger Weiſe die Darſtellung einer furchtbaren barbariſchen Heldenzeit oft ein ſehr ſonderbares Ausſehen erhalten. Deſſen ungeachtet macht die Geſchichte, wie ſie Torfäus, Saxo Grammaticus und Adam von Bremen aus und nach den alten Geſängen erzählen, einen eigenthümlichen Eindruck, vielleicht gerade wegen des Contraſtes, den die zierliche lateiniſche Form mit dem Inhalt bildet. Man kann daher auch in dieſen lateiniſchen Überarbeitungen den Geiſt und Charakter der heroiſchen Zeit Skandinaviens nicht verkennen. Weit beſſer aber leuchtet derſelbe aus den in der Urſprache überlieferten isländiſchen Originalgedichten ſelbſt hervor. Von dieſen iſt diejenige Sammlung die berühmteſte, welche unter dem Namen Heimskringla von Snorre Sturleſon, dem ſchon früher (S. 226) erwähnten Verfaſſer der jüngeren Edda, gemacht und nachher von Anderen fortgeſetzt wurde. Wer den ganzen hiſtoriſchen Zuſammenhang der ſkandinaviſchen Sagen kennen lernen will, muß dasjenige leſen, was Peter Erasmus Müller in einem däniſch geſchriebenen Buche, welches däniſche Sagenhiſtorie betitelt und 1823 zu Kopenhagen erſchienen iſt, dar-

über gesagt hat. Wir verweisen auf diese Schrift eines Geschichtschreibers, der zugleich speculativer Philosoph ist, ausdrücklich, weil derselbe die skandinavische Urgeschichte nach jenen Sagen ausführlich behandelt hat, wir aber in dem vorliegenden Werke hierauf durchaus nicht eingehen dürfen. Um sich übrigens von dem ungemein großen Reichthum an Sagen, die uns durch den isländischen Freistaat der Normänner erhalten worden sind, einen Begriff zu machen, braucht man nur eine der verschiedenen Sammlungen derselben zur Hand zu nehmen und die Titel der darin aufgenommenen Sagen zu lesen.

Von den Angelsachsen hat sich eine ganze Literatur erhalten, die zum Theil noch ungedruckt in englischen Handschriften-Sammlungen liegt. Von dieser Literatur rührt, soviel wir wissen, kein einziges Stück aus der heidnischen Zeit der Angelsachsen her, obgleich wir überzeugt sind, daß Alles älter ist, als irgend ein Stück der skandinavischen Literatur. Man muß jedoch in Betreff dieses höheren Alters der angelsächsischen Schriften, welches zu beweisen hier der Ort nicht ist, den Umstand beachten, daß die Skandinavier erst im elften Jahrhundert und selbst dann noch sehr unvollkommen das Christenthum angenommen haben. Übrigens kann man über die Bildung der Angelsachsen und über den Gang ihrer Entwickelung mit weit mehr Sicherheit urtheilen, als über die Urzeit der Skandinavier, Britten und Schotten, weil uns von den Ersteren zuverlässigere Berichte überliefert worden sind, und weil in neuerer Zeit der englische Gelehrte Turner ihre Geschichte so sorgfältig geprüft und aufzuklären gesucht hat, daß man seinen Forschungen mit Zuversicht folgen kann. Dies ist um so erfreulicher, da die Angelsachsen auf die Bildung Frankreichs und Deutschlands im Mittelalter einen weit größeren Einfluß gehabt haben, als ihre brittischen und schottischen Nachbarn oder als die Bewohner von Skandinavien. Die Angelsachsen kamen nämlich schon früh in eine unmittelbare Verbindung mit Rom; sie hatten daselbst, um nach unserer Weise zu reden, ihre Universität, sie erhielten von dort ihre Lehrer, und sie wurden in Folge davon das erste germanische Volk, dessen Nationalliteratur durch die römische Bildung ganz verändert und umgewandelt ward. Der fränkische König Karl der Große ließ daher die Gelehrten und

Bücher, durch welche er seine Völker zu bilden suchte, vorzugsweise aus England kommen, und so wurden die Angelsachsen nicht blos die Lehrer der Franken und der anderen zum fränkischen Reiche gehörenden Völker, sondern sie führten dieselben auch zu jener halb römischen und halb deutschen, halb christlichen und halb heidnischen Bildung hinüber, auf welcher der Charakter der ersten Hälfte des Mittelalters hauptsächlich beruht.

2. Heroische Poesie der schottischen, brittischen und skandinavischen Urzeit.

Die schottischen Gesänge, die uns unter Ossian's Namen überliefert worden sind, können zwar nicht wohl für neuere Dichtungen gehalten werden; der historische Sinn sträubt sich aber, auch nachdem die gaelischen Originale derselben bekannt gemacht sind, gegen die in ihnen herrschende Sentimentalität und Regelmäßigkeit, weil diese Charakterzüge mit dem Begriffe einer Urzeit und eines heroischen Lebens nicht vereinigt werden können. Wir lassen jedoch die schwierige Frage über die Ächtheit des Einzelnen unentschieden, und bemerken nur, daß, wenn wir den in diesen Gesängen enthaltenen Angaben unbedingt trauen dürften, die in ihnen besungenen Helden der Zeit angehören würden, in welcher die Mitte und der Süden von Britannien unter römischer Herrschaft standen. Jedenfalls ist es, wenn man nicht einer zu großen Zweifelsucht Raum gibt, für gewiß zu halten, daß Ossian's Helden und die Barden, deren er erwähnt, nicht bloße Erfindungen der Phantasie sind, und daß das Gemälde des Lebens der Hochländer, wie es Ossian entworfen hat, mit späteren prosaischen Nachrichten sehr gut übereinstimmt. Wir verweilen bei den Gedichten gleichwohl nicht, weil ein Fortschreiten nicht bemerkbar ist, und weil mit dem veränderten Zustande die ganze Idylle des Naturlebens verschwand und die Dichter verstummten. In Irland lebte, wie man uns sagt, der Bardengesang der Gaelen fort, als er im Hochlande von Schottland längst verklungen war. Dort wurden sogar die Lieder niedergeschrieben; denn der Geschichtschreiber der ältesten englischen Poesie, Warton, sagt, der Apostel Irlands, der heil. Patrik, habe dreihundert Rollen alter heidnischer Dichtungen der Gaelen verbrennen lassen.

Von der Sage und Dichtung der ältesten Britten und von den vielen Tausenden von Versen, welche nach Cäsar, Lucan und anderen glaubwürdigen Schriftstellern in den Druiden-Schulen auswendig gelernt wurden, hat sich nichts erhalten. Die einzige brittische Literatur, die wir kennen, ist die der christlichen Britten, welche unter der römischen Herrschaft die Civilisation und Bildung ihrer Gebieter angenommen hatten, nachher aber von den Angelsachsen in die Gebirge von Wales und Cornwallis zurückgedrängt wurden, im fortwährenden Kampfe mit ihnen verwilderten, und auf dieselbe Stufe herabsanken, auf welcher ihre Feinde standen. Das Letztere zeigt sich in den Gesängen und Chroniken, welche zu jener Zeit unter ihnen entstanden, und mit den schottischen und skandinavischen viele Ähnlichkeit haben. Diese Literatur muß, nach den Resten zu urtheilen, welche von den Wallisern in neuerer Zeit gesammelt und bekannt gemacht wurden, mitten in den Kriegen und durch die Kriege einen großen Aufschwung erhalten haben, und jene Männer, die sich um die Erhaltung derselben so viele Mühe gegeben haben, versichern, daß die Reste der brittisch-wallisischen Poesie weit origineller sind, als alles, was uns von den Angelsachsen überliefert worden ist. Wir dürfen aber nicht, wie wir nachher in Betreff der angelsächsischen Literatur thun werden, auf eine nähere Bezeichnung und Beurtheilung dieser Gesänge eingehen, weil die Völker des celtischen Stammes, zu denen auch die Britten gehörten, nie in den Bildungskreis des Mittelalters aufgenommen worden sind. Auch zeigt sich in ihnen kein Fortschreiten, keine Entwickelung; die Darstellung feststehender Zustände aber liegt außerhalb dem Zwecke der historischen Erkenntniß. Nur wenn wir in den späteren Abschnitten von Volkspoesie ausführlich handeln, und der provenzalischen oder schwäbischen Dichtkunst in allen ihren Zweigen folgen dürften, müßten wir bei der Literatur der Britten länger verweilen; denn die in dieser Poesie so häufig vorkommenden Gesänge von Arthur's Tafelrunde und ihren Rittern und vom heiligen Graal sind ursprünglich von den Britten ausgegangen. Unter den brittischen Dichtern, welche in der wallisischen Archäologie erwähnt werden, hat nur Taliesin auch auf dem Continent Ruhm erlangt; die übrigen sind blos den neueren Wallisern oder wenigen Engländern bekannt. Außer Taliesin,

den man den brittischen Fingal nennen könnte, werden angeführt: Meilyr, Gwalchmai, Cynddelw, Blywarch ap Moc, Casnodyn, Dafyd y Coed, Griffith ap Mared. —

Die durch die isländischen Normänner uns überlieferten skandinavischen Sagen und historischen Lieder sind für die Geschichte des Nordens sehr wichtig. Wären sie auch nicht wegen der Darstellung der Zustände, die ihre Beglaubigung in sich selbst hat, von großer Bedeutung, so würden sie, selbst wenn viele von ihnen in das spätere Mittelalter, d. h. in die Zeit nach der Einführung des Christenthums, gehören sollten, doch als historische Documente wichtig bleiben. Personen und Begebenheiten der Skalden gelten in der nordischen Geschichte schon so lange für wahr und wirklich, daß die Kritik an ihnen zu Schanden werden würde. Was aber die Schilderung der Zustände angeht, so wird jeder, der die skandinavischen Zustände späterer Zeit und die Geschichte der in anderen Gegenden angesiedelten Normänner in Erwägung zieht, überall den Charakter wiederfinden, den die Skalden darstellen. Von Ossian's Schwärmerei und Gefühlsamkeit ist bei ihnen keine Spur, die rohe Kraft und irokesische Verleugnung der Schmerzen leuchtet überall hervor. Selbst in der ganz fremdartig zierlichen Bearbeitung, welche diese Sagen bei Saxo Grammaticus, Adam von Bremen und Torfäus erlitten haben, ist der Geist und Charakter der heroischen Zeit nicht zu verkennen. Man sieht die Menschheit auf derselben Stufe stehen, auf der sie überall steht, wo physische Stärke und geistige Überlegenheit, nicht Geld und Geburt allein nothwendige Bedingung aristokratischer Vorrechte sind, wo die Beraubung der Schwächeren und Fremden erlaubt und sogar rühmlich ist. Das ganze Leben der Menschenklasse, welche in den skandinavischen Sagen und Liedern geschildert wird, ist entweder ein unaufhörlicher Kampf, oder ein fortdauerndes Fest, bei welchem Essen, Trinken und begeisternder Gesang mit träger Ruhe abwechseln; denn Arbeit ward von diesen Helden als ein Schimpf angesehen. Bei den Griechen der älteren Zeit, auf den Südsee-Inseln, im schottischen Hochlande und bei den meisten germanischen Stämmen finden wir dieselben Verhältnisse. Dieser Zustand setzt aber eine schwache Bevölkerung, eine Entfernung aller künstlichen Bedürf-

niſſe und jedes Anſpruchs an Bequemlichkeit voraus, wenn er dauerhaft ſeyn ſoll.

3. Angelſächſiſche Literatur.

Auch von den Angelſachſen können wir kein einziges bedeutendes Werk, keinen Fortſchritt, den die Wiſſenſchaft oder die Dichtkunſt durch ſie gemacht hätte, anführen; aber die unbedeutend ſcheinenden Arbeiten von Mönchen, Überſetzern und Nachahmern, die wir aus der angelſächſiſchen Literatur anführen werden, erhalten dadurch eine große Wichtigkeit, daß man an ihnen ſieht, auf welche Weiſe ſich die Bildung des Alterthums und die chriſtlichen Vorſtellungen zuerſt mit dem deutſchen Leben innig verbanden. Dies iſt für uns Deutſche beſonders darum wichtig zu wiſſen, weil Karl der Große zwar auch aus Italien römiſche Bildung nach Deutſchland brachte, ſich aber bei dem Beſtreben, dieſe Bildung in ſeinem Reiche einzuführen, doch eigentlich mehr des Angelſachſen Alkuin, als der Italiäner bediente, die er an ſich zog. Die Angelſachſen haben daher ebenſo für die früheren Zeiten des Mittelalters eine große Bedeutung, wie die Italiäner für die ſpäteren. Zweimal ward nämlich im Mittelalter den neuen Völkern Europa's eine ganz neue Richtung gegeben: in der früheren Zeit wurde die Bildung durch Geiſtliche aus Rom in den Norden gebracht, im dreizehnten Jahrhundert durch Lehrer der griechiſchen und römiſchen Sprache und Literatur aus den größeren italiäniſchen Städten überhaupt nach Frankreich und Deutſchland. Das erſte Mal waren es hauptſächlich angelſächſiſche Geiſtliche, welche die ſpätere lateiniſche Literatur in den Norden verpflanzten. Sie verdrängten die frühere Dichtung und Geſchichte ihrer Landsleute, ſetzten eine romaniſirte allmälig an ihre Stelle, und wandelten dadurch, daß Karl der Große Lehrer und Bücher aus England kommen ließ, auch im fränkiſchen Reiche die Cultur auf gleiche Weiſe um.

Dies iſt der Hauptgedanke, den man bei der Betrachtung der angelſächſiſchen Literatur feſthalten muß. Ehe wir ihn jedoch verfolgen und die Art und Weiſe der angedeuteten Umwandelung zeigen, müſſen wir zuerſt nachweiſen, daß auch die Angelſachſen eine ähnliche Literatur hatten, wie die Schotten, Britten und

Skandinavier. Dies geht nicht nur aus dem, was uns von Alfred's des Großen Jugendbildung berichtet wird, hervor, ſondern es haben ſich auch einige Reſte von der alten heroiſchen Poeſie der Angelſachſen erhalten. In der von dem angelſächſiſchen Gelehrten Aſſer verfaßten Biographie Alfred's findet ſich nämlich die Angabe, dieſer König ſei dadurch zum Leſenlernen angeſpornt worden, daß man ihn auf die alten niedergeſchriebenen Heldengeſänge und Erzählungen der Angelſachſen aufmerkſam gemacht habe. Außerdem hat uns der im zwölften Jahrhundert lebende Mönch Wilhelm von Malmsbury eine mit rhetoriſchem Bombaſt in poetiſcher Proſa geſchriebene lateiniſche Chronik hinterlaſſen, in welcher ſich die von ihm benutzten angelſächſiſchen Heldenlieder ebenſo gut wieder erkennen laſſen, als die ſkandinaviſchen in der Chronik eines Saxo Grammaticus und Adam von Bremen. Wilhelm von Malmsbury ſagt ſogar mit ausdrücklichen Worten, daß er in ſeiner Erzählung dieſen Gedichten folge. Von den Gedichten ſelbſt haben ſich nur wenige in der Urſprache erhalten. Sie gehören insgeſammt der chriſtlichen Zeit der Angelſachſen an; es zeigt ſich daher in ihnen auch der Einfluß des Chriſtenthums und der neuen Civiliſation, obgleich die Dichter die Spuren desſelben zu verdecken geſucht haben. Deſſen ungeachtet ſind ſie die einzigen noch übrigen Werke der angelſächſiſchen Literatur, welche nicht romaniſirt oder aus dem Einfluß der römiſchen und chriſtlichen Bildung hervorgegangen ſind. Sie ſind ganz im Geiſte der Skandinavier verfaßt, und es herrſcht in ihnen offenbar die Manier der alten Skalden; wir können alſo auch durch die Angabe ihres Inhalts zugleich dieſe Manier bezeichnen. Übrigens iſt in den ſkandinaviſchen und ſchottiſchen Geſängen etwas mehr Poeſie, als in den angelſächſiſchen. Das Poetiſche der Form beſteht bei den Letzteren in dem Aneinanderknüpfen von kürzeren und längeren Sätzen, die oft ohne irgend eine Partikel mit einander verbunden ſind, in der Alliteration oder der Wiederkehr gleicher Anfangsbuchſtaben der Wörter, im Anklang der Sylben und im Rhythmus; durch alles dies wird nur höchſt unvollkommen oder vielmehr gar nicht dasjenige erſetzt, was man ſonſt durch Reim und Proſodie zu erreichen ſucht. Die Rede iſt oft ein kindiſches, abgebrochenes Lallen.

Von diesen heroischen Gesängen haben nur drei, ein romantisches Gedicht und zwei Lieder, die Manier der ältesten Zeit ganz beibehalten. Ein viertes Gedicht, welches über Kanut den Großen handelt und im elften Jahrhundert geschrieben ward, ist zwar noch in angelsächsischer Sprache, aber offenbar schon im Geiste der Zeit seiner Abfassung gedichtet, als sich die Ritterpoesie des Mittelalters aus verschiedenen Elementen zu bilden anfing. Der neueste Geschichtschreiber der Angelsachsen, Turner, behauptet, dieses Gedicht sei die älteste Probe der ächten oder dramatischen Ballade, die sich in angelsächsischer Sprache erhalten habe; wir lassen dies aber dahin gestellt sein, weil wir es bei dem rein historischen, von aller ästhetischen Beziehung entfernten Zweck unserer Betrachtung weder bestätigen, noch bezweifeln dürfen. Von den drei anderen Gesängen ist einer, das romantische Gedicht, erst im Jahre 1815 zum ersten Male gedruckt worden; die beiden Lieder waren zwar schon im vorigen Jahrhundert bekannt, sie sind aber erst durch Turner in ihrer ursprünglichen Form mitgetheilt worden. Wir wollen ganz kurz den Inhalt des einen dieser Lieder und dann ausführlich den des romantischen Gedichtes angeben. Jenes Lied besingt den Sieg Athelstan's bei Brunaburg (s. oben S. 252). Zuerst werden darin Athelstan's und seines Bruders Thaten aufgezählt, dann die Bewohner von Wessex und von Mercia, die den Sieg erfochten haben, besonders gepriesen, und hierauf das Schicksal der Feinde berichtet. Nachher beschreibt der Dichter Olaf's Flucht und Rettung und die Art, wie Constantin entkam, dessen Sohn im Treffen geblieben war. Dann jauchzt er über die überwiegende Macht seiner Landsleute, und folgt dem Reste der besiegten Armee nach Dublin, den siegenden Fürsten nach Wessex. Den Schluß bildet eine triviale Bemerkung über die Raubvögel, welche sich in Menge auf dem Schlachtfelde zeigten, sowie der nicht viel bessere Jubelruf, daß dieser Sieg glänzender sei, als alle jemals in England erfochtenen. Einen Gesang auf Edgar's Tod hat Turner zum ersten Mal bekannt gemacht, er ist aber so durchaus nüchtern, daß sich nichts davon sagen läßt.

Das erwähnte romantische Gedicht preist und erzählt die Thaten des Helden Beowulf, welcher der Sage nach im Jahre 340 in

Jütland erschlagen wurde. Es ist für die Erkenntniß der alten Skalden-Manier weit wichtiger, als die drei vorhergenannten Gesänge, weil es nicht nur dem Inhalt, sondern sogar auch der Sprache nach ebensowohl den Skandinaviern, als den Angelsachsen angehört. Die Sprache dieses Gedichtes gleicht nämlich der Sprache, in welcher die von den Isländern erhaltenen skandinavischen Skalden-Gesänge verfaßt sind, so sehr, daß Thorkelin, der dasselbe 1815 zum ersten Male drucken ließ, es geradezu ein dänisches Gedicht nannte. Wir folgen jedoch der Meinung des neuesten Geschichtsschreibers der Angelsachsen, der es für diese in Anspruch nimmt. Nach eben demselben Gelehrten würde das Gedicht dem zehnten Jahrhundert angehören, in welchem sich bereits die neuere erzählende Poesie zu bilden anfing. Wenn dies gewiß wäre, und der Held des Gedichtes wirklich schon im Anfang des vierten Jahrhunderts gelebt hätte, so würde der Dichter gleich den Skalden sich selbst durch eine Fiction in die Zeit zurückversetzt haben, in welcher die von ihm erzählten Thaten vollbracht wurden, und sein Gedicht wäre den Werken der vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert im Norden blühenden Dichtkunst beizuzählen, welche an bekannte Heldennamen erdichtete Thaten und Abenteuer anknüpfte. Jedoch beruht, wie uns scheint, die eine chronologische Angabe ebenso wenig auf sicherem Grunde, als die andere. Nähere Untersuchungen hierüber anzustellen, würde, selbst wenn die vorliegende Weltgeschichte für Gelehrte bestimmt wäre, nicht im mindesten nöthig sein, da nach dem Zwecke dieses Werkes nur ein Begriff von der alten nordischen Bildung und Literatur im Allgemeinen gegeben werden soll. Es ist daher auch ganz überflüssig, zu untersuchen, ob das Gedicht ein im eigentlichen Sinne historisches Gedicht oder eine Romanze im neueren Sinne des Wortes ist; denn auf jeden Fall ist, worauf es hierbei allein ankommt, in diesem Gedichte die Sitte und das Leben der Heldenzeit der Wahrheit gemäß geschildert, mögen nun die darin erzählten Thaten, welche an und für sich selbst wenig Interesse für uns haben, wirklich vollbracht oder vom Dichter erfunden sein.

Wir wollen den Inhalt dieses Gedichtes kurz angeben, weil dasselbe nicht so allgemein bekannt und so leicht zu haben ist, als Ossian's Lieder oder als die zahlreichen Gesänge der Skalden,

und doch den Geist und die Manier der angelsächsischen und altskandinavischen erzählenden Dichter ebenso gut bezeichnet, als jedes Werk von diesen. Der Dichter beginnt seinen Gesang mit der Schilderung der Vorbereitungen, welche der Seekönig Hrothgar, der Sohn und Nachfolger des vielbesungenen dänischen Königs Halfdan, für einen abenteuerlichen Kriegszug macht. Er beschreibt dann das Hauptschiff desselben mit allem, was in und an demselben ist, bis zu dem hoch über den Köpfen der Krieger flatternden Banner. Dann erscheint Hrothgar selbst. Er ruft seine Kriegsmänner zu einer allgemeinen Versammlung in seine Wohnung, wo eine sehr große Halle ist, welche der Dichter des Königs Heort nennt. Während hier ein Fest gefeiert wird, kommt die Nachricht an, daß ein feindlicher Dämon den Gästen mit boshafter und verderblicher Absicht auflauere. Die unmittelbar darauf folgenden Worte des Dichters beweisen, daß dieser, wie die meisten Skalden, sich in eine Zeit versetzt, die nicht die seinige war, und daß er die biblischen Geschichten und die christlich lateinische Dichtung kennt und benutzt, aber gleich den Skalden das Costüme zu bewahren sucht. Er läßt nämlich bei Hrothgar's Festmahl nach alter Sitte einen Sänger (Scop) auftreten, der von der Weltschöpfung nach Moses, von Kain und Abel, sowie von den bösen Dämonen singt, von denen einer, Grendel genannt, zur Maschinerie des Gedichts gehört. Dieser böse Dämon überfällt die schlafenden Krieger, hier Degen (Thegns) genannt, und tödtet ihrer dreißig. König Hrothgar wird seit diesem Tage Allen verdächtig und verhaßt, weil er die Unthat nicht verhüthet oder nicht gerächt hat. Zwölf Winter hindurch dauert der Groll des Volks und der Gram des Königs, bis endlich Beowulf einen Kriegszug rüstet, um dem Könige Hrothgar beizustehen, Grendel aufzusuchen und ihn für seine immer noch fortdauernden mitternächtlichen Mordthaten zu bestrafen.

Beowulf ist nicht eigentlich ein See- oder Landkönig, sondern Karl's des Großen Paladinen oder Arthur's Rittern von der Tafelrunde vergleichbar; er heißt bald ein Degen (Thegn) bald Heort Geneat und Beod Geneat (Haus- und Bettgenosse) des Königs Higelak. Er wird auch Gebieter der Scyldingi genannt. Sein Vater war Ekgtheow, sein Volk trägt den Namen Geata

oder Jüten. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß der Dichter Thaten der Angelsachsen vor ihrer Ankunft in England besingt, weil Beowulf und seine Thaten in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts fallen sollen. Der Held versammelt seine Genossen, und schifft sich mit ihnen auf einem Segelschiff ein, dessen leichte Fahrt dann der Dichter beschreibt. Das Schiff landet an Hrothgar's Gebiet, dessen Küste von Hrothgar's Degen bewacht wird. Die Beschreibung dieser Küstenwächter und die ihnen in den Mund gelegten Fragen an Beowulf beweisen, daß der Dichter einer Zeit angehört, wo die Bewaffnung schon ritterlich war. „Wer seyd ihr," sagt einer der Wächter, „die ihr eine geharnischte Schaar bewaffneter Männer über die Wogen bringt? Kommt ihr über die See, um den Frieden des Landes zu stören? Ich halte hier Wache, damit keinerlei Feind der Dänen Land mit einem Heere, das er auf Schiffen zu uns gebracht, zu verwüsten im Stande sei." Beowulf hält auch ein Gespräch mit Wulfgar vom Wendel-Volk, dem er sagt, er wolle mit seinem Ealdor reden. Dieser Ealdor ist Hrothgar. Wie Beowulf zu ihm geführt wird, ruft er: „Heil dir, Hrothgar! Ich bin Higelak's Blutfreund, ein geborener Degen; viele Thaten habe ich schon in meiner Jugend gethan. Mir eröffnete der, dem mein Geburtsland gehorcht, das, was Grendel geübt hat u. s. w." Er wird dann freundlich empfangen, Bänke werden in die Bierhalle gestellt, das Festmahl beginnt, der Sänger erscheint und singt. Diesmal Frieden in Heort; aber Hunferth ist neidisch auf Beowulf; er wirft ihm vor, daß er als Seekönig oder Wikinger Raub und Mord geübt hat. Beowulf beginnt seine Antwort, welche in der Anführung seiner tapferen Thaten besteht, mit den Worten: „Was für einen Wortschwall, mein Freund Hunferth, hast du gesprochen, trunken von Bier!" Nachdem Beowulf seine Thaten aufgezählt hat, erscheint auch die Königin und reicht Beowulf den Ehrenbecher voll Meth. Die Beschreibung des Festes wird dann fortgesetzt. Die Königin „rund um mit Gold umkränzt", setzt sich zu ihrem Herrn, bis dieser mit den Seinen zur Ruhe geht. Dann betet die Königin „zum König der Herrlichkeit gegen Grendel", und der Hausmeister führt Beowulf an den Ort, wo er ruhen soll.

Jetzt beginnt die Verwickelung, Grendel rüstet aufs neue mitternächtlichen Mord; seine Erscheinung wird ausführlich beschrieben. Beowulf erwacht, als einem seiner Genossen mit dem Streitkolben der Kopf zerschmettert wird; er beginnt den Kampf mit Grendel und verjagt ihn. Jubel im Volk und ein neues Fest belohnt den Helden. Der König gibt ihm in der Halle Ehrengeschenke, nämlich Halfdan's Schwert, ein goldenes Banner, einen Helm und ein Panzerhemd. Ein großes Schwert mit Zierrathen sahen Viele vor dem Helden hertragen, und sein Helm, die Burg des Haupts, war oben mit einem Helmkranz umgeben, um die Schneide des Schwerts abzuhalten. Acht Stuten führte man dann herbei, mit Sätteln und reichem Zeug versehen. Dann folgt eine Anführung anderer Gaben, eine moralisirende Abschweifung und eine Episode vom Kriegszug gegen die Finnen, welchen Hrothgar's Sänger, wie es heißt, „hinter dem Tische der Methtrinker" sang. Gleich nachher wird die Königin beim Feste redend eingeführt. Um ihren Sitz sind ihre Kinder und ihre jungen Freunde. Wie sie geredet hat, beginnt der Sänger wieder. Dann spricht sie vor der Versammlung: „Nimm dies Armband, theurer Beowulf, möge es Vorbedeutung deines künftigen Lohnes sein! Und diese Kleider, genieße ihres Reichthums u. s. w." Nach dem Feste legen sich Alle zur Ruhe, und diesmal mordet nicht Grendel, sondern dessen Mutter an einem von Beowulf's Lager entfernten Platze, nicht einen von seinen, sondern von Hrothgar's Freunden. Er klagt: „Todt ist Aeschere, der Sohn Irinelate's, der Bruder der Aeltermänner, einer von meinen Run-witau, von meinen Raedbora." Nun erst zieht Beowulf aus, um Grendel aufzusuchen. Er nimmt auf diesem Zuge das berühmte Schwert, Hrunting genannt, mit sich, und bittet beim Abschiede Hrothgar, daß, wenn ihn Hilda, die Kriegsgöttin, wegnehmen sollte, er die Geschenke, die er empfangen habe, an seinen Lehnsherrn Higelak senden möge. Der Kampf mit Grendel und seiner Mutter ist abenteuerlich genug und ganz in der Manier späterer Romanzen. Grendel's Mutter greift den Helden als Seewolf an, sein berühmtes Schwert schneidet nicht, er liegt am Boden, aber ein Zauberschwert der alten Riesen, das von ihrer

Arbeit ist, rettet ihn. Grendel's Mutter fällt durch einen Streich des Schwerts, und Grendel's Haupt wird Hrothgar überreicht.

Das Gedicht ist noch länger, wir glauben aber, daß das Angeführte hinreicht, um die Art von Bildung und Literatur, der es angehört, zu bezeichnen. Diese ist offenbar die skandinavische oder nordische überhaupt, die den Angelsachsen von ihrer Heimath her eigen war, die wir also gelegentlich bezeichnen wollen, obgleich wir bei den Angelsachsen eigentlich nur darum verweilen, weil sie die römische Literatur den germanischen Stämmen näher brachten und ihr eine Bedeutung im deutschen und nordischen Lande gaben.

Die römischen Schulen der Angelsachsen und die in denselben gebildeten Lehrer verdrängten leicht die alte Dichtung und also auch die alte Bildung mit der daran geknüpften Lebensweise, weil die Angelsachsen, wie die Römer, in Gesetzgebung, Staatseinrichtung und Verwaltung, kurz in allem Politischen groß und unübertroffen, in der Poesie aber so wenig ausgezeichnet waren, daß man ohne Schwierigkeit die alten, dem Inhalt und der Form nach prosaischen Gedichte durch andere ähnliche ersetzen konnte. Das thaten die Geistlichen und Mönche, in deren Gewalt die Literatur kam, als sie die alten Gedichte nach Alfred's Zeit nicht mehr abschreiben und verbreiten ließen, dagegen aber biblische oder doch wenigstens christliche Gedichte in Umlauf brachten. Unter den Gedichten dieser Art nennen wir billig die Romanze Judith zuerst, weil der Geistliche, der das bekannte, dem alten Testament einverleibte Buch Judith für dieselbe benutzte, nicht dem Faden der Geschichte gefolgt ist, sondern aus dem jüdischen Werke eine angelsächsische Dichtung gemacht hat. Nach dem, was oben von den Gedichten der älteren Zeit oder vielmehr der im alten Geiste dichtenden Sänger gesagt worden ist, würde man, wenn wir Inhalt und Form des Gedichts Judith genau angäben, leicht erkennen, daß es den Angelsachsen ganz gleichgültig sein konnte, ob sie von Judith und Holofernes, oder von Beowulf und Grendel und seiner Mutter abenteuerliche Dinge erzählen hörten. Einen andern Stoff zu abenteuerlicher Erzählung nahm der Mönch Caedmon aus der dogmatischen Lehre von Lucifer's Abfall von Gott und aus der kirchlichen Legende vom Kriege der Engelschaaren,

welche Lucifer zum Abfall verleitet hatte, mit Gott und den ihm treugebliebenen Engeln. Dieser Gegenstand war gut gewählt; denn auch die erzählenden Dichter der frühesten griechischen Zeit haben in den Mythen vom Kampfe der Titanen und Giganten einen unerschöpflichen Stoff gefunden. Dürfen wir den Angaben englischer Forscher trauen, so hat in neuerer Zeit selbst Milton, als er sein verlorenes Paradies dichtete, nicht verschmäht, von Caëdmon zu borgen, und es wäre sogar zu wünschen, daß derselbe sich näher an Caëdmon gehalten hätte, weil er dann seine Engel und Teufel wenigstens nicht Pulver und Kanonen würde haben gebrauchen lassen. Caëdmon's Gedicht ist unter dem Namen der Paraphrase bekannt, weil die Geschichte vom Fall der Engel eigentlich nur eine Einleitung zu einer Paraphrase oder Umgestaltung der Erzählung Mosis von der Schöpfung und von der Geschichte der Erzväter ist. Caëdmon beschreibt die Schöpfung, er erzählt die Geschichte von Adam und Eva, von Kain, von der Sündfluth, von Abraham und von Moses, und da sein Gedicht ebenso, wie einst die heidnischen Gesänge, Kriege und Abenteuer darstellen soll, so folgt zuletzt noch die Geschichte von David und von Nebukadnezar.

Diese und andere Arbeiten von ähnlicher Art mußten der eigentlichen Volksbildung und der fortschreitenden Civilisation förderlich sein, weil sie die Gemüther eines Volks, dem poetische Unterhaltung und Lectüre Lebensbedürfniß war, auf eine dem veränderten Zustande angemessene Art unterhielten. Man schuf aber auch eine lateinische Poesie unter einem deutschen Volke. Diese Poesie und die damit zusammenhängenden lateinischen Studien rief nachher Karl der Große an seinen Hof und in sein Reich, als er aus seinem deutschen Königreich ein römisches Kaiserthum machen wollte. Es entstand nämlich bei den Angelsachsen seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts, eine lateinische Schuldichtung und Schulbildung, welche mehrere Jahrhunderte lang die Producte der unglücklichsten Zeiten des römischen Reichs zum Muster nahm, sie in den Schulen gebrauchen und nachahmen ließ, und den Theil der Nation, der in den Schulen gebildet war, dahin brachte, daß er mit Verachtung auf die vortreffliche Volkssage und Volkspoesie herabsah. In einem blos für Gelehrte bestimmten

Werke würden wir die Arbeiten der gelehrten Dichter anführen, welche im achten Jahrhunderte eine angelsächsisch-lateinische Dichtkunst schufen und durch Alkuin auf den Continent brachten; für unsern Zweck ist es aber genug, die berühmteren Namen zu nennen.

Unter diesen Männern, welche die künstliche und gekünstelte lateinische Poesie des ganzen Mittelalters, nicht blos der Angelsachsen, geschaffen haben, glänzt vor allen Andern der im Jahre 709 gestorbene Bischof Aldhelm, dessen Gedichte auch auf dem Continent als Meisterstücke betrachtet und nachgeahmt wurden. Er erfand tausend Künsteleien und kindische Spielereien mit Sylben und Buchstaben, mit Anagrammen und Alliterationen, und sein sogenannter viereckiger Vers (quadratum carmen) ist das Meisterstück klösterlicher Verskünstelei. Wir können uns auf die Erklärung dieser poetischen Spielereien hier nicht einlassen, weil dies zu weit führen würde; aber wir dürfen nicht übergehen, daß aus Aldhelm's Gedichten zu ersehen ist, daß das Reimen nicht erst durch die Araber in die Dichtung der Abendländer und besonders in die lateinische Poesie kam, deren Wesen diese Form ganz fremd ist. Aldhelm selbst gebrauchte den Reim seltener, die zunächst folgenden Dichter aber (von 700 bis 750), unter denen sich auch Bonifacius, der Apostel der Deutschen, befand, um so häufiger. Diese mönchischen Dichter müssen hier genannt werden, weil ihre Arbeiten im ganzen Mittelalter Lectüre der Gebildeten waren. Die ausgezeichnetsten und gelesensten unter denselben waren außer Aldhelm: Beda, Bonifacius, Leobgitha, Cena und Ethilwald. Auch Karl's des Großen Freund Alkuin gehörte zu diesen Dichtern; er hat sich aber seine Verdienste um die Literatur auf einem anderen Felde und in einem anderen Lande erworben, und die Würdigung derselben muß daher einem der späteren Abschnitte vorbehalten bleiben. Doch darf hier nicht unerwähnt gelassen werden, daß er es war, der in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten, welche Karl der Große aus Italien zu sich berief, die künstliche lateinische Versmacherei in das fränkische Reich verpflanzte. Während diese bald nachher auf dem Continent herrschend wurde, ward dagegen unter den Angelsachsen, ein Jahrhundert nach Alkuin's Zeit, durch Alfred den Großen die Nationalsprache wieder zu Ehren gebracht.

Alfred der Große, dessen wir zum Schlusse noch gedenken müssen, erwarb sich die größten Verdienste um die Bildung der Angelsachsen, und zwar nicht etwa blos um die Bildung der Vornehmen und Geistlichen, sondern um die gesammte Nation. Dieser König schlug den rechten Weg ein: er schuf mit Hülfe der lateinischen Literatur eine neue Volksbildung, und ließ nicht, wie Karl der Große und seine Nachfolger, eine hierarchisch aristokratische, dem Volke fremde erschaffen. Er sah, als er König wurde, nicht blos das äußere Glück und die politische Selbstständigkeit seiner Nation fast ganz zerstört und vernichtet, sondern auch die angelsächsische Literatur befand sich, wie er selbst in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Gregor's Pastoralien sagt, in einem traurigen Zustand, und sogar das Lesen und Schreiben war selten geworden. Als er daher das Land von den Feinden gereinigt hatte, und dann den seinem Volke von jeher eigenthümlichen bürgerlichen Einrichtungen, der Gesetzgebung, der Gerichtsverfassung und dem Wehrsystem, also den Grundlagen aller wahren Civilisation, eine systematische Form gab, suchte er wieder eine ächte und vollständige Nationalbildung zu wecken. Uebrigens war damals die Bildung unter den Angelsachsen nicht, wie zu Karl's des Großen Zeit unter den Franken, ganz erlöschen. Das geht sowohl aus dem Vorhergehenden, als auch daraus hervor, daß Alfred seine Lehrer und Freunde nicht, wie Karl der Große, aus der Fremde zu holen brauchte. Er rief die angelsächsischen Gelehrten Wernfrith, Bischof von Worcester, Plegmund und Athelstan, alle drei aus Mercia, an seinen Hof, um sich selbst von ihnen unterweisen zu lassen; fremde Gelehrte zog er erst später herbei. Unter diesen Fremden war einer aus dem fränkischen Lande, Grimbald, der für den römischen Kirchengesang, welchen Karl der Große durch Italiäner unter den Franken hatte fördern und emporbringen lassen, sehr thätig war und deshalb als großer Musiker gerühmt wird; er scheint aber nicht sehr freundlicher Natur gewesen zu sein. Ein Irländer, Johannes Scotus Erigena, legte unter Alfred den Grund zu den spitzfindigen philosophisch-theologischen Studien, welche später unter den Normannen durch Anselm und Lanfranc zur Hauptwissenschaft der Schulen gemacht wurden. Den Mönch Asser, dem wir die genauen und vortrefflichen Nach-

richten über Alfred's Leben und Wirksamkeit verdanken, rief der König aus der westlichsten Gegend des Landes Wales zu sich.

In allen Bestrebungen Alfred's zeigt sich königliche Weisheit, nirgends mönchische Beschränktheit. Er sorgte durch die Auswahl der von ihm übersetzten und unter das Volk gebrachten lateinischen Schriften für das Gemüth, weil er fühlte, daß ein germanischer Stamm unter brittischem Nebel einer gemüthlichen geistigen Nahrung bedürfe. Er sorgte aber zugleich auch für ein dem äußeren Leben nützliches Wissen; denn er erkannte, daß sowohl das äußere Leben in England, als die Sicherheit seiner Angelsachsen auf den Gewerben und der Schifffahrt beruhe. Dies Alles zeigt sich aufs deutlichste in der Auswahl und Behandlung der Schriften, die er theils selbst übersetzte, theils durch Andere übersetzen ließ. Das Hirtenbuch (liber pastoralis) Gregor's des Großen übersetzte Alfred selbst, weil er es seinen Geistlichen und Bischöfen als eine Anweisung, wie sie die Sittlichkeit fördern sollten, empfehlen wollte. Die Mängel, die wir in diesem Buche entdecken, waren zu jener Zeit unbedeutend, und der Einfluß, den der päbstliche Klerus durch die Befolgung der päbstlichen Regeln des Forschens und Spürens erlangen mußte, war bei der damaligen Verfassung Englands unschädlich. Die Dialogen desselben Pabstes übersetzte nicht Alfred selbst, sondern Bischof Wernsrith; Alfred schrieb aber eine Vorrede dazu, welche dadurch anziehend ist, daß er sich darin über Literatur überhaupt und über ihren Zustand unter den Angelsachsen seiner Zeit insbesondere ausführlich ausspricht. Daß Alfred die abenteuerlichen Wundergeschichten, welche den Inhalt dieser Dialogen bilden, seiner Geistlichkeit vor anderen Büchern empfahl, hat seinen Grund theils in der Sittenlehre, die sich gelegentlich doch auch darin findet, theils in dem Gedanken, daß ein verwildertes Volk auf anderem Wege zur Religion geleitet werden müsse, als ein gebildetes oder verweichlichtes Geschlecht. Zu den Hauptschriften, welche Alfred selbst in die angelsächsische Sprache übertrug, gehören Augustin's Selbstgeständnisse (s. Th. IV. S. 591 f.) und Boëthius Trost der Philosophie (s. ebendaselbst S. 600). Von der Uebersetzung des ersteren Werkes haben sich nur einige wenige Zeilen erhalten; die des Letzteren aber ist neulich von dem Engländer Rawlison in

ihrer ächten und wahren Gestalt nach den Handschriften bekannt gemacht worden. Alfred hat des Boëthius Schrift nicht sowohl übersetzt, als vielmehr eigentlich nur benutzt, um seine eigene, durchaus praktische und gemüthliche Philosophie bescheiden zu entwickeln. Er suchte in diesem Werke seine Landsleute zu belehren, wie sie durch die Schale des Christenthums, welche sie aus Gregor's Dialogen kennen lernen konnten, in den Kern desselben eindringen, und ganz besonders wie sie Theologie und Philosophie praktisch anwenden und den Umständen und Bedürfnissen ihres Lebens, sowie der bedrängten Lage eines von allen Seiten bedrohten Staats anpassen sollten (s. Th. IV. S. 604). Wer übrigens Alfred's Philosophie und seine Manier der Behandlung kennen lernen will, findet die Anleitung dazu, sowie die nöthigen Auszüge aus dem Werke selbst in Turner's Geschichte der Angelsachsen.

In den angeführten Schriften und in einigen anderen, die wir übergehen, sorgte der große König, von tüchtigen Männern unterstützt, für innere Bildung und Sittlichkeit; er suchte aber seine Angelsachsen auch mit Geschichte, mit Geographie und mit den mathematischen Wissenschaften bekannt zu machen. Er übersetzte z. B. Orosius Weltgeschichte und Beda's Geschichte der angelsächsischen Nation, und entwarf, als nothwendigen Anhang zu seiner Uebersetzung des Boëthius, ein Leben Theodorich's des Großen. Was die realen Wissenschaften angeht, so könnten wir mehrere Stellen der Uebersetzung des Boëthius anführen, in denen er sehr gute astronomische Kenntnisse beweiset. Seine Kenntnisse in der Schiffsbaukunst trugen sehr viel dazu bei, daß er eine Flotte schaffen konnte, welche die Fremden von der Küste abhielt und Entdeckungsfahrten in die entlegensten Gegenden des Nordens unternahm. Der merkwürdige Bericht über die Entdeckungsreise, welche auf Alfred's Befehl Other unternahm, um das Land der Lappen und Finnen oder, wie es genannt wird, der Beorma's und Terfinnen auszukundschaften, hat sich erhalten, sowie der Bericht Wulfstan's, der von ihm in die Ostsee geschickt worden war. Beide zusammen enthalten die ältesten, besonders aber die zuverlässigsten Nachrichten über die Länder und Völker im äußersten Norden von Europa und rund um die Ostsee.

III. Geschichte Italiens und der Franken in den ersten Zeiten des Mittelalters.

1. Die Franken bis auf Chlodwig's I. Tod.

Die Franken waren ursprünglich kein besonderer Volksstamm, sondern eine jener Vereinigungen mehrerer germanischen Völkerschaften, welche sich vom zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an zu bilden begannen (s. Th. IV. S. 181 f. und 371.). Sie bestanden aus Brukterern, Chamaven, Chatten, Sigambrern und anderen Völkern, und werden zuerst im dritten Jahrhundert erwähnt. Schon früh trennten sie sich in zwei Zweige, in die Ripuarier, welche die Ufer des Niederrheins von der Lahn an abwärts in Besitz nahmen, und in die Salier, die sich an der Waal und Maas niederließen. Über die Ersteren herrschte der Sage nach zur Zeit des römischen Kaisers Honorius ein König Pharamund. Unter dem Sohne und Nachfolger desselben, Clodio, scheinen die Ripuarier und Salier wieder in Ein Volk vereinigt gewesen zu sein. Bei seinem Tode (gegen das Jahr 450) trennten sich beide Theile der Franken aufs neue von einander, und die Herrschaft über die salischen Franken erhielt Clodio's jüngerer Sohn, Merovăus, während der ältere, dessen Namen nicht bekannt ist, Oberhaupt der Ripuarier ward. In der Schlacht bei Chalons sur Marne kämpften die Ersteren auf Seiten der Römer, die Letzteren auf Attila's Seite (s. Th. IV. S. 524). Als bald nachher des Merovăus Sohn, Childerich, seine Franken mit Übermuth behandelte, verjugen ihn diese, und

riefen den Römer Aegidius, der sich um Soissons eine unabhängige Herrschaft gegründet hatte, zu ihrem Könige aus (s. Th. IV. S. 528. f.), oder vielmehr sie traten zu ihm in dasselbe Verhältniß, in welchem sie früher zu den römischen Kaisern gestanden hatten: sie ertheilten ihm den königlichen Namen und verpflichteten sich, ihm Kriegsdienste zu leisten, blieben aber in ihren inneren Angelegenheiten ganz selbstständig. Aegidius suchte sie in eigentliche Abhängigkeit von sich zu bringen und fing an Steuern bei ihnen zu erheben, brachte sich aber dadurch um die Herrschaft. Die Franken lösten die Verbindung mit ihm wieder auf, und erkannten den zurückkehrenden Childerich von neuem als ihren König an. Aegidius starb kurze Zeit nachher (464), und sein Sohn Syagrius war viel zu unkräftig, als daß er den entrissenen Vortheil hätte wieder erringen können. Übrigens herrschte Childerich nur über einen Theil der salischen Franken, die Anderen hatten besondere Könige. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Chlodwig I., aber, der ihm im Jahre 481 folgte, wurden nicht nur alle Salier, sondern auch die ripuarischen Franken mit einander vereinigt, und so ein großes fränkisches Reich gegründet, aus welchem vier Jahrhunderte später Frankreich und Deutschland hervorgingen. Mit Chlodwig beginnt auch zuerst die sichere und zusammenhängende Geschichte der Franken. Seine Nachkommen behaupteten sich bis ins achte Jahrhundert im Besitze der Herrschaft, und führten nach ihrem Stammvater Meroväus den Namen der Merowinger.

Als Chlodwig König ward, hatten die fränkischen Völkerschaften das ganze Land am Niederrhein und in Belgien bis zur Somme hin inne; zwischen der Somme, dem Kanal und dem atlantischen Meere oder mit anderen Worten in dem Lande Armorica hatten sich die aus England geflüchteten Britten niedergelassen, und eine Art von Staatenbund gebildet; im Süden der Loire bis nach Spanien hinein einerseits und bis nach der Provence andererseits herrschten die Westgothen; östlich von ihnen und südlich von den Franken wohnten die Burgunder, die sich nach und nach von Wallis an bis nach Langres und Avignon und bis an die obere Loire ausgebreitet hatten, und dem arianisch-christlichen Glauben huldigten; zwischen ihnen, den Franken und den Westgothen lag das Reich des Syagrius, der einzige Überrest des

kurz zuvor untergegangenen weströmischen Reiches; im Osten endlich besaßen die Alemannen das ganze linke Rheinufer von der Lahn-Mündung an bis an die Grenze der Burgunder. Die Alemannen hatten auch das rechte Rheinufer, sowie einen großen Theil der Schweiz besetzt, und sich südöstlich bis zum Lech hin ausgebreitet. Dort grenzten sie an das germanische Volk der Bojarier oder Baiern, welches zwischen Lech, Donau und Enns wohnte. Im Norden der Letzteren saßen die Thüringer, welche ihren Wohnsitz von den Grenzen der Franken, Alemannen und Baiern an bis zum Harz ausgedehnt hatten. Nördlich von ihnen hatten die sächsischen Völkerschaften fast das ganze Land zwischen der Elbe und den Franken inne, und von Antwerpen bis nach Jütland wohnten an den Nordsee-Küsten, vom Zuyder See an bis zur Weser in Einem Strich, von dort an an einzelnen Stellen, die Friesen.

Chlodwig I. war ein habgieriger und herrschsüchtiger Mann, der, wie der Longobarden-König Alboin und der Ostgothe Theodorich der Große, durch seinen unternehmenden Sinn eine große Bedeutung für die Länder des zerfallenen römischen Weltreichs erhalten hat. Er war kaum einige Jahre König, als er seine Herrschaft auszubreiten anfing. Zuerst griff er, von einigen anderen fränkischen Königen unterstützt, den Römer Syagrius an. Er trug 486 bei Soissons einen vollständigen Sieg über ihn davon, und verjagte ihn dann aus seinem Lande. Syagrius flüchtete sich zu dem westgothischen König Alarich II., welcher schwach genug war, ihn auf die Drohungen des Franken-Königs auszuliefern. Chlodwig ließ ihn in der Stille umbringen. Er war durch diese Eroberung Herr eines beträchtlichen Landes geworden, und vermählte sich nun zunächst, obgleich er schon verheirathet war, mit der Tochter eines burgundischen Königs. Die Burgunder wurden um jene Zeit von vier Brüdern beherrscht, von welchen zwei im Bruderkampfe fielen. Einer der Letzteren hinterließ eine Tochter, Rodhilde oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Chlotilde, welche von ihrem Oheim Gundobald, nachdem derselbe ihren Vater, ihre Mutter und ihre beiden Brüder ermordet hatte, in einer Art von Gefangenschaft gehalten wurde. Von Chlodwig bedroht, mußte Gundobald seine Nichte

dem fränkischen Könige zur Gemahlin überlassen (493). Obgleich Chlotilde Christin war, und noch dazu der eifrigen athanasianischen oder katholischen Kirche angehörte, so blieb doch ihr Gemahl Heide; er erlaubte zwar bei der Geburt eines Sohnes, daß dieser getauft werde, schrieb aber den bald nachher erfolgten Tod desselben der Tauf-Ceremonie zu, und ward nur mit Mühe dahin gebracht, bei seinem zweiten Sohne die Taufe zuzugeben. Dessen ungeachtet ließ er selbst sich nicht lange darauf durch die Hülfe, welche er in einem Kriege vom Gotte der Christen erhalten zu haben glaubte, zum Übertritt bewegen. Er ward nämlich von Siegbert, dem Könige der ripuarischen Franken, der zu Köln seinen Sitz hatte, gegen die Alemannen zu Hülfe gerufen, und schlug diese (496) bei Zülpich in einem entscheidenden Treffen, in welchem er seine Bekehrung gelobt hatte, wenn der Gott der Christen ihm zum Siege verhelfe. Dieses Gelübde erfüllte er noch in dem nämlichen Jahre, indem er sich mit dreihundert Franken zu Rheims taufen ließ. Da in Folge von Chlodwig's Bekehrung auch die ganze fränkische Nation zum Christenthum übergeführt wurde, und da der Umstand, daß die Franken sogleich den katholischen Glauben annahmen, zum völligen Sieg dieser Kirche über den in den nächsten Jahrhunderten allmälig untergehenden Arianismus nicht wenig beitrug, so darf es uns nicht wundern, daß in den folgenden Zeiten Chlodwig's Taufe durch Wundergeschichten ausgeschmückt wurde. Die berühmteste von diesen Sagen und Legenden ist diejenige, nach welcher eine vom Himmel gesandte weiße Taube das Ölfläschchen, welches später in Rheims bei der Krönung der französischen Könige gezeigt wurde, in die Kirche gebracht habe. Übrigens bestand Chlodwig's Übertritt zum Christenthum nur darin, daß er seine heidnischen Ceremonien mit den christlichen vertauschte. Von einer Änderung seiner Ansichten und Sitten war dabei keine Rede. Er blieb so roh und grausam, als er vorher gewesen war, und nur seine christlichen Unterthanen in Gallien hatten Ursache, sich seiner Bekehrung zu freuen. Auch erwarteten die Geistlichen jener Zeiten selbst von solchen Bekehrungen erst für die nächste Generation Gutes.

Nachdem in Folge der Schlacht bei Zülpich die Alemannen gezwungen in den Franken-Bund getreten waren, und Chlodwig

als ihren Oberherrn anerkannt hatten, brachte dieser auch die Bewohner von Armorica dazu, sich in seinen Schutz zu begeben. Dann suchte er sich im Süden auf Kosten der burgundischen Könige auszubreiten. Er trat mit Godegisil, dem einen dieser Könige, der in Genf wohnte und sich der Oberherrschaft seines in Lyon residirenden Bruders Gundobald zu entziehen strebte, insgeheim in Verbindung, lieferte dem Letzteren bei Dijon ein Treffen, und siegte durch die Verrätherei Godegisil's. Der geschlagene König warf sich in die feste Stadt Avignon, ward hier von Chlodwig aufs Äußerste gebracht, und mußte zuletzt froh sein, sein Leben und einen Theil seines Landes dadurch zu retten, daß er den andern Theil an Godegisil abtrat, und sich gegen den Franken-König zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Schon im folgenden Jahre fiel Gundobald über seinen Bruder her, obgleich dieser fränkische Truppen zu seinem Schutze erhalten hatte; er überrumpelte ihn in der Stadt Vienne, und tödtete ihn und seine Rathgeber zur großen Freude aller Burgunder. Gundobald blieb bis zu seinem Tode (516) Beherrscher des ganzen burgundischen Reichs. Er suchte seine Unterthanen fester an sich zu knüpfen, ließ, obgleich er selbst dem Arianismus huldigte, seinen Sohn in dem katholischen Glauben erziehen, und gab seinem Volke ein Gesetzbuch, in welchem besonders den unterworfenen römischen Einwohnern viele Rechte und Vortheile eingeräumt wurden, die sie weder unter den Franken, noch unter den Ostgothen genossen. Daß Chlodwig den burgundischen König ruhig ließ, hatte wohl manche Ursachen; besonders mag er durch die Schwierigkeit, die Alemannen an die Herrschaft der Franken zu gewöhnen, daran gehindert worden sein; denn erst acht Jahre nach der Schlacht bei Zülpich (504) folgte die gänzliche Unterwerfung derselben. Während dieser ganzen Zeit hatte Alarich II., König der Westgothen, stete Zänkereien mit den Franken. Als es endlich zum offenen Kampfe kam, wurden die Westgothen bei Vienne geschlagen, Alarich selbst fiel im Treffen, und das ganze Land bis an die Pyrenäen gerieth in die Gewalt der Franken (s. Th. IV. S. 539). Jetzt schickte aber der ostgothische König Theodorich der Große, Alarich's Schwiegervater, ein Heer; Chlodwig erlitt bei Arles eine Niederlage, und mußte nachher, obgleich er die Feindselig-

keiten noch lange fortsetzte, den Besitz des westgothischen Landes wenigstens theilweise wieder aufgeben. Die Provence ward zu Theodorich's Reich geschlagen, die Westgothen behielten das heutige Languedoc, alles übrige Land aber blieb in der Gewalt Chlodwig's, der sich im Besitze desselben um so leichter befestigen konnte, da die römischen Einwohner als Katholiken ihn gern aufnahmen, weil sie sich unter der Herrschaft der arianischen Westgothen unglücklich gefühlt hatten.

Bisher war Chlodwig zwar Oberanführer, nicht aber Herrscher aller Franken-Stämme gewesen; jetzt gab ihm das Glück, welches Eroberer und Herrschsüchtige schafft, den Gedanken ein, sich selbst dazu zu machen. Heuchelei, Hinterlist und Mord waren die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses Zweckes bediente. Er wandte sich zuerst gegen Siegbert, den König der ripuarischen Franken. Da dieser nämlich einen herrschsüchtigen Sohn hatte, dem der Vater zu lange lebte, so reizte Chlodwig denselben zur Ermordung Siegbert's; nachher ließ er ihn selbst auf hinterlistige Weise ums Leben bringen, und berief eine Volksversammlung der Ripuarier, die ihn ohne Widerstreben an die Stelle der ausgestorbenen Herrscherfamilie erhob, weil er ein mächtiger Fürst war, und weil der Tod des Sohnes, mochten sie ihn nun dem Könige Chlodwig zuschreiben oder nicht, von ihnen jedenfalls nur als eine gerechte Strafe angesehen wurde. „So gab Gott täglich," schreibt der kurz nach dieser Zeit lebende Bischof Gregor von Tours, Chlodwig's Feinde in seine Hand, weil er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte." Man würde übrigens irren, wenn man diesen Ausspruch wörtlich nehmen wollte; es galt dem heiligen Gregor dabei, nach dem allgemeinen Streben der Schriftsteller jener Zeit, nur um eine hochklingende Phrase, um einen schönen Schluß seiner Darstellung. Gregor erzählt nämlich jene That selbst ebenso, wie die übrigen Gräuel Chlodwig's, nackt und wahr, und zeigt damit aufs deutlichste, daß es ihm nicht in den Sinn kam, das Christenthum dieses Königs zu rühmen oder gar seine Handlungen als Beweis einer besonderen Gunst der Gottheit anzusehen. Beim Morde Siegbert's und seines Sohnes hatte Chlodwig wenigstens den Schein zu retten gewußt. Nicht so leicht war ihm dies, als er auch die anderen fränkischen Erb-

fürsten aus dem Wege räumte. Den König Rachnachar z. B. stürzte er durch Bestechung seiner Vasallen. Diese gingen, als Chlodwig gegen ihn zu Felde zog, in der Schlacht zum Feinde über, und Rachnachar wurde nebst seinem Bruder gefangen genommen. Chlodwig erschlug den König mit eigner Hand, weil sich derselbe Fesseln habe anlegen lassen und dadurch die merowingische Familie erniedrigt habe; dann tödtete er auch dessen Bruder, weil dieser nicht durch kräftige Unterstützung seines Bruders einen solchen Schimpf abgewendet habe. Den bestochenen Leuten Rachnachar's hatte Chlodwig, wie sich nach dem Sturze desselben zeigte, falsches Gold gegeben; als sie sich darüber beschwerten, antwortete er ihnen, wer seinen Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold. Auf solche Weise verdrängte Chlodwig alle fränkischen Fürstengeschlechter, und erkaufte sich die scheinbare Zustimmung ihrer im Raubleben verwilderten Stämme zur Besitznahme ihrer Herrschergewalt und ihrer Güter. Den Wenigen, die er nicht ums Leben brachte, ließ er das Haupt scheeren; denn langes Haar zu tragen, war ein Vorrecht der merowingischen Fürsten, dessen Verlust sie nach den Vorstellungen der Franken zum Herrschen unfähig machte. Eines Tages klagte er im Kreise seiner Großen, wie wehe es ihm thue, daß er wie ein Fremdling unter Fremden dastehe, weil er keinen Anverwandten mehr habe, auf dessen Schutz er sich im Falle der Noth verlassen könne. „Dies sprach er jedoch," setzt der zuvor erwähnte Gregor von Tours hinzu, „nicht aus Schmerz über den Untergang der verschiedenen Nebenzweige seines Hauses, sondern in der hinterlistigen Absicht, daß, wenn etwa noch einer seiner Verwandten am Leben sei, dieser sich verrathe und so gleichfalls aus dem Wege geräumt werden könne." Übrigens dachte Chlodwig bei diesen gräuelhaften Bestrebungen wohl nicht an Einheit und Macht der Monarchie; denn sonst hätte er doch gewiß Sorge getragen, daß nicht nach seinem, im Jahr 511 erfolgten Tode seine Söhne das Reich unter sich getheilt hätten.

Der Übertritt der Franken zum Christenthum und der rohe Genuß der in cultivirten Ländern leicht erworbenen Güter, die sie vorher nicht gekannt hatten, riefen in dem Charakter und den Sitten der Franken die größte Veränderung hervor. Diese würde

noch bedeutender gewesen sein, wenn nicht alle germanischen Stämme so fest am Hergebrachten hingen. Die Sitten und Verhältnisse erlitten eine völlige Umgestaltung, und es entstanden auch bei den Franken nach und nach die Einrichtungen, welche den eigentlichen Charakter der germanischen Staaten des Mittelalters bildeten. In diesen Zeiten wurden daher auch bei den Franken die Gesetze niedergeschrieben, die sich unter dem Namen der salischen Gesetze bis auf unsere Tage erhalten haben, und welche theils aus den alten Rechtsgewohnheiten, theils aus den, durch die veränderten Verhältnisse nöthig gewordenen neuen Bestimmungen zusammengesetzt sind. Übrigens gehören die Franken zu denjenigen germanischen Stämmen, welche, gleich den Burgundern und Westgothen, in dem von ihnen besetzten Lande das römische Wesen nicht vertilgten, und daher in vielen Stücken dem Einflusse desselben erlagen. Selbst ihre Sprache ward nach und nach durch die lateinische verdrängt.

2. Die Franken von Chlodwig's I. Tod an bis auf Pipin von Landen.

Chlodwig hinterließ vier Söhne, von welchen der älteste, Thiederich, der Sohn seiner ersten Gemahlin, die anderen aber, Chlodomir, Childebert I. und Clotar I., Söhne der Chlotilde waren. Sie theilten das Reich unter sich. Thiederich erhielt die bedeutendsten Besitzungen, nämlich das sogenannte Austrasien oder östliche Land, d. h. alles, was auf der rechten Seite des Rheins fränkisch war, und das linke Ufer bis an die Maas. Seine Residenz war in der Stadt Metz. Von dem übrigen westlichen Theile des Reichs, für welchen damals der Name Neustrien aufkam, erhielt Childebert das größere Stück, nämlich die ganze Seeküste mit der Hauptstadt Paris; Chlodomir, der seinen Sitz in Orleans aufschlug, ward Beherrscher des Südens, und Clotar bekam das Land um Soissons. Übrigens wurde weder damals, noch bei späteren Theilungen fränkischer Könige auf die Abrundung der einzelnen Reiche oder auf die Stammunterschiede der Bewohner Rücksicht genommen; denn da in jenen Zeiten nicht vom Verwalten, sondern blos vom Regieren und Herrschen die Rede sein konnte, so legte man auf solche Verhältnisse keinen

Werth. Die Theilung des Reiches unter Chlodwig's Söhne hatte, bei der großen Rohheit der Franken, die natürliche Folge, daß unzählige Zwistigkeiten entstanden; doch war, wie es heißt, Chlotilde so glücklich, eine Zeitlang den Frieden zu erhalten, und mit den Westgothen wurde dadurch, daß Alarich's II. Sohn, Amalarich, die Schwester der Könige zur Gemahlin nahm, ein freundliches Verhältniß angeknüpft. Die Burgunder und Thüringer allein schienen Gelegenheit zu Raubzügen darzubieten. In Burgund regierte seit 516 Gundobald's Sohn, Siegmund, welcher im katholischen Glauben erzogen war. Dieser ließ seines Vaters Gesetze aufs neue durchsehen, und von den Vorsitzern der Gau-Gerichte durch ihre Unterschrift bestätigen; er war selbst gebildet, und munterte nicht nur das Studium des römischen Rechts sehr auf, sondern bewirkte auch durch besoldete Lehrer, daß in seinem Lande allein die römische und sogar die griechische Literatur mit Eifer betrieben ward. Er hatte von Theodorich's des Großen Tochter, Ostrogotha, einen Sohn, Siegreich, heirathete aber nachher eine Frau von gemeinem Stande, welche von ihrem Stiefsohn beleidigt wurde, und dafür ihren Gemahl gegen denselben erbitterte. Siegmund ließ 522 seinen Sohn umbringen, verlor dadurch der Ostgothen Freundschaft, und machte den Fürsten von Neustrien Muth, ihn anzugreifen. Er bereute seine That bald schmerzlich, bereicherte die Kirchen und Klöster, und traf in dem von ihm gestifteten Kloster zu St. Moritz im Walliser-Lande die Einrichtung, daß Tag und Nacht von den Mönchen Bußpsalmen gesungen wurden; er hat dadurch die Geistlichkeit versöhnt, sich selbst den Namen eines Heiligen erworben, auch vielleicht bei Gott Gnade gefunden, aber die Folgen seines Fehltrittes nicht von sich abzuwenden vermocht. Schon ein Jahr nach dem Morde seines Sohnes mußte er dafür mit dem Leben büßen. Die Franken zogen, von ostgothischen Truppen lau unterstützt, gegen ihn zu Felde, und nöthigten ihn nach dem Verluste von zwei Schlachten zur Flucht. Er rettete sich nach St. Moritz, ward dort, ungeachtet er Mönchskleidung angelegt hatte, erkannt, mit Frau und Kindern an Chlodomir ausgeliefert und von diesem ums Leben gebracht. Die Ostgothen und Franken theilten sein Land; kaum war aber der Heerbann beider Völker nach Hause zurückgekehrt, als die Bur-

gunder ihren Fehler einsahen, einen König, der sie nicht beleidigt, treulos aufgegeben zu haben. Sie erhoben sich unter Siegmund's Bruder, Godomar, und vertrieben die Fremden. Chlodomir bekriegte sie sogleich wieder, er verlor aber dabei das Leben, und Godomar behauptete sich noch zehn Jahre im Besitze des Landes. Chlodomir hinterließ drei unmündige Söhne. Ihre Großmutter Chlotilde nahm sich ihrer an, ihre beiden Oheime in Neustrien aber ermordeten nach einigen Jahren zwei von ihnen auf eine schauderhafte Weise, und nöthigten den Dritten, sich selbst die Haare abzuschneiden und ins Kloster zu gehen.

Solche Gräuelthaten blieben bei den rohen Franken an der Tagesordnung, und diese unterschieden sich dadurch sehr auffallend von den meisten anderen germanischen Völkern. Ihre Rohheit zeigt sich besonders, wenn man das Leben und die Sitten ihrer Könige und Großen mit der Geschichte der Letzteren vergleicht, oder ihre gesetzlichen Vorschriften über Mordthaten, über fleischliche Vergehungen, über die Leibeigenen und über die alten Einwohner der von ihnen eroberten Länder mit den weit milderen und reineren Bestimmungen zusammenstellt, die sich z. B. in den burgundischen Gesetzen finden. Schämten sich doch die fränkischen Könige sogar nicht, ein silbernes Geräthe für mehr werth zu halten, als ihre Ehre! Thiederich machte einst einen Anschlag auf seines Bruders Clotar Leben, und versöhnte, als ihm sein Vorhaben mislang, denselben durch das Geschenk einer silbernen Schüssel; er konnte diese aber nicht verschmerzen, und schickte seinen Sohn ab, damit er Clotar durch Bitten zur Zurückgabe bewege. So roh übrigens die Franken auch waren, so scheinen doch die Thüringer, gegen welche sich Thiederich und Clotar verbanden, noch roher gewesen zu sein. Dies geht unter Andern aus den Worten hervor, die ein fränkischer Schriftsteller dem Könige Thiederich in den Mund legt, als dieser sein Volk zum Kriege gegen jene aufmunterte: Thiederich erinnert die Franken an die entsetzlichen Gräuel, welche die Thüringer bei ihren verheerenden Einfällen sogar an Weibern und Kindern verübt hätten. Übrigens verbanden sich im Kriege gegen sie auch die Sachsen mit den beiden fränkischen Königen. Die Thüringer wurden in einer blutigen Schlacht an der Unstrut geschlagen (529). Nachher fand, wie es

scheint, eine freundliche Übereinkunft zwischen ihrem König Hermanfried und den Franken Statt; denn der Erstere begab sich unmittelbar nachher zu Thiederich, und verkehrte mit ihm als Freund. Er starb aber bald darauf (530), und Viele schrieben seinen Tod dem hinterlistigen Franken-Könige zu. Von seinem Lande fiel ein Theil den Sachsen zu, der größere Theil aber ward von Thiederich besetzt, welcher den Thüringern härtere Bedingungen auferlegte, als den übrigen germanischen Völkern auferlegt wurden.

Fast um dieselbe Zeit griff Childebert die Westgothen an, und entriß ihnen einen großen Theil ihres Landes. Auch gegen die Burgunder richtete er in Verbindung mit Clotar seine Macht. Godomar war zu schwach, den Schaaren der beiden fränkischen Fürsten zu widerstehen: er ward 534 besiegt und gefangen genommen, sein Land aber zum fränkischen Reiche geschlagen. Doch behielten die Burgunder ihre Gesetze und Einrichtungen bei. Gleich nachher benutzten die Franken den Zustand des ostgothischen Reichs in Italien, um ihre Besitzungen auch über die Alpen hinaus zu erweitern und dort ihren wilden Hang zum Rauben und Kämpfen zu befriedigen (s. Th. IV. S. 547 ff.). Es vereinigte sich nämlich bei ihnen schon früh eine ungemein große Verdorbenheit mit jener Einfalt, welche einer Heldenzeit eigenthümlich zu sein pflegt. Dieser Charakter der Franken beruhte auf der verbundenen Wirkung, welche die Bekanntschaft mit römischer und griechischer Schwelgerei, der Einfluß des Treulosen und Schlechten überbildeter Völker, die deutsche Lebensweise und die alten nationalen Gebräuche ausübten. Er verschlimmerte sich im Verlaufe der Zeit immer mehr, und ward erst dann wieder besser, als alles Alte entweder vernichtet oder mit dem Neuen innig verschmolzen war. Viel schadete den Sitten auch der Umstand, daß die Könige blos als Feldherrn thätig waren, und die Staatsgeschäfte, welche in der ihnen nicht immer geläufigen lateinischen Sprache verhandelt wurden, gallisch-römischen Unterthanen überließen. Blutige Zwiste zwischen Brüdern des regierenden Hauses, unversöhnlicher Haß zwischen Vater und Sohn, allgemein herrschende Raubgier, unmäßige Wollust und die Annahme von Nebenweibern oder auch Doppelehen, sowie endlich empörende Misbräuche bei der Besetz-

ung der geistlichen Stellen und Sittenlosigkeit der höheren Geistlichen wurden so gewöhnlich, daß die Geschichtsbücher und Legenden der Franken damit angefüllt sind, und daß man in diesem Volk oft einen bloßen Räuberhaufen zu erkennen glaubt. Indessen darf man hierbei nicht übersehen, daß es nicht die ganze Nation, sondern nur ein Theil derselben ist, welcher in den uns überlieferten Erzählungen handelnd auftritt. Von der Zwietracht und dem Hasse zwischen Bruder und Bruder haben wir bereits in dem Mordversuche Thiederich's gegen Clotar ein Beispiel gesehen; wir brauchen nicht weit zu gehen, um noch ein zweites Beispiel zu finden. Thiederich's Sohn, Theudebert, der seinem Vater 534 in Austrasien folgte, verband sich im dritten Jahr seiner Regierung mit seinem Oheim Childebert zum Untergange Clotar's, dieser ward ohne Weiteres vom Bruder und vom Neffen in offenem Kriege angegriffen, und seine beiden Gegner konnten nur durch die angestrengtesten Bemühungen seiner Mutter Chlotilde zur Herstellung des Friedens bewogen werden. Ebenderselbe Clotar mußte Leben und Thron zweimal gegen Empörungen seines Sohns Chramnus vertheidigen; das zweite Mal ließ er seinen gefangenen Sohn mit Weib und Töchtern verbrennen. Was die rohe Sinnlichkeit der fränkischen Fürsten angeht, so ward nicht nur die Annahme von Concubinen zu einer herrschenden Gewohnheit, sondern sie zog auch alle Übel orientalischer Vielweiberei nach sich, und löste das Band der Ehe so sehr auf, daß thierische Wildheit fast nothwendig eintreten mußte. Die fränkischen Geschichtsschreiber nennen sogar die Concubinen ihrer Könige geradezu die Frauen derselben, weil aus der Gewohnheit gleichsam ein Recht ward. Das Verhältniß Clotar's zu den beiden Schwestern Aregundis und Ingundis kann als Beispiel dieses Unwesens dienen, und die Geschichte desselben erhält durch den biblischen Styl, in welchem Gregor von Tours sie erzählt, noch eine besonders interessante Seite; denn sie erinnert uns an die Ähnlichkeit der fränkischen Sitte mit dem Charakter jener Zeit, wo die Israeliten noch die Rohheit von Nomaden besaßen, und zeigt uns außerdem noch, wie mit den biblischen Ausdrücken auch die orientalische Ansicht von Königen und Priestern nach und nach Eingang finden mußte. Clotar war mit Ingundis vermählt. Diese pries

ihm einst die Schönheit ihrer Schwester Aregundis, und bat ihn, derselben einen angesehenen Gemahl zu verschaffen. Clotar, ein sehr sinnlicher Mensch, wurde dadurch von Begierde nach Aregundis entzündet, begab sich nach dem Wohnsitze derselben, und nahm sie sogleich zu sich. Als er zur Ingundis zurückgekehrt war, redete er diese also an: „Ich habe mir Mühe gegeben, die Bitte zu erfüllen, die du mir so dringend ans Herz gelegt hast. Ich habe mich nach einem reichen und verständigen Mann für deine Schwester umgesehen, konnte aber keinen besseren finden, als mich selbst. Ich habe sie daher zur Frau genommen, was dir gewiß Freude machen wird." Ingundis aber antwortete: „Was auch dem Auge meines Herrn gefallen mag, nur möge seine Magd in seiner Gunst und Gnade bleiben!" — Die Raubsucht war bei den Franken so groß und so allgemein herrschend, daß die Könige oft wider ihren Willen genöthigt wurden, die billigsten Anträge bedrohter Völker zu verwerfen, weil sie dem dringenden Verlangen der plünderungssüchtigen Menge nur ein schwaches Ansehen entgegensetzen konnten. So ward Clotar einst, als er seinem Volke einen Kriegszug gegen die Sachsen verweigerte, durch eine förmliche Empörung dazu gezwungen, weil seine Franken durchaus rauben wollten, und erlitt von den Sachsen eine Niederlage, wie die Franken sie noch selten erlitten hatten. Das Leben der höheren fränkischen Geistlichkeit endlich, deren Stellen selten durch freie Wahl, sondern meistentheils durch die Könige oder ihre Großen vergeben wurden, enthielt Unsittlichkeiten der gröbsten Art, und die Wirkung, welche dies auf die übrigen Klassen der Nation übte, mußte um so größer sein, da der Klerus bei den Franken ebenso, wie bei den Westgothen, von Anfang an einen Theil der Großen des Reiches bildete und schon früh Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen hatte. Von dem Bischof Cautinus, welcher zu Clotar's Zeit lebte, berichtet Gregor von Tours, derselbe habe keine Spur von Religion und Frömmigkeit in sich gehabt und sich so betragen, daß er von Allen verflucht worden sei, er sei einer der ärgsten Trunkenbolde gewesen, habe einst, um zum Besitz eines Landguts zu gelangen, einen Mordanschlag auf einen andern Priester gemacht u. dgl. m. Ähnliche Züge der Habgier, Schwelgerei, Wollust und Hinterlist werden uns von vielen an-

deren Bischöfen gemeldet. Was Wunder, daß bei einer solchen Verdorbenheit der regierenden Klasse der Verfall der Sitten und die Verwirrung aller Ordnung immer mehr zunahmen! Dabei zeigt sich unter den Franken noch eine Erscheinung, welche sonst in der Regel nur den Zeiten vorbehalten ist, in denen die Bildung eine falsche Richtung genommen hat; roher Aberglaube und trotziger Unglauben fanden sich neben einander. Der Grund davon liegt wohl in der Unwissenheit des Volks und in den Resten des Heidenthums, welche sich noch lange erhielten, obgleich schon die fromme Chlotilde sich Mühe gegeben hatte, sie zu vertilgen. Uebrigens möchte man bei der Betrachtung des sittlichen Zustandes der Franken seinen Glauben an eine im Ganzen gleichmäßig wirkende Vorsehung dadurch bestätigt finden, daß die christliche Religion sich ungeachtet aller dieser Gräuel erhielt, daß damals der Pabst Gregor der Große und andere Männer, nicht, wie man oft behauptet hat, von schlauer Politik geleitet, sondern durch ein als Instinkt wirkendes Gefühl getrieben, das Christenthum im Aberglauben selbst fester gründeten, und daß trotz der vielen Theilungen im fränkischen Reiche die Einheit des Ganzen bestehen blieb.

Von Chlodwig's I. Söhnen hinterließen nur Thiederich und Clotar I. Nachkommen; der einzige Sohn Thiederich's aber, Theudebert, und sein Enkel, Theudebald, starben schon früh. Das ganze Reich wurde dadurch im Jahre 558 unter Clotar I. vereinigt. Als dieser bald nachher (561) starb, suchte sein Sohn, Chilperich I., der sich sogleich der väterlichen Schätze bemächtigte, Herr des Ganzen zu werden; er ward aber durch seine drei Brüder, Charibert I., Guntram und Siegbert I., zu einer Theilung genöthigt, und dies gab Veranlassung zu neuen Zwistigkeiten und Gräuelthaten. Charibert starb schon 568, und sein Land ward von den Andern getheilt. Siegbert besaß seitdem Austrasien mit der Hauptstadt Metz, Chilperich herrschte in Soissons, Guntram in Orleans. Es fehlte allen dreien nicht an wissenschaftlicher Bildung, sowie denn überhaupt in Frankreich die alte Bildung durch die daselbst angesiedelten römischen Familien erhalten, und durch den Handel mit dem östlichen Kaiserreich, durch die Wallfahrten nach Jerusalem und durch die Studien, welche einzelne Franken in Constantinopel machten, genährt ward.

Leider verstand jedoch keiner von den drei Brüdern, aus seinen Kenntnissen den rechten Nutzen für das Leben zu ziehen, und ebenso wenig trug ihre Bildung etwas zur Veredlung ihres moralischen Charakters bei. Chilperich war der gelehrteste von ihnen; er besaß eine gute Kenntniß der lateinischen Sprache, theologische Gelehrsamkeit und einiges Talent zur Dichtkunst; er erfand sogar neue Schriftzeichen, die er jedoch vergebens einzuführen suchte. Der Beste war unstreitig Guntram, nur war er zugleich auch einfältig, schwach und von seiner Umgebung abhängig. Siegbert war der Einzige von ihnen, der den in der merowingischen Familie gewissermaßen erblich gewordenen Hang zur Wollust in sich bändigte.

Die Zwietracht zwischen den Brüdern brach nach Charibert's Tode aufs heftigste aus, und ward durch zwei Frauen nach und nach immer höher gesteigert. Diese Frauen waren Brunehild und Fredegundis. Die Erstere, eine Tochter des westgothischen Königs Athanagild, ward Siegbert's Gemahlin, und stand bei den Franken, welche für edle Abstammung große Achtung hatten, wegen ihrer Abkunft, sowie wegen ihrer Schönheit und ihrer mitgebrachten Schätze in so großem Ansehen, daß Chilperich eine ähnliche Verbindung suchte. Er bewarb sich daher um Galesuintha, die ältere Schwester der Brunehild, und erhielt sie, nachdem er sich dazu verstanden hatte, seine Concubinen zu entlassen. Galesuintha war jedoch kaum einige Zeit vermählt, als Chilperich eine der Letzteren, Fredegundis, wieder zu sich nahm, und seine Gemahlin hinter dieselbe zurücksetzte. Darüber entstanden unaufhörliche Streitigkeiten zwischen Galesuintha, Fredegundis und Chilperich. Die Erstere starb bald nachher plötzlich, und man schrieb ihren Tod der herrschsüchtigen Fredegundis zu, welche Chilperich schon nach wenigen Tagen für seine Gemahlin erklärte. Brunehild, ein Weib von unversöhnlichem Charakter, und ihr Gemahl Siegbert waren seitdem von Rachgier gegen Fredegundis erfüllt, diese wußte sich aber gegen Beide vortrefflich zu vertheidigen, und so sehr man auch die Mittel, deren sie sich dabei bediente, misbilligen muß, so kann man doch nicht umhin, ihren natürlichen Verstand und die Festigkeit ihres Charakters zu bewundern. Sie befand sich anfangs gegen beide Feinde

sehr im Nachtheil, weil von den drei Brüdern gerade Siegbert am meisten Ansehen bei den Franken besaß; doch ward diesen der Stolz der Brunehild bald unerträglicher, als die Frevelthaten ihrer Feindin. Fredegundis, unerschöpflich an Hülfsquellen, wußte sich, so oft auch Alles verloren schien, immer zu retten, sie behauptete sich gegen alle Angriffe ihrer Gegner, und fand selbst da, wo jeder Andere verzweifelte, Mittel und Wege. Ihr Gemahl stand ihr weit nach; denn es fehlte ihm bei aller Bildung und Gelehrsamkeit an der Fähigkeit, die der Fredegundis in hohem Grad eigen war, jedesmal das zu thun, was für die Umstände paßte. Ihre Schlauheit und Gewandtheit ging so weit, daß sie sogar daran denken konnte, unter den Franken, welche bisher keine Abgaben gezahlt hatten, eine Art von Besteuerung einzuführen und dadurch ihrem Gemahl eine größere Macht zu verschaffen. Die Könige der Franken zogen nämlich nur von den unterworfenen römischen Einwohnern Steuern, von ihrem eigenen Volke aber erhielten sie außer dem ihnen zukommenden Antheil an den gerichtlichen Strafgeldern blos freiwillige Geschenke; ihre Ausgaben bestritten sie hauptsächlich von dem Ertrage der vielen Domänen, welche sie in den verschiedenen Theilen des Reiches besaßen und durch ihre Meier verwalten ließen. Hätte daher Fredegundis ihre Absicht erreicht, so würden die bedeutenden Kosten, welche dem König der Unterhalt seiner Leute veranlaßte, aus der öffentlichen Kasse bestritten worden sein; ihr Plan scheiterte aber theils an der Art, wie er ausgeführt wurde, theils an dem Widerwillen der Franken gegen jede Art von Besteuerung.

Im Kampfe der beiden Brüder und ihrer Frauen neigte sich der Dritte, Guntram, aus Haß gegen Fredegundis mehr auf die Seite Siegbert's. Obgleich schwach von Verstand und ohne kriegerische Talente, hatte Guntram doch mehr Glück als jene. Er war fromm, that viel für Kirchen und Geistliche, und stand deshalb bei den Letzteren sehr in Gunst, während Chilperich, der sie zu plündern suchte, und ihnen durch seinen Spott, noch mehr aber durch die Einziehung fast aller Vermächtnisse an die Kirchen schadete, vom Klerus sehr gehaßt wurde. Andererseits entfremdete sich jedoch Guntram seine Unterthanen durch Handlungen der Härte, zu denen er sich, obgleich er sonst freundlich und mild war,

wegen der Beschränktheit seines Geistes und der Unselbstständigkeit seines Willens leicht verleiten ließ. Dieselbe Schwäche zeigte sich auch in dem Verhältnisse zu seinen Brüdern. Zuerst führte er mit Siegbert Krieg, der ihm die Stadt Arles entreißen wollte, und dem er, als ihn seine Leute geschlagen hatten, aus Gutmüthigkeit die genommenen Striche zurückgab. Dann verband er sich mit demselben gegen Chilperich, ließ den Letzteren durch einen seiner Generale besiegen, und verhalf dem Ersteren zum Besitz von Poitou. Als nachher Siegbert auf der rechten Seite des Rheins glücklich gestritten hatte, und durch seine deutschen Völker übermächtig zu werden drohte, schloß sich Guntram an Chilperich an, löste aber aus Furcht vor Siegbert's Macht diese Verbindung bald wieder auf, und sah, weil er sich auch zum Vermittler nicht stark genug fühlte, ruhig mit zu, daß Chilperich aus seinem Lande vertrieben und in der Stadt Doornik eingeschlossen wurde. Die unzufriedenen Unterthanen des Letzteren erkannten darauf Siegbert als ihren König an, und dieser war ganz nahe daran, Brunehild's Rache an seinem Bruder und dessen Gemahlin zu vollziehen, er ward aber gerade in demselben Augenblick, als ihn Chilperich's Franken nach alter Weise auf ihre Schilde erhoben und zum König ausriefen, getödtet (576).

Fredegundis hatte nach den damals allgemein geltenden Grundsätzen, daß der Zweck die Mittel heilige, und daß gegen den Feind jede Waffe erlaubt sei, zwei von den Getreuen ihres Gemahls bewogen, den gefährlichen Gegner mitten unter seinen eigenen Leuten zu ermorden. Chilperich eilte nun sogleich nach Paris, wohin sich Brunehild begeben hatte, und nahm diese gefangen; der einzige Sohn Siegbert's aber, Childebert II., damals noch ein Kind, entging ihm durch die Gewandtheit eines austrasischen Großen, der ihn glücklich nach Metz rettete, wo man ihn als Erben des väterlichen Reichs anerkannte. Brunehild ward auf einem Landsitze Chilperich's bei Rouen gefangen gehalten. Sie fand in Meroväus, einem Sohne Chilperich's aus erster Ehe, ihren Erretter. Dieser ward nämlich so sehr von ihr eingenommen, daß er darauf bestand sie zu heirathen, und sich auch wirklich wider Willen und Wissen seines Vaters mit ihr vermählte. Brunehild ward gleich nachher entweder auf das Verlangen der

Großen ihres Sohnes aus der Haft entlassen, oder sie entkam durch die Flucht zu diesem nach Metz; ihrem neuen Gemahl aber, der auf Befehl seines Vaters geschoren und zum Geistlichen gemacht worden war, verweigerten jene, als er sich später zu Brunehild retten wollte, den Eintritt in ihr Land. Der unglückliche junge Mann ward dadurch ein Opfer des Hasses seiner Stiefmutter, die auch seine Mutter und seinen einzigen Bruder tödtete: er irrte eine Zeitlang flüchtig umher, wurde zuletzt ergriffen, und ließ sich, als er seinem Vater ausgeliefert werden sollte, durch die Hand eines Freundes den Tod geben.

Im Reiche Childebert's II., auf den seine Mutter Brunehild wenig Einfluß behielt, führten die Großen das Regiment. Ihre Regierung hatte einen ächt merowingischen Charakter. Childebert oder vielmehr die in seinem Namen herrschenden Großen versprachen z. B. dem byzantinischen Kaiser Mauritius für eine Summe Geld, die dieser ihnen im Voraus zahlte, Hülfe gegen die Longobarden in Italien, sie hielten aber nicht Wort, sondern zogen blos um zu rauben dahin, und kehrten dann wieder nach Hause zurück, ohne den betrogenen Kaiser auch nur einer Antwort auf seine Briefe zu würdigen. Nachher stritten sie in Verbindung mit Chilperich gegen Childebert's schwachen Oheim, Guntram, und sobald sich nur eine Gelegenheit dazu zeigte, machten sie wieder gegen Chilperich alte Rechte geltend; sie zwangen ihn z. B. bei der Ausstattung seiner Tochter Rigunthis, die mit dem westgothischen Könige Reccared I. vermählt werden sollte, dieser nichts von den Gütern und Schätzen mitzugeben, welche zu dem merowingischen Familiengut gehörten und als eine Art von Fideicommiß angesehen wurden. Die Heirath kam übrigens, wie bereits oben (S. 80) angegeben ist, nicht zu Stande, und die arme Prinzessin, welche mit einem glänzenden Gefolge von viertausend Menschen nach Spanien geführt werden sollte, hatte ein trauriges Schicksal: ihre Begleiter hausten unterwegs auf eine schändliche Weise gegen die Einwohner, und überließen, als sie erfuhren, daß Chilperich gestorben sei, seine Tochter ihrem Schicksal, nahmen von den Gütern, was ihnen gefiel, und kehrten nach Hause zurück; Rigunthis aber ward von einem Herzog an der Grenze in ein Kloster gesteckt, aus dem man sie erst lange nachher zu ihrer Mut-

ter Fredegundis zurück brachte. Chilperich starb (584) durch den Dolch eines Mörders. Man hat sowohl seine Feindin Brunehild, als auch seine eigene Gemahlin Fredegundis, welche mit einem Großen in ehebrecherischem Verhältniß gestanden haben soll, beschuldigt, diese That angestiftet zu haben; allein Beides ist nicht wahrscheinlich, weil Gregor von Tours, der einzige glaubhafte Berichterstatter, Niemand nennt, und Chilperich nicht nur überhaupt allgemein verhaßt war, sondern auch namentlich zuletzt noch Alles dadurch gegen sich aufgebracht hatte, daß er die viertausend Begleiter seiner Tochter durch ausgeschriebene Lieferungen und nicht, wie unter den Franken Recht und Gebrauch war, aus seinen Gütern hatte verpflegen lassen.

Chilperich hinterließ einen einzigen Sohn, Clotar II, den ihm Fredegundis erst wenige Monate vor seinem Tode geboren hatte. Da die Letztere bei den meisten Großen so sehr verhaßt war, daß sie gleich nach dem Tode ihres Gemahles in einer Kirche hatte Zuflucht suchen müssen, so wäre Clotar verloren gewesen, wenn nicht Guntram sich seiner angenommen hätte. Dieser eilte auf Fredegundens Hülfegesuch mit einem Heere nach Paris, wo Clotar und seine Mutter sich befanden, wies Childebert, der mit seinen habgierigen Großen ebenfalls erschien, zurück, beweinte nach seiner sanften Natur seinen ermordeten Bruder, obgleich dieser sich noch kurze Zeit vorher mit jenem gegen ihn verbündet hatte, und sprach seinem Neffen das Reich Soissons zu. Er veranstaltete auch eine Untersuchung über Chilperich's Mord, und muß dabei gegen Fredegundis keine deutlichen Beweise gefunden haben, da er sonst gewiß nicht, was er doch that, Pathenstelle bei ihrem Sohne vertreten haben würde. Übrigens wies er ihr ein Landgut als Wohnsitz an. Ein Aufstand, welcher kurz vorher im Süden ausgebrochen war und bald eine bedenkliche Gestalt annahm, verschaffte ihr einige Zeit nachher wieder den ganzen früheren Einfluß. Dieser Aufstand ging von einem gewissen Gundobald aus, der sich für einen Enkel Chlodwig's I. von dessen Sohn Clotar I. ausgab, und es bei der bekannten Vielweiberei der fränkischen Könige auch leicht gewesen könnte. Gundobald hatte sich schon vor vielen Jahren, weil man seinem Vorgeben keinen Glauben schenkte, nach Constantinopel geflüchtet. Hier war er

als Königssohn anerkannt worden, und lebte in guten Umständen, bis unzufriedene fränkische Große ihn bewogen, seine Ansprüche im Franken-Lande geltend zu machen. Diese wollten eigentlich nur seine theils mitgebrachten, theils geraubten Schätze zu ihren Zwecken benutzen, und ihn dann treulos verrathen. Er erschien im Süden von Frankreich, fand großen Anhang, und setzte dadurch Guntram so sehr in Unruhe, daß derselbe seinen Neffen Childebert feierlich an Kindes Statt annahm und zum Erben seines Reiches erklärte; doch bedachte der gute Mann dabei auch seinen Pathen Clotar II., und vermachte ihm, damit er nicht ausgeschlossen scheine, einige Städte. Gundobald ward ein Opfer der Verrätherei seiner eigenen Umgebung. Übrigens hatte man sowohl Brunehild, als Fredegundis im Verdacht, daß sie den Aufstand desselben insgeheim unterstützt hätten, und Guntram behielt immer einen Argwohn auf die Erstere, obgleich er ihr in einem 587 mit Childebert geschlossenen neuen Theilungsvertrage die Güter ihrer Schwester Galesuintha zusprach. Auch ließ er auf die Nachricht, daß austrasische Gesandte einige goldene Geräthe nach Spanien bringen wollten, alle Wege und Pässe besetzen, um sie aufzufangen, weil er glaubte, diese Geschenke seien für Gundobald's Kinder bestimmt, die sich in Spanien aufhielten. Als jedoch die Gesandten angehalten wurden, zeigte sich, daß sie mit ihren Geschenken an den westgothischen König Reccared geschickt waren, der sich mit einer Tochter von Brunehild verlobt hatte, und der gerechte Guntram ließ sie ihres Weges ziehen.

Dies war einer der wenigen Fälle, wo man das Völkerrecht achtete. Nicht, als hätte es vielleicht an Gelegenheit dazu gefehlt; nein, so selten auch ein freundlicher Verkehr mit anderen Staaten war, und so wenige Spuren von fester Staatseinrichtung und eigentlicher Staatshaushaltung wir auch bei den Franken finden, so standen sie doch keineswegs außer Berührung mit der übrigen Welt. Guntram schickte z. B. mehrmals Gesandte nach Constantinopel, und Childebert unterhielt einen steten Verkehr mit dem dortigen Hofe. Auch war die Handelsverbindung mit dem Orient nicht ganz unterbrochen, besonders trieb das alte Massilia oder Marseille noch immer einen sehr bedeutenden Handel mit Italien und dem Osten. Der Hauptgrund der Verwirrung und Unord-

nung bei den Franken war der Zustand der Regierung. Die Aufgabe des Herrschers bestand nicht sowohl darin, Gerechtigkeit zu üben und das Recht zu schützen, als vielmehr Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und Unrecht durch Unrecht in Schranken zu halten. Dies hing damit zusammen, daß die durch das Christenthum empfangenen biblischen Begriffe vom Oberherrscher mit den nationalen Sitten und Verhältnissen der Franken in Widerspruch standen. Das alte Testament war die einzige Quelle der Erkenntniß, Volk und König hörten in den Ausdrücken desselben predigen, sie wurden angewiesen, alle ihre Handlungen nach seinen Vorschriften einzurichten, und verwechselten von Anfang an die Geschichte der Offenbarung Gottes mit der Offenbarung selbst. Die auf diese Weise eingeprägten Begriffe aber waren ebenso wenig, wie das stückweise angenommene Ceremoniel des byzantinischen Hofes, mit dem Ton des fränkischen Lebens, mit der wirklichen Macht der Könige und mit den Einkünften derselben zu vereinigen. Was insbesondere die Letzteren angeht, so bestand die Haupteinnahme der Herrscher in dem Ertrage der ihnen als Privatpersonen gehörenden Güter; außerdem hatten sie zwar von den römischen Unterthanen des Reichs Steuern zu empfangen, aber die Erhebung derselben war nicht geordnet, wurde sie einmal gestört und stockte sie kurze Zeit, so ward diese Einnahme schwer wieder hergestellt; noch dazu hatten ganze Districte und Städte Steuerfreiheit erhalten, und überhaupt galt es gewissermaßen für Sünde Abgaben zu nehmen, weil der Arme beitragen mußte. Die letztere Vorstellung wußte man besonders dem streng rechtlichen und gottesfürchtigen Guntram einzuflößen, wodurch dann habsüchtige Geistliche und gewaltthätige Große eine Freiheit von Abgaben und eine Unabhängigkeit erlangten, die für den Armen und Schwachen drückender ward, als es die härteste Steuer hätte sein können.

Bei Guntram's Tode (593) erbte Childebert dessen Land. Er hatte nun zwei Drittheile des Reiches in seinen Händen, und suchte sogleich auch das Erbe Clotar's II., den er nie als einen Sohn Chilperich's anerkannt hatte, an sich zu reißen; allein Fredegundis, die ihren Sohn in die Schlachtreihen der Neustrier führte, regte dadurch diese zu so tapferer Gegenwehr an, daß die Austrasier

mit Schimpf und Schande abziehen mußten. Wenige Jahre nachher (596) starb Childebert mit Hinterlassung von zwei minderjährigen Söhnen, Theudebert II. und Thiederich II. Unter diese ward das austrasische Reich so getheilt, daß der Erstere, der seinen Wohnsitz in Metz aufschlug, das eigentliche Austrasien und einige Striche im südlichen Frankreich erhielt, der Andere aber, welcher bald in Chalons, bald in Orleans wohnte, einen Theil des ehemaligen burgundischen Reiches und das Land zwischen der Loire und den Pyrenäen. Fredegundis beeilte sich, aus der Theilung des austrasischen Reiches und aus der Herrschaft zweier Kinder in demselben Nutzen zu ziehen: sie besetzte schnell Paris, und trieb Brunehild, welche in ihrer Enkel Namen den Krieg führen wollte, zurück. Wie traurig die Lage des fränkischen Reiches war, zeigt sich bei einem Blick auf dasselbe, man mag nun den Zustand im Inneren oder die auswärtigen Verhältnisse betrachten. Jene frommen und eifrigen brittischen Mönche, welche damals in Gallien sich hier und da niederließen, neue Klöster stifteten, verwilderte Gegenden urbar machten und die Bewohner derselben den Landbau lehrten (s. oben S. 235 f.), fanden nicht nur ganze Landstriche verödet, sondern sie sahen auch die kirchliche Zucht und Ordnung völlig aufgelöst, und die Religion selbst fast überall bis auf den Namen und die Form verschwunden. Da nun das Christenthum die Hauptgrundlage war, auf welcher die Herrschaft der Franken über andere germanische Stämme beruhte, so war mit seinem Verfall auch diese verfallen. Die Thüringer gehorchten den Franken kaum mehr, die Baiern und Alemannen hingen blos an ihren eigenen Herzögen, bei den übrigen Stämmen in Deutschland und Austrasien aber benutzten die Großen die Abneigung der Nation gegen Brunehild zu Willkür und Anarchie. Auch in Neustrien wollten sich die Großen nicht mehr in die königliche Oberherrschaft fügen, und von dem Ansehen, welches Chlodwig und seine Söhne gehabt hatten, war bei den damaligen Königen kaum noch eine Spur übrig.

Brunehild hatte nach Childebert's Tode zuerst in Austrasien unter dem Namen ihres Enkels Theudebert zu herrschen gesucht, sie ward aber bald von den Großen des Landes vertrieben, und wandte sich dann mit der gleichen Absicht zu ihrem jüngeren Enkel

in Burgund. Hier hatte man bald ebenso wenig Ursache, mit ihrem Betragen zufrieden zu seyn, weil sie, je älter sie wurde, desto eifersüchtiger auf ihr Ansehen war und kein Mittel es zu behaupten scheute. Viel glücklicher, als sie, war ihre Nebenbuhlerin Fredegundis; denn diese starb 597 im Genuß ihrer ganzen Macht. Brunehild wurde sogar nachher von ihrem eigenen Enkel Theudebert, der sich ganz von seiner Gemahlin und seinen Großen leiten ließ, heftig angefeindet, und suchte auch ihrerseits ihm zu schaden. Dagegen verdankte Thiederich von Burgund ihren Rathschlägen, daß Clotar nach seiner Mutter Tode die Länder, welche diese vom Reiche Childebert's abgerissen hatte, wieder herausgeben, und den Burgundern, obgleich sie in ihrem Kriege mit ihm von den Austrasiern nicht unterstützt worden waren, auch die Stadt Paris abtreten mußte. Brunehild ward jedoch darum in Burgund um nichts weniger gehaßt, und sie selbst vermehrte den Haß dadurch, daß sie sich mit Grausamkeit an ihren Feinden rächte, und in die ersten Stellen des Reiches vorzugsweise Gallier einsetzte, weil diese sich natürlich besser schmiegten. Sogar die höchste Würde im Reich, das Amt des Majordomus oder Hausmeiers, welcher neben dem König die Reichsangelegenheiten zu leiten hatte, ward einem Mann von römischer Abkunft ertheilt. Um sich und ihren Anhängern Raum zu schaffen, ließ sie jeden, der ihr im Wege stand, umbringen. Ihre Gegner machten es ebenso, und beide Theile verfuhren dabei mit gleicher Rücksichtslosigkeit. Als z. B. Thiederich, von seiner Mutter gereizt, gegen den Willen seiner Großen den ersten Bruderkrieg begann, brachen diese mit gewaffneter Hand in des Königs Zelt ein, um den von ihnen verhaßten Majordomus, der als Creatur der Brunehild den Krieg veranlaßt hatte, zu ermorden, und ein Herzog, den ihnen Thiederich mit dem Befehle, sie davon abzuhalten, entgegenschickte, rief statt dessen den wüthenden Kriegern zu, der König lasse ihnen sagen, sie sollten den Majordomus tödten. Hierauf ward das Zelt in Stücke zerrissen, der verhaßte Mann gemordet und der König zur Heimkehr gezwungen. War ein solches Verfahren nicht ganz dem Treiben der Janitscharen in der Türkei oder der Strelitzen in Rußland gleich? und konnte unter diesen Umständen ein Herrscher die Ordnung wieder herstellen

und behaupten, wenn er es nicht wie ein türkischer Großsultan oder wie Peter der Große machte? So sehr übrigens Brunehild auch den Großen verhaßt war, so würde sie doch nicht gestürzt worden sein, wenn sie nicht den Geistlichen gerechten Grund zur Beschwerde gegeben hätte. Sie bewirkte, als ihr Sohn sich mit der Tochter des westgothischen Königs Witherich vermählt hatte, die Zurücksendung dieser Prinzessin, gönnte den Leidenschaften des jungen Königs alle Freiheit, und verlangte für dessen uneheliche Söhne die Thronfolge. Dies gab Mönchen und Weltgeistlichen ein Recht zu reden, und diese waren damals um so schlimmere Gegner, da kurz zuvor durch den heiligen Columbanus und andere irländische und schottische Geistliche eine wahrhaft spartanische Art von Sittenstrenge, Zucht und Trotz in den fränkischen Klöstern eingeführt, und in Folge davon um die Mönche ein weit größerer Schein der Heiligkeit verbreitet worden war. Diese Leute traten gegen Brunehild mit einem Trotze auf, der nur durch ungerechte Härte und durch Grausamkeit gedämpft werden konnte. Dadurch erhielt aber die Unzufriedenheit neue Nahrung, und es entstanden Gegenreibungen, die in Verbindung mit dem Hasse der Großen Brunehildens künstlich erhaltene Macht untergruben und nach einer Reihe von Jahren völlig brachen.

Auch in Betreff des Verhältnisses zwischen ihren beiden Enkeln ließ Brunehild ihrer Rachgier und Herrschsucht die Zügel schießen. Anstatt den Frieden unter ihnen zu erhalten, veranlaßte sie Feindseligkeiten und Kriege, die zuletzt dem einen derselben das Leben kosteten. Theudebert, der um jene Zeit seine Gemahlin morden ließ, um eine Andere zu heirathen, verbündete sich 608 gegen seinen Bruder mit Clotar von Neustrien, mit dem beleidigten König der Westgothen und mit den Longobarden. Dieser Bund zerfiel freilich, wie es mit weit aussehenden Bündnissen zu geschehen pflegt, bald wieder; allein der Krieg zwischen den beiden Brüdern nahm deshalb doch kein Ende. Mit Hülfe der wilden Alemannen, welche sogar von den Franken dieser Zeit als rohe, mit Mord und Brand hausende Barbaren dargestellt werden, nahm Theudebert seinem Bruder den Elsaß weg, und nöthigte ihn, außerdem noch einige Striche in der Schweiz herauszugeben. Thiederich ergriff die erste Gelegenheit, um das Verlorene wieder

an sich zu reißen. Er schlug Theudebert in zwei auf einander folgenden Haupttreffen, und nahm ihn dann nebst seinem Sohne gefangen (613). Die beiden Gefangenen wurden, man weiß nicht wie, umgebracht. Daß Brunehild dieses Unglück angestiftet habe, läßt sich nicht wohl beweisen; daß sie aber Theil daran hatte, liegt ebenso klar am Tage, als andererseits aus ihrem Briefwechsel mit Pabst Gregor dem Großen hervorgeht, daß sie sich früher sogar Mühe gegeben hatte, in Verbindung mit dem römischen Hof der herrschenden Rohheit Schranken zu setzen, woran sie dann nur durch den Widerwillen ihrer Unterthanen gegen sie gehindert worden war.

Thiederich, der nach seines Bruders Tode auch in Austrasien herrschte, starb kurze Zeit nachher. Brunehild ließ sogleich einen seiner unehelichen Söhne, Siegbert II., zum König ausrufen, weil sie unter dem Namen desselben endlich unumschränkt gebieten zu können hoffte; allein gerade jetzt brach der allgemeine Haß gegen sie in lichte Flammen aus. Die austrasischen Großen traten, von Rado, einem aus ihrer Mitte, geleitet, mit Clotar von Neustrien in Verbindung, und ihrem Beispiele folgten auch die Großen von Burgund unter Warnachar's Anführung. Die Letzteren gaben dem heranrückenden Clotar ihr Land preis, und lieferten die ganze königliche Familie in seine Hände. Siegbert ward nebst einem seiner drei Brüder getödtet; von den anderen zwei Söhnen Thiederich's rettete sich einer durch die Flucht, kam aber nachher nie mehr zum Vorschein, der Andere wurde, weil Clotar sein Taufpathe war, am Leben gelassen und im Privatstande erzogen, er starb einige Jahre nachher. Über Brunehild ward wegen unerwiesener und auch nicht zu erweisender Verbrechen ein Gericht gehalten, oder vielmehr sie wurde unter dem Scheine des Rechts der Rache Clotar's und ihrer anderen Feinde geopfert. Der König selbst klagte sie der Ermordung von zehn Gliedern der merowingischen Familie an, und die versammelten Franken verurtheilten sie ohne weitere Untersuchung zum Tode. Ihre Strafe war schrecklich. Clotar ließ sie, nachdem sie drei Tage hinter einander gefoltert worden war, auf einem Kameele im ganzen Heer umherführen, dann an den Schweif eines wilden Pferdes binden und so zu Tode schleifen (613). Die beiden

Verräther Rado und Warnachar wurden, der Erstere in Austrasien, der Zweite in Burgund, Majordomus oder Chefs der Regierung.

Mit dem Untergang der Brunehild und ihrer Familie war die Einheit des fränkischen Reiches wiederhergestellt, und alle Theile desselben standen aufs neue unter einem einzigen König; aber Selbstsucht, Gemeinheit des Sinnes und geistige Unfähigkeit blieben bei den Herrschern erblich, und die Glieder des königlichen Hauses verfolgten einander, gleich den Pelopiden der griechischen Mythen-Geschichte, nach wie vor mit unversöhnlichem Haße. Es wiederholten sich also die alten Scenen des Familienzwistes, die Kraft der Regierung ward nach innen und außen immer mehr gebrochen, die Großen erlangten eine immer größer werdende Macht und Selbstständigkeit, und sogar die Würde des Majordomus fing schon unter Clotar II. an, von dem Könige unabhängig zu werden; denn nach Warnachar's Tod lud Clotar selbst die Burgunder zur Erwählung seines Nachfolgers ein. Überhaupt sank unter diesem Könige, einem schwachen, der Wollust ergebenen Manne, die Monarchie sehr. Er konnte sich im Elsaß nur mit dem Schwerte Gehorsam erzwingen, und mußte es ungeahndet lassen, als einige Große und unter ihnen sogar ein Bischof den Herzog Expo, der in der Schweiz Frieden und Ordnung zu erhalten suchte, erschlugen. Auch die Grenzen des Reiches wurden immer mehr verengt: Clotar opferte z. B. in seinen Unterhandlungen mit den Longobarden für tausend Goldgulden, welche jeder von seinen drei an dieses Volk abgeschickten Großen erhielt, und für fünfunddreißig tausend, welche auf einmal an die königliche Casse bezahlt wurden, den jährlichen Tribut von zwölftausend Goldgulden, den die Longobarden bisher entrichtet hatten.

Im Jahre 622 beging Clotar den Fehler, den Austrasiern zu Gefallen das Reich mit seinem Sohne, Dagobert I., zu theilen und diesen, damit er die Regierungskunst erlerne, zu früh als Gebieter auftreten zu lassen. Er ernannte ihn, obgleich er noch unmündig war, zum König von Austrasien. Zwar setzte er dem jungen Fürsten, der seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach dem Vater gleich war und gleich blieb, zwei tüchtige Große, den Majordomus Pipin von Landen und den Bischof Arnulf

von Metz, zur Seite; allein er schadete dadurch nur sich selbst und seinem Sohne, indem er jenen erfahrenen Männern die Geschäfte überließ, und auf diese Weise nicht blos seinen Sohn unfähig und unselbstständig erhielt, sondern auch das Ansehen und die Macht der königlichen Würde untergrub. Sogar der alte Familienzwist des merowingischen Hauses brach damals wieder zwischen Vater und Sohn aus. Dagobert ließ einen der austrasischen Großen, der bei Clotar in besonderer Gunst stand, öffentlich umbringen, obgleich er seinem Vater feierlich versprochen hatte, denselben am Leben zu lassen. Bald nachher (625) verlangte er mit den Waffen in der Hand einige Bezirke, welche früher zu Austrasien gehört hatten, und Clotar mußte sich dazu verstehen, sie herauszugeben. Nur gegen die Sachsen und Wenden sehen wir einige Male Austrasier und Neustrier vereinigt. Unter dem Namen der Wenden werden Völkerschaften des slavischen Stammes verstanden, welche zur Zeit der Völkerwanderung von Osten her vorgerückt waren, und nach und nach bis nach Kärnthen hin und bis zur sächsischen Saale die Länder eingenommen hatten, die früher von den nach Süden und Westen gezogenen deutschen Stämmen bewohnt worden waren. Im Rücken der Wenden war das türkische Volk der Awaren von Asien her vorgedrungen, hatte das von den Longobarden verlassene Ungarn besetzt, und bedrängte von da aus sowohl die Wenden, als auch die Sachsen, Thüringer und Baiern. Über den fränkischen Kriegszug gegen die Sachsen, auf welchem eine Völkerschaft der Letzteren ganz ausgerottet worden sein soll, sind wir völlig im Unklaren; was aber die Wenden betrifft, so ist die Nachricht merkwürdig, daß sich zwei sonst gegen einander feindselig gesinnte deutsche Stämme, die Sachsen und Franken, zur gemeinschaftlichen Abwehr derselben verbunden haben sollen. Übrigens fühlten Clotar und sein Sohn wohl, daß das Regieren eine schwerere Kunst sei, als das Kriegführen; Beide aber fanden das Wesentliche dieser Kunst mehr in Verordnungen, als in kräftiger Ausführung des Verordneten. Sie fühlten z. B. das Wohlthätige des Handelsverkehrs, an dem es auch in jener rohen Zeit nicht fehlte; statt ihn aber zu erleichtern, belasteten sie ihn mit einer Menge von Abgaben. Sie wollten ferner die Geistlichkeit reformiren, und erlaubten doch, daß die Großen für

sich und ihre Söhne die Bisthümer an sich rissen, und daß der Klerus immer mehr in weltliche Angelegenheiten gezogen, also auch immer mehr von seiner apostolischen Bestimmung entfernt wurde; was konnte es daher helfen, daß Clotar einen Befehl Guntram's erneute, nach welchem die Bischöfe des Reichs sich alle drei Jahre zu einer Synode versammeln und über die kirchlichen Angelegenheiten und Verordnungen wachen sollten? Die Geistlichen besaßen zwar am meisten Einsicht, und das Gegengewicht, welches der durch Guntram sehr gehobene Klerus gegen die rohen und gewaltthätigen weltlichen Großen bildete, war gewiß sehr nöthig und wohlthätig; aber was nützten alle Verordnungen, die Clotar auf den Synoden beschließen und nachher als Reichsgesetze bekannt machen ließ, da es an der Kraft zur Ausführung fehlte? Mehr Wirkung mag das Gebot gehabt haben, durch welches Clotar den alten Rechtsgebrauch wieder herstellte, daß jeder nur von Leuten seines Stammes gerichtet werden durfte.

3. Die Franken von Dagobert I. an bis auf die völlige Verdrängung der Merowinger.

Dagobert I. bemächtigte sich, als sein Vater 628 starb, auch Neustriens und Burgunds, ohne auf seinen jüngeren Bruder, Charibert II., im mindesten Rücksicht zu nehmen. Diese Ausschließung war eine große Ungerechtigkeit, weil in jenen Zeiten an keine Abfindung nachgeborener Prinzen zu denken war, und diesen daher nur durch Theilung des Gebiets ein anständiges Auskommen gesichert werden konnte. Auch mußte sich Dagobert, da sogleich Unruhen ausbrachen, dazu bequemen, seinem Bruder einen Theil des Reiches abzutreten. Er gab ihm Aquitanien oder das zwischen der Loire und den Pyrenäen gelegene Land nebst einem Theile der Provence. Charibert nahm den königlichen Titel an, und schlug seinen Sitz in Toulouse auf. Vergebens suchte Dagobert, als sein Bruder und dessen ältester Sohn schnell nach einander starben, den beiden anderen noch minderjährigen Söhnen das Land zu entreißen; ein mütterlicher Oheim der Letzteren nahm sich ihrer mit Nachdruck an, und Dagobert mußte nach einem verheerenden Kriege seinen Neffen einen Theil ihrer väterlichen Erbschaft zurückgeben, wobei er sich nur die Oberherrschaft und einen jährlichen

Tribut vorbehielt. Sie vererbten ihr Land als Herzogthum Aquitanien auf ihre Nachkommen, und wurden die Stifter eines Herrscherhauses, welches nachher mächtig und berühmt war, während die Enkel ihres herrschsüchtigen Oheims zur Ohnmacht herabsanken.

Dagobert war, wie alle Merowinger, ausschweifend, und jagte die Geistlichen, welche gegen seine Sittenlosigkeiten auftraten, aus dem Lande, schenkte aber dem Kloster St. Denys ungeheuere Güter, damit die Mönche desselben für ihn beten möchten. Er machte sich übrigens bei der Nachwelt dadurch berühmt, daß er die alten Gesetze der Alemannen und Baiern zum ersten Male sammeln, ordnen, neu durchsehen und ergänzen, und dann als Landesgesetze verkündigen ließ. Es verhält sich mit diesen Gesetzen ebenso, wie mit den unter Chlodwig I. niedergeschriebenen salischen Gesetzen. Es waren alte, mündlich vererbte Rechtsgewohnheiten, welche mit den nöthig gewordenen Veränderungen und mit passend gefundenen Zusätzen aus dem römischen Rechte niedergeschrieben wurden, um als Grundlage für die richterlichen Entscheidungen zu dienen; doch behielten die ungeschriebenen Gewohnheitsgesetze auch später noch lange Zeit den Vorrang vor den geschriebenen, weil die Letzteren in lateinischer Sprache abgefaßt waren und daher nur von wenigen Schöffen oder Richtern gebraucht werden konnten; selbst die gebildeteren Richter, welche lesen konnten, mußten sich dieselben durch beigeschriebene Verdeutschungen und Erläuterungen verständlich machen lassen. Man nennt diese Glossen, von welchen sich manche bis auf unsere Tage erhalten haben, Malbergische Noten, weil sie zu dem Zwecke gemacht waren, den Richtern auf dem Malberge oder der Gerichtsstätte zum Gebrauche zu dienen.

Dagobert ward 633 durch die unzufriedenen Austrasier genöthigt, ihnen in der Person seines erst vier Jahre alten Sohnes, Siegbert III., einen eigenen König zu geben. Pipin von Landen, dem er diesen Sohn anvertraute, erwarb sich als Majordomus desselben die Liebe der Austrasier. Besonders bewirkte er an der Spitze des austrasischen Heeres bald, daß die Wenden ihre Feindseligkeiten einstellen mußten, und daß auch die Sachsen sich sehr friedlich zeigten. Dagobert selbst demüthigte die Basken

in Gascogne und die Bewohner der Bretagne, welche beide nach Unabhängigkeit strebten. Übrigens hatte Pipin, um das Gehässige zu mildern, welches die Majordomus-Würde wegen ihrer allzugroßen Macht an sich hatte, schon um 630, als Arnulf von Metz sich von den Geschäften zurückzog, dem Bischof Kunibert von Köln Antheil an der Regierung gegeben. Pipin leitete ebenso als erster Beamter Siegbert's, wie vorher als Rathgeber Dagobert's, die Verwaltung ganz vortrefflich, er hatte aber dadurch auch schon längst den Argwohn dieses Königs erregt, der ihm sogar tückischer Weise nach dem Leben trachtete. Dessen ungeachtet nahm er sich des jungen Siegbert stets treulich an, und als nach Dagobert's Tode (638) dessen jüngerer Sohn, Chlodwig II., ein Stiefbruder Siegbert's, Neustrien und Burgund erbte, und die Mutter desselben die königlichen Schätze für ihren Sohn allein in Anspruch nahm, zwang er sie, diese mit dem austrasischen Könige zu theilen. Zum Unglück für Siegbert starb Pipin schon im nächsten Jahr, von allen Austrasiern mehr betrauert, als seit langer Zeit irgend ein König betrauert worden war. Die Festigkeit, welche er als Regent gezeigt hatte, ist um so auffallender, da, während er das austrasische Reich tapfer vertheidigte, sowohl die Basken in Gascogne, als die Britten in der Bretagne sich von der Herrschaft des neustrischen Königs frei machten. Nach seinem Tode brach unter den austrasischen Großen ein heftiger Streit darüber aus, wer die Vormundschaft über Siegbert führen sollte, ob Pipin's Sohn, Grimoald, der von Kunibert unterstützt wurde, oder Otto, der Erzieher des jungen Königs; und zum Unglück entstand zu gleicher Zeit auch ein Krieg mit dem thüringischen Herzog Radulf, der nach Unabhängigkeit strebte. Grimoald wurde anfangs zurückgesetzt, er bewies sich aber in diesem Kriege, in welchem Siegbert selbst großen Gefahren ausgesetzt war, so besorgt für dessen Wohl, daß er am Hofe bald überwiegenden Einfluß gewann. Nicht lange nachher ward Otto auf Befehl des jungen Königs, dem man dies gerathen hatte, von dem alemannischen Herzog Leutharis befehdet und erschlagen, und nun herrschte Grimoald als Majordomus unumschränkt in Austrasien.

So groß übrigens die Rohheit der Franken und die Schwäche ihrer merowingischen Regenten auch war, so zeigte sich doch um

jene Zeit ein Kampf der durch den veränderten Zustand der Nation zum Bedürfniß gewordenen Zucht und Ordnung mit der Barbarei und Wildheit, die das fränkische Volk aus der alten Heimath mitgebracht oder in der Fremde angenommen hatte. Man erkennt hierin einen stillen Fortschritt der Wirkungen, welche das Christenthum und die Ansiedelung in einem gebildeten Lande hatten. Dieser Kampf zeigt sich nicht allein in den bereits erwähnten Veränderungen, welche unter Dagobert I. mit dem alten Gewohnheitsgesetz vorgenommen worden waren, sondern auch in manchen anderen Dingen. Audoën, der Kanzler oder, wie dieser Beamte damals hieß, Referendarius Chlodwig's II., gab sich große Mühe, gelehrte Geistliche zu vereinigen und Bücher zu sammeln, freilich mit unsicherem Erfolg, da beim Mangel feststehender Bildungsanstalten dies Alles vom Zufall und von einzelnen Persönlichkeiten abhing. Ebenderselbe Mann unterstützte den durch sein Talent für Metallarbeiten und andere Künste ausgezeichneten heiligen Eligius. Dieser selbst aber erregte nicht blos durch seine in Gold und Edelsteine ausgeführten Kunstwerke Bewunderung, sondern er bekehrte auch die heidnischen Friesen-Stämme, welche damals noch in einigen Gegenden von Belgien wohnten, mit dem Heidenthum auch einen großen Theil ihrer Rohheit ablegten, sich allmälig in Dörfer und Städte vereinigten, und die sumpfigen Wälder jenes Landes urbar machten. Auch in anderen Theilen des Reiches entstanden durch die Mönche solche Veränderungen, und manches Kloster wandelte sich nach und nach in eine Stadt um. Es wurden in diesem Jahrhundert sogar die abgelegensten Thäler und Bergschluchten von den Mönchen angebaut, wie z. B. Disentis in Graubündten, Maurmünster im Elsaß, das Münsterthal im Jura, die Gegend von Salzburg und das Thal des Flusses Agout in Languedoc, von dessen Mönchen es heißt: „Sie erbauten sich dort drei Hütten von Waldbäumen, Erde und Blättern, und brachten ihre Zeit mit Beten, Fasten, Wachen und Arbeiten zu." So sehr übrigens damals auch das Volk der Franken sich einem besseren Zustande näherte, so erlosch doch das Geschlecht der Merowinger, ehe das Reich die Blüthe der Cultur erreicht hatte. Die Merowinger selbst waren zügellos und wild, und hinterließen die Herrschaft meistens Kindern, die nicht selbst regieren konnten. Ihre

Erbgüter geriethen nach und nach in die Hände der Geistlichen, welche mit wenigen Ausnahmen stets vorzugsweise auf Erweiterung ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bedacht waren, und wenn dadurch einerseits auch der Anbau des Landes gewann, so ward doch andererseits zugleich die königliche Macht immer mehr untergraben und geschwächt. Unter den Geistlichen aber nahm der Verfall der Zucht in demselben Grade zu, in welchem ihr Stand ihnen zu größerem Reichthum und Ansehen verhalf. Endlich gerieth auch der Heerbann in Vergessenheit, und das Gefolge der Großen blieb das einzige immer zum Krieg bereite Heer. Dies gab den Letzteren eine zunehmend größere Bedeutung, und es war daher ganz natürlich, daß um jene Zeit einzelne durch Reichthum und Macht hervorragende herzogliche Familien ein Hauptgegenstand der Geschichte des Reiches wurden.

Unter diesen Familien ist keine für das Schicksal der Franken bedeutender geworden, als die des Bischofs Arnulf von Metz, dessen Sohn, Ansegis, eine Schwester Grimoald's heirathete, und Pipin von Heristal zum Sohn, Karl Martell zum Enkel, Pipin den Kleinen zum Urenkel hatte; denn dem zuletzt genannten Sprößlinge Arnulf's gelang das, was Grimoald vergebens versucht hatte. Dieser hoffte nämlich die Merowinger vom Thron verdrängen und seine eigenen Nachkommen an ihre Stelle setzen zu können. Er suchte daher, als Siegbert III. in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren starb (656), die Austrasier durch das Vorgeben zu täuschen, daß der verstorbene König den Sohn Grimoald's, Childebert, zu seinem Nachfolger ernannt habe. Dies konnte ihm jedoch unmöglich gelingen, weil Siegbert nicht nur selbst einen Sohn hinterließ, sondern auch bei seinem jugendlichen Alter sogar vor der Geburt dieses Sohnes keine Bestimmungen über die Nachfolge getroffen haben konnte. Auch waren die Franken noch allzu sehr gewohnt, die Vorstellung der Heiligkeit an ihre Königsfamilie und an deren erbliches Recht zu knüpfen, als daß sie die gewaltthätige Verdrängung des merowingischen Hauses ruhig ertragen hätten. Grimoald ließ gleich nach Siegbert's Tod seinen eigenen Sohn zum König von Austrasien ausrufen, den jungen Sohn Siegbert's aber, Dagobert II., schickte er nach Irland, wo derselbe den Mönchen eines Klosters zur Er-

ziehung übergeben wurde. Diesem Thronraube folgte die Strafe augenblicklich. Die Austrasier erhoben sich schon nach wenigen Monaten gegen den herrschsüchtigen Majordomus, nahmen ihn gefangen, und lieferten ihn dem neustrischen Könige Chlodwig II. aus, der ihn sogleich hinrichten ließ; sein Sohn hatte wahrscheinlich das nämliche Schicksal. Chlodwig II. vereinigte hierauf die fränkischen Länder unter seine Herrschaft; Grimoald's Familie aber blieb, obgleich sie eine Zeitlang von der Verwaltung verdrängt war, dessen ungeachtet bei den Austrasiern in großem Ansehen. Seine Schwester Gertraud, welche dem von ihrer Mutter gestifteten Kloster Nivelle vorstand, galt schon bei ihren Lebzeiten für eine Heilige; seine andere Schwester war mit Ansegis, dem Sohne des durch seinen Einfluß und seine Heiligkeit gleich mächtigen und berühmten Bischofs Arnulf vermählt, und Ansegis Bruder, Klodulf, hatte nach seines Vaters Tode das wichtige Bisthum Metz erhalten.

Chlodwig II. starb bald nach Grimoald's Sturz (656) und fast zugleich mit ihm auch sein Majordomus Erchinoald, dem er die Regierungsgeschäfte ganz überlassen hatte. Unter dem Namen seines ältesten Sohnes, Clotar's III., herrschte dann die Mutter desselben, Balthildis. Diese Frau war von Geburt eine Angelsachsin und als Sklavin an Erchinoald verkauft worden, bei welchem sie Chlodwig kennen gelernt hatte. Nach seinem Tode leitete sie unter dem Beistand der Bischöfe die Verwaltung des Reiches, und machte sich durch einige menschenfreundliche Verordnungen um dasselbe sehr verdient; sie suchte die bei der Besetzung geistlicher Stellen herrschend gewordenen Misbräuche abzustellen, beschränkte den Sklavenhandel, welcher damals von den Juden getrieben wurde, und verminderte die von den römischen Einwohnern des Reichs zu zahlenden Steuern, welche zuletzt so drückend geworden waren, daß Viele aus Mangel ihre eigenen Kinder nmbrachten. Der Graf Ebroin, den sie um 660 durch die neustrischen und burgundischen Großen zum Majordomus dieser Länder erwählen ließ, trachtete auch nach der Leitung der Verwaltung in Austrasien, fand aber dort Widerstand, weil die Austrasier wahrscheinlich den in Irland lebenden rechtmäßigen Erben ihres Reiches zum König verlangten. Er schlug daher einen

anderen Weg ein: er gewann Siegbert's Wittwe, Himmichildis, verlobte eine Tochter derselben mit Childerich II, einem jüngeren Bruder Clotar's III., ließ diesen in Austrasien zum König ausrufen, und erreichte so seinen Zweck, obgleich Wulfhald den Titel eines Majordomus von Austrasien führte. Hierauf nöthigte er Balthildis, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er war nun Gebieter in allen drei fränkischen Reichen zugleich, erregte aber durch sein willkürliches Verfahren in Neustrien und Burgund große Unzufriedenheit, und büßte auch in Austrasien seinen Einfluß ein, als Childerich herangewachsen war und einen Vormund nicht länger über sich duldete. Die Aufregung gegen ihn ward in Neustrien und besonders in Burgund bald so groß, daß er allen Burgundern verbieten mußte, ohne besondere Erlaubniß bei Hofe zu erscheinen. Diese Unzufriedenheit stieg aufs höchste, als Ebroin bei Clotar's III. Tode (670) den jüngsten Bruder desselben, Thiederich III., zum Herrscher ernannte, und dabei gegen einen Gebrauch verstieß, welcher bei der vermehrten Macht der großen Güterbesitzer nicht mehr, wie früher, eine bloße Förmlichkeit war: er unterließ es nämlich, den Thronfolger einem alten Herkommen gemäß durch die Versammlung der Großen als König anerkennen und ausrufen zu lassen. Dies gab den Neustriern und Burgundern einen erwünschten Vorwand zum Aufruhr; sie verhafteten Ebroin und Thiederich, und ernannten Childerich II. von Austrasien zum König. Wenn man damals die sonst bei gewaltsamen Thronwechseln gewöhnlichen Grausamkeiten geübt hätte, so wäre das Reich vor großem Unglück bewahrt worden; Ebroin erhielt aber dadurch, daß er einige Bischöfe bestach, die Erlaubniß sich in ein Kloster zurückzuziehen, und Thiederich wurde zwar der langen Haare beraubt und in das Kloster St. Denis gebracht, aber nicht zum Mönche gemacht.

Ebroin's Sturz war der Anfang einer Erschütterung, die das Reich in große Noth brachte. Dieses Unglück wäre vielleicht abgewendet worden, wenn der heilige Leodegar, der am Hofe Childerich's den größten Einfluß erhielt, sich in seiner Stellung zu behaupten gewußt hätte; er ward aber dem ausschweifenden König durch seine moralische Strenge und besonders dadurch, daß er eine kanonisch verbotene Ehe desselben tadelte, bald so lästig,

daß dieser ihn in ein Kloster stecken ließ. Kaum war Leodegar vom Hofe vertrieben, als der König ermordet wurde. Childerich hatte sich nämlich durch seine Willkür allgemein verhaßt gemacht, und als er eines Tages einen vornehmen Franken auf schimpfliche Weise mishandeln ließ, erschlug ihn dieser in Verbindung mit einigen anderen Großen (673). Sein Majordomus rettete sich nach Austrasien, und bewirkte dort in Verbindung mit der Himmichild, daß man Siegbert's III. Sohn, Dagobert II., aus Irland zurückrief und zum König ernannte. In Neustrien und Burgund hatten unterdessen Childerich's Mörder Thiederich III. als König eingesetzt, auch Ebroin und der heilige Leodegar waren aus ihrem Kloster hervorgekommen, und der Erstere ließ einen angeblichen Sohn Clotar's III., Chlodwig, zum König ausrufen, während der Letztere sich für Thiederich erklärte und einer seiner Creaturen, dem Sohne Erchinoald's, Leudes, die Würde eines Majordomus verschaffte. Ebroin erhielt jedoch bald die Oberhand über Leodegar; er überfiel und mordete Leudes, bemächtigte sich der Person Thiederich's, gab dann seinen Chlodwig auf, ließ sich von jenem zu seinem Majordomus ernennen, und wüthete wie ein reißendes Thier gegen Freunde und Feinde. Auch Leodegar fiel in seine Gewalt und wurde auf grausame Weise umgebracht. Die von Ebroin Verfolgten retteten sich größtentheils nach Aquitanien, wo die Nachkommen Charibert's II. während der ewigen Feindseligkeiten der anderen Merowinger, deren Vasallen sie hätten sein sollen, unabhängige Herzoge geworden waren und ihr Gebiet fortwährend erweiterten. Zwischen Thiederich III. oder vielmehr seinem Majordomus Ebroin und dem König Dagobert II. von Austrasien war beständig Krieg, und die Grenzländer ihrer beiden Reiche wurden dabei schrecklich verheert. Auf einem dieser Feldzüge verlor Dagobert nebst seinem Sohne das Leben (678); die Austrasier setzten aber, um ihres Königs Tod, den sie hätten verhindern können, zu rächen, den Krieg auch nachher fort, und ernannten den Sohn Klodulf's von Metz, Martin, sowie Anseglis Sohn, Pipin, den man nach einem seiner Güter Pipin von Heristal zu nennen pflegt, zu Anführern. Sie erlitten jedoch eine blutige Niederlage, und Martin, welchen Ebroin durch falsche Schwüre an sich lockte, ward mit seinem Gefolge ermordet. Jetzt

schien Ebroin alles, was seiner Herrschsucht im Wege stand, besiegt zu haben, und seine Macht mit leichter Mühe auch über Austrasien ausbreiten zu können; er fiel aber bald nachher durch dieselben Künste, die er so oft gegen Andere geübt hatte. Ermanfried, ein vornehmer Franke, dem er das Vermögen geraubt hatte und, wie es heißt, auch das Leben nehmen wollte, erschlug ihn hinterlistiger Weise im königlichen Palaste (681). Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß Pipin um diesen Mord wußte, da Ermanfried sich nach Austrasien flüchtete und von ihm beschenkt ward.

Die Neustrier erwählten sich zwar einen neuen Majordomus, Waratto, der den Pipin gegen eine jährliche Abgabe als Herzog in Austrasien anerkannte; Waratto hatte aber weder die Kraft, noch die teuflische Schlauheit seines Vorgängers. Er konnte sich sogar gegen seinen eigenen Sohn nur durch Pipin's Beistand behaupten. Dies gab dem Letzteren auch in Neustrien großes Ansehen, und als es nach Waratto's Tod unter dem neuen Majordomus, Bertharit, zum Kriege kam, konnte Pipin auf einen Anhang in Neustrien sicher rechnen. Bei Testri, in der Nähe von St. Quintin trafen die Austrasier unter Pipin's Führung auf die Neustrier; es erfolgte eine blutige Schlacht, welche lange zweifelhaft blieb, bis endlich die Ersteren einen entscheidenden Sieg errangen (687). Pipin zerstreute das neustrische Heer, verfolgte den fliehenden König Thiederich, und nahm ihn in Paris gefangen. Er ließ ihm seine königliche Würde, behielt ihn aber unter genauer Aufsicht, und regierte seitdem im Namen desselben über alle drei Reiche. Die Herrschaft der alten fränkischen Königsfamilie war auf diese Weise eigentlich vernichtet, und wenn man den Berichten der Freunde des Pipinischen Hauses glauben wollte, so wären die Merowinger von jetzt an bloße Landjunker gewesen, die den Namen zu den Befehlen ihrer Majordomus geliehen, sich selbst aber nur mit Landwirthschaft und Jagd abgegeben hätten. Dies ist jedoch nur ganz im Allgemeinen und blos in so weit, als es die täglichen Beschäftigungen der Könige angeht, richtig; denn wir finden auch nachher noch, daß die Könige, wiewohl sie unter der Leitung ihrer Majordomus standen, einzelne Regentenhandlungen selbst verrichteten, und erst die letzten Merowinger führten in der That blos den Namen der Könige. Jedenfalls

wußte Pipin seit der Schlacht bei Testri sein Ansehen statt des königlichen geltend zu machen, und seine Nachkommen, die man nach dem berühmtesten derselben, Karl dem Großen, die Karolinger nennt, behaupteten sich nicht allein im Besitze der höchsten Reichswürde und der königlichen Macht, sondern sie traten auch achtundvierzig Jahre nach Pipin's Tode völlig an die Stelle der entthronten Merowinger.

Leicht fand es übrigens Pipin nicht, sich in der errungenen Stellung zu behaupten, da ihm die Alemannen und Aquitanier den Gehorsam verweigerten, und zugleich die an der Nordsee wohnenden Friesen unter ihrem tapferen Führer Ratbod die fränkischen Grenzländer bedrohten. Die Alemannen waren, obgleich sie theils von Pipin selbst, theils von anderen fränkischen Großen beständig bekriegt wurden, nicht zu bezwingen; auch die aquitanischen Herzöge blieben unabhängig; die Friesen dagegen nöthigte Pipin, wenn auch nicht zur Taufe, doch wenigstens zu einem Tribut. Den Bekehrungsversuchen, welche damals besonders von brittischen Geistlichen bei ihnen gemacht wurden, setzten sie den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und nur mit großer Mühe und Gefahr gelang es diesen frommen Männern, einen kleinen Theil von ihnen zu taufen. Man erzählt von Ratbod eine Geschichte, welche zwar, wie die meisten Anekdoten, erfunden ist, die aber den Geist dieses Widerstrebens auf eine treffende Weise bezeichnet. Ratbod hatte sich, heißt es, endlich entschlossen, ein Christ zu werden, und stand bereits, um sich taufen zu lassen, mit dem Fuß im Wasser, als er fragte, wo dann seine heidnischen Vorfahren nach dem Tode hingekommen seien? Als man ihm antwortete, diese wären, wie die Heiden insgesammt, in der Hölle; sprang er sogleich aus der Taufwanne, und rief: „Wo so viele tapfere Männer sind, da will ich lieber auch sein!“ Pipin war übrigens in Betreff der Herrschaft über die Franken seiner Sache so gewiß, daß er die Leitung der Regierung in Neustrien einem Anderen, der freilich dem Range nach unter ihm stand, überlassen konnte, und erst nach dessen Tode seinen eigenen Sohn, Grimoald, in diese Stelle einsetzte. Auch beschloß er schon lange vor seinem Ende, das Reich, als wenn es sein wäre, unter seine beiden Söhne, Drogo und Grimoald, zu theilen. Der Erstere

sollte in Austrasien, der Letztere in Neustrien Majordomus werden. Beide waren die Söhne der baierischen Prinzessin Plectrudis, der rechtmäßigen Gemahlin Pipin's. Er hatte aber noch zwei Nebensöhne, Karl Martell und Hildebrand, von welchen der Erstere damals bereits erwachsen, der Andere aber erst wenige Jahre alt war. Diese überging Pipin auch dann, als Drogo und Grimoald noch vor ihm starben. Er ließ sich nämlich von Plectrudis bewegen, ihren Enkel Theodwald zu seinem Nachfolger zu ernennen, obgleich dieser noch ein Kind war und als unehelicher Sohn Grimoald's weniger rechtmäßige Ansprüche hatte, als Karl und Hildebrand. Pipin starb noch in dem nämlichen Jahre, in welchem er diese Verfügung getroffen hatte (714).

Plectrudis übernahm zum Verdrusse vieler Austrasier die Regierung im Namen ihres Enkels, und ließ sogleich Karl Martell ins Gefängniß werfen. Die Neustrier benutzten diese Verhältnisse, um sich der Herrschaft eines austrasischen Majordomus ganz zu entziehen; sie griffen zu den Waffen, schlugen das Heer der Plectrudis, deren Enkel bald nachher starb, setzten einen aus ihrer Mitte, Raginfried, zu ihrem Majordomus ein, und erhoben beim Tode ihres Königs einen Geistlichen, der vielleicht nicht einmal ein Merowinger war, als angeblichen Sohn Childerich's II. unter dem Namen Chilperich II. auf den neustrischen Thron. Raginfried verband sich darauf mit den heidnischen Friesen und ihrem furchtbaren Fürsten Ratbod, brach in Austrasien ein, und zwang Plectrudis, seinen Rückzug durch Geld zu erkaufen. Unterdessen war Karl Martell aus seiner Haft entwischt, und hatte sich an die Spitze des größeren unzufriedenen Theils der Austrasier gestellt. Er ward zwar in dem Kampfe mit den Friesen geschlagen, machte aber einen glücklichen Überfall auf die heimkehrenden neustrischen Truppen, besiegte sie dann in einem Treffen, und verfolgte sie bis nach Paris (717). Statt diesen Vortheil zur völligen Unterwerfung der Neustrier zu benützen, wandte er sich hierauf gegen seine Stiefmutter, und zwang sie nach Baiern zurückzukehren, nachdem sie ihm, den die Austrasier längst schon als ihren Herzog anerkannt hatten, die Schätze seines Vaters ausgeliefert hatte. Zugleich ließ er einen Unbekannten, den er für einen merowingischen Prinzen ausgab und Clotar IV. nannte, zum König aus-

rufen. Ein räuberischer Einfall der Sachsen hinderte ihn, sogleich wieder gegen die Neustrier zu Felde zu ziehen, deren Majordomus den Herzog Eudo von Aquitanien zu Hülfe gerufen hatte. Als aber Karl die Sachsen bis an die Weser zurückgetrieben und ihre Verheerungen in den Rheingegenden durch Verwüstungen in ihrem eigenen Lande bestraft hatte, eilte er, die verbündeten Neustrier und Aquitanier zu überwältigen. Er brachte ihnen in der Nähe von Soissons eine solche Niederlage bei, daß Raginfried und sein König ganz Neustrien preisgeben und sich nach Aquitanien flüchten mußten (719). Karl ließ sich dann auch in Neustrien und Burgund als Majordomus anerkennen, und trat mit dem Herzog Eudo und seinen beiden Schützlingen in Unterhandlungen. Es ward ein Übereinkommen getroffen, nach welchem Eudo von Karl als Herzog von Aquitanien anerkannt wurde, Raginfried die Grafschaft Anjou erhielt, der neustrische König, Chilperich II., aber seine Schätze an Karl auslieferte, nach Neustrien zurückkehrte, und dort unter dem Titel eines Königs in einer Art von freier Haft lebte. Als Chilperich 720 starb, ließ Karl ein Kind, Dagobert's III. Sohn, Thiederich IV., zum König ausrufen. In den nächsten zehn Jahren führte Karl Martell mit den östlichen Grenznachbarn Kriege. Die Beschreibung dieser Züge gehört jedoch nicht in die allgemeine Geschichte; es mag genug sein, zu bemerken, daß er die Sachsen und Friesen zum zweiten Male züchtigte, die Baiern zur Ruhe zwang, und die Alemannen nicht allein mehrmals schlug, sondern auch wieder zu der Heeresfolge nöthigte, die sie früher geleistet hatten. Überhaupt mußte er bis zu seinem Tode fast jedes Jahr gegen diese Völker zu Felde ziehen; denn Leute, die nichts zu verlieren hatten, waren nicht so leicht unterdrückt.

Im Jahre 731, als Karl Martell nicht allein die ganze Macht des fränkischen Reiches in seiner Hand vereinigt, sondern auch die an der östlichen Grenze wohnenden Völkerschaften mit Erfolg und Ruhm bekriegt hatte, faßten die Mohammedaner in Spanien den Entschluß, mit ihrer gesammten Kriegsmacht über die Pyrenäen vorzudringen. Bei dieser Gelegenheit ist fast nicht zu verkennen, daß sie nach einem bestimmten Gange der Dinge an Karl den Mann finden sollten, der ihren Fortschritten in Europa eine Grenze setze. Hätten sie ihren Hauptangriff auf das fränkische Reich

nur wenige Jahre früher unternommen, so würden sie dasselbe bei seiner völligen Zerrüttung wahrscheinlich ebenso leicht, wie das westgothische Reich in Spanien, über den Haufen geworfen haben (s. oben S. 99 f.). Von 718 an aber, wo sie zum ersten Mal über die Pyrenäen zogen, bis 731, wo der mohammedanische Statthalter von Spanien, Abd Errahman, die ganze streitbare Mannschaft seiner Provinz gegen Karl Martell führte, bestanden ihre Kriege mit den Franken glücklicher Weise nur in bloßen Streifzügen, und sie unternahmen dieselben in so geringer Zahl, daß nicht allein die Macht des aquitanischen Herzogs Eudo hinreichte, um ihre Eroberungssucht zu vereiteln, sondern daß dieser sie auch im Jahre 721 sogar mit großem Verlust zurücktreiben konnte (s. oben S. 98). Erst als Karl durch glückliche Kriege mit den Friesen, Sachsen, Alemannen und Baiern sein Ansehen befestigt und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, richteten sie ihre ganze Macht gegen die Franken. Sie selbst erleichterten diesen aber den Kampf dadurch, daß sie zu derselben Zeit den Herzog Eudo nöthigten, sich dem gehaßten Karl Martell in die Arme zu werfen, der ihnen in Folge davon mit der gesammten Kraft der fränkischen Nation entgegen treten konnte. Eudo hatte nämlich, um der Unterwerfung unter den fränkischen Majordomus zu entgehen, einige Zeit vorher einen schlechten Frieden mit den Mohammedanern geschlossen und seine aus merowingischem Blute entsprossene Tochter in den Harem eines ihrer Unterstatthalter geliefert. Dieser ward aber dem Statthalter des Khalifen, Abd-Errahman, verdächtig und von demselben unterdrückt, noch ehe Eudo sich mit ihm gegen die Übermacht, mit welcher Abd Errahman auch ihn bedrohte, hatte verbinden können. Als hierauf der Letztere in Aquitanien eindrang, konnte ihm Eudo, welcher erst ein Jahr zuvor von Karl Martell geschlagen worden war, nur unbedeutende Streitkräfte entgegensetzen; er mußte nach dem Verlust einer Schlacht sein Herzogthum der Plünderung der Mohammedaner preisgeben und mit dem Rest seines Heeres bei Karl Schutz und Hülfe suchen. Dieser zog den ungeheueren Schaaren der Feinde mit der gesammten Reichsmacht entgegen, traf zwischen Tours und Poitiers auf sie, und erfocht (October 732) einen so vollständigen Sieg, daß der größte Theil des mohammedanischen

Heeres auf der Wahlstatt blieb, und die übrigen nach Spanien zurückkehren mußten (s. oben S. 100). Karl erhielt von diesem Siege seinen Beinamen Martell d. i. der Hammer. Der schleunige Rückzug der Mohammedaner, die Nachricht von einem neuen Einbruch der Friesen in das fränkische Reich, besonders aber die Beschaffenheit seines eigenen Heeres hinderten Karl, die fliehenden Feinde zu verfolgen. Seine Truppen bestanden nämlich nicht aus Söldnern und aus Leuten des sogenannten königlichen Gefolges, sondern aus dem Heerbann oder aus den durch allgemeines Aufgebot vereinigten freien Männern des Reichs (s. Th. IV. S. 185); über diese konnte er aber nicht so verfügen, wie über jene, die ihrem Führer in Hoffnung auf Raub und Güteranstheilungen überallhin folgten. Die Mohammedaner verheerten auf ihrem Rückzuge die Gegenden, durch welche sie kamen, aufs grausamste, und erschienen schon nach zwei Jahren wieder auf fränkischem Boden. Karl überließ die Sorge, sie zurückzutreiben, dem Herzog Eudo, mit dem er sich ausgesöhnt hatte, und den die Sache freilich auch zunächst berührte; er selbst zog gegen die Friesen.

Diese Völkerschaft ward, wie die Baiern, die Alemannen und die Sachsen, von Karl mehrere Jahre nach einander schrecklich heimgesucht, er war aber nicht im Stande sie auch nur der Form nach zu unterwerfen, bis er sie im Jahre 737 von der Seeseite her angriff. Er tödtete den Herzog Poppo, der als Vormund von Ratbod's Söhnen die Friesen anführte, in einer blutigen Schlacht, und verheerte das Land mit Feuer und Schwert. Dadurch und durch die allmälige Einführung des Christenthums wurden die Friesen endlich zur Ruhe und Unterwerfung gebracht; jedoch trugen die brittischen Mönche, welche ihre Bekehrungsversuche mit fast unglaublichem Eifer und mit einer wahrhaft heldenmüthigen Ausdauer betrieben, dazu mindestens ebensoviel bei, als Karl's Tapferkeit und Gewandtheit. Während übrigens auf diese Weise das Christenthum und die Herrschaft der Franken immer weiter ausgebreitet und befestigt wurde, nahmen im Inneren des Reiches Unwissenheit und Rohheit zu. Man wird dies leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die Franken fast ohne Unterbrechung zugleich mit den von Natur heftigen und durch ihren Glauben fanatischen Arabern und mit den heidnischen und roh

kräftigen Barbaren der östlichen Grenzländer zu kämpfen hatten. Karl selbst beförderte die Ausartung der Sitten dadurch, daß er viele seiner Krieger, um sie vermittelst der Kirchengüter belohnen zu können, zu Äbten oder Bischöfen ernannte, und daß er nicht wenige Geistliche durch die Furcht, ihrer Ämter und Pfründen beraubt zu werden, veranlaßte, mit in den Krieg zu ziehen.

Die Kriege mit den Mohammedanern gaben dem mächtigen Majordomus den ersten Anlaß, sich statt eines Stellvertreters der Merowinger als Selbstherrscher zu zeigen, und an der Rhone, Garonne und Loire Fürsten einzusetzen, welche seine eigenen, nicht merowingische Vasallen waren. Die Mohammedaner machten nämlich, nachdem der erste Zug, den sie zur Rache für ihre bei Poitiers erlittene Niederlage unternommen hatten, mißglückt war, einen neuen Zug, und griffen Eudo's beide Söhne, Hunold und Hatto, an, welche nach ihres Vaters Tode (733) das Herzogthum Aquitanien getheilt hatten. Karl beschloß, diese Lage der Dinge zur Erweiterung seiner Herrschaft zu benutzen. Er wandte sich zunächst gegen die aquitanischen Herzöge, welche auf diese Weise von zwei Seiten her bedrängt wurden. Um nicht ganz vertrieben zu werden, huldigten sie dem fränkischen Majordomus, und zwar ausdrücklich ihm selbst, nicht dem noch dem Namen nach herrschenden Merowinger. Dies setzte die Großen von Burgund in Schrecken, denen Karl schon früher viele Austrasier mit Gewalt als Grafen, Herzöge, Äbte und Gutsbesitzer aufgezwungen hatte. Auch sie sahen sich, wie die Aquitanier, zu gleicher Zeit von Karl und von den Mohammedanern bedroht. Sie glaubten jedoch jenen mehr fürchten zu müssen, als diese, und verbanden sich deshalb mit den Mohammedanern gegen Karl, gaben aber gerade dadurch dem Letzteren ein scheinbares Recht zu Gewaltthätigkeiten in einem Lande, welches er vorher mit Unrecht heimgesucht hatte. Er schickte zuerst seinen Bruder Hildebrand mit einem Heere voraus, erschien dann selbst, besiegte die Mohammedaner, und unterwarf alles Land bis an den Aude-Fluß im Westen und bis nach Marseille im Süden, so daß die Ungläubigen diesseit der Pyrenäen nur einen kleinen Strich Land behielten, und die Burgunder sich von neuem unter seine Botmäßigkeit beugen mußten. Bei dieser Unternehmung bediente er sich auch der Unterstützung

der Longobarden, mit welchen er ein Bündniß schloß, gegen die ihn aber zu gleicher Zeit der Bischof von Rom dringend zu Hülfe rief, weil die Päbste schon seit längerer Zeit von den Longobarden bedrängt wurden, und die griechischen Kaiser ihnen nicht mehr helfen konnten und oft auch nicht wollten. Karl knüpfte zwar durch eine feierliche Gesandtschaft nach Rom und durch Geschenke eine Verbindung mit dem päbstlichen Stuhle an, er konnte aber keinen Nutzen daraus ziehen, da der Tod ihn gerade während dieser Unterhandlungen ereilte (741).

Als Karl Martell starb, war von einem merowingischen Könige schon nicht mehr die Rede. Karl hatte bereits vier Jahre vorher, als Thiederich IV. gestorben war, keinen neuen König ernennen lassen, und theilte auch jetzt, ohne auf die noch übrigen Sprößlinge des alten Herrscherhauses Rücksicht zu nehmen, das Reich unter seine drei Söhne, Karlmann, Pipin den Kleinen und Grippo. Der Letztere war ein Stiefbruder der beiden Anderen und der Sohn einer Baierin, welche Karl als Gefangene aus dem Kriege mitgebracht und zur Frau genommen hatte. Karlmann und Pipin beraubten ihn gleich nach des Vaters Tode seines Erbtheils, schickten seine Mutter in ein Kloster, und setzten ihn selbst gefangen. Er wurde später von Pipin wieder freigegeben und mit Gütern belehnt, ging aber, um sich sein Recht mit den Waffen zu erkämpfen, zu den Sachsen und, als diese von Pipin besiegt worden waren, zu den Baiern, ward nach der Unterwerfung derselben von neuem gefangen, freigelassen und mit Gütern begabt, entfloh dann noch einmal und wandte sich zum Herzog Waifar von Aquitanien, einem Sohne Hunold's. Als er bei diesem nicht genug Unterstützung fand, reiste er nach Italien, um bei den Longobarden Schutz und Hülfe zu suchen, ward aber unterwegs von Pipin's Leuten erschlagen.

Karlmann und Pipin theilten nach der Verdrängung ihres Stiefbruders das väterliche Reich so unter sich, daß der Erstere Austrasien, der Letztere Neustrien und Burgund erhielt. Sie hatten gleich anfangs einen Krieg zu führen, weil die Baiern den eingetretenen Regierungswechsel zu benutzen suchten, um sich mit Hülfe der Sachsen und Alemannen von der ihnen durch Karl Martell auferlegten Verpflichtung zum fränkischen Kriegs-Dienste

loszumachen. Auch hatte sich eine leibliche Schwester Pipin's und Karlmann's durch ihre Stiefmutter bereden lassen, wider den Willen ihrer beiden Brüder den Herzog der Baiern, Odilo, zu heirathen. Ehe die beiden Fürsten in diesen Krieg zogen, suchten sie ihre Herrschaft bei den Franken dadurch sicher zu stellen, daß sie einen Merowinger, Chilperich's II. Sohn, Childerich III., aus dem Kloster hervorzogen und zum König ausrufen ließen (742). Gegen die Baiern führten sie den Heerbann der fränkischen Nation ins Feld, weil Odilo sich am Lech verschanzt und theils durch Wall und Graben, theils durch Moräste so gedeckt hatte, daß er den bloßen Haustruppen und Söldnern der beiden Majordomus wohl hätte Trotz bieten können. Dies setzte den Herzog der Baiern in Schrecken. Er suchte sogleich um Frieden nach, Pipin und Karlmann wiesen aber alle Unterhandlungen zurück, drangen durch eine Furth in Odilo's Lager, schlugen ihn völlig, und trieben ihn bis an den Inn. Einem päbstlichen Gesandten, welcher durch Odilo zur Vermittelung bewogen worden war, und der die beiden fränkischen Fürsten am Tage vor dem entscheidenden Treffen im Namen des Apostels Petrus und seines Nachfolgers drohend vom Kampfe abgemahnt hatte, erklärte Pipin nach dem Sieg etwas spöttisch, der Ausgang des Kampfes beweise, daß Gott die Sache der Franken gerecht gefunden habe, und daß daher der Gesandte des Pabstes unmöglich im Namen Petri und des heiligen Vaters gesprochen haben könne. Die Franken durchzogen zweiundfünfzig Tage lang plündernd und verwüstend das Land der Baiern, bis sie durch die Empörung der aquitanischen Herzöge Hunold und Hatto zur Rückkehr gezwungen wurden. Diese waren von Pipin und Karlmann schon vorher mit einem verheerenden Zuge heimgesucht worden, weil sie sich als Vasallen nur an Karl Martell's Person gebunden geglaubt, und daher dessen Söhne nicht als ihre Herren anerkannt hatten. Sie waren nachher mit Odilo in Verbindung getreten, und während des Krieges mit demselben in das Land der Franken eingebrochen. Karlmann und Pipin hatten jedoch kaum ihre Truppen gegen sie geführt, als die Herzöge sich durch eine Niederlage zur Huldigung genöthigt sahen. Sie geriethen bald nachher unter einander selbst in Zwist, und Hunold bemächtigte sich, nachdem er seinen Bruder hatte blenden lassen,

des ganzen Herzogthums. Er zog sich gleich darauf in ein Kloster zurück, und übergab die Herrschaft seinem Sohne Waifar. Ein Einfall der Sachsen rief die beiden Karolinger wieder nach dem Osten, und kaum hatten sie diese zurückgeschlagen, so forderte die unersättliche Streitsucht des Herzogs der Alemannen, Theobald, ihre Gegenwart im Elsaß und in Schwaben. So hatten sie bis zum Jahre 746 ununterbrochen Krieg zu führen.

Diese ewigen Kriege, besonders aber die Grausamkeit, mit welcher der letzte Friedensbruch der Alemannen gerächt wurde, waren, wie es heißt, dem Gemüthe Karlmann's zuwider, weil ihm die Natur einen minder blutgierigen Sinn verliehen hatte, als seinen Verwandten. Er dankte daher zu Gunsten seines Sohnes Drogo ab, und zog sich in ein Kloster zurück. Drogo scheint kurze Zeit in dem Erbe des Vaters regiert zu haben, verschwand aber nachher aus der Geschichte; Pipin, welcher seitdem in den Geschichtsbüchern stets als Herrscher des ganzen fränkischen Reiches angeführt wird, beseitigte ihn auf die eine oder die andere Art. Karlmann lebte übrigens anfangs in Rom, wo er sich vom Pabste zum Priester hatte weihen lassen, begab sich aber nachher in das Kloster von Monte Cassino, weil der häufige Besuch pilgernder Franken durch die seiner früheren Würde dargebrachten Huldigungen seinem demüthigen Sinne beschwerlich fiel. Sein Abt schickte ihn später in Angelegenheiten des longobardischen Königs als Unterhändler an Pipin, und auf dieser Reise starb er in der Stadt Vienne (754). Pipin hatte unterdessen von neuem mit den Sachsen, Baiern und Alemannen zu kämpfen gehabt, und im Inneren des Reiches durch Zurückgabe der von seinem Vater eingezogenen geistlichen Güter und durch andere Maßregeln die zerrüttete Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten hergestellt. Er glaubte sich endlich genug Verdienste um das Reich und die Kirche erworben zu haben, um als Vergeltung die königliche Würde fordern zu können. Überdies hatten er und sein Vater unter den Franken eine so große Furcht verbreitet und so viele Creaturen ihres Hauses durch Vergebung von Gütern mächtig gemacht, daß er mit Sicherheit wagen konnte, zu der Macht eines Königs auch den königlichen Namen hinzuzufügen. Dies mußte ihm um so leichter gelingen, da das Interesse der christlichen Lehre

und der Vortheil ihrer Diener, besonders des Pabstes selbst, mit dem seinigen zusammentrafen. Im Jahre 751 ließ er durch zwei Geistliche beim Pabst Zacharias anfragen, ob es dem Willen Gottes gemäß sei, daß der, welcher unthätig zu Hause sitze, König heiße, oder ob dieser Namen nicht vielmehr demjenigen gebühre, der die Sorgen und Beschwerden der Regierung trage. Der Pabst, welcher schon längst durch die Longobarden bedrängt war, und von einer Verbindung mit dem mächtigen fränkischen Herrscher für sich und die Kirche die größten Vortheile hoffte, gab die von Pipin gewünschte und erwartete Antwort. Der Letztere legte darauf die päbstliche Erklärung einer nach Soissons berufenen National-Versammlung der Franken vor, und diese setzte, wie gleichfalls vorauszusehen war, Childerich III. ab, und übertrug sein Recht auf Pipin (752). Der gestürzte König wurde des Haupthaares beraubt, und verschwand mit den übrigen Merowingern im Kloster. Nach dem Grundsatze, daß der Statthalter Christi noch mehr sei, als der Hohepriester der Juden, bei denen einst Samuel das Recht Saul's auf David übertragen hatte, bestätigte und heiligte der Bischof Bonifacius den Beschluß des fränkischen Volks im Namen des Pabstes. Übrigens würde man sich von dem Verfahren der Franken eine unrichtige Vorstellung machen, wenn man glaubte, daß es hauptsächlich die Rücksicht auf den Pabst gewesen wäre, die sie bei ihrem Beschlusse geleitet hätte; die Erklärung, welche der Pabst gab, hatte in den Augen der rohen Franken ebensowenig eine große Bedeutung, als die durch Bonifacius im Namen des Pabstes verrichtete Einsegnung des neuen Königs; sie selbst waren im Gegentheil von jeher gewohnt, nach dem Pabste nicht im mindesten zu fragen, sobald es sich um ihren eigenen Vortheil handelte.

Da die Familie der Karolinger sich bereits unter Pipin's Vater und Großvater im Besitze der Herrschaft befestigt hatte, so würde die Annahme des königlichen Titels an und für sich selbst eine bloße Form gewesen sein; sie erhielt aber durch die damit zusammenhängende nähere Verbindung zwischen Rom und den Franken und durch den aus dieser Verbindung hervorgegangenen Krieg der Letzteren mit den Longobarden, welche gerade damals Rom zu erobern und Herren von ganz Italien zu werden suchten,

eine weltgeschichtliche Bedeutung. Dies macht es nöthig, vor der weiteren Darstellung von Pipin's Regierung den Blick auf die Geschichte Italiens und der römischen Bischöfe zu richten.

4. Italien vom Einbruche der Longobarden an bis auf Pipin den Kleinen und Geschichte des Letzteren seit der Annahme des königlichen Titels.

Das Reich, welches die Longobarden unter Alboin jenseit der Alpen gegründet hatten, erstreckte sich über den größten Theil von Ober- und Mittelitalien, und begriff bald nachher auch das Herzogthum Benevent in Unteritalien in sich. Die Truppen des griechischen Kaisers hatten sich aber im Besitz der Seestädte und vieler Orte im Gebirge behauptet. Es wäre deshalb leicht gewesen, den Longobarden einen Theil ihrer Eroberung zu entreißen und den unglücklichen Italiänern, welche von diesem halbwilden und noch dazu arianischen Volke sehr mishandelt wurden, durch Hülfe gegen dasselbe einen Ersatz dafür zu gewähren, daß ihr Land durch die Vernichtung der Ostgothen einer neuen Verheerung preisgegeben worden war. Allein die bereits früher (Seite 15) angegebenen Verhältnisse des griechischen Reiches verhinderten dies. Die Italiäner hatten daher, obgleich die Griechen im Besitz der Seestädte blieben, ein trauriges Loos. Ein kleiner Theil von ihnen wanderte aus; die übrigen aber wurden entweder Leibeigene, oder sie gaben ein Drittel vom Ertrage ihrer Felder den unter ihnen angesiedelten Longobarden, oder sie traten diesen den größten Theil ihrer Güter ab, und entrichteten noch dazu von dem Reste jene Abgabe. Erst spät machten die longobardischen Könige zu Gunsten der Italiäner gesetzliche Bestimmungen, wie sie von den Ostgothen gleich anfangs gemacht worden waren. In diesen traurigen Zeiten trat ein Pabst auf, der durch strenge Sitten, durch Frömmigkeit, durch Staatsklugheit, Menschenkenntniß und Erfahrung in den Geschäften der Welt, ja, so wollte es der Geist der Zeit, sogar durch finsteren Aberglauben und frommen Betrug das Ansehen des römischen Bischofs so sehr hob, daß er allein Trost der Gedrückten, Schutz und Stütze der Landeseinwohner gegen die Barbaren und Mittelpunkt ihrer Verbindung mit den Griechen sein konnte. Dieser Mann war Gregorius I. oder

der Große, ein Sprößling des altrömischen Patricier-Geschlechts der Anicier und zuerst Präfect der Stadt Rom, in welcher er sieben Klöster stiftete und aus seinem eigenen Vermögen ausstattete, dann selbst Mönch, bald nachher bevollmächtigter Gesandter des Pabstes Pelagius I. in Constantinopel, wo er die Staatsgeschäfte und ihren Gang vollständig kennen lernte, und vom Jahre 590 an bis zum Jahre 604 römischer Bischof und Pabst. Er hat durch seinen Einfluß auf manche Kirchenlehre, durch seine Bemühungen für den äußeren Gottesdienst, besonders für die Kirchenmusik, auch in der Geschichte der christlichen Kirche und ihres Gottesdienstes eine große Bedeutung erhalten; dies gehört aber nicht hierher.

Noch ehe Gregor Pabst wurde, hatten die Longobarden, deren Reich sich damals in viele kleine Staaten aufzulösen drohte (s. oben S. 15), die Nachtheile des Mangels an innerer Verbindung empfunden und aufs neue einen König gewählt (584). Die Wahl war auf Kleph's Sohn, Autharis, gefallen, der, wenn anders nicht vielleicht alte Dichtungen den überlieferten Erzählungen zu Grunde liegen, bei der Werbung um seine nachherige Gemahlin als ein Mann von Kraft, Artigkeit und zartem Gefühl erscheint. Paul Warnefried, der zu Karl's des Großen Zeit lebende Geschichtschreiber der Longobarden, berichtet nämlich Folgendes von ihm. Autharis wählte Theudelinde, die Tochter des baierischen Herzog Garibald, zur Gemahlin, und warb als vorgeblicher Gesandter des Longobarden-Königs persönlich um ihre Hand. Er erhielt die gewünschte Zusage, gab sich aber dessen ungeachtet nicht zu erkennen, sondern bat nur Theudelinde sehen zu dürfen, damit er seinem Herrn ihre Schönheit preisen könne. Theudelinde erschien darauf, und als sie ihm auf seine Bitte einen Becher Wein reichte, drückte er bei der Rückgabe desselben leise ihre Hand und berührte, ohne daß es jemand gewahr wurde, ihr Angesicht. Theudelinde erkannte daran erröthend ihren künftigen Gemahl, denn kein Anderer würde dies zu thun gewagt haben. Den Übrigen gab sich Autharis erst an der Grenze des baierischen Landes zu erkennen; hier schlug er nämlich, als die ihn begleitenden Baiern von ihm Abschied nahmen, seine Streitaxt mit Einem Schlage tief in einen Baum, indem er ausrief: „Solche Hiebe pflegt der König der Longobarden zu führen!"

Autharis regierte mit Ernst und Nachdruck, und seine Gemahlin gewann einen solchen Einfluß auf die longobardischen Herzöge, daß diese bei seinem Tode (590) die Krone ihrer Willkür überließen. Theudelinde schenkte sie mit ihrer Hand dem Agilulf, einem der Großen des Landes. Die Königin war streng athanasianisch oder rechtgläubig, obgleich sie in ihrer Heimath vom Christenthum nur wenig mochte erfahren haben, da wir das Heidenthum in diesem Lande noch ein Jahrhundert später recht fest gewurzelt finden. Sie war sogar noch rechtgläubiger, als Pabst Gregor der Große; denn sie verwarf die Bischöfe, welche die Beschlüsse des großen Justinianeischen Concils von 553 (s. oben S. 8) anerkannten, und ließ sich durch Gregor, der ihren allzu großen Eifer zu mäßigen suchte, nicht davon abbringen. Dagegen baute sie an demselben Orte, wo einst Theodorich der Große einen Palast gehabt hatte, in dem bei Mailand gelegenen Städtchen Monza, eine prächtige Kirche, welche später oft genannt wird. Daß sie dieser Kirche die so berühmt gewordene eiserne Krone der Longobarden, welche zwar von Gold war, aber inwendig einen, angeblich aus Nägeln vom Kreuze Christi geschmiedeten, eisernen Ring hatte, geschenkt haben soll, bemerken wir nur im Vorübergehen. Agilulf hatte mit den Griechen, mit den Franken und sogar mit dem Pabste Gregor, mit welchem seine Gemahlin einen vertrauten Briefwechsel unterhielt, unaufhörliche Streitigkeiten, und ließ eine Schaar Awaren nach der andern in sein Reich kommen, um seine an und für sich nicht zahlreichen und durch die Kriege noch mehr verminderten Longobarden zu verstärken. Der gute Pabst Gregor ward von Agilulf mehrmals in der damals fast ganz verödeten Stadt Rom bedroht. Er gerieth noch dazu mit dem griechischen Kaiser in Streit, weil dieser für den Patriarchen von Constantinopel den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs forderte, welchen Gregor ihm um so weniger zugestehen konnte, da er selbst sich diesen Titel verbat und sich statt dessen Knecht der Knechte Gottes nannte. Auch seine Frömmigkeit misleitete ihn oft; so z. B., als er von einer bedeutenden Summe Geld, die ihm für die Armen geschickt worden war, die eine Hälfte zur Loskaufung von Gefangenen bestimmte, die andere aber zum Besten der dreitausend Nonnen verwandte,

welche damals in Rom lebten und ihren Mitmenschen lieber durch Gebet, als durch Arbeit nützen wollten.

Agilulf griff nicht nur die Stadt Rom mehrmals an, sondern er erpreßte auch von dem griechischen Kaiser Jahrgelder. Die Macht der Longobarden nahm also unter ihm sehr zu, und wurde für Italien immer drohender. Zum Unglück waren auch die damaligen griechischen Kaiser Mauritius, Phokas und Heraklius zu sehr mit anderen Kriegen beschäftigt, als daß sie für die Vertheidigung des Westens hätten Sorge tragen können. Italien wäre daher wahrscheinlich ganz eine Beute der Longobarden geworden, wenn Agilulf's nächste Nachfolger in seine Fußtapfen getreten wären. Aber er hinterließ, als er 615 starb, das Reich seinem Sohne Adelwald, der unter dem Einfluß seiner rechtgläubigen Mutter Theudelinde stand, und folglich anfangs den arianischen Longobarden als Gegner ihrer Secte verhaßt und als Verhinderer der Raubzüge in das griechische Italien lästig war. Nach dem Tode seiner Mutter wurde er von ihnen als Tyrann verabscheut, und bald darauf durch Gift aus dem Wege geräumt (625). Die Großen erhoben seinen Schwager, Ariwald, unter dessen Führung sie ihn gestürzt hatten, auf den Thron. Unter Ariwald und seinem Nachfolger, Rotharis (636—652), scheint sich zuerst der Einfluß des wärmeren Klima's, der milderen Lebensweise und des steten Verkehrs mit Menschen, die in der Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse weit vorgeschritten waren, bei den Longobarden wirksam gezeigt zu haben; denn sie fühlten damals dasselbe Bedürfniß, welches auch die Westgothen, Burgunder, Franken und Baiern zu einer gewissen Zeit empfanden, oder mit anderen Worten, sie suchten in ihre inneren Angelegenheiten dadurch mehr Ordnung und Festigkeit zu bringen, daß sie die Rechtsgewohnheiten, die ihnen seit alter Zeit zur Richtschnur dienten, in Verbindung mit dem, was sie von den Gesetzen der Unterworfenen allmälig angenommen hatten, niederschreiben ließen.

Diese erste Aufzeichnung der longobardischen Gesetze ward durch Rotharis vorgenommen, und fand im achten Jahr seiner Regierung (644) Statt. Rotharis scheint dabei die vorsichtige Bestimmung, welche auch im alten Rom bei den Edicten der Prätoren (s. Th. III. S. 243) gegolten hatte, hinzugefügt zu haben, daß seine

Nachfolger das von ihm bekannt gemachte Gesetz verändern könnten und möchten. Dies geschah auch in der That. König Grimoald (662—671) machte zuerst einige Veränderungen an Rotharis Gesetzen, und zwar unter bloßer Zuziehung der Richter seines Volkes; die folgenden wurden in den großen Versammlungen aller freien Männer gemacht. Am meisten scheint König Luitprand (712—744) sich Mühe gegeben zu haben, das longobardische Reich, welches er durch Tapferkeit hob und erweiterte, durch Gesetze recht fest zu gründen. Seine neuen Verordnungen enthalten theils genauere Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes, das in Rotharis Gesetzen unvollkommen geblieben war, theils Zusätze, welche die fortschreitende Cultur nöthig machte, theils endlich Formen für gerichtliche Handlungen. Nachher vermehrten Rachis (744—749) und Aistulf (749—756) das Gesetzbuch noch um einige Kapitel. Wenn übrigens der Erstere dabei die Todesstrafe auch auf das Ausforschen und Ausplaudern königlicher Geheimnisse ausdehnte, so ist das für keinen Fortschritt zu achten; wohl aber, daß, als eine falsche Vorstellung von Heiligkeit das Mönchswesen im Longobarden-Lande ungemein ausgebreitet hatte, Aistulf's Sorgfalt den Ansprüchen der Klöster, Kirchen und Geistlichen rechtliche Schranken zu setzen suchte. Auf diese Weise entstand unter den Longobarden nach und nach ein Gesetzbuch, welches, neben dem von vielen Municipalstädten und selbst von einzelnen Personen beibehaltenen römischen Recht, sich in Italien noch Jahrhunderte lang erhielt; denn es blieb selbst dann noch bestehen, als das Longobarden-Reich unterging, ja, es galt vor Gericht sogar noch in den Zeiten, wo das burgundische, fränkische und baierische Recht schon längst nur noch den Geschichtsforschern bekannt war. Daß in demselben das bürgerliche Recht und das Strafgesetz von einander nicht getrennt waren, darf uns bei dem Charakter jener Völker und Zeiten nicht befremden. Ebenso wenig wird man es auffallend finden, daß mit Ausnahme der Staatsverbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt war, jedes Vergehen mit Geld und Geldeswerth gebüßt wurde; denn man hätte, wenn dieser altgermanische Grundsatz mit römischen Rechtsbegriffen vertauscht worden wäre, jeden Augenblick die angesehensten Leute tödten oder vielmehr bekriegen, und endlich, wie einst zu Drako's Zeit in

Athen (s. Th. I. S. 301), jede Strafe unterlassen müssen. Die Geldbuße, welche stets von der Gegenpartei und dem Fiskus getheilt wurde, betrug höchstens neunhundert Schillinge. Soviel war auf die Tödtung eines freien Mannes gesetzt, während dagegen selbst der geschickteste, zu Haus- und Dienstgeschäften gebrauchte Unfreie nur fünfzig Schillinge werth erachtet war: ein Unterschied zwischen Mensch und Mensch und ein mit der größten Freiheit verbundener Zustand tiefster Erniedrigung, der dem Herzen wehe thut. Übrigens war selbst die schwerste körperliche Verletzung niedriger angeschlagen, als die geringste Beraubung. Die so eben angeführte Strafe des Mordes stand auch auf der Gewaltthätigkeit gegen Weiber und auf Entführungen; denn die Keuschheit galt nach den alten germanischen Sitten und Begriffen, die sich bei den Longobarden in Italien freilich änderten, dem Leben gleich.

So roh übrigens die Longobarden in der früheren Zeit waren, so nahmen sie doch in Italien bald mildere Sitten an. Dies würde sogar noch in höherem Grade Statt gefunden haben, wenn der Thron in einer und derselben Familie erblich geblieben wäre; denn der häufige Übergang der Königswürde von einer Familie zur anderen raubte dem longobardischen Könige einen Theil der Anhänglichkeit, welche sonst die germanischen Völker gegen angestammte Herrscher zeigten, und erschwerte die Erhaltung der Ruhe und Ordnung. Sehr auffallend und aus dem Bedürfniß der Longobarden, sich durch fremde Abenteurer zu verstärken, entsprungen war bei ihnen die Stellung der aus anderen Ländern hergeflüchteten Leute ohne Eigenthum, welche in dem späteren deutschen Recht Wildfänge und bei den Sachsen Biesterfreie hießen. Diese Leute galten den Sachsen für durchaus rechtlos, und konnten bei ihnen nicht einmal eine rechtmäßige Ehe schließen. Bei den Longobarden dagegen hatten sie, obgleich freilich nur dann, wenn sie im Kriege zu gebrauchen waren, gleiches Recht mit den anderen Freien; auch durften sie ihre Güter ihren Kindern überlassen, und Einzelne von ihnen erhielten später, so sonderbar dies uns auch vorkommen mag, durch Verdienste sogar das Recht, dessen Franken, Alemannen und Baiern im Longobarden-Lande aus nachbarschaftlicher Freundlichkeit, unterworfene römische Städte

aber in Folge eines herkömmlichen Gebrauches genossen, nämlich nach ihren eigenen heimathlichen Gesetzen leben zu dürfen. Doch konnten sie im Fall der Kinderlosigkeit nicht ohne Erlaubniß des Königs über ihre Güter verfügen. Ein anderer charakteristischer Zug der longobardischen Gesetzgebung bestand darin, daß die Hexerei, welche in den salischen Gesetzen ganz ernsthaft behandelt wird, im longobardischen Gesetz als etwas Ungereimtes hingestellt, und die Tödtung einer Hexe als eine Mordthat angesehen ist. Auch in Rücksicht des Zweikampfs, welcher in Ermangelung eines anderen gerichtlichen Beweises bei allen germanischen Völkern als Gottesurtheil gebräuchlich war, zeigte Luitprand Grundsätze, die im übrigen Europa erst viele Jahrhunderte später geltend wurden, und den Völkern oder vielmehr ihren Großen nur mit Mühe einleuchtend gemacht werden konnten. Er behielt nämlich zwar den gerichtlichen Zweikampf bei, setzte aber seinem Gesetze darüber folgende Worte bei: „Wir sind über das dabei Statt findende Urtheil Gottes in Zweifel, und haben gehört, daß Viele in Folge des Zweikampfs ihre Sache ohne gerechten Grund verlieren; aber weil derselbe unter den Longobarden als ein altes Herkommen gesetzlich eingeführt ist, so können wir ihn nicht verbieten."

Über die Einzelheiten der longobardischen Geschichte genügen einige Bemerkungen. Nicht wenige von den longobardischen Königen wurden gewaltsam gestürzt und durch andere Großen auf dem Thron ersetzt. Dies schwächte das Ansehen und die Kraft der Herrscher, und machte es unmöglich, zu dem schon seit Alboin's Zeit vorgesteckten Ziele, der Herrschaft über ganz Italien, zu gelangen, so tapfer und unternehmend auch einzelne Könige waren. Rachis unterwarf Genua und alle anderen Städte der genuesischen Küste. Nachher ruhte der Krieg mit den byzantinischen Kaisern und den römischen Bischöfen längere Zeit, wozu wahrscheinlich auch der Umstand viel beitrug, daß manche longobardische Könige rechtgläubig waren, und daß der katholische Glauben nach und nach bei den Longobarden überhaupt Eingang fand. Erst Luitprand begann den Krieg von neuem mit großem Nachdruck. Er benutzte den heftigen Zwiespalt zwischen den griechischen Kaisern und den römischen Päbsten, welcher dadurch entstanden war, daß die Ersteren in ihrem Reiche die Bilderverehrung gewaltsam ab-

zuſchaffen ſuchten. Er eroberte die Stadt Ravenna, den Sitz des griechiſchen Exarchen oder Statthalters, ohne ſie jedoch behaupten zu können, und brachte die Päbſte Gregor II. und Gregor III. in eine ſo bedenkliche Lage, daß der Letztere ſich im Todesjahre Karl Martell's an dieſen um Hülfe wenden mußte. Obgleich Luitprand mit aufrühreriſchen Großen viel zu ſchaffen hatte, ſo würden doch wohl der römiſche Biſchof und ſeine Stadt entweder ſchon damals oder in der nächſten Zeit in die Gewalt der Longobarden gefallen ſein, wenn nicht zuerſt Luitprand's Frömmigkeit und ſpäter das Intereſſe der fränkiſchen Herrſcher eine Wendung herbeigeführt hätte. Luitprand ließ ſich 742 bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Gregor's III. Nachfolger, Zacharias, durch die feine Klugheit, mit welcher dieſer Pabſt ſeinen frommen Sinn zu erregen wußte, zum Frieden bewegen. Allein Luitprand ſtarb ſchon nach zwei Jahren, und nach ſeinem Tode begannen die Feindſeligkeiten der Longobarden gegen Kaiſer und Pabſt nicht allein ſogleich von neuem, ſondern ſie wurden auch für den Letzteren endlich ganz unerträglich, ſo daß er, um ſich behaupten zu können, durchaus fremder Hülfe bedurfte. Mit dem griechiſchen Kaiſer, der ohnehin wenig helfen konnte, waren Rom und ſein Pabſt wegen des Bilderſtreits zerfallen, ſie hatten ſich ſogar in der letzten Zeit der Abhängigkeit von Conſtantinopel ganz entzogen; Hülfe war daher nur von den Franken zu erwarten.

Luitprand's Neffe und Nachfolger, Hildebrand, ward ſchon nach wenigen Monaten geſtürzt, und an ſeine Stelle trat ein Herzog von Friaul, der bereits oben angeführte Rachis. Dieſer übergab, nachdem er Perugia und einige andere Städte erobert hatte, im Jahre 749 die Regierung ſeinem Bruder Aiſtulf, weil er ſelbſt Mönch wurde. Aiſtulf beſchloß ſogleich, den letzten Schritt zur Erlangung der Herrſchaft von ganz Italien zu thun. Er vertrieb die Griechen aus dem Reſte von Oberitalien, und wandte ſich dann mit ſeiner geſammten Macht gegen Rom und gegen den Pabſt. Zacharias ſah keine Rettung, als durch die Franken. Er bemühte ſich daher ängſtlich, das Band, welches die römiſche Kirche mit der fränkiſchen verband, feſter zu knüpfen, und ſeine Bemühungen wurden durch die engliſchen Miſſionäre, welche damals das Bekehrungsgeſchäft an der öſtlichen Grenze der Franken

fast ausschließlich betrieben, kräftig unterstützt. Aus dieser Ursache nahm der Pabst den regsten Antheil am Missions-Geschäft; er wechselte fast ohne Unterbrechung Briefe mit dem fränkischen Hofe, wobei ihn jedoch nicht blos die Staatsklugheit, sondern auch rein menschlicher Sinn und Eifer leitete; er bestätigte die Bisthümer, welche die englischen Mönche in Deutschland gestiftet hatten; er erhob Mainz, als man dort einen von diesen, den heiligen Bonifacius, zum Bischof gemacht hatte, zu einem Erzbisthum, und beförderte endlich nach Kräften Pipin's Thronbesteigung. Wegen des entscheidenden Einflusses, den damals das Missions-Wesen in Deutschland auf die Verbindung des päbstlichen Stuhles mit dem neuen fränkischen Herrscherhause und dadurch zugleich auf den Untergang der Longobarden und die Umgestaltung Italiens mittelbar ausübte, ist es nöthig, hier den Faden der Erzählung abzubrechen, um zuerst den englischen Mönchen bei ihren rastlosen und erfolgreichen Bekehrungsversuchen in Deutschland zu folgen.

Die auf dem linken Rheinufer von den Römern in den letzten Jahrhunderten ihres Reiches gegründeten Bisthümer in Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln und anderen Orten waren längst von Barbaren auf solche Weise befehdet, daß das Christenthum durch brittische Mönche gleichsam neu gepflanzt werden mußte. Die von Italien aus im Süden gegründeten Missionsplätze veranlaßten die Stiftung der Bisthümer Trient, Chur, Windisch und Lorch, von welchen das Letztere um 597 nach Passau verlegt wurde, sowie der Bisthümer Brixen und Constanz. Diese Anstalten erhielten von Italien her ihre Pfleger, aber der durch sie ausgestreute Saame erstarb. Der Eifer der brittischen Mönche brachte den gallischen, unter den Franken ganz ausgearteten Geistlichen schon zur Zeit der Merowinger neues Licht und neue Lehrer. In England hatte nämlich, wie heut' zu Tage in Island, die Armuth die Liebe zum Wissen und ernsten Studium unter den Besseren erhalten, und in den verschiedenen Reichen, welche auf dieser Insel bestanden, wurden nie zu gleicher Zeit die Schulen und Kirchen zerstört. Dort allein gab es deshalb stets eine Anzahl tüchtiger Geistlicher, und ein heiliger Eifer, sowie Ruhmsucht nnd äußere Noth trieben ganze Schaaren englischer Mönche aus ihrem Lande zum Bekehrungsgeschäft nach

Deutschland, wo sie, selbst Sachsen, unter den sächsischen Völkerschaften besser predigen konnten und durften, als die Franken. Nachdem schon vor ihnen brittische Geistliche aus Wales, Irland und Schottland, Columban, Gallus, Kilian und Andere, in den Gegenden von Bregenz, St. Gallen, Würzburg und anderen Orten das Christenthum geprediget und zu einigen später berühmt gewordenen Bisthümern den Grund gelegt hatten, kam das Missions-Geschäft unter den Deutschen fast ganz in die Hände angelsächsischer Mönche.

Von diesen war keiner eifriger und glücklicher, als Karl Martell's und Pipin's Zeitgenosse, Winfried aus Esser oder, wie er später hieß, der heilige Bonifacius, welcher deswegen auch mit Recht der Apostel der Deutschen genannt wird. Ihm verdankten die Kirche und das neue fränkische Herrscherhaus mehr, als Pipin und der Pabst ahnten. Dies beweist schon eine blos oberflächliche Aufzählung seiner Bemühungen. Von Rom, wo er sich 718 vom Pabst Gregor II. gewissermaßen hatte bevollmächtigen lassen, begab er sich zuerst nach Friesland, und wirkte dort als Gehülfe seines Landsmannes, des heiligen Willibrord. Nach drei Jahren ging er zu den Thüringern und Hessen, und predigte ihnen mit Erfolg das Christenthum. Er kam nachher um 723 nach Rom zurück, wo ihn der Pabst zum Bischof ernannte und seine Bemühungen durch Briefe an Karl Martell und an die fränkischen Bischöfe unterstützte. Von jenem freundlich aufgenommen, wandte sich Bonifacius noch einmal nach Thüringen und Hessen, wo unterdessen der ausgestreute Samen wieder erstickt worden war. Er begann mit Eifer, Muth und Gewandtheit sein Bekehrungsgeschäft von neuem, fällte bei dem heutigen Orte Ober-Geismar eine berühmte Wodans-Eiche, und führte die Bewohner jener Länder wieder zum Christenthum zurück. In der thüringischen Stadt Ohrdruff stiftete er eine Pflanzschule von geistlichen Lehrern, welche nicht nur das Christenthum, sondern auch den Acker- und Gartenbau, den sie ihrer Ordensregel nach eifrig betreiben mußten, verbreiten sollten. Später (744) gründete er auch das Kloster Fulda, sowie andere Missions-Anstalten. Nach der völligen Bekehrung der Hessen und Thüringer begab er sich zum dritten Mal nach Rom, und ward dort von Gregor III. zum Erzbischof

ernannt. Er zog dann durch Baiern, und wurde daselbst von dem Herzog Odilo mit der Anordnung der kirchlichen Verhältnisse in seinem Lande beauftragt. Er richtete die noch jetzt bestehenden vier Kirchen-Sprengel Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau ein, und stiftete für die östlichen Grenzgegenden des fränkischen Reiches die Bisthümer Eichstädt und Würzburg, wo nachher zwei seiner treuesten Schüler, Burkhard und Wilibald, seinen Spuren folgten. Auf diese Weise befestigte Bonifacius die fränkische Herrschaft in Deutschland, weil dieselbe nur auf die bleibende Bekehrung der dortigen Völkerschaften gegründet werden konnte, und wirkte zu gleicher Zeit für die Macht und das Ansehen des Pabstes, indem er die neuen Bisthümer in eine enge Verbindung mit Rom setzte, und auf den Synoden, die er in Austrasien veranstaltete, für den Einfluß des päbstlichen Stuhles thätig war. Im Jahre 745 erhielt er den neuen erzbischöflichen Sitz von Mainz. Die Franken hatten nämlich, noch ehe das Christenthum durch Bonifacius jene große Ausbreitung gewann, eingesehen, daß der weite Sprengel, der sich dadurch eröffnete, von Worms, dem Hauptbisthum des Reichs im äußersten Osten, aus, nicht wohl verwaltet werden könne; sie hatten daher Köln zum Sitz eines Metropoliten oder, wie man später sagte, eines Erzbischofs bestimmt, sie fanden aber bald die Lage desselben nicht passend, und ein zufälliger Umstand gab ihnen die Veranlassung, einen anderen Ort dafür zu wählen. Bonifacius war nämlich neben der Sorge für Heidenbekehrung, für Missions-Anstalten und für die feste Begründung der neuen Kirchen unablässig bemüht, auch die Kirchenzucht herzustellen, und betrieb dies namentlich auf den Synoden, welche die Franken auf seine Anregung veranstalteten. Auf der im Jahre 745 von Pipin zu diesem Zwecke gehaltenen Synode zeigte sich nun, daß das Bisthum Mainz, welches sowohl für die Missions-Anstalten, als auch für den Vortheil des Herrschers und für das Interesse der Neubekehrten am besten gelegen war, sich in den Händen eines Unwürdigen befinde, und daß es, einem Würdigen ertheilt, zum Sitz eines Metropoliten vortrefflich geeignet sei. Der damalige Bischof von Mainz, der nur an rohe Vergnügungen dachte und seine Hände mit treulos vergossenem Blute befleckt hatte, wurde also abgesetzt, Bonifacius

an seine Stelle erhoben, und zugleich das Bisthum mit Metropoliten-Rechten begabt. Der Pabst bestätigte nachher (748) diese Verfügungen. Während das neue Erzbisthum, durch welches übrigens die Rechte von Köln nicht geschmälert wurden, gewissermaßen ausdrücklich zur Aufsicht über die Heidenbekehrung bestimmt war, wurde Fulda, welchem Bonifacius große Vorrechte verschaffte, die Haupt-Pflanzschule der Missionäre, und hob sich bald über Kitzingen hervor, das von Karl Martell und seinen Söhnen reich begabt worden war. Im hohen Alter nahm Bonifacius noch einmal persönlich Antheil am Bekehrungsgeschäft; er trat 752 das Erzbisthum Mainz an Lullus ab, begab sich zu den noch immer nicht ganz bekehrten Friesen, taufte viele von ihnen, ward aber 754 von einem heidnischen Haufen erschlagen. So endete der eigentliche Begründer des Christenthums in Deutschland. Er ist in neuerer Zeit oft zu einseitig beurtheilt worden, weil man dabei, aus Ärger über seine Verbindung mit dem römischen Hof und deren Folgen, seine liebenswürdige Einfalt, seinen innigen Glauben, überhaupt seine ganze Individualität außer Acht gelassen hat.

Durch Bonifacius breiteten sich in Deutschland Religion und Cultur gerade zu derselben Zeit aus, als in Italien die Barbarei zunahm, und die christliche Kirche in ihrem Haupte bedroht wurde. Diese Gefahr ward abgewendet, weil schon seit Karl Martell der römische Bischof sein Interesse mit dem der Karolinger verbunden, und Bonifacius ihm zum Ansehn eines obersten Bischofs geholfen hatte. Ohne Hülfe der Franken wäre der Pabst aus einem unabhängigen, in seiner Stadt als Schützer und Vater geehrten Bischof ein Unterthan und eine Creatur der Longobarden geworden, diese Hülfe ward aber vermittelst des durch Bonifacius neu gewonnenen Einflusses jenseit der Alpen erlangt. Selbst das päbstliche Gutachten, das sich Pipin 751 vor der Annahme des königlichen Namens geben ließ, hatte nur durch das auf diese Weise veränderte Verhältniß der Franken zu dem Pabste eine Bedeutung für die Ersteren. Im Jahre 753 ließ Aistulf nach der Eroberung von Ravenna ein drohendes Schreiben nach dem andern an den Pabst Stephan II. abgehen, und nahte sich endlich der Stadt Rom selbst. Ohne Hülfe von den Franken wäre jetzt Alles verloren

gewesen. Das konnten schon die kläglichen Briefe zeigen, welche Stephan und seine nächsten Vorgänger an die fränkischen Herrscher schrieben. Stephan reiste sogar zu Aistulf selbst, um ihn zu erweichen, diese Reise mußte aber, wie man aus denselben Briefen ersehen kann, vergeblich sein. Zum Glück für den Pabst erlaubte ihm Aistulf, in einem Augenblick des Gefühls seiner Ohnmacht und der Übermacht der den römischen Bischof schützenden Franken, nach Frankreich zu reisen. Er sah zu spät seinen Irrthum ein, und setzte dem Pabste nach, konnte ihn aber nicht mehr einholen. Pipin, welcher kurz vorher durch Besiegung der Mohammedaner im Westen und heidnischer Sachsen-Stämme im Osten seinen Namen von neuem verherrlicht hatte, sah in Stephan's Erscheinung eine Gelegenheit, sich durch die Feierlichkeit der päbstlichen Salbung einen Glanz und eine Heiligkeit zu geben, deren selbst die Merowinger entbehrt hatten. Er ließ sich daher mit seinen beiden Söhnen von Stephan salben. Diese Handlung, bei welcher er zugleich als König geweiht und zum Patricier oder leitenden Bürger der Stadt Rom ernannt wurde, machte es eines Theils ihm selbst zu einer Art von Pflicht, dem Pabste gegen seine Feinde beizustehen, und drang anderes Theils seinen Franken die Verbindlichkeit auf, mit ihrem Heerbann über die Alpen zu ziehen. Die Letzteren würden zu jeder anderen Zeit sich nur schwer dazu verstanden haben, weil sie, besonders seit Pipin allein regierte, ohne Aufhören bald gegen die Mohammedaner, bald nach Aquitanien, wo Herzog Waifar den fränkischen König durch die Aufnahme des flüchtigen Grippo gereizt hatte, bald endlich gegen die Sachsen Kriegszüge unternehmen mußten, die zwar glücklich waren, aber doch zu keinem bestimmten Ende führten und ihnen selbst keinen Nutzen gewährten. In Brienne ward 754 auf einer allgemeinen Versammlung der Zug nach Italien beschlossen, wenn Aistulf friedliche Anträge nicht gelten lasse. Wie wenig geneigt Pipin selbst zu diesem Zuge war, geht daraus hervor, daß er dem Longobarden-König eine bedeutende Summe Geld für die Zurückgabe der von demselben besetzten Städte anbot, und erst, als auch diese ausgeschlagen wurde, nach Italien aufbrach.

Pipin's Vortruppen waren so glücklich, die Longobarden aus den Alpenpässen zu vertreiben, und da die Franken sogleich das

feindliche Land auf grausame Weise zu verwüsten begannen, so knüpfte Aistulf schnell Unterhandlungen an. Auch bei dieser Gelegenheit zeigt sich wieder, mit welchem Widerwillen die Franken sich vom eigenen Lande entfernten; denn ihr König schloß einen Frieden, bei dem er sich zur Bürgschaft des Versprechens, daß die streitigen Städte zurückgegeben werden sollten, mit vierzig Geißeln begnügte. Kaum war Pipin nach Hause zurückgekehrt, als Aistulf den Frieden brach: er ließ die savoiischen Pässe befestigen, und brach eilig gegen Rom auf, weil er die Stadt zu erobern hoffte, ehe Pipin sein Heer wieder vereinigt hätte. Die Römer hielten aber eine dreimonatliche Belagerung aus, die Franken drangen noch einmal durch die Pässe, nöthigten dadurch Aistulf von Rom abzuziehen, schlugen die ihnen entgegengeschickten Truppen, verwüsteten das Land noch ärger als vorher, und belagerten endlich die Hauptstadt der Longobarden, Pavia. Aistulf bat nothgedrungen um Frieden, und erhielt ihn sogleich (755); denn Pipin, von Mauren bedroht, mit Waifar im Krieg, vor den Sachsen nicht sicher und auf seinem eigenen Throne noch nicht recht fest, konnte nicht daran denken, Italien zu behaupten. Der Longobarden-König ward zu einem Tribut und zur Ablieferung des dritten Theils seiner Schätze verpflichtet, und mußte natürlich noch mehr Städte, als früher gefordert worden waren, abtreten. Pipin stellte dieselben unter den Schutz des Pabstes, und gab dadurch die erste Veranlassung, daß die römischen Bischöfe ein selbstständiges weltliches Fürstenthum in Anspruch nehmen konnten, welches ihnen aber stets von den griechischen und deutschen Kaisern bestritten ward. Der Friede mit den Longobarden war freilich erzwungen, er wurde aber dauerhaft, als Aistulf schon 756 starb, und der neue König, Desiderius, weil ihm der Thron streitig gemacht ward, der Hülfe des Pabstes bedurfte. Desiderius ließ also auch den Letzteren in Ruhe. Doch begannen die Feindseligkeiten bald wieder von neuem.

Pipin breitete unterdessen die Grenzen seines Reichs sowohl im Osten, als im Westen aus. Er zwang auf der einen Seite die Sachsen zur Entrichtung eines Tributs, und besiegte auf der anderen sowohl die spanischen Ungläubigen, als den Herzog Waifar von Aquitanien. Die Mohammedaner hatten nämlich die von

ihnen besetzten westgothischen Städte in Südfrankreich nicht, wie die spanischen, mit einer neuen Bevölkerung versehen können, und mit Ausnahme einiger wenigen festen Plätze, welche spanische Besatzungen erhalten hatten, waren die meisten Städte unter verschiedenen Bedingungen in den Händen gothischer Grafen geblieben. Einer von den Letzteren hatte, kurz vor dem longobardischen Zuge Pipin's, die Franken herbeigerufen, mit denselben die Mohammedaner aus fast allen Städten vertrieben, und diese von Pipin zu Lehen genommen (752). Nur gegen die Stadt Narbonne hatten die Franken nichts ausrichten können; Pipin ließ aber ein Heer vor derselben zurück, welches die Stadt drei Jahre lang eingeschlossen hielt, bis endlich die Einwohner, denen man die Erhaltung ihrer alten Gesetze und Einrichtungen zusicherte, die Besatzung erschlugen und den Franken die Thore öffneten. Damit waren die Mohammedaner aus ganz Frankreich vertrieben, und Pipin soll sogar dadurch, daß ihm ein jenseit der Pyrenäen herrschender Statthalter derselben huldigte, die Grenzen seines Reiches bis nach Barcellona hin ausgebreitet haben. Von dieser Zeit an begann ein langer und gefährlicher Krieg mit dem Herzog Waifar von Aquitanien, welcher schon längst nur mit Widerstreben gehorchte, und durch seine Vasallen gehindert ward, die im Lande eingezogenen geistlichen Güter den Bischöfen zurückzugeben. Pipin verwüstete seitdem, theils als König der Franken, theils als Schützer der Kirche, Aquitanien fast ohne Unterlaß, und verfuhr dabei mit solcher Grausamkeit, daß Waifar beinahe jedes Jahr das demselben gegebene Versprechen nach dem Abzug der Franken wieder brach, die von diesen errichteten Befestigungen vernichtete, und sich beim Erscheinen Pipin's in unzugängliche Gegenden zurückzog. Er war dabei der Treue und Anhänglichkeit seiner Unterthanen versichert, weil die schrecklichen Verwüstungen der Franken die Aquitanier zur Rache entflammten und zwischen beiden Völkern eine Art von Vertilgungskrieg hervorriefen. Die Heerzüge nach Aquitanien wiederholten sich so häufig und wurden so beschwerlich, daß im Jahre 763 der Herzog Thassilo von Baiern, obgleich er ein Neffe Pipin's war, das fränkische Heer verließ, sich mit einer longobardischen Prinzessin vermählte, und seinen Oheim und Oberlehensherrn dadurch in einige Verlegenheit brachte. Ja, Pipin konnte sogar

764 auf einer Reichsversammlung zu Worms weder einen Zug nach Aquitanien, noch nach Baiern zu Stande bringen, und mußte auch im folgenden Jahre den Krieg aussetzen, obgleich die Aquitanier das Land diesseit der Loire weit und breit durchstreiften und verwüsteten. Erst im Jahre 766 konnte er den Krieg erneuen, der ganze Heerbann der Loire folgte ihm damals aber auch um so lieber, jemehr die heimathlichen Striche desselben durch die Aquitanier verheert worden waren. Die Letzteren wurden endlich in einem dreijährigen Kriege völlig unterworfen, ihre Festen zerstört, Waifar's Mutter und Schwester gefangen, und zuletzt er selbst von seinen eigenen Leuten, welche durch die Tödtung ihres Herrn Pipin's Gunst zu erlangen suchten, hinterlistiger Weise ermordet. Pipin behielt einen Theil von Aquitanien für sich, das Übrige gab er dem Vetter und Schwiegersohne Waifar's, Lupus I., dessen Vater Hatto einst von Waifar's Vater verdrängt und geblendet worden war.

Pipin überlebte das Ende des langwierigen Kampfes nur kurze Zeit; er starb noch in demselben Jahre, in welchem die Unterwerfung Aquitaniens vollendet worden war. Unter ihm war die Hauptmacht des Westens in die Hände der Karolinger gekommen, und zwar würde dies, wenn wir die Herrschaft des karolingischen Hauses mit der Annahme des königlichen Namens beginnen lassen wollten, fast in das nämliche Jahr fallen, in welchem der Osten der Welt den Abbasiden zufiel. Mit dieser mohammedanischen Dynastie hatte Pipin wenige Jahre vor seinem Tode eine Verbindung angeknüpft. Er könnte dabei wohl durch seine Verhältnisse zu den spanischen Omejjaden und durch die Rücksicht auf den Handel, welchen Marseille und andere Seestädte des fränkischen Reichs mit Egypten und Afrika trieben, geleitet worden sein; es ist aber wahrscheinlicher, daß er sowohl hierbei, als auch bei seiner Verbindung mit dem griechischen Kaiser, Constantinus Kopronymus, nur den Glanz fremder Gesandtschaften an seinem Hof und die zahlreichen Pilgerfahrten der Abendländer nach Jerusalem im Auge hatte. Übrigens hatte er selbst zuerst entweder an den Khalifen Mansur oder an einen der abbasidischen Statthalter in Afrika Gesandte geschickt, und der Khalif hatte seine Sendung durch eine Gesandtschaft erwidert, welche Pipin im Jahre 767 zu

Selz empfing. Der griechische Kaiser hatte schon zehn Jahre früher, um dem Pabst Schwierigkeiten zu bereiten, eine Verbindung mit Pipin eingeleitet, und den Letzteren durch eine Gesandtschaft geehrt, welche als Geschenk die erste Orgel, die man im Franken-Reich sah, mitbrachte. Dieser diplomatische Verkehr hatte zwar ebenso wenig, wie die Verbindung mit den Abbasiden, politische Folgen, er wurde aber doch auch später unterhalten und von Zeit zu Zeit durch gegenseitige Gesandtschaften erneut.

Geschichte des Mittelalters.

II. Die Zeit von Karl dem Großen an bis zum Beginn der Kreuzzüge.

I. Von Karl dem Großen an bis zur Zeit der salischen Kaiser.

1. Karl der Große.

Pipin's ältester Sohn, Karl, den man später den Großen nannte, war beim Tode seines Vaters (768) erst sechsundzwanzig Jahre alt, und sollte nach dem Willen desselben die Regierung mit seinem jüngeren Bruder, Karlmann, auf die Weise theilen, daß jeder von ihnen ein besonderes Gebiet beherrsche. Sie theilten dieser Anordnung gemäß das Reich, waren aber von Anfang an unter einander nicht einig. Ein großer Theil der Aquitanier, der mit der Unterwerfung unter die fränkischen Könige unzufrieden war, benutzte diese Zwietracht, um sich von ihnen loszureißen. Beide Könige zogen gegen die Empörten zu Felde, Karlmann kehrte aber, noch ehe der Krieg begonnen, nach Hause zurück, und ließ seinem Bruder allein die Ehre der Wiederunterwerfung der Aquitanier. Schon dies zeigte eine Feindseligkeit zwischen den beiden Brüdern, welche in offenbaren Krieg überzugehen drohte. Durch die Bemühungen ihrer Mutter, Bertha oder Bertrada, ward jedoch die Eintracht wieder hergestellt. Bertrada suchte auch zwischen Thassilo von Baiern, dem Longobarden-Könige Desiderius und ihren Söhnen den Frieden zu sichern, sie reiste deshalb zu den beiden Ersteren und zum Pabste, und verabredete eine Vermählung ihrer Söhne mit longobardischen Prinzessinnen und ihrer Tochter mit dem Sohne des Desiderius, es ging ihr aber, wie es in menschlichen Dingen oft geht: sie zerstörte, statt zu

bauen. Die Heirath des longobardischen Prinzen kam nicht zu Stande, und Karl vermählte sich zwar mit Desiderata, der Tochter des Longobarden-Königs, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin hatte scheiden lassen, verstieß sie aber schon ein Jahr darauf (771) wieder, und heirathete die Alemannin Hildegardis, die einzige Gemahlin, der er nie untreu ward, und die er bis zu ihrem Tode achtete und liebte. Niemand nahm an der longobardischen Heirathsverbindung mehr Anstoß und war über ihre baldige Auflösung mehr erfreut, als der römische Pabst, der noch immer in den Longobarden seine ärgsten Feinde erkannte. Schon Paul I., Stephan's II. Nachfolger, war mit Desiderius aufs neue in Streit gerathen; nach seinem Tode entspann sich zwischen dem päbstlichen Stuhl und dem Longobarden-König eine Zwistigkeit nach der anderen. Die Pabstwahl wurde nämlich um jene Zeit zugleich von den Geistlichen, von den kleinen Herren im römischen Gebiet und vom Volke vorgenommen, und veranlaßte stets blutige Händel, nicht blos weil ein sittenloser Haufen über die Ertheilung der ersten Würde in der Kirche entschied, sondern auch weil die Päbste schon damals eine weltliche Macht besaßen. Als Paul gestorben war, erhob ein kleiner Theil der Römer einen gewissen Constantin auf den päbstlichen Stuhl; gegen diesen riefen zwei Patricier und ein angesehener Geistlicher eine longobardische Kriegerschaar herbei. Constantin ward verjagt, seine Gegner geriethen aber unter einander selbst in Zwist. Einer von ihnen ließ einen neuen Pabst ausrufen, und wollte, wie es hieß, longobardische Besatzung in die Stadt aufnehmen; die beiden Patricier dagegen vertrieben diesen Pabst mit Hülfe der Franken, wählten an seine Stelle einen rechtschaffenen Mann, Stephan III., und mishandelten bei der Gelegenheit die anwesenden Longobarden und ihre Anhänger auf empörende Weise (768). Stephan selbst sah sich bald genöthigt, gegen die Partei der beiden Patricier den longobardischen König Desiderius zu Hülfe zu rufen. Dieser erschien mit einem Heere vor Rom, nahm aber nachher die in seinem Gebiete gelegenen römischen Kirchengüter als Ersatz der Kriegskosten in Anspruch. Der Streit darüber war noch nicht geschlichtet, als Karl sich zum großen Ärger Stephan's mit der longobardischen Prinzessin vermählte; es ist daher auch sehr begreiflich, daß der

Pabst, als Karl dieser Ehe überdrüßig geworden war, sie mit Freuden trennte, obgleich die Kirchengesetze es eigentlich nicht gestatteten.

Zu diesen Händeln des Pabst's und der Longobarden kam unter Stephan's Nachfolger, Hadrian I. (seit 772), bald ein neuer Streit, der zwischen Karl und Desiderius ausbrach und endlich Italiens Schicksal unzertrennlich an das Schicksal des fränkischen Reiches knüpfte. In demselben Jahre nämlich, in welchem Karl die Desiderata ihrem Vater zurücksandte, starb sein Bruder Karlmann. Karl gewann durch den Erzkapellan oder Minister des Cultus, Folrad, und durch dessen Gehülfen Folchard die Geistlichkeit, durch Wirin aber und Pipin's des Kleinen Brudersſohn, Adelhard, die weltlichen Großen in Karlmann's Reich, ward in einer großen Versammlung als einziger Herr der Franken anerkannt, und nahm, da auch seine Neffen viele Freunde hatten, mit den Waffen Besitz von seines Bruders Reich. Einige neuere Geschichtschreiber haben Karlmann's Tod seinem Bruder Schuld gegeben; dieser Verdacht beruht aber durchaus auf keinem bestimmten Zeugniß, und ist um so ungerechter, da sich für eine solche Annahme gar kein anderer Grund finden ließe, als daß Karl aus dem Tode seines Bruders Vortheil zog. Karlmann's Wittwe entfloh mit ihren Kindern und einigen befreundeten Großen zu Desiderius. Dieser nahm sie auf, und suchte den Pabst zur Salbung der Prinzen zu bewegen, nicht um denselben dadurch Rechte zu verschaffen, die sie nur durch die Wahl des fränkischen Volkes erhalten konnten, sondern um die Großen, welche die Kinder begleitet hatten, gegen Verurtheilung als Landesverräther sicher zu stellen. Hadrian verweigerte klüglicher Weise die Salbung, und trat in Folge dieser Verhältnisse mit Karl in eine innige Freundschaft, welche für die Longobarden verderblich werden mußte, da der Franken-König zum Krieger geboren war, und sich durch politische Betrachtungen, sowie durch die Aussicht auf die ferne Zukunft niemals, am wenigsten aber in seiner Jugend bestimmen ließ.

Karl begann die lange Reihe von Kriegen, die er während seiner Regierung geführt hat, im Jahr 772 mit einem Zuge gegen die Sachsen, und mußte nachher diese Nation nicht weniger als zweiunddreißig Jahre lang bekriegen, ehe es ihm

endlich gelang, sie zu unterjochen. Die Sachsen bildeten nämlich einen jener Vereine mehrerer Völkerschaften, welche, wie der der Franken, der Alemannen und Anderer, nach und nach in Deutschland entstanden waren (s. Th. IV. S. 181 f.). Doch war das Band sehr lose, und erst zu Karl's des Großen Zeit vereinigte das Gefühl der Gefahr die sächsischen Stämme zu einem festeren Bunde und zu einem gemeinschaftlichen Widerstand. Der ganze Sachsen-Bund war übrigens, nach den Geschichtschreibern der späteren fränkischen Zeit, in drei Haupttheile getrennt, in die Westphalen an der Weser, die Ostphalen diesseit und jenseit der Elbe und die Engern zwischen jenen Beiden. Von einem Oberhaupt und überhaupt von einem System der Verfassung war weder beim ganzen Bunde, noch bei den einzelnen Völkerschaften die Rede. Wir erfahren blos, daß zu einer bestimmten Zeit des Jahres Abgeordnete aller Gaue oder Völkerschaften zu gemeinschaftlichen Berathungen zusammen kamen, wahrscheinlich nur um in Betreff der Kriegsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Jede Völkerschaft bestand aus Edlingen oder Edeln, aus Frilingen oder Freien und aus Lassen oder Leuten d. i. Halbfreien, welche Anderen zu besonderen Dienstleistungen verpflichtet waren. Die Ersteren hatten offenbar keine Vorrechte, sondern nur einen Vorrang, welcher darauf beruhte, daß sie ein Gefolge hatten, und daß man aus ihnen am häufigsten die Vorsteher im Frieden und die Anführer im Kriege erwählte. Eine bestimmte Gewalt über die Anderen besaßen diese Häuptlinge gewiß nicht, sondern ihre Herrschaft beschränkte sich im Kriege wohl nur auf die Anführung, sowie im Frieden auf die Leitung der Gerichte, deren Beisitzer von und aus den Freien gewählt wurden. Je einfacher und freier diese Einrichtungen bei den sächsischen Völkerschaften waren, um so größer mußte bei denselben das Widerstreben sein, sich durch Unterwerfung unter den fränkischen König in eine Staatseinrichtung zu fügen, welche ihnen nicht nur ihren einheimischen Götterdienst, sondern auch einen großen Theil ihrer Freiheit raubte, und sie zur Beobachtung bestimmter Gesetze, zum Gehorsam gegen einen Oberherrn und zur Entrichtung von Steuern verpflichtete. Auf diese Weise erklärt sich der hartnäckige Widerstand, den die Sachsen der Eroberungssucht des fränkischen Königs

leisteten. Karl richtete seinen ersten Kriegszug gegen die an der Weser vorhandenen Völkerschaften. Er begann damit, daß er ihnen eine Feste nahm, welche in unwegsamer Gegend auf einer steilen Höhe lag und ihnen beim Rückzuge als Zufluchtsort diente, bis ihre Verfolger wieder zu ihrem Feldbau zurückkehrten: es war die nachher als fränkische Festung berühmt gewordene Ehresburg an der Diemel. Dann zerstörte er einen Hauptgegenstand ihrer Verehrung, die sogenannte Irmensäule. Worin dieses in einem Haine gelegene Heiligthum eigentlich bestand, darüber ist von den Gelehrten der neueren Zeit viel gestritten worden, weil der Menschen Neugierde lieber da Licht sucht, wo keines ist, als es da nährt, wo es sich findet. Beim weiteren Vorrücken nöthigte Karl die Sachsen, um Frieden zu bitten und als Bürgschaft desselben zwölf Geißeln zu geben. Doch glaubte er selbst nicht, daß durch Besiegung eines Theils der Sachsen der Krieg beendigt sei. Überdies verfolgte er bei der Bekriegung dieses Volkes einen ganz anderen Zweck, als seine Vorgänger. Diese hatten weder eine vollständige und bleibende Unterwerfung beabsichtigt, noch auch die Annahme des Christenthums gefordert, welche nicht nur an und für sich selbst dem heidnischen Volke widerstrebte, sondern auch stets mit Entrichtung des geistlichen Zehntens, einer für die freien Sachsen unerhörten Sache, verbunden war; vor Karl's Zeit hatten also die Sachsen und Franken nur um die Ehre des kriegerischen Vorrangs Kriege geführt. In diesen Kriegen waren immer nur einzelne Stämme an der Grenze dazu gebracht worden, als Siegespreis und zur Anerkennung der größeren Macht den Franken einen Tribut an Kühen und Pferden zu liefern; ja, sie hatten sich sogar auch, um Ruhe zu haben, manchmal auf den Versammlungen derselben eingefunden. Karl dagegen hatte kaum einen Theil der Sachsen besiegt, als er ganze Schaaren von Missionären zu ihnen schickte, welche sich weit mehr von ihrem Glaubenseifer, als von verständiger Vorsicht leiten ließen, und die Angesehenen mit Gewalt nöthigen wollten, das Christenthum anzunehmen. Dadurch ward das seitherige Verhältniß völlig umgeändert. Das freie Volk schloß sich sowohl unter einander, als auch mit den benachbarten, ebenfalls noch nicht ganz bekehrten Friesen näher zusammen, und begann einen hartnäckigen Kampf um

seine ererbten Sitten, Begriffe und Gewohnheiten. Karl hatte daher kaum seinen ersten Krieg beendigt und einen Zug nach Italien angetreten, als die Besiegten sich wieder erhoben und verheerend in sein Reich einbrachen. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich auch später nach jeder Unterwerfung.

Karl rief nach der Rückkehr von dem ersten sächsischen Zuge seine Franken zusammen, und ließ einen Kriegszug gegen die Longobarden beschließen. Den Vorwand zu demselben gab Hadrian's Gesuch um Hülfe, wahrscheinlich war Karl aber schon selbst längst entschlossen, dem Longobarden-Reiche ein Ende zu machen. Er brach 773 mit seinem Heere auf, und erschien in Italien um so unerwarteter, jemehr die Longobarden durch den Umstand sicher gemacht waren, daß sein Vater ungeachtet so vielfachen Anlasses den Krieg mit ihnen stets zu vermeiden gesucht hatte, und daß Karl selbst unmittelbar vorher in weit entfernten Gegenden beschäftigt war. Die Longobarden wagten keine Feldschlacht, sondern schlossen sich in ihre Hauptstadt ein. Nach einer siebenmonatlichen Belagerung wurden sie zur Übergabe derselben gezwungen (774). Karl, der schon vorher den Namen eines Königs der Longobarden angenommen hatte, ließ ihnen ihre seitherigen Gesetze und Einrichtungen, und nöthigte sie nur, ihm den Unterthanen-Eid zu leisten und sich zur Heeresfolge zu verpflichten. Ihren König Desiderius führte er mit seiner Familie nach Frankreich, und steckte ihn in ein Kloster. Nur der älteste Sohn des longobardischen Königs, Adelgis, rettete sich durch die Flucht; er floh nach Constantinopel, von wo er nachher mehrere Male vergebens in seine Heimath zurückzukehren versuchte. Gleich nach der Unterwerfung der Longobarden wandte sich Karl wieder gegen die Sachsen, welche die Ehresburg zerstört hatten und verwüstend in Hessen eingefallen waren. Er berief im Mai die gewöhnliche Reichsversammlung nach Düren, und zog von da mit seinen zahlreich erscheinenden Franken gegen die Sachsen. In kurzer Zeit entriß er den Feinden nicht nur die Ehresburg, sondern auch die in der Nähe liegende Feste Siegburg, und trieb sie bis über die Elbe zurück. Ein Aufstand der Longobarden nöthigte ihn, schnell wieder nach Italien zurückzukehren (776). Der longobardische Herzog Rotgaud, dem er die Päße der julischen Alpen, Friaul

und die Treviſer Mark anvertraut hatte, war mit einem anderen longobardiſchen Vaſallen Karl's und mit dem noch nicht unterworfenen Herzog von Benevent in Verbindung getreten, und hoffte mit Hülfe des geflüchteten Adelgis und der dieſen unterſtützenden Griechen das longobardiſche Königreich wieder herzuſtellen. Karl eilte von der Weſer nach der Etſch, unterdrückte den Aufſtand, ließ Rotgaud mit dem Leben büßen, nahm ſich aber nicht die Zeit, gegen die anderen empörten Vaſallen zu ziehen, ſondern kehrte über Worms, wohin er eine Reichsverſammlung berufen hatte, nach der Weſer zurück. Es gelang ihm zu Worms, den ganzen fränkiſchen Heerbann gegen die Sachſen aufzubieten. Mit dieſem kam er noch zu rechter Zeit an der Weſer an, um die belagerte Siegburg zu retten. Dann ſtellte er nicht allein die zum zweiten Mal zerſtörte Ehresburg wieder her, ſondern er legte auch eine dritte Feſtung bei Lippſpring an. Die eingeſchüchterten Sachſen ſuchten ihn auf jede Weiſe zu täuſchen und vorerſt zu beſänftigen, und als er (777) in dem damals noch unbedeutenden Orte Paderborn einen Reichstag hielt, um ſie mit den Franken zu Einem Geſetze zu vereinigen, erſchienen ſie in großer Zahl, leiſteten den Eid der Treue, und verſtanden ſich zu Tribut, Taufe und Zehnten. Doch war ihre Unterwerfung nur ſcheinbar; ſie konnte ſchon aus dem einzigen Grunde nicht von Dauer ſein, weil Wittekind, der angeſehenſte von den ſächſiſchen Anführern, mit ſeinem ganzen Anhange von der fränkiſchen Oberherrſchaft nichts wiſſen wollte, und zu dem däniſchen König Siegfried entflohen war. Ein Jahr lang war nun Ruhe, aber gerade während dieſer Zeit wurde unter den Sachſen wahrſcheinlich eine feſte Verbindung geſchloſſen, ſoweit nämlich eine ſolche unter Barbaren, die der Augenblick vereinigt und wieder trennt, Statt finden kann.

Karl richtete hierauf ſeine Waffen nach der ganz entgegengeſetzten Grenze ſeines Reiches, wohin ihn eine Geſandtſchaft von Gegnern der ſpaniſchen Omeijaden rief, welche ihn in Paderborn antraf (ſ. oben S. 108.). Daß erdabei durch die anſcheinende Ruhe der Sachſen getäuſcht worden ſei und ſich aus dieſem Grunde auf eine ſo entfernte und weit ausſehende Unternehmung eingelaſſen habe, darf man nicht glauben, ſondern jene Aufforderung, die ihn aus dem Inneren von Deutſchland nach Spanien zog, war ſeinem ruhm-

begierigen Geist unwiderstehlich. Er bot 778 fast die ganze Kriegsmacht seines Reiches auf, und theilte sie in zwei Heere, von welchen das eine unter seiner eigenen Führung durch die Gascogne, das andere unter seinen Feldherren im äußersten Osten über die Pyrenäen zog. Nachdem sich beide Heere bei Saragossa vereinigt hatten, unterwarf Karl fast das ganze Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, und knüpfte es unter dem Namen der spanischen Mark an das fränkische Reich. Der Lehenseid der mohammedanischen Großen, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, und die er als seine Vasallen in ihre früheren Statthalterschaften einsetzte, war nebst dem Besitze der Haupt-Pyrenäenpässe und einer ungeheueren Beute der Gewinn des spanischen Kriegszuges. Bei der Heimkehr zog das fränkische Heer durch das zum Herzogthum Aquitanien gehörende baskische Gebirge. Die Bewohner dieses armen Landes lauerten, von der reichen Beute gelockt und durch den beim Durchzug der Franken erlittenen Schaden erbittert, in dem Thal von Roncesvalles dem Nachtrabe derselben auf, welcher das Gepäcke mit sich führte und von den Tapfersten geleitet wurde. Ihre leichte Bewaffnung und die Beschaffenheit des Bodens machte sie den schwer gerüsteten Franken überlegen, sie tödteten daher viele derselben, bemächtigten sich des ganzen Gepäckes, und zerstreuten sich dann wieder in ihre Thäler und Berge. Unter den erschlagenen Führern waren Eghart, der erste Truchseß oder Vorsteher der königlichen Tafel, Anselm, der Pfalzgraf oder Stellvertreter Karl's in weltlichen Angelegenheiten, und Rutland oder Roland, der Graf und Befehlshaber an der Seeküste des Kanals. Diese Männer, besonders der Letztere, haben bei der Nachwelt eine große Berühmtheit erlangt; denn ihre Namen und Thaten sind der poetischen Sage anheimgefallen, und bilden einen Theil des Sagenkreises, der sich aus Karl's des Großen Andenken entwickelte, und diesen König mit seinen Kriegsgefährten ebenso, wie den brittischen Helden Arthur und dessen Tafelrunde, zu einem Hauptgegenstande der romantischen Dichtkunst des Mittelalters machte. Für die Gewaltthaten seiner Unterthanen mußte der Herzog Lupus II. von Aquitanien, ein Sohn Waifar's und seit 769 Nachfolger seines Vetters Lupus I., mit dem Leben büßen. Dem einzigen Sohne desselben wurde ein Theil des Landes zum

Lebensunterhalte gegeben, das Übrige zog Karl ein. Da bei der Bestrafung des Herzogs von einem Proceß keine Rede war, und da Karl Aquitanien bald nachher unter dem Namen eines Königreichs für seinen Sohn Ludwig wieder herstellte, so kann man sich kaum des Argwohns erwehren, daß bei Lupus als einem Sohne Waifar's schon der Verdacht zum Verbrechen wurde.

Noch ehe Karl aus Spanien zurückgekehrt war, hatten sich die Sachsen, durch Wittekind angereizt, von neuem erhoben, und da der Krieg mit den Mohammedanern den Heerbann des Ostens sehr geschwächt hatte, so waren sie bis an den Rhein vorgedrungen, und hatten alles Land von Köln bis nach Fulda verheert. Karl ließ sie durch ein abgeschicktes Heer zurücktreiben, und zog dann im nächsten Jahre (779) selbst gegen sie. Er schlug die Westphalen in einem Treffen bei Bochholtz, und drang nachher bis an die Elbe vor. Auch diesmal gewährte er den Sachsen, als sie sich wieder freiwillig unterwarfen, Frieden, weil ganz andere Gedanken seine Seele beschäftigten. Karl hatte nämlich Geschmack am Lesen gewonnen, suchte das, was bei seinem Jugendunterricht versäumt worden war, nachzuholen, und ließ sich gern aus den Werken alter, besonders römischer Schriftsteller vorlesen; er zog Gelehrte, die ihm dieselben erklären konnten, an seinen Hof, achtete sie nicht geringerer Belohnungen werth, als seine Kriegsleute, und schenkte ihnen, wenn sie einigermaßen zu schmeicheln verstanden, bedeutende Güter, die er eingezogen hatte. Er sammelte auf diese Weise nicht nur Kenntniß und gewöhnte sich an eine neue Art von Beschäftigung, sondern er ward auch mit den alten Römern und ihrem Charakter immer mehr bekannt; Ruhm und Andenken bei der Nachwelt erhielten also für ihn einen anderen Werth, als sie in den Augen seiner rohen Vorgänger gehabt hatten. Je mehr er aber von den Thaten der Römer hörte und die Schriftsteller achtete, desto mehr wandte sich sein Sinn nach Italien, desto mehr wünschte er seinen Thaten den Ruf der alten Helden Rom's, seinem Reiche die Ausdehnung des römischen zu geben. Dahin zweckten seine seitdem öfters wiederholten Züge über die Alpen, darum ward seine Freundschaft mit dem gelehrten Pabst Hadrian um so inniger, je mehr er sich von Päbsten, Geistlichen und Gelehrten dort hoch gefeiert sah, und je mehr er merkte, daß

man ihm dafür manches Mal die Verletzung heiliger Pflichten gegen seine Familie, seine Nation und die Menschheit verzieh. Er reiste gegen Ende des Jahres 780 nach Italien, feierte die Weihnachten zu Pavia, die Ostern zu Rom, und ließ seine beiden Söhne Pipin und Ludwig vom Pabste salben, jenen zum König der Longobarden, diesen zum König von Aquitanien. Die Bewohner beider Reiche sollten also durch eine Ceremonie für den Verlust eines einheimischen Regenten entschädigt werden. Da Hadrian Karl's Sohn salbte, ohne die Völker zu fragen, so mußte sich Karl freilich auch seinerseits dazu bequemen, die Verwendung des Pabstes für den Herzog Thassilo von Baiern anzunehmen, welcher von jeher zweideutige Gesinnungen gezeigt hatte, und durch seine Vermählung mit einer Tochter des Desiderius schon längst in eine halb feindliche Stellung gekommen war. Hadrian übernahm die Rolle eines Vermittlers, und der König der Franken ließ sich herab, dem baierischen Herzog Geißeln dafür zu geben, daß dieser, wenn er zu ihm käme, um die Huldigung zu leisten, keine Unbill erleiden solle. Thassilo stellte sich kurze Zeit nachher in Worms, schwur dem Könige den Huldigungseid, und gab zwölf Geißeln als Unterpfänder seiner Treue. Da er aber mit seiner longobardischen Gemahlin einig lebte, und das Band der Ehe heiliger hielt, als Karl, so konnte die Aussöhnung nicht aufrichtig sein; sie trennten sich mehr entzweit, als sie vorher gewesen waren, und Thassilo verweigerte gleich nachher die lästige, nur zu Karl's Ruhm und zum Verderben seiner Großen dienende Heeresfolge.

Die Sachsen hatten sich während Karl's Aufenthalt in Italien im Ganzen ruhig verhalten; er glaubte sie also jetzt auch in Verbindung mit seinen Franken zu einem Kriege verwenden zu können, rief zu diesem Zweck ihre bedeutendsten Güterbesitzer, welche zugleich ihre Hauptkriegsleute waren, zu einer großen Versammlung in der Nähe von Paderborn, und ordnete einen Heerzug gegen die von Wittekind aufgereizten Normänner in Holstein an, sowie einen anderen gegen das slavische Volk der Sorаben, welches an der Elbe und sächsischen Saale wohnte. Die Erfahrungen der neueren Weltumsegler, besonders das traurige Schicksal des berühmtesten unter ihnen, des Engländers Cook, haben uns gelehrt, wie wenig der Freundschaft von Barbaren zu trauen ist, wie

wenig sie, wenn sie auch sonst auf Ehre halten, Treulosigkeit und Verbrechen scheuen, sobald es den Fremden und der von ihnen drohenden Gefahr gilt; das erfuhr auch Karl. Ohne Mistrauen gegen die Sachsen zu hegen und ohne zu ahnen, daß Wittekind wieder bei ihnen erschienen sei, und einen allgemeinen Aufstand seiner Landsleute insgeheim vorbereitet habe, schickte er drei seiner Hofleute mit wenigen Franken ab, um an der Spitze des sächsischen Heerbanns über die Elbe zu gehen und den in Thüringen eingebrochenen Soraben in den Rücken zu fallen. Noch waren seine Truppen nicht bis an die Elbe gekommen, als die Sachsen sich erhoben, die fränkischen Missionäre mishandelten und vertrieben, und Karl's Truppen in eine sehr bedenkliche Lage versetzten. Zwar zog der Graf Theodorich schnell vom Rhein her zur Verstärkung der Letzteren herbei; diese ließen sich aber noch vor der Vereinigung mit ihm am Berge Suntel im Braunschweigischen in eine Schlacht ein, und erlitten eine furchtbare Niederlage, wie sie die Franken seit langen Jahren nicht erlitten hatten (782). Indessen zeigte es sich gerade jetzt, wie weit Karl an Rath und That sowohl seine Feinde, als auch alle seine Freunde übertraf; denn statt daß die so glücklich begonnene allgemeine Empörung der Sachsen eine Befreiung bewirkt hätte, führte sie vielmehr eine größere Unterdrückung herbei. Leider ließ sich Karl aber zugleich auch zu Übermuth und Leidenschaft hinreißen, und diese hatten die gewöhnlichen Folgen, d. h. sie zerstörten das wieder, was Überlegenheit des Verstandes und der Macht gebaut hatten. Karl eilte nach Sachsen, setzte durch seine bloße Erscheinung Alles in Schrecken, nöthigte Wittekind wieder landesflüchtig zu werden, und beugt die Empörten in kurzer Zeit aufs neue unter sein Joch. Viertausend fünfhundert derselben stellten sich freiwillig vor dem erzürnten König, wahrscheinlich weil sie durch ihre Zahl gegen Strafe gesichert zu sein dachten. Karl glaubte jedoch, ein Beispiel der Strenge werde heilsamen Schrecken verbreiten; er mochte darin auch nicht Unrecht haben, überschritt aber dadurch, daß er bei dem heutigen Verden an der Aller jene viertausend fünfhundert insgesammt niederhauen ließ, zu sehr alles Maß, als daß er seinen Zweck hätte erreichen können. Der Freunde und Verwandten der Getödteten waren natürlich sehr viele, auch die ganze übrige

Nation empfand die Schmach und den Verlust, und selbst die Stämme, mit welchen Karl bis dahin noch nicht zu thun gehabt hatte, erhoben sich jetzt gegen die verhaßten Franken. So entstand unter der Leitung des zurückkehrenden Wittekind ein Krieg der Rachgier und Verzweiflung, an welchem alle sächsischen Völkerschaften Theil nahmen, und bei dem Karl sogar im glücklichsten Falle wenig mehr gewinnen konnte, als das zierliche Lob seines Hofdichters Paulus Diakonus, der ihn damals (783) auch über den fast zu gleicher Zeit erlittenen dreifachen Verlust seiner edlen Mutter Bertha, seiner geliebten und allgemein verehrten Gemahlin Hildegard und einer gleich trefflichen Tochter in schönen Versen tröstete.

Drei Jahre lang bekriegte nun Karl die Sachsen mit Feuer und Schwert. Er rettete durch mehrere gewonnene Schlachten und durch einen bis ins Lauenburgische hinein ausgedehnten Zug seine Ehre, und bot Alles auf, um die Unterwerfung der Sachsen vollständig und dauerhaft zu machen; allein er hatte dabei zum Theil in Gegenden, die noch jetzt in gewissen Jahreszeiten nicht wohl zu durchreisen sind, Krieg zu führen, mußte seine Siege mit einem großen Verlust an Menschen erkaufen, und brachte Noth und Elend über viele fränkische Familien, deren Versorger durch den Krieg nicht blos Jahre lang von den Ihrigen entfernt gehalten wurden, sondern sich auch für ihren Unterhalt erschöpfen oder gar einen Theil ihres theuersten Gutes, der Unabhängigkeit ihrer kleinen Besitzungen und ihrer Personen, aufopfern mußten. Dies rief unter den Ostfranken und Thüringern, die dem Kriegsschauplatz am nächsten wohnten und also unabläßig im Streitzeuge sein mußten, große Unzufriedenheit hervor. Es war daher zugleich Glück und Verstand, daß Karl endlich die beiden Hauptanführer der Sachsen, den Westphalen Wittekind und den Ostphalen Albo in, zu gewinnen, dadurch Mistrauen und Auflösung unter den Feinden hervorzurufen und so die Ruhe wieder herzustellen wußte (785). Es war Glück und Verstand zugleich, weil bei der großen Ausbreitung der Sachsen und bei der unter ihnen bestehenden Verfassung an einen allgemeinen Frieden mit ihnen durchaus nicht zu denken war, weil in dem fränkischen Reiche, das aus so verschiedenen, durch Interesse, Verfassung und Gesetze von einander getrennten Völkern zusammengesetzt war, immer von einer oder der

anderen Seite her Gefahr drohte, und weil gerade damals eine dumpfe Gährung und der Stolz seiner neuen Gemahlin, Fastrada, den fränkischen König an seinem eigenen Hofe, ja sogar unter seinen Verwandten nicht sicher sein ließ. Übrigens gewann Karl die genannten sächsischen Heerführer, als dieselben vor ihm über die Elbe geflohen waren, durch die Überredungskunst schlauer sächsischer Abgeordneter. Mit Hülfe dieser gelang es ihm, ihren Privatnutzen von dem Interesse der Nation zu trennen und sie durch Gewährung von Vortheilen so zu reizen, daß sie im Jahr 785 zu ihm nach Attigny in der Champagne kamen und sich taufen ließen. Sie werden seitdem nicht wieder erwähnt, und es ist sogar nicht einmal bekannt, ob sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Die Sachsen selbst unterwarfen sich von neuem, und blieben nun acht Jahre lang in Ruhe.

So groß Karl auch in seinem steten Kampfe mit äußeren Feinden und mit den inneren Verhältnissen seines Reiches erscheint, so erfreulich sich in seinem Auftreten und Wirken die schöpferische Kraft der menschlichen Seele zu erkennen gibt, so würde er doch der Welt viel geschadet haben, wenn sich alles das, was er schuf, befestigt und erhalten hätte. Wir staunen mit Recht über einen Regenten, der z. B. in Italien einer übelverstandenen Frömmigkeit durch die Kraft besonderer Gesetze wehrt, und dagegen in Sachsen das Christenthum durch Gewalt einzuführen sucht, der in Neustrien die Erhaltung der Nationalsitten durch den Arm der Gewalt schützt, und dagegen in anderen Theilen seines Reiches, besonders in Sachsen und Thüringen, dadurch, daß er die Eintheilungen verändert und sich sogar in die Gerichtsformen, die doch das Leben und die Seele jeder Verfassung sind, Eingriffe erlaubt, die nationale Verfassung untergräbt, und auf deutschen Stamm gewaltsam eine römische Cultur pfropft. Allein wir müssen die Vorsehung preisen, daß sie nachher durch die Schwäche und Schlaffheit seines frommen Sohnes und Nachfolgers die Völker des Westens vor einer vorzeitigen Blüthe der Wissenschaft und Kunst bewahrte, die unter dem willkürlichen Gebot eines Einzigen durch Aufopferung der alten Sitten und des Nationalgeistes zu theuer erkauft worden wäre. Deutlich zeigt sich dies in der Bestrafung einer schlecht angelegten Verschwörung, welche gleich nach

dem letzten sächsischen Kriege von einer Anzahl Thüringer und Ostfranken in Verbindung mit einigen Hofbeamten angezettelt wurde. Die Sache selbst ist nicht ganz klar; doch ist soviel gewiß, daß es dabei auf das Leben des Königs abgesehen war, und daß die Verschwörung theils durch Karl's Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, theils durch den Einfluß der stolzen und harten Fastrada, die ihn beherrschte, hervorgerufen wurde. Karl stellte die Verschworenen weder vor ihre ordentlichen Richter, noch vor die Versammlung der Franken, sondern sprach eigenmächtig das Urtheil über sie aus, und ließ zugleich mit ihnen viele Verdächtige unter dem Vorwande des Antheils an dem Verbrechen ums Leben bringen oder blenden und ihrer Güter berauben.

Gegen das Ende des Jahres 786 begab sich Karl wieder nach Italien. Hier zwang er den longobardischen Herzog von Benevent zur Anerkennung seiner Oberhoheit, und empfing dann in Rom die Gesandten des Herzogs Thassilo von Baiern, des einzigen Mannes im ganzen Reiche, der außer den Sachsen widerspenstig war. Karl hatte viele Ursachen, dem Letzteren zu zürnen, besonders aber warf er ihm vor, daß er die Heeresfolge nicht leiste, obgleich dies ebenso sehr an seinen Baiern, als an ihm lag, und obgleich Thassilo seines Heerbannes selbst bedurfte, weil die wilden Awaren stets an seinen Grenzen streiften. An eine Versöhnung war nicht zu denken; Karl benutzte vielmehr den Frieden mit den Sachsen, um Baiern durch seine Truppen überall so schnell und so enge einschließen zu lassen, daß der Herzog zur Unterwerfung genöthigt wurde. Thassilo lieferte zuerst seine Söhne als Geißeln der Treue aus, und stellte sich endlich selbst vor einer Reichsversammlung, welche in Ingelheim gehalten wurde (788). Hier ließ Karl zwar ein Gericht über ihn halten, dies geschah aber wohl nur des Scheines wegen, da Thassilo eigentlich schon längst verurtheilt war. Man verdammte ihn zum Tode und brachte dafür zwei Gründe vor: der Herzog sollte einst willkürlich das Heer verlassen haben, was nach fränkischem Recht mit dem Leben bestraft wurde, und außerdem ward ihm, sonderbar genug, der Vorwurf des Eidbruches daraus gemacht, daß er, nachdem er seine Kinder als Geißeln gegeben hatte, gesagt haben sollte, er wolle lieber zehn Kinder verlieren, als Knechtschaft erdulden. Das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, sondern

Karl ließ ihn ins Kloster stecken. Sechs Jahre später mußte aber Thassilo auf einer Kirchen- und Reichsversammlung zu Frankfurt am Main sein Verbrechen nochmals feierlich eingestehen und seine Verurtheilung erneut hören. Seine Unterthanen waren in seine Schuld verwickelt, Karl verfügte daher willkürlich über sie und ihr Land, gab ihnen keinen neuen Herzog, sondern theilte Baiern in kleinere Districte oder Gaue, und setzte denselben, wie überall sonst im Reiche, Grafen vor; doch wies er die Einkünfte von zwei Orten dem Thassilo zum Unterkommen an.

Unmittelbar nach Thassilo's Absetzung wandte sich Karl gegen das slavische Volk der Wilzen, welches jenseit der Elbe in der Mark Brandenburg wohnte. Er schloß gegen dasselbe einen Bund mit einer anderen slavischen Völkerschaft, den in Mecklenburg wohnenden Obotriten, vereinigte die Friesen und Sachsen mit seinen fränkischen Truppen, schlug zwei Brücken über die Elbe, und zwang die angesehensten Fürsten oder Führer der Wilzen, ihm Huldigung nnd Geschenke darzubringen. Um dieselbe Zeit, als Karl im Nordosten seines Reiches die Wilzen demüthigte und mit den Obotriten einen Bund einging, mußte er seine Nordküsten gegen die normännischen Seeräuber decken, im äußersten Westen den mächtigen Feind, den er an dem Khalifen von Cordova hatte, im Auge behalten, seine Ostgrenze gegen die wilden und räuberischen Awaren zu schützen suchen, und im Süden sich wohl hüten, den longobardischen Herzögen zu trauen; ja, er entwarf damals sogar durch die beabsichtigte Vermählung seiner Tochter Rotrudis mit dem griechischen Kaiser eine weit aussehende Verbindung mit den Griechen, und hatte, als dieser Plan sich zerschlug, an den Letzteren einen Feind, der die Behauptung der italiänischen Besitzungen erschwerte. Ungeachtet dieser vielen und verschiedenartigen Verhältnisse, die seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen, beschäftigte er sich doch zu gleicher Zeit auf das angelegentlichste mit der Verwaltung seiner Güter, mit der Verbesserung des Kirchengesangs, mit der Einführung der römischen Methode des Studiums und mit seiner eigenen Ausbildung. Man wird daher mit Staunen und Bewunderung erfüllt, daß Karl so viele und so mannichfaltige Angelegenheiten zugleich betreiben konnte. Da jedoch der Krieg immer sein Hauptgeschäft blieb, und er das

Rechtsprechen, wenn nicht sein eigener Nutzen zur Sprache kam, dem Pfalzgrafen überließ, so erklärt man sich die gleichzeitige Beschäftigung Karl's mit den zuletzt genannten Dingen und mit seinen kriegerischen Planen aus der rastlosen Bewegung seiner Seele in den Zeiten, wo sein Körper einer längern Ruhe bedurfte. So groß übrigens sein Geist dabei auch erscheint, so würde er doch noch größer erscheinen, wenn nicht überall der Gedanke durchschimmerte, es lasse sich das schaffen und durchsetzen, was nur gepflegt sein will, damit es werde.

Durch die Hülfe, welche die Sachsen ihm beim Zuge gegen die Wilzen geleistet hatten (789), hielt sich Karl ihrer Unterwerfung so sicher, daß er im folgenden Jahre ganz ruhte, um die nöthigen Rüstungen zu einem Kriege zu machen, der ihn bis an die Grenzen des griechischen Reiches führen sollte. Dieser Kriegszug war gegen die Awaren gerichtet, welche östlich von den Baiern im heutigen Ungarn und Östreich wohnten, und denen er seither nur den baierischen Heerbann entgegengesetzt hatte. Die Awaren, welche schon seit der Auswanderung der Longobarden nach Italien in diesen Gegenden saßen, und die benachbarten Völker mit ihren verheerenden Raubzügen heimsuchten, hatten ihr Land, das von der Natur an vielen Stellen unzugänglich war, durch Hecken, Palisaden und Gräben noch mehr befestigt und in demselben neun Ringe oder Umpfählungen gebildet, innerhalb deren ihre Wohnungen so vertheilt waren, daß der Klang der Trompete von der einen bis zur anderen reichte. Karl bekriegte die Awaren in nicht weniger als sieben Feldzügen, welche zu verschiedenen Zeiten theils von ihm selbst, theils von seinen Generalen unternommen wurden, und entriß ihnen jedes Mal einen Theil der unermeßlichen Schätze, die sie nach und nach in civilisirten Ländern erbeutet und nach ihren Ringen geschleppt hatten. Diese reiche Beute schien jedoch den Sachsen, welche jene Züge mitmachen mußten, durch Blut und durch lange Entfernung von der Heimath zu theuer erkauft. Sie fielen deshalb im Jahre 793 von neuem ab, und Karl befand sich bald in derselben Lage, wie acht Jahre zuvor: die Sachsen standen in den Waffen, der awarische Krieg war noch nicht beendigt, der Westen des Reiches wurde von neuem durch die Mohammedaner ernstlich bedroht, und in der eigenen Umgebung des Königs brach

wieder eine Verschwörung gegen sein Leben aus. Diese Verschwörung wurde ebenso, wie die frühere, durch den Stolz und Hohn der Fastrada und ihrer Freunde hervorgerufen, welche die Franken beleidigten und einen unehlichen Sohn Karl's, Pipin, den sie Bastard schalten, zur Rache anreizten. Die Beleidigten rotteten sich zusammen, und beschlossen den König zu tödten. Nur durch Zufall und durch den schändlichen Eigennutz eines Geistlichen, der nachher zur Belohnung die reiche Abtei St. Denys erhielt, wurde die Sache entdeckt. Karl bestrafte die Theilnehmer und viele Verdächtige wieder auf orientalische Weise mit Schwert und Strang. Sein Sohn durfte zwar am Leben bleiben, mußte aber in ein Kloster gehen und den Rest seiner Tage als Mönch zubringen.

Karl's Lage war um jene Zeit sehr bedenklich; aber der große Geist, den erst Schwierigkeiten ans Licht bringen, zeigte sich auch damals und ließ den König aus den Gefahren nur noch größer, hervorgehen. Was die im Westen drohende Gefahr betrifft, so hatte sie ebenso, wie der neue Aufstand der Sachsen, ihren Grund in jenen entfernten Kriegen Karl's, welche ihn nöthigten, die eine Grenze preiszugeben, um die andere zu schützen. Er hatte seinen Sohn Ludwig nach Aquitanien und einen anderen Sohn, Pipin, welcher nicht mit dem so eben angeführten Pipin zu verwechseln ist, nach Italien geschickt, um in den Sitten und Gewohnheiten der Aquitanier und Italiäner erzogen und als Könige an die Spitze dieser Völker gestellt zu werden, weil er beide Länder als Eroberungen ansah, die er ebenso, wie das Herzogthum Baiern, ganz vom Franken-Lande trennen dürfe. Die Aquitanier, welche nicht nur von Alters her an eine gewisse Selbstständigkeit gewöhnt waren, sondern auch ihrer westgothischen Abkunft und ihres unruhigen Geistes wegen sich nur schwer in eine völlige Unterordnung unter die fränkische Herrschaft gefügt haben würden, scheinen Karl's Verfügung als eine Gefälligkeit und Fürsorge angesehen zu haben, zumal da dem jungen, nie selbstständig gewordenen König von seinem Vater verständige Männer beigeordnet waren. Sie ließen deshalb ihre Jugend mit Ludwig in den sächsischen und awarischen Krieg ziehen, und folgten ihm gern, als ihn Karl 793 nach Italien schickte, um in Verbindung mit Pipin den rebellischen Herzog Grimoald von Benevent zu unterwerfen. Ludwig's Ab-

wesenheit benutzte der spanische Khalif Hischam I. zu einem Eroberungszuge. Er entriß den Franken ihre jenseit der Pyrenäen gelegenen Besitzungen, und sein Feldherr Abd Almalik drang diesseit des Gebirges tief in Languedoc ein; glücklicher Weise that aber der Graf Wilhelm Courtnez von Toulouse, obgleich er von den Seinen verlassen wurde, den Mohammedanern tapferen Widerstand, und schreckte sie durch den in einem Treffen erlittenen Verlust so, daß Abd Almalik nicht wagte, den aus Italien heimkehrenden König zu erwarten. Die Feinde zogen sich schnell hinter die Pyrenäen zurück, nachdem sie die Vorstädte von Narbonne niedergebrannt und große Schaaren von Christen geraubt hatten, um sie beim Bau der Haupt-Moschee von Cordova wie Lastthiere zu gebrauchen. Nach Ludwig's Zurückkunft kam ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre zu Stande.

Karl wurde auf diese Weise leicht mit den spanischen Mohammedanern und ihren Heeren fertig; ganz anders erging es ihm mit den spanischen Christen und ihren theologischen Streitern. Die Ersteren besiegte oder befriedigte er ohne fremde Hülfe, die Letzteren dagegen konnte er, auch als er aus England sich Mitkämpfer hatte kommen lassen, nicht beruhigen, obgleich er selbst redlich mitstritt, und sich, weil er bei allen seinen Fehlern doch auf seine Weise fromm war, die Sache ebenso sehr angelegen sein ließ, als die Sachsen zu demüthigen, der Dummheit und dem Aberglauben der Geistlichen entgegen zu arbeiten oder der Griechen Albernheit im Verehren von heiligen Bildern zu bekämpfen. Es war nämlich der fromme und gelehrte Bischof Felix von Urgel, einer zu Karl's Reiche gehörenden Stadt in Catalonien, auf den Gedanken gekommen, sich Christi göttliche Natur so zu erklären, daß er ihn nicht für den wirklichen, sondern nur für einen adoptirten Sohn Gottes hielt, und auch der Bischof Elipandus von Toledo war für diese Meinung gewonnen worden. Zwei andere Geistliche in dem christlichen Reiche Asturien glaubten darin eine große Ketzerei zu finden, sie wandten sich deshalb an Karl, und es entstand nun ein heftiger theologischer Zwist, welcher leicht im Abendland ebenso bedeutende Unruhen hätte veranlassen können, als gerade damals der Bilderstreit im Orient hervorgerufen hatte, wenn nicht die Unwissenheit und der kühlere Sinn der Occiden-

talen es verhindert hätte. Karl nahm sich der Sache sehr lebhaft an; er beschied (792) Felix zu sich, und schickte ihn dann, um Rede und Antwort zu geben, nach Rom. Der Bischof sah sich freilich gezwungen, seine Meinung zurückzunehmen; kaum war er aber nach Spanien heimgekehrt, als er seine frühere Behauptung von neuem aufstellte, die Gegner derselben in Schriften bekämpfte, und ebenso wie vorher eine Stütze an dem Bischof Elipandus fand, welcher nicht unter Karl's Geboten stand, und deshalb nicht zum Nachgeben gezwungen werden konnte. Um diese Irrlehrer zu widerlegen, bewog Karl im Jahre 793 durch dringende Bitten den angelsächsischen Gelehrten Alkuin (s. oben S. 302), den er früher (781) in Italien kennen gelernt, damals nach Frankreich gezogen und seither vergebens zu bleiben ersucht hatte, seinen Wohnsitz für immer im fränkischen Reiche aufzuschlagen. Dies hatte die wichtigsten Folgen. Die Adoptions-Lehre wurde zwar, obgleich man Felix nach Lyon verbannte, nicht widerlegt und ausgerottet, da Alkuin selbst große Achtung vor dem Letzteren hatte, und da die Anhänger dieser Lehre im mohammedanischen Spanien dem Arme des fränkischen Königs und seines Pabstes unerreichbar waren; allein um so bedeutender war Alkuin's Einfluß auf die Cultur des fränkischen Reiches.

Alkuin hatte früher der blühenden höheren Bildungsanstalt in York vorgestanden, welche eine der wenigen, damals im Westen befindlichen Bibliotheken besaß, und auf der fast alle Gelehrten jener Zeit nicht nur ihre Kenntniß der höheren Wissenschaften und der eigentlichen Theologie gesammelt, sondern auch, was unendlich mehr sagen will, jenen Feuereifer für die Studien, für Religion und für Heidenbekehrung, den sie nachher durch die That bewiesen, eingesogen hatten. Karl, der als Freund des gelehrten Pabstes Hadrian bei fortschreitendem Alter statt der Bücher von Rom's und Griechenlands Helden sich erbauliche Schriften vorlesen ließ, fand in diesen vieles Dunkele, und hatte deshalb früher Alkuin an seinem Hofe lange Zeit bewirthet und zurückgehalten. Dieser glaubte jetzt den wiederholten und dringenden Bitten des Königs nicht widerstehen zu dürfen, und blieb hierauf bis zu seinem Tode in Frankreich. Karl wies ihm, obgleich Alkuin kein Mönch war, die Einkünfte mehrerer reichen Klöster

an, und nöthigte ihn nicht, seinem Hofe zu folgen, sondern sah es gern, daß er seinen Wohnsitz in Tours aufschlug, dort angesehenen Männern, die sich ausbilden wollten, höhere Kenntnisse mittheilte, und sie, so oft er in gleicher Absicht an den Hof reiste, mitnahm. Da Alkuin Schriften über die Methode im Studium der Wissenschaften hinterlassen, und in diesen gewisse Gegenstände zum Theil auf dieselbe entwickelnde und dialogische Weise, wie in der Schule selbst, behandelt hat, so können wir daraus ersehen, wie sehr dieser Mann sich seiner Zeit und ihrer Fassungskraft anzupassen verstand, ohne niedrig zu werden. Wir wundern uns daher auch nicht, daß Alkuin bei Karl und in dessen Umgebung das größte Ansehen besaß. Der König selbst nannte ihn seinen in Christo geliebtesten Lehrer; der bejahrte und bescheidene Adelhard, welcher früher Graf über einen Theil von Elsaß und Schwaben gewesen, dann in den geistlichen Stand übergetreten, und von Karl seinem Sohne, dem Könige Pipin von Italien, als Erzieher und Lehrer mitgegeben worden war, nannte sich Alkuin's Schüler; Söhne, Töchter und Schwestern Karl's ließen sich gern den Namen seiner Söhne und Töchter geben; Karl selbst endlich, war auf Alkuin's Besitz stolzer, als auf den eines Königreiches, er stellte ihn der glänzenden Versammlung, welche 794 in Frankfurt am Main gehalten und zugleich als Kirchen- und als Reichsversammlung angesehen wurde, als seinen Freund vor, und ließ diese Empfehlung in die Artikel der Synode aufnehmen. Alkuin sagte dem König nachher auch, wenn alle schwiegen, offen die Wahrheit, indem er ihn zugleich durch Artigkeit und Lob einnahm. Er bewog ihn, mit seinen gelehrten Freunden einen Verein für die Ausbildung der Wissenschaften zu gründen, welcher einem Orden gleich war, weil jeder, der gewürdigt wurde daran Theil zu nehmen, einen besonderen, entweder von einem alten Schriftsteller oder von einem anderen berühmten Manne entlehnten Namen erhielt. Es war, wenn nun einmal doch die Bildung einer Nation durch einen einzigen Menschen geleitet werden mußte, ein großes Glück, daß Karl einen so unabhängigen Mann als Alkuin wählte, weil dieser doch ihn selbst und seinen Erzkapellan oder höchsten Leiter der geistlichen Angelegenheiten in Respect hielt. Übrigens war Karl selbst schon vor Alkuin's bleibender Übersiedelung

nach Frankreich für die Bildung seines Volkes in mehr als Einer Hinsicht thätig gewesen. Er hatte schon im Jahre 787 italiänische Gesanglehrer mit nach Deutschland gebracht, um den römischen Kirchengesang bei seinen Franken einzuführen, wobei aber jene, wegen der rauhen, harten und ungeläufigen Töne der Letzteren, anfangs große Schwierigkeiten fanden. Ebenso hatte er um jene Zeit durch italiänische Gelehrte die römische Methode im Studium der Alten in die Schulen des Franken-Reichs zu verpflanzen gesucht. Er hatte endlich den Bischöfen und Äbten so zu sagen durch einen Kabinetsbefehl geboten, Schulen bei den Kirchen und Klöstern anzulegen. Kabinetsbefehle thun es freilich überall nicht, und Karl selbst spricht das, worauf es bei der Bildung einer Nation eigentlich ankommt, klar und deutlich aus, wenn er in seiner Verordnung sagt: „Zum Unterricht sollen solche Männer zugezogen werden, welche sowohl den Wunsch und die Fähigkeit zu lernen, als auch einen inneren Trieb Andere zu lehren besitzen." Dessen ungeachtet erließ er nachher einen neuen Befehl, in diesem erscheint er aber wahrhaft groß; denn es heißt darin, er selbst habe in allen Büchern des alten und neuen Testaments die durch unwissende Abschreiber hineingebrachten Fehler sorgfältig verbessert. Überhaupt beschäftigte sich Karl selbst gern und viel auf gelehrte Weise. Er las nicht allein lateinische und griechische Schriften, studirte nicht allein noch in seinen älteren Jahren verschiedene Wissenschaften, und führte beständig eine Tafel bei sich, um seine Gedanken über weltliche und geistliche Angelegenheiten niederschreiben zu können, sondern er ging auch manchmal so weit, daß er sein kaiserliches Ansehen selbst in rein gelehrten Dingen gebrauchte. Er erließ z. B. einmal kraft seiner Machtvollkommenheit an die Geistlichen den Befehl, die verbesserten Lesarten einer Schrift als die richtigen anzuerkennen. Indessen scheint er selbst doch gefühlt zu haben, daß dies die rechte Art nicht sei, da er sich in einer seiner Verordnungen auf den Vorgang des jüdischen Königs Josias berief, welcher eben dasselbe in Betreff der heiligen Bücher seines Volkes gethan habe.

Außer Alkuin zog Karl noch andere Gelehrte an sich, um mit ihrer Hülfe sich selbst und sein Volk zu bilden; doch war und blieb Alkuin der bedeutendste von allen. Unter ihnen sind der

Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus Diakonus oder Paul Warnefried, Peter von Pisa, Eginhard, der uns eine Lebensbeschreibung Karl's hinterlassen hat, Angilbert und der kurz zuvor erwähnte, zu Karl's Familie gehörende Abt Adelhard die berühmtesten. Mit Hülfe dieser und anderer Männer, welche größtentheils Ausländer waren, suchte der König Kenntnisse und Bildung im Franken-Reiche zu verbreiten. Der wahren Religion, den Sitten und dem alten Rechte ward dabei freilich nicht in gleichem Grade aufgeholfen. Karl verpflanzte im Gegentheil eine fremde Cultur in ein deutsches Reich, und legte den Grund zu einer Bildung, die doch nur den Großen und Vornehmen zu Statten kam, und diese vom Volke trennte; denn was von seinen Bemühungen für die einheimische und nationale Bildung berichtet wird, war von keiner großen Bedeutung. Karl versuchte nämlich nach der Versicherung seines Freundes und Biographen Eginhard eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, ließ die alten fränkischen Heldenlieder sammeln, und gab den Monaten und Winden neue Namen, die sich zum Theil bis jetzt im Volksgebrauche erhalten haben. Man hat auf diese Bestrebungen in neuerer Zeit offenbar einen zu hohen Werth gelegt; denn um von den Namen der Monate und Winde gar nicht zu reden, so blieb es in Betreff der Sprachlehre bei dem bloßen Versuch, und die Sammlung der Heldenlieder, welche Karl gemacht haben soll, kann doch nichts Bedeutendes enthalten haben, weil sonst gewiß einer der Annalisten es aufgenommen und uns überliefert haben würde. Wenn es übrigens auch wahr sein mag, daß unter den ewigen Kriegen und beim Mangel der ersten Elemente der Bildung Alkuin's Anstalten mehr Glänzendes, als eigentlich Nützliches hatten, so übte Karl's Bildung nichts desto weniger auch auf die Regierung einen großen Einfluß aus. Man sieht dies aus den von ihm gemachten Entwürfen, die nur darum mißglückten, weil die unteren Behörden nicht genug gebildet waren, um das Ihrige zu thun, und weil die Arbeitsleute nicht Fertigkeit genug besaßen, um die Arbeit gehörig zu verrichten. Der erste dieser Entwürfe war der Kanal, welcher Donau und Main durch die Rednitz und Altmühl mit einander verbinden sollte. Er mußte, nachdem er kaum ins Werk gesetzt worden war, wieder aufgegeben

werden, weil die mit der Leitung beauftragten Leute ungeschickt waren; denn sie verstanden nicht, das Sumpfwasser von den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und das Einstürzen der Seiten des Kanals zu verhüten, ja, sie wußten nicht einmal die Wasserwaage richtig zu gebrauchen. Ein anderer großer Plan Karl's, die Errichtung einer Brücke über die Donau, kam wegen der fortdauernden Widersetzlichkeit der Awaren und Sachsen nicht zu Stande. Diese Entwürfe und einige andere Unternehmungen, welche Karl wirklich ausführte, beweisen, daß er wohl wußte, wie und wodurch man eine Nation zu milderen Sitten leitet. Dahin gehören namentlich seine Bemühungen für Erleichterung des Verkehrs und die von ihm erbauten Paläste oder Pfalzen. Da er in einem Lande, wie Deutschland damals war, an eigentliche Heerstraßen nicht denken konnte, so suchte er den Verkehr durch die Binnenschifffahrt zu beleben. Er selbst bediente sich dieser Art zu reisen gern; er fuhr z. B. nicht nur oft den Main hinauf und hinunter, sondern er reiste im awarischen Kriege sogar auch auf der Regnitz; in Aquitanien befuhr er die Garonne, in Neustrien auch einmal die Loire. Wie lebhaft die Flußschifffahrt war, geht aus den Zoll-Privilegien hervor, welche z. B. von Karl's Sohne, Ludwig I., solchen Klöstern, die tief im Lande lagen, ertheilt wurden, und bei denen der Wagen und Karren nur gelegentlich, der Schiffe dagegen vorzugsweise erwähnt wird. Bei Mainz erbaute Karl eine hölzerne Brücke, welche zu ihrer Herstellung zehn Jahre Arbeit erforderte. Sie brannte ein Jahr vor seinem Tode ab, und er faßte damals den Entschluß, sie durch eine steinerne zu ersetzen. Paläste erbaute Karl unter Andern zu Ingelheim, zu Aachen und an der fränkischen Saale, sowie er denn überhaupt am häufigsten in der östlichen Hälfte des Reiches verweilte, und Austrasien recht eigentlich zum Hauptlande machte. Der Palast an der Saale brannte bald wieder ab; die beiden anderen aber blieben Karl's Haupt-Residenzen. Er bediente sich zu diesen Bauten italiänischer Baumeister, und ließ auch die dazu nöthigen Säulen und andere Bildhauerwerke aus Italien kommen. Von dem Palast zu Ingelheim hat ein Dichter uns eine Beschreibung hinterlassen, in der auch von großen Gemälden die Rede ist, welche Karl's und seiner Vorfahren Thaten, sowie

Scenen aus der römischen, griechischen und alt-orientalischen Geschichte vorstellten. Man darf sich jedoch, auch abgesehen davon, daß die uns überlieferte Schilderung eine poetische ist, von diesen Malereien ebenso wenig eine große Vorstellung machen, als von den Gemälden auf silbernen Tischen, welche Karl nach Eginhard's Angaben besessen haben soll. Das eine der Letzteren stellte Rom, das andere Constantinopel dar, Beide waren aber gewiß nur rohe Abbildungen, welche schwerlich durch etwas Anderes kenntlich waren, als durch das darunter Geschriebene: „Das ist Rom, das ist Constantinopel". Der Palast zu Aachen war kein einfaches Gebäude, sondern er enthielt auch besondere Häuser für alle zum Hofe gehörenden Personen, in den unteren Stockwerken waren Räume für die Diener derselben und für die Soldaten angebracht, und wenn wir den Angaben eines Chronikschreibers Glauben schenken dürfen, so hatten Karl's Zimmer eine solche Lage, daß er alle Eingänge in diese Wohnungen übersehen konnte. Außer dem Palast baute er in Aachen auch eine Kirche, zu welcher der Pabst Hadrian ihm die Marmorsäulen und die Mosaikarbeiten aus dem zerstörten kaiserlichen Palast in Ravenna schenkte. Aachen war überhaupt die Stadt, in welcher Karl am liebsten verweilte. Dazu mögen besonders die warmen Quellen dieses Ortes viel beigetragen haben; denn es wird uns erzählt, daß er die dortigen Bäder vorzugsweise geliebt, und sich in Gesellschaft seiner Söhne und Hofleute gern mit Baden und Schwimmen belustigt habe.

Mitten unter solchen Entwürfen nnd Unternehmungen fühlte Karl den Druck seiner eigenen Größe, da er die Kriege gegen die Awaren und Sachsen unmöglich mit gleichem Erfolg und nicht ohne harte Bedrückung der Seinen führen konnte. Die fast ohne Unterlaß geforderte Heeresfolge lastete schwer auf seinen Unterthanen, besonders in den entfernteren Theilen des Reiches, deren Bewohner nicht nur, wie alle Anderen, ihre Ausrüstung selbst zu besorgen hatten, sondern auch häufiger in Anspruch genommen wurden, und beim Marsch nach den entgegengesetzten Grenzgegenden auf einer weit größeren Strecke für ihren Unterhalt sorgen mußten. Nach den von Karl gegebenen Verordnungen mußte jeder, der einen Grundbesitz von gewisser Größe hatte, in Person beim Heere erscheinen; Ärmere traten nach einem bestimmten Maßstabe

ihres Besitzes zu zwei, vier oder fünf zusammen, stellten einen aus ihrer Mitte, und bestritten gemeinschaftlich die Kosten desselben. Wer sich der Theilnahme am Kriege entzog, mußte eine Geldstrafe zahlen, die zwar bei den Armen weit weniger betrug, als bei den Reichen, dessen ungeachtet aber auch für die Ersteren sehr drückend war, zumal da der Graf des Districtes ein Drittel der Summe erhielt und also gewiß streng aufpaßte. Auf Desertion stand die Todesstrafe.

Von den erwähnten beiden Kriegen, die sich an der Weser und an der Donau erneueten, war der sächsische der schwierigste; denn für den awarischen genügten lange Zeit die italiänischen Truppen in Verbindung mit dem baierischen Heerbann, weil er gegen ein Volk geführt ward, das seine Urkraft verloren hatte, und nicht einmal Verstand genug besaß, um die Vortheile seiner Lage gehörig zu benutzen. Dies änderte sich erst dann, als ein Theil der Awaren sich unterworfen und das Christenthum angenommen hatte; denn nun ermüdete man durch Grausamkeiten und durch hartes Einfordern des geistlichen Zehnten, als der ersten Pflicht neuer Christen, die Geduld des Volkes und brachte es zur Verzweiflung. Im Jahre 796 erlagen die Awaren endlich der fränkischen Übermacht. Sie wurden von den Siegern ausgeplündert, als wenn sie zu keiner Schonung berechtiget wären. Dies brachte zwar ungeheuere Reichthümer in Umlauf, welche theils unter Karl's Große vertheilt, theils dem Pabste geschenkt, theils zur Erbauung von Kirchen, Klöstern und Palästen verwendet wurden; nicht mit Unrecht sagt aber ein altes Sprichwort von solchem Gute, es gedeihe nicht. Übrigens entstand aus dem den Awaren entrissenen Land später die Markgrafschaft Östreich.

Ganz anders, als mit den Awaren, ging es mit den Sachsen: diese mußte Karl selbst wieder längere Zeit hindurch jedes Jahr heimsuchen, ohne daß er sie ganz zu bezwingen vermochte. Der Anlaß oder vielmehr das Signal zu dem neuen Aufstande der Sachsen wurde dadurch gegeben, daß diese im Jahre 793 einen von Karl's Grafen, der sie selbst früher im awarischen Kriege angeführt hatte und wieder unter ihnen Leute ausheben sollte, unversehens überfielen und sammt der Heerschaar, die er für jenen Krieg von Friesland her mit sich gebracht hatte, aufrieben. Der

Krieg nahm damals einen ganz eigenen Charakter an. An eine Vereinigung der Sachsen zu entscheidenden Schlachten war, seit Alboin und Wittekind nicht mehr an ihrer Spitze standen, freilich nicht zu denken; aber die Masse der Franken, mit welcher Karl jährlich über die Weser ging, verlor dabei ungeachtet ihrer gräulichen Verwüstungen ebenso viel als die Sachsen, weil die Letzteren in einzelnen Höfen zerstreut wohnten, und die Ersteren also weder durchaus beisammen bleiben konnten, noch auch sich zu sehr vertheilen durften. Die Folge davon war, daß zwar jedes Jahr die Gegenden, durch welche Karl zog, ihm huldigten, daß aber die Bewohner derselben, sobald sich der Feind wieder entfernt hatte, aus ihren Sümpfen und Wäldern hervorkamen, und bei ihrer Kenntniß der Lage, Örter und Gelegenheiten mit leichter Mühe die einzelnen Heerhaufen der zurückgebliebenen Franken verjagten. Selbst als Karl 797 bis an die Mündungen der Elbe und Weser drang, die Obotriten, seine Verbündeten, unter fränkischen Generalen von Nordosten her ins Sachsen-Land einbrechen ließ, ein festes Lager an der Weser erbaute, und in demselben den Winter zubrachte, erduldeten die Sachsen lieber alle Gräuel der Verwüstung, und sahen es gelassen mit an, daß Tausende der Ihrigen aus der Heimath geschleppt und in verschiedene Gegenden des Franken-Reichs zerstreut wurden, als daß sie fremde Gesetze und Sitten angenommen hätten.

Glücklicher, als im Lande der Sachsen, war Karl an der Westgrenze seines Reichs, wo der unruhige Geist der spanischen Mohammedaner und ihre steten Secten- und Familienzwiste dem dortigen Khalifen nie erlaubten, vollen Gebrauch von der Macht und dem Reichthum zu machen, dessen Spanien, damals das blühendste Reich von Europa, sich erfreute. Hischam I. hatte zwar die fränkische Provinz jenseit der Pyrenäen den Franken entrissen; kaum war ihm aber sein Sohn Hakem I. in der Regierung gefolgt (796), als unter den Mohammedanern wieder Streitigkeiten entstanden, welche den Franken Gelegenheit zu neuen und bedeutenderen Eroberungen gaben. Gegen Hakem empörten sich nämlich nicht nur mehrere Statthalter, sondern auch die beiden Oheime des Khalifen, welche unter Hischam nach Afrika vertrieben worden waren (s. oben S. 110), kehrten von dort zurück und setzten sich

im Lande fest. Der eine von ihnen reiste hierauf nach Paderborn, um Karl's Hülfe zu erbitten. Dieser schickte 797 seinen Sohn Ludwig von Aquitanien, den er kurz vorher zu sich beschieden hatte, und ließ durch ihn die aquitanischen Truppen an die Grenze führen. Dadurch wurde der spanische Befehlshaber in Barcellona zur Unterwerfung gezwungen; er fiel zwar, sobald Hischam seine Oheime besiegt hatte, wieder von dem fränkischen Könige ab, allein die Aquitanier belagerten ihn zwei Jahre lang in Barcellona, eroberten nach einer hartnäckigen Gegenwehr die Stadt, vertrieben alle Moslemin aus derselben, und siedelten statt ihrer christliche Gothen darin an (801). Auch Huesca und die balearischen Inseln geriethen in fränkische Gewalt, die Letzteren wurden mit Barcellona in Verbindung gebracht und so dem Christenthum im Lande Catalonien ein Bollwerk gegeben, das nicht so leicht umzustürzen war. Der Ruhm dieser Thaten ward dem jungen Ludwig zu Theil, obgleich dieser dabei am wenigsten gethan hatte, und überhaupt nie die Fähigkeit erlangte, etwas Bedeutendes zu leisten. Ludwig war von Natur gutmüthig und freundlich, zugleich aber auch kraftlos und unselbstständig, und bedurfte daher auch sein ganzes Leben hindurch einer Stütze. Karl selbst hätte dies aus seines Sohnes unverständiger Frömmigkeit und aus der Schwäche, mit welcher derselbe seinen Freunden sogar zu seinem eigenen Nachtheil Alles erlaubte, voraussehen können; er vermehrte aber das Übel, indem er den jungen Mann mit Vorschriften überhäufte, und ihm überlegene Männer an die Seite stellte, die seine Schritte leiteten und seine Kriege führten, und deren Geist den seinigen erdrückte, während der Glanz ihrer Thaten ihn nur so lange, als sie neben ihm standen, umstrahlte. Übrigens zogen Ludwig und seine Leiter noch ein oder mehrere Male gegen die Mohammedaner zu Felde; es ist aber schwierig, diese Züge, auf deren einem Tortosa erobert wurde, der Zeitfolge nach zu bestimmen.

Wenn man bedenkt, was auf diese Weise Karl im Kampfe mit Heiden und Mohammedanern für den christlichen Glauben gethan hatte, so wird man es sehr natürlich finden, daß der erste Bischof der Christenheit ihn jedes Titels und jeder Würde werth hielt, durch welche sein Ansehen vermehrt werden konnte. Doch brachte erst ein Verdienst um des Pabstes eigene Person diesen

auf den Gedanken, dem fränkischen Könige eine Ehre zu erweisen, welche anfangs den Letzteren gewiß selbst überraschte, nachher aber seinem großen Sinne und seinem Stolze zu sehr schmeichelte, um nicht gebilligt zu werden. Diese Ehre bestand darin, daß Pabst Leo III., Hadrian's I. Nachfolger, im Jahre 800 das weströmische Kaiserthum, an welches seit Romulus Augustulus niemand mehr gedacht hatte, dem Namen nach für wiederhergestellt erklärte, und die höchste Würde desselben auf den fränkischen König übertrug. Doch dachte dabei sowohl Leo als Karl nur an eine bloße Würde, nicht an neue Rechte, und obgleich diese nachher von selbst aus der Sache hervorgingen, so waren sie doch damit nicht beabsichtigt. Leo war nach Hadrian's Tod (795) zum Pabst erwählt worden, und Karl hatte seinem Freunde Angilbert, welcher mit Geschenken aus der awarischen Beute an Hadrian, den Mitgenossen von Karl's gelehrten Beschäftigungen, abgeschickt war, den Befehl ertheilt, diese Gaben dem neuen Pabste zu überreichen. Offenbar war also auch anfangs von einer Unzufriedenheit mit Leo's Erwählung keine Rede. Kurze Zeit nachher jedoch gab Leo durch sein Betragen Anstoß, und seine Feinde benutzten dies, um ihn zu stürzen. Sie brachten eine mächtige Partei gegen ihn zu Stande, überfielen ihn eines Tages bei einer Procession auf offener Straße, und ließen ihn so sehr mishandeln, daß man ihn anfangs geblendet und der Zunge beraubt glaubte (799). Er erlangte indessen späterhin das Gesicht und den Gebrauch der Zunge wieder, entkam aus den Händen seiner Feinde, und floh mit Hülfe des Herzogs von Spoleto nach Rom. Hierauf begab er sich sogleich in Begleitung mehrerer fränkischen Bischöfe nach Paderborn, wo damals Karl gerade verweilte. Dieser empfing ihn mit großen Ehrenbezeugungen, und ließ ihn durch angesehene Bevollmächtigte nach Rom zurück geleiten, indem er überzeugt war, daß sein Namen und sein Ansehen die Römer hinreichend schrecken werde, um dem Pabste eine friedliche Aufnahme und eine ruhige Regierung zu sichern. In Rom wurde nun zwar Leo aufgenommen, seine Gegenpartei war aber mächtig, und die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen warfen einen nachtheiligen Schein auf ihn; er selbst, noch mehr aber Alkuin beschwor daher den König, sich in eigener Person nach Rom zu begeben, um

einem jetzt schon vier Jahre dauernden Ärgernisse für immer abzuhelfen. Karl traf vorsichtige Maßregeln, damit während seiner Abwesenheit die Ruhe und Ordnung im Reiche nicht gestört werde: er sorgte für die an der Weser angelegten Festungen, ging dann der Seeprovinzen wegen nach Aachen, begab sich darauf nach der Bretagne, die sich kurz vorher empört hatte, bereits aber wieder unterworfen worden war, und reiste nachher nicht eher ab, als bis er mit Alkuin alles, was die geistlichen Angelegenheiten anging, verabredet hatte. Er nahm seinen Weg über Mainz, wo er in einer sonst ungewöhnlichen Jahreszeit, im August, eine Reichsversammlung hielt, um sich bei seinem Zuge mit dem nöthigen Glanze und mit einer gehörigen Kriegsmacht zu umgeben.

Als er in Rom angekommen war (800), hielt er ein feierliches Gericht, um dem Pabste Gelegenheit zu geben, sich gegen öffentlich gemachte Beschuldigungen auch öffentlich zu vertheidigen; da aber Karl's Gesinnung und Absicht bekannt waren, so wagte natürlich niemand als Ankläger aufzutreten. Leo konnte also alle Beschuldigungen durch einen Reinigungseid von sich ablehnen. Die Stadt Rom war, weil das Haupt der Christenheit in ihr wohnte, der Sammelplatz aller Nationen, und ihre Einwohner hatten, wie aus einem Schreiben Alkuin's an Karl hervorgeht, schon damals bei den Deutschen den Ruf der Treulosigkeit und Unbeständigkeit, der sich nachher durch alle Zeiten hindurch erhalten hat. Nichts destoweniger nahm Karl, der bisher nur Patricius von Rom gewesen war, von dem versammelten Volke den Titel eines römischen Kaisers an. Als er nämlich am Weihnachtsfeste vor dem Altar der Hauptkirche knieete, schmückte ihn der Pabst mit den Insignien der kaiserlichen Würde, und das zahlreich versammelte Volk rief, von Leo aufgefordert, den fränkischen König zum römischen Kaiser aus. Es war übrigens, so sonderbar dies auch erscheint, nur der Namen von Rom und das Andenken an seine ehemalige Größe, wodurch die Bürger einer so tiefgesunkenen Stadt sich eine solche Wichtigkeit geben konnten, daß ohne sie der Pabst gewiß ebenso wenig, als sie ohne den Pabst daran gedacht haben würden, den Helden des Nordens mit einem erloschenen Schimmer zu erleuchten. Er selbst suchte jedoch in dem erborgten Glanze nicht mehr, als darin zu suchen war; denn er legte überhaupt nie einen Werth auf

Pracht und äußeren Schein, trug daher auch stets die gewöhnliche fränkische Kleidung, und vertauschte sie nur bei festlichen Gelegenheiten mit Schmuckgeräthen und kostbaren Gewändern. Dagegen verbreitete der Schimmer der römischen Kaiserwürde bei seinen Zeitgenossen mehr Glanz um ihn, als sein großer Geist und das Umfassende seiner Gedanken. Ebendasselbe gilt von den Verbindungen, in welche er mit dem glänzenden Beherrscher des abbasidischen Reichs und mit dem Patriarchen von Jerusalem trat; doch hatten diese, so lose sie auch waren, andererseits auch den Erfolg, daß er seitdem als Herr des Westens den Christen des Orients und den schon damals in großer Zahl dahinreisenden Pilgern nützlicher ward, als vorher. Von dem Patriarchen von Jerusalem erhielt er durch einen Mönch, den er an denselben geschickt hatte, die Schlüssel zum heiligen Grabe und zur Schädelstätte. An den Abbasiden Harun al Raschid hatte er 797 zwei Gesandte in Begleitung eines Juden geschickt; jene starben unterwegs, dieser aber kehrte vier Jahre später zugleich mit einem Gesandten Harun's und einem anderen von dem Stifter der Aglabiten (s. oben S. 131.) zu Karl zurück. Unter den Geschenken, welche beide orientalische Fürsten dem fränkischen Könige schickten, machte besonders ein Elephant großes Aufsehen. Eine spätere Gesandtschaft Harun's überbrachte als Geschenke ein kostbares Zelt, verschiedenes Räucherwerk, eine metallene Wasseruhr und Anderes, und soll dagegen von Karl friesische Kleider, spanische Pferde und Maulthiere und fränkische Jagdhunde erhalten haben.

Durch die Annahme der römischen Kaiserwürde kam Karl in ein eigenthümliches Verhältniß zu dem griechischen Reiche, mit welchem er dreizehn Jahre früher eine weit aussehende Verbindung angeknüpft hatte. Die griechische Kaiserin Irene, die als Vormünderin ihres Sohnes Constantin IV. in Constantinopel herrschte, hatte damals für diesen um Karl's Tochter Rotrudis anhalten lassen; Karl war auf ihre Bewerbung eingegangen, er konnte sich nachher aber von seiner Tochter nicht trennen, und auch der Kaiserin, die durch eine Verbindung mit ihm sich wohl nur in ihrem Ansehen recht festsetzen wollte, war es damit nicht ernst. Die Sache ging also wieder zurück, Irene nahm sich des aufgegebenen longobardischen Prinzen Adelgis von neuem an, und die

aufrührerischen Bewegungen in Benevent und anderen Gegenden von Italien wurden wieder, wie früher, durch griechische Gelder und Truppen unterstützt. Übrigens würde Karl auch ohne diese Verhältnisse denjenigen Rechtstitel, welchen das neuere Europa bei der Annahme eines Königs- oder Kaiser-Namens verlangt, die Anerkennung desselben durch fremde Regenten, von dem einzigen Fürsten, der dabei in Anschlag gekommen wäre, dem griechischen Kaiser, nicht erlangt haben, und auch die nachherigen Kaiser des Westens konnten diese Anerkennung niemals erhalten; denn daß ein und der andere griechische Usurpator sich dazu verstand, will nichts bedeuten. Im Gegentheil, die Annahme des Kaisertitels veranlaßte schon zu Karl's Zeit eine Reihe von Neckereien zwischen den Griechen und Franken in Unteritalien, in Dalmatien und im Venetianischen, die jedoch zu geringfügig waren, als daß sie hier erwähnt zu werden verdienten.

Karl verweilte diesmal bis in den Sommer hinein in Italien. Er beschäftigte sich viel mit der Anordnung der Angelegenheiten dieses Landes, und rügte namentlich die Misbräuche der Grafen und Centenarien oder der Leiter und Vorsteher der Gaue und ihrer Unterabtheilungen. Überhaupt scheint es beinahe, als wenn er von dieser Zeit an den bestimmten Vorsatz gefaßt hätte, die letzten Jahre seines Lebens nicht blos Gott und sich, sondern auch seinen durch ewige Kriege gedrückten Unterthanen zu widmen. Er machte Verordnungen und gründete besondere Anstalten, um Wissenschaft und Kunst, Religion und Disciplin, Gerichts- und Staatsverfassung zu verbessern; und da er seine Zeit meistens auf seinen Gütern zubrachte, von denen mehrere später nach und nach aus Meierhöfen Städte geworden sind, so erhielt er dadurch Anlaß und Gelegenheit, auch für Ackerbau, Viehzucht, Landwirthschaft und Jagd durch besondere Gebote und Einrichtungen zu sorgen. Es würde hier zu weit führen, wenn man alle diese Bestrebungen Karl's und den inneren Zustand des Reiches unter ihm ausführlich darstellen wollte; nur so viel muß davon angeführt werden, als zur Erkenntniß seines Charakters und zum Verständniß des Verhältnisses, in welchem seine Absichten zu dem Geiste der Zeit und zum Gange der Dinge standen, nöthig ist.

Was zuerst die Einrichtung und Form der Gesetzgebung, der

Verwaltung und der Rechtspflege betrifft, so wurden alle wichtigen Angelegenheiten auf einer Reichsversammlung berathen, welche regelmäßiger Weise im Frühjahr, und zwar im Mai, nicht wie früher im März gehalten wurde. Es erschienen dabei außer den weltlichen und geistlichen Großen zwar auch Leute aus dem Volk, aber nur jene nahmen an der Berathung und Abstimmung Theil, dieses dagegen erhielt blos die gefaßten Beschlüsse mitgetheilt, und pflegte seinen Beifall darüber durch allgemeinen Ausruf zu erkennen zu geben. Die mit den Großen auf diesen Reichstagen verabredeten Verordnungen führten den Namen Capitularien. Auch die kirchlichen Angelegenheiten kamen auf den Reichsversammlungen zur Berathung. Doch wurden dieselben von den Geistlichen allein behandelt, wiewohl ihre Beschlüsse ebenfalls der königlichen Genehmigung bedurften. Mit der Verwaltung und Rechtspflege in den einzelnen Provinzen verhielt es sich folgendermaßen. Karl ernannte für jeden einzelnen Gau einen Grafen, und setzte den Centen oder Hunderten d. i. den Unterabtheilungen der Gaue Centenarien vor. Nur an den Grenzen stellte er, damit das Land besser vertheidigt werden könne, mehrere Gaue zusammen unter einen einzigen Grafen; diese führten den Namen Markgrafen, der jedoch erst nach Karl's des Großen Zeit aufgekommen zu sein scheint. Die Grafen sind zugleich als die Obersten des Heerbannes ihres Gaues, als die Vorsteher der Verwaltung und als die Leiter der Gerichte in demselben anzusehen. Von den Beamten des königlichen Hofes hatten der Erzkapellan und der Pfalzgraf, welche gleichsam an die Stelle des Majordomus getreten waren, die größte Bedeutung. Der Erstere war ein Geistlicher, und stand allen kirchlichen Angelegenheiten, sowie der Hofkanzlei vor, der Letztere hatte die weltlichen Angelegenheiten, namentlich aber das Gerichtswesen zu leiten. Die Volksgerichte wurden in jedem Gau und Cent unter der Leitung des Grafen und des Centenarius von den sogenannten Schöffen d. i. von einer Anzahl freier Bürger des Gaues, die das Volk auch zu Karl's Zeit selbst wählte, gehalten. Von dem Spruche der Gau- und Centgerichte konnte man an den, sogleich näher zu bezeichnenden Sendgrafen und von diesem an den König oder seinen Pfalzgrafen appelliren. Neben diesen erhielten zu Karl's Zeit auch die Bischöfe

weltliche Gewalt oder Rechte der Grafen in ihrem Sprengel. Außerdem setzte Karl noch eine besondere obere Behörde ein, als er aus einer schon früher von Zeit zu Zeit gebrauchten Einrichtung ein stehendes Amt machte. Er ernannte nämlich für mehrere Gaue zusammen jährlich zwei besondere Beamten, einen weltlichen und einen geistlichen, welche Sendboten oder Sendgrafen hießen und die ihnen angewiesene Provinz mehrere Male bereisen mußten, um die Angelegenheiten derselben zu untersuchen, in besonderen Volksversammlungen die Klagen gegen die Grafen, Centenarien und Bischöfe anzunehmen, die unteren Beamten zu ernennen, über die Beobachtung der den Heerbann betreffenden Vorschriften zu wachen und über alles dies an den König zu berichten. Die Sendgrafen führten also die Aufsicht über das Ganze, sie waren gleichsam die Stellvertreter des Königs, und sollten dazu dienen, das Ansehen desselben gegen die Grafen und Bischöfe zu schützen; denn diese konnten für die königliche Gewalt leicht gefährlich werden, weil die Ersteren als Führer des Heerbannes, sowie als Leiter der Gerichte, der Polizei und des Finanzwesens, die Letzteren aber als Vorsteher der Kirche und als Häupter der Geistlichkeit an der Spitze der weltlichen und geistlichen Macht einer jeden Provinz standen. Die Einführung dieser controllirenden Behörde schützte indessen die Volksfreiheit nur so lange, als ein kräftiger Mann auf dem Throne saß; denn das Institut der Sendgrafen war zwar ein sehr bedeutender Schutz für dieselbe, diese Beamten hatten aber gegenüber den Grafen und Bischöfen, welche eine bestimmte Macht besaßen, nur dann Ansehen und Kraft, wenn der König geachtet und gefürchtet war, und ihre Wirksamkeit mußte sich in demselben Grade verringern, in welchem die Macht und das Ansehen der Könige abnahmen. Außerdem verloren Karl's Nachfolger den eigentlichen Zweck des Sendgrafen-Amtes aus den Augen. Sie übertrugen dasselbe sogar oft den Bischöfen und Grafen selbst, und hoben dadurch nicht allein die von Karl beabsichtigte Controlle auf, sondern bewirkten auch, daß die Volksversammlungen von Vielen aus dem Volke nicht mehr besucht wurden; denn diese konnten von den Bischöfen und Grafen nichts im Namen des Königs annehmen, weil sie dadurch leicht

auch von ihnen abhängig geworden wären und so ihre Freiheit eingebüßt haben würden.

Karl's Sorgfalt und Thätigkeit erstreckte sich übrigens nicht blos auf die Einrichtung und Verwaltung im Allgemeinen, sondern auch auf alle einzelnen Verhältnisse derselben. Sogar für seine eigenen ökonomischen Angelegenheiten war er angelegentlich besorgt. Er ließ sich über die Benutzung seiner Kammergüter, deren Ertrag freilich auch den Haupttheil der königlichen Einkünfte bildete, die genauesten Berichte abstatten, und es hat sich eine ausführliche Verordnung über die Bewirthschaftung derselben erhalten, in der er seinen Verwaltern ihre Arbeiten nicht nur im Allgemeinen bestimmt, sondern auch über alle einzelnen Theile des Ackerbaues, der Garten-Cultur, der Haus- und Hofeinrichtung und der Jagd Vorschriften gibt. Ebenso suchte er, der selbst ein Muster von Mäßigkeit und Ordnung war, durch polizeiliche Gesetze der Trunkenheit und anderen rohen Lastern entgegenzuwirken, ergriff Maßregeln gegen Räubereien, sorgte für das Armenwesen, erließ Handelsgesetze u. dergl. m. Er verfiel freilich dabei mitunter in denselben Fehler, in welchen Fürsten und Regierungen schon so oft verfallen sind: er traf nämlich Verfügungen über solche Dinge, bei denen durch Verordnungen mehr Schaden angerichtet wird, als wenn man sie ungestört gehen läßt. Er verordnete z. B. im Jahre 794, daß Getraide und Brod nicht anders, als zu einem bestimmten und bleibenden Preise, verkauft werden dürften. Überhaupt liegt seinen Verordnungen die moderne, aber auch schon den besseren römischen und griechischen Kaisern eigene Vorstellung zu Grunde, welche blos bei der übergebildeten Menschheit als einem verzogenen und verweichlichten Kinde wahr und richtig sein mag. Es leuchtet nämlich überall der Gedanke hervor, daß derjenige Staat am besten eingerichtet sei, der die besten geschriebenen Gesetze besitzt, und in welchem eine mächtige Hand den Zügel bald anzieht, bald nachläßt, während es doch nur derjenige sein kann, in welchem die besten Sitten herrschen, und das Vertrauen von Seiten der Verwalteten in Verbindung mit Tugend bei den Verwaltenden neue Befehle unnöthig macht: ein Unterschied, den unter den Alten Lykurg, Zaleukus und Charondas weit besser erkannten, als die weisen

Ptolemäer. Gerade dieser Irrthum hatte, wie man mit Bedauern gestehen muß, die Folge, daß vieles Gute, das die Germanen aus ihren Wäldern und Sümpfen mitgebracht hatten, zerstört wurde, um Neugeschaffenes an seine Stelle zu setzen. Während z. B. in der alten heidnischen Zeit der Graf und die Schöffen wegen des Einzelnen an gar keine Vorschriften gebunden waren, weil man ihnen guten Sinn und guten Willen zutraute, zeigt sich dagegen in den von Karl erneuten salischen Gesetzen ein ängstliches Streben ihnen aufzupassen und ein Vorschreiben für einzelne Fälle. Dies ging sogar bis ins Lächerliche, so daß z. B. eine bestimmte Geldstrafe dafür angesetzt war, wenn jemand einen Anderen einen Hasen schalt. Durch dieses Haschen nach völliger Verhinderung alles Willkürlichen, das eine Herrschaft des todten Buchstabens zur Folge hatte, wurden dem Richter die Hände gebunden, und nichts desto weniger Gerechtes und Ungerechtes ganz nahe neben einander gestellt. So betrug z. B. die so eben erwähnte Geldstrafe sechs Goldgulden, für den falschen Vorwürf dagegen, daß jemand seinen Schild weggeworfen habe, waren nur drei Goldgulden als Strafe angesetzt. Ebenso behielt Karl die alte Bestimmung bei, daß bei schwerer Strafe kein freier Mann gebunden vor den Grafen geführt werden dürfe, er erneute aber zugleich auch, obgleich sich zu seiner Zeit die Verhältnisse ganz verändert hatten, ein anderes altes Gesetz, nach welchem ein Mann von römischer Abkunft, der einen Franken ohne gerechten Grund fesselte, um dreißig Goldgulden, im umgekehrten Falle aber der Franke nur um die Hälfte gestraft werden sollte.

Übrigens darf man die neuen Einrichtungen und Verfügungen, welche Karl's Namen tragen, ebenso wenig alle ihm zuschreiben, als dem Ostgothen Theodorich dem Großen die mit Hülfe Cassiodor's gemachten Anordnungen (s. Th. IV. S. 536 ff.). Man würde im Gegentheil sehr unbillig sein, wenn man nicht eingestehen wollte, daß gerade solche einzelne, mehr zufällig aufgegriffene und auf den Reichstagen durchgesetzte Verfügungen, wie sie so eben angeführt wurden, am wenigsten Karl's Werk gewesen zu sein scheinen, und daß dagegen die allgemeineren gewiß niemand sonst als ihm hätten einfallen können. Er übersah das Ganze, und faßte das, was Noth war und gerade für den Augenblick passend schien, ins

Auge. Auch unterschied er, so oft es das Wohl des Staates galt, weder Freund noch Feind. Dies läßt sich namentlich dann erkennen, wenn man in einigen Briefen Alkuin's sieht, mit welcher Behutsamkeit dieser Mann, der doch sonst dem Könige gegenüber wie ein Vater, Rathgeber und warnender Freund erscheint, seine Fürbitten für verurtheilte Verbrecher vorträgt. Karl's umfassender Blick und sein richtiger praktischer Sinn zeigen sich namentlich in den Verfügungen seiner letzten Lebensjahre, z. B. in der Errichtung des Instituts der Sendgrafen und in den Verordnungen, durch welche er theils entartete Mönche an ihre alte Zucht erinnerte, theils die Geistlichkeit überhaupt, die für ihn von der größten politischen Wichtigkeit war, und deren er sich sogar selbst häufig zu seinen Zwecken bediente, in gewisse Schranken wies. So stellte er in einem seiner letzten Capitularien durch die Sendgrafen folgende Fragen an die Bischöfe: „Ob die Entsagung vom Weltlichen etwa blos darin bestehe, daß man keine Waffen trage und unverheirathet sei? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der Tag für Tag nur daran denke, seine Besitzungen durch alle möglichen Künste zu vermehren, der bald mit der Hölle drohe, bald den Himmel verspreche, um dadurch Reiche und Arme von einfältigem Geiste zu bewegen, daß sie ihren rechtmäßigen Erben das ihnen gebührende Vermögen entziehen, was diese dann zu Raub und Diebstahl nöthige? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Gut Andere durch Geld zu Meineid und falschem Zeugniß verleite, und sich zur Leitung der weltlichen Geschäfte seines Bisthums einen Mann wähle, welcher weder gerecht noch gottesfürchtig, sondern grausam und habgierig ist, und nur daran denkt, wieviel, nicht auf welche Weise etwas erworben werde?" u. s. w.

Ungeachtet aller der Einrichtungen und Verfügungen, durch welche Karl in seinem Reiche die Ordnung und den Frieden zu befestigen suchte, konnte er selbst doch bis zu seinem Tode der Ruhe nicht pflegen; dazu war sein Reich zu groß und die Nachbarn desselben zu unruhig. Ja, nicht einmal vor inneren Feinden scheint er ganz sicher gewesen zu sein. Neben den Streifereien, die seine Grafen nach Ungarn, Böhmen und Brandenburg unternehmen mußten, beschäftigten ihn selbst in den letzten anderthalb

Jahrzehnten seiner Regierung besonders die Sachsen und die in Holstein, Schleswig und Jütland wohnenden Normänner. Die Letzteren, welche damals unter Einem Haupte, Gottfried, standen (s. oben S. 220), bedrohten nicht nur, wie schon zu Wittekind's Zeit, in Verbindung mit den Sachsen die Nordgrenzen des Reichs, sondern sie plünderten auch mit ihren Brüdern in Norwegen und Schweden vereinigt Karl's nördliche Seeküsten, während hier die Britten in der Bretagne sich an die strenge Verwaltung des Königs nicht gewöhnen konnten und einen Nationalfürsten verlangten, den sie unter seinen schwachen Nachfolgern endlich auch erkämpften. Karl rüstete eine Flotte gegen die normännischen Räuber, welche bis nach Aquitanien hin die Küsten heimsuchten. Die Sachsen waren jedoch seine Hauptfeinde. Er ließ endlich (803), um das Letzte gegen sie zu versuchen, ein allgemeines Aufgebot ausgehen, dem sogar Ludwig mit dem aquitanischen Heere Folge leisten sollte. Ludwig war aber (804) noch nicht an den Rhein gekommen, als er den Befehl zum Rückmarsch erhielt, weil sein Vater mit den Sachsen bereits fertig geworden war. Karl hatte bei seinem neuen Zuge eine schon früher angewendete Maßregel ins Große getrieben; statt nämlich, wie früher, nur hier und da einzelne Schaaren von Sachsen aus dem Lande fortschleppen zu lassen, hatte er aus ganzen Bezirken die Bevölkerung ausgehoben und in das Land der Franken versetzt, und dagegen eines Theils im Lauenburgischen seine Verbündeten, die Obotriten, angesiedelt, anderes Theils zwischen der Weser und Elbe fränkische Colonieen errichtet, durch welche der Zusammenhang unter den Sachsen zerrissen und eine fränkische Macht in ihrem Lande angesiedelt wurde, die den römischen Colonieen im Samniter-Lande glich. Dieses Mittel hatte in Verbindung mit der Ausbreitung des Christenthums die Wirkung, daß man seit 804 von Angriffen der Sachsen nichts mehr hört. Wenn wir den Angaben einiger neueren Geschichtschreiber Gehör geben dürften, so hätten im Jahr 804 die Sachsen sogar über einen Frieden unterhandelt und Bedingungen ihrer Unterwerfung aufgestellt; dies beruht aber auf einem Misverständniß, und nur soviel scheint gewiß zu sein, daß die Sachsen sich damals wirklich unterwarfen, und daß Karl ihnen dabei Bedingungen vorschrieb. Diese waren zum Theil hart und

unbillig. Die Sachsen blieben nämlich zwar, wie die Franken, von Tribut frei, und durften gleich diesen unter der Leitung königlicher Grafen durch selbstgewählte Schöffen die Rechtspflege üben lassen, sie mußten aber insgesammt die christliche Religion annehmen, und an die Kirchen und Priester des neuen Glaubens jährlich von ihren Feldern, ihrem Viehstand und ihrer Hände Arbeit den Zehnten entrichten. Wenn das Letztere, wegen der großen Abneigung germanischer Völkerschaften gegen jede Art von Steuer, eine äußerst drückende Bedingung war, so wurde auch das Erstere durch grausame Strafgesetze noch weit härter gemacht, als es für die Sachsen an und für sich schon war; denn es ward nicht allein auf jeden Rückfall zum Heidenthum, sondern sogar auch auf die Unterlassung der vierzigtägigen Fasten und auf andere kirchliche Vergehen die Todesstrafe gesetzt.

Der Dänen-König Gottfried blieb, so lange er lebte, Karl's Feind. Wie furchtbar seine Macht war, kann man aus den Unternehmungen ermessen, die er vom Jahre 808 an machte. Er schickte damals eine bedeutende Zahl Truppen ins Feld, beunruhigte mit den Wilzen verbündet Karl's Freunde, die Obotriten, unterwarf einen Theil derselben auf kurze Zeit, und schickte endlich 810 eine große Flotte nach der Küste von Friesland ab, deren Bewohner dann von seinen wilden Schaaren überwältigt und mishandelt wurden. Karl war gerade mit seiner Macht aufgebrochen, um diesen Einfall zu rächen, als Gottfried's plötzlicher Tod und eine Seuche, welche alles Zugvieh des fränkischen Heeres hinwegraffte, seinen Zug zugleich unnöthig und unmöglich machte. Es krönte also das Glück den fränkischen König in seinen letzten Lebensjahren mit einem schöneren Ruhme, als man durch Geist und Kraft erwerben kann; denn es blieb ihm bis zum Ende des Lebens getreu, und gab ihm jenen Kranz, den der weise Solon als das einzige Zeichen eines hienieden erreichten Zieles anerkannte (s. Th. I. S. 127). Die Normänner mußten sich nämlich, da sie nach dem Tode ihres Herrschers unter sich selbst in Zwietracht geriethen, nebst ihren Verbündeten, den Wilzen, welche erst kurz vorher Karl's Schanzen erstürmt hatten, von den Franken und Obotriten Gesetze vorschreiben lassen; die Sachsen waren und blieben unterworfen; auch die übrigen Eroberungen,

welche Karl gemacht hatte, wurden behauptet. Der arabische Khalif Harun al Raschid verherrlichte um jene Zeit das Ansehen des fränkischen Königs durch neue Gesandte und durch die bereits oben angegebenen Geschenke, welche die Überlegenheit des orientalischen Kunstfleißes über den abendländischen beweisen. Endlich gab ihm das Schicksal auch einen schwachen Mann zum Nachfolger, der den Glanz von Karl's kräftiger Regierung durch das Abstechende seiner eigenen hob. Von allen seinen Feinden gewährte Karl nur den Griechen einen ehrenvollen Frieden, weil seine Flotte der ihrigen nicht gewachsen war: er trat ihnen 803 den Besitz von Calabrien und Neapel, sowie die Seestädte von Venetien und Dalmatien ab, und verstand sich, als nachher neue Feindseligkeiten mit den Griechen ausgebrochen waren, im Jahre 810 nochmals dazu.

Karl hatte sein Reich schon 806 im Voraus unter seine drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, getheilt; er war aber in seiner Familie fast ebenso unglücklich, als Augustus in der seinigen: seine beiden älteren Söhne starben noch vor ihm, und es blieb nur der jüngste, Ludwig, nebst einem Sohne Pipin's, Bernhard, übrig. Er ertheilte daher jenem als dem einzigen Erben seiner Herrschaft 813 die Kaiserwürde, und verordnete, daß Bernhard unter der Oberhoheit desselben Italien als König erhalten solle. Karl starb im Januar 814, nachdem er ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren erreicht und sechsundvierzig Jahre regiert hatte.

2. Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun.

Ludwig I., dem man wegen der Ängstlichkeit, mit welcher er die Andachtsübungen zu erfüllen suchte, den Beinamen des Frommen gegeben hat, zeigte gleich nach seinem Regierungsantritt mehr Gutmüthigkeit und Gerechtigkeit, als Einsicht und Erfahrung. Er milderte seines Vaters strenge, aber bei einer rohen und kriegerischen Nation nothwendige Kriegsordnung, und gab sich dagegen ganz der Jagd, der Beschäftigung mit der Kirchenzucht und der Untersuchung der Glaubenslehren hin. Karl's strenge Verordnungen in Betreff des Heerbannes und der Misbrauch, welchen viele Grafen, Bischöfe und Äbte mit ihrer Macht

trieben, hatten nicht wenige aus dem Volke ihrer Freiheit und ihrer Güter beraubt. Ludwig ließ sogleich durch ausgeschickte Sendboten diese Übel untersuchen und mit rücksichtsloser Strenge Alles in den früheren Stand setzen. Er verfuhr dabei offenbar zu rasch, und noch viel rascher gegen seine Schwestern. Diese führten mit ihren Liebhabern ein ärgerliches Leben, und hatten in den letzten Jahren Karl's eine Hofhaltung und einen Pomp eingerichtet, die dem Reiche zur Last und den Sitten nachtheilig waren. Ludwig ließ gleich nach seiner Ankunft in Aachen alle Frauen bis auf einige wenige, die zum Dienste nöthig waren, vom Hofe fortjagen, und schickte seine Schwestern in die ihnen vom Vater angewiesenen Klöster, entzog ihnen aber nichts von dem, was Karl in seinem Testamente ihnen ausgesetzt hatte. Den größten Nachtheil brachte von Anfang an des Königs Unselbstständigkeit. Er war und blieb ganz von seiner Umgebung abhängig. Die Männer, die ihn anfangs hauptsächlich leiteten, waren sein Kanzler Fredegis und der Abt Benedict von Aniane. Der Erstere war Alkuin's bester Schüler gewesen und von diesem zärtlich geliebt worden, obgleich er im Widerspruch mit Alkuin's Streben sich gern unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und Grübeleien hingab, und z. B. in einer Schrift zu beweisen suchte, daß das Nichts ein Begriff und also auch etwas Wirkliches sei. Der Andere war ein dem Contemplativen oder Beschaulichen zugeneigter Mönch, dem das klösterliche Wesen und die Werke der Mildthätigkeit über Alles gingen, der also auch von einem Manne wie Ludwig in demselben Grade geliebt wurde, in welchem er allen praktischen Hofleuten ein Ärgerniß war. Fredegis und Benedict waren, wie man sieht, trotz ihrer vortrefflichen Seiten oder vielmehr gerade wegen dieser nirgends weniger an ihrem Platze, als an einem Hofe.

Ludwig ließ sich von Anfang an durch seine schwache Natur und durch den Misbrauch, den man mit seiner Gutmüthigkeit und Frömmigkeit trieb, zu großen Ungerechtigkeiten und Misgriffen verleiten. Karl hatte ihm, als er ihn zum Nachfolger ernannte, seine drei Nebensöhne, Drogo, Hugo und Theodorich, und seinen Enkel Bernhard dringend empfohlen; dessen ungeachtet entzog Ludwig den Ersteren das väterliche Erbe, und hielt den

Letzteren, nachdem er ihn aus Italien zu sich entboten hatte, aus Argwohn ein ganzes Jahr bei sich zurück. Die beiden größten Männer seiner Familie aber, Adelhard (s. oben S. 373 und 390) und dessen Bruder Wala, deren sich Karl stets vorzugsweise als Rathgeber bedient hatte, stieß Ludwig von sich, und nöthigte sie, sich von den Orten, wo sie etwas galten, in entlegene Klöster zurückzuziehen.

Die Geistlichkeit und die Klöster waren und blieben für Ludwig die Hauptgegenstände seiner Fürsorge. Ganz besonders lagen ihm in den ersten Jahren nach Karl's Tode die Letzteren am Herzen. Das Mönchswesen hatte unter den Völkern des Abendlandes erst dann rechten Eingang gefunden, als in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ein italiänischer Abt, der heilige Benedict von Nursia, demselben eine bestimmte Ordnung und Richtung gegeben hatte. Benedict hatte nämlich für die unter seiner Leitung stehenden Klöster eine sogenannte Regel oder mit anderen Worten besondere Vorschriften über Pflichten und Lebensweise der Mönche entworfen, durch welche nicht nur die orientalische Vorstellung von dem Verdienste eines in Entbehrungen und Büßungen hingebrachten Lebens festgestellt, sondern auch der Unterricht der Jugend und die Beschäftigung mit nützlichen Handarbeiten zu den Obliegenheiten der Klostergeistlichen gezogen wurden. Diese Regel Benedict's war nach und nach von den meisten Klöstern des Abendlandes angenommen worden. Das Mönchswesen hatte aber unter den Franken nie einen edleren Charakter erhalten, wie sich besonders zeigt, wenn man das Treiben ihrer Klostergeistlichen mit dem Wesen der angelsächsischen Mönche vergleicht, die an ein hartes und thätiges Leben gewöhnt und von Eifer für Heidenbekehrung und Gelehrsamkeit erfüllt waren (s. oben S. 235 ff. u. 360 f.). Ja, die fränkischen Klöster hatten sogar schon wegen des einen Umstandes immer tiefer sinken müssen, daß sie sowohl unter den Merowingern, als unter den Karolingern zu Staatsgefängnissen und vornehmen Zuchthäusern dienten. Zur Wiederherstellung der klösterlichen Zucht und Ordnung entwarf Ludwig's Freund, Benedict von Aniane, eine neue Regel, durch welche die des Benedict von Nursia ergänzt und theilweise umgewandelt wurde. Diese Regel unterschied sich von der Letzteren hauptsächlich dadurch, daß

der italiänische Abt die Ertödtung aller Lust im Auge gehabt hatte, der Franke dagegen mäßigen Lebensgenuß gestattete. Der Kaiser ließ sie im Jahr 817 auf einer Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen zu Aachen berathen und als Reichsgesetz bekannt machen. Er selbst störte jedoch die von seinem Freunde wiederhergestellte Ordnung des Mönchswesens durch die reichen Geschenke, mit welchen er die Klöster nachher stets bedachte. Wie wäre dies auch anders zu erwarten gewesen, da Ludwig, der schon von früher Jugend an Aberglauben mit Frömmigkeit verwechselte, sich seither durch nichts so sehr ausgezeichnet hatte, als daß er maschinenmäßig Andachtsübungen hielt, und sich gegen die Kirchen und Klöster seines Königreiches Aquitanien übertrieben freigebig bewies! Hatte er doch in Aquitanien unter Andern eine für die damaligen Verhältnisse des Reichs sehr wichtige Anordnung seines Vaters schon zu Lebzeiten desselben aufgehoben! Die Geistlichen und Mönche waren nämlich nach Karl's Verordnung zwar persönlich vom Kriegsdienste frei, hatten aber die Verpflichtung, ihre Hörigen zum Heerbanne zu stellen und für die Ausrüstung und Ernährung derselben Sorge zu tragen; Ludwig dagegen hatte alle aquitanischen Klöster auch davon freigesprochen. Als Kaiser erließ er gleich auf der Reichsversammlung des Jahres 817 sechszehn Klöstern die Heeresfolge ganz, vierundfünfzig andere aber befreite er nicht allein von dieser, sondern auch von der jährlichen Abgabe an den Kaiser. Außerdem verschenkte er an die Geistlichkeit nach und nach einen großen Theil der Kammergüter, von deren Ertrag damals ein König allein standesmäßig leben konnte, weil die anderen Einnahmen und die Geschenke, die ihm nach alter Sitte jährlich von den Großen gemacht wurden, unbedeutend waren. Er verfuhr dabei so leichtsinnig, daß er, wie man aus den noch vorhandenen Urkunden sieht, fast in keinem einzigen Jahre seiner Regierung unter zehn, in manchen Jahren aber sogar über zwanzig Güter oder Ländereien an Klöster und Kirchen verschenkte.

Auf der nämlichen Reichsversammlung theilte Ludwig aus falscher Zärtlichkeit das Reich, das er selbst kaum erst in Besitz gekommen hatte, unter seine drei noch unmündigen Söhne, und ward dadurch selbst der Urheber aller Unglücksfälle, die ihn nachher trafen. Der Älteste, Lothar I., erhielt die Kaiserwürde,

und wurde also zum Stellvertreter und Nachfolger des Vaters erklärt; dem Zweiten, Pipin, ertheilte Ludwig die Herrschaft von Aquitanien; der Dritte aber, Ludwig I., den man später mit dem Beinamen des Deutschen bezeichnete, ward zum König der Baiern ernannt. Durch diese voreilige Maßregel wurde Ludwig's Neffe Bernhard, der als Erbe der Rechte seines Vaters Anspruch auf die Kaiserwürde zu haben glaubte, und viele Große auf seiner Seite hatte, in ein anderes Verhältniß gesetzt. Ludwig hatte ihn bei sich zurückgehalten, bis im Jahre 815 das Betragen des Pabstes Leo III. die Anwesenheit eines Mannes von Gewicht in Rom nöthig machte. Leo lebte nämlich in ewigem Streit mit den Großen von Rom, und da Karl's Sendboten ihm nicht immer Recht gaben, so hatte er über sie stets Beschwerde geführt, so daß zuletzt niemand mehr kaiserlicher Bevollmächtigter in Rom sein wollte. Zu Ende des Jahres 814 entdeckte Leo eine Verschwörung unter den römischen Großen, und ließ die Theilnehmer derselben hinrichten. Das nahm Ludwig übel, theils weil der Pabst eine solche Strafe nur in Auftrag des Kaisers verhängen konnte, oder, wie man dies nannte, zuerst den Blutbann vom Kaiser hätte lösen müssen, theils weil Ludwig glaubte, ein Geistlicher müsse barmherziger sein. Darum ward Bernhard nach Rom geschickt. Dieser hielt eine Untersuchung, und Leo sandte darauf Abgeordnete an den Kaiser, um sich zu rechtfertigen. Bald nachher brach in Rom ein neuer Aufstand aus, in welchem der Pabst nur durch Bernhard's schleunige Hülfe gerettet wurde. Leo starb schon sechs Monate nachher (816). Sein Nachfolger, Stephan IV., trat mit Ludwig in ein freundliches Verhältniß, und wiederholte auf einer Reise nach Frankreich die Krönung, welche dieser vor seines Vaters Tod auf dessen Geheiß selbst an sich vollzogen hatte.

Die Theilung des Reiches unter Ludwigs Söhne trieb den jungen König von Italien, Bernhard, zum Äußersten. Er rüstete sich, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen; sein Vorhaben ward aber durch den Grafen von Brescia und den Bischof von Verona dem Kaiser verrathen. Dieser bot sogleich den Heerbann des Reiches gegen ihn auf, und brachte dadurch seinen Neffen außer Fassung. Bernhard beschloß, die Gnade seines Oheims anzurufen, und ließ sich dabei durch dessen Gemahlin Irmengard,

die seine Feindin war, in eine Falle locken. Irmengard schickte einige angesehene Männer ab, die ihn aufforderten, den Kaiser persönlich um Verzeihung zu bitten, und ihm dabei unter Eidschwüren freies Geleit zusagten. Er folgte ihnen, und warf sich vor dem Kaiser auf die Kniee, dieser ließ sich aber von Leuten, die ihren Vortheil darin fanden, zu vorschnellem Zorn und übertriebener Ängstlichkeit, welche bei schwachen Menschen gewöhnlich mit einander verbunden sind, hinreißen. Er stellte seinen Neffen vor ein Gericht der Großen, welches denselben sammt seinen Anhängern, unter denen sich sogar einige Männer aus Ludwig's Umgebung befanden, zum Tode verurtheilte, und Bernhard mußte, obgleich sein Oheim den Befehl zur Ausführung dieses Spruches verweigerte, seine Leichtgläubigkeit mit dem Leben büßen. Er ward, vielleicht ohne Wissen des Kaisers, auf Anstiften der Irmengard oder eines grausamen Unterbeamten geblendet, und starb in Folge davon wenige Tage darauf. Nach einer anderen Angabe hätte er sich, als man ihn blenden wollte, mit dem Schwerte vertheidigt und wäre nach einer verzweifelten Gegenwehr getödtet worden. Seine Mitverschworenen wurden ihrer Güter beraubt und theils geblendet, theils in Klöster gesteckt oder in ferne Gegenden verbannt. Der Argwohn des schwachen Kaisers warf sich bei dieser Gelegenheit auch auf die drei natürlichen Söhne Karl's des Großen, die von ihm schon vorher zurückgesetzt worden waren: er ließ sie ebenfalls in Klöster einsperren. Das ganze Verfahren war ungerecht und gewaltsam, Ludwig bereute dasselbe auch, sobald er die Sache ihrem ganzen Umfange nach kennen gelernt hatte. Obgleich er dadurch einen Beweis seiner frommen Gesinnung gab, so war es doch offenbare Schwäche, daß er über diese That auf einem im August 822 gehaltenen Reichstag ein öffentliches Geständniß seines Fehlers ablegte und sich einer kirchlichen Buße unterwarf. Da seine Reue erst nach dem Tode der Irmengard und nach seiner vier Monate später erfolgten neuen Vermählung (819) kam, und da sein Geständniß mehr aus Schwäche, als aus Güte hervorgegangen zu sein schien, so machte er dadurch nur die Schlechten dreist, ohne die Guten zu gewinnen, obgleich er seit dieser Zeit auch seine Halbbrüder so sehr mit seiner Gunst überschüttete, daß nachher zwei von ihnen, Drogo und Hugo, der

Eine als Bischof von Metz, der Andere als Abt mehrerer reichen Klöster, eine bedeutende Rolle spielten. Schon vorher (821) hatte Ludwig den Anhängern Bernhard's ihre Freiheit und ihre Güter wiedergegeben, und seine beiden Verwandten, Wala und Adelhard, von welchen der Letztere früher seines Bruders Pipin väterlicher Freund und Erzieher gewesen war, und sich nach dessen Tode auch Bernhard's wie ein Vater angenommen hatte, an den Hof zurückgerufen. Auch bei dieser Gelegenheit verleitete ihn der Wunsch, das, was er gefehlt, wieder gut zu machen, zu einer falschen Maßregel; denn Wala ward dem jungen Lothar, den der Vater mittlerweile zum König von Italien ernannt hatte, beigegeben, und flößte seinem Pflegling die üble Meinung von Ludwig ein, die er selbst haben mochte. Wala's Einfluß war um so schlimmer, da auch der Graf Hugo von Tours, mit dessen Tochter man Lothar kurz vorher vermählt hatte, in gleicher Weise auf den jungen Mann einwirkte.

Ludwig war nach dem Tode der Irmengard mit dem Gedanken umgegangen, den Mönchsstand zu ergreifen; die ehrgeizigen Leute seiner Umgebung hatten ihn aber, um dies zu verhindern, zu einer neuen Heirath bewogen. Man sieht hieraus, wie sehr sein Verstand mit den Jahren abnahm, und von welchen Leuten er geleitet wurde. Seine neue Gemahlin war Judith, die Tochter des baierischen Grafen Welf. Diese Frau, die dem Kaiser 823 einen Sohn gebar, welcher nachher unter dem Namen Karl der Kahle eine traurige Rolle spielte, verstand nicht die Gemüther zu gewinnen; sie entfremdete sich dieselben vielmehr ganz, als sie sich mit dem Herzog Bernhard von Septimanien, einem Nachkommen von Karl Martell's Bruder Hildebrand, verband und mit Hülfe desselben die Männer entfernte, welche den Kaiser seither geleitet hatten. Sie selbst hatte dabei die Absicht, ihrem Sohne einen Antheil an dem bereits vertheilten Reiche zu verschaffen, der Herzog aber suchte sich unentbehrlich zu machen und den Haupteinfluß in allen Regierungsangelegenheiten zu erlangen. Während auf diese Weise am Hofe kabalirt ward, wurde die Aufmerksamkeit der Regierung an verschiedenen Punkten der Reichsgrenzen in Anspruch genommen. In Schleswig und Jütland hatte Gottfried's Tod die bereits oben (S. 222) dargestellten Verhält-

nisse hervorgerufen; in der Bretagne war ein Häuptling als König aufgetreten, der nur durch einen förmlichen Kriegszug unter Ludwig's Anführung bezwungen werden konnte; in Kärnthen, Krain und Kroatien machte der kriegerische Liutwit, ein slavischer Fürst, den Franken drei Jahre lang zu schaffen, bis er zuletzt (822) zur Flucht nach Dalmatien genöthigt und dort erschlagen wurde. Endlich empörte sich 826 der Westgothe Aizo, ein spanischer Vasall Ludwig's, und brach, von mohammedanischen Hülfstruppen unterstützt, in Septimanien ein. Der Kaiser schickte ein Heer gegen ihn, stellte aber an die Spitze desselben die Grafen Hugo und Matfried, welche beide mit dem Herzog von Septimanien in Feindschaft lebten. Diese wußten, obgleich der junge König von Aquitanien, Pipin, beim Heere war, den Zug so zu verzögern, daß die Hülfe zu spät kam; die Ungläubigen verwüsteten daher ungehindert einen großen Theil des Landes, und kehrten, als die fränkischen Truppen endlich herannahten, mit Beute beladen nach Hause zurück. Matfried und Hugo wurden auf einer Reichsversammlung der Vernachlässigung ihrer Pflicht angeklagt, und von derselben zum Verlust ihrer Lehen verurtheilt (828).

Unterdessen hatte Judith unablässig an der Erreichung ihres Hauptzweckes gearbeitet, nnd endlich den Kaiser Lothar bewogen, einzuwilligen, daß ihr Sohn den Königstitel und einen Antheil am Reiche erhalte. Als jedoch die Sache zur Ausführung gebracht werden sollte, bereute der junge Kaiser, seine Zustimmung dazu gegeben zu haben, und lieh den Gegnern seiner Stiefmutter, Hugo und Matfried, sein Ohr. Judith bewog daher ihren schwachen Gemahl, dem Unwillen Lothar's und seiner beiden Brüder das Ansehen ihres Freundes, des Herzogs Bernhard von Septimanien, entgegen zu setzen. Dieser wurde zum Erzkämmerer ernannt, und erhielt allen Einfluß am Hofe für sich allein (829). Er misbrauchte sein Ansehen, oder vielmehr es verdroß die Anderen, daß er allein Alles leitete, und so bedurfte es nur eines Anlasses, um einen Bürgerkrieg hervorzurufen. Diesen Anlaß zu geben, ließ sich Pipin von Bernhard's Gegnern ohne große Mühe verleiten, da er ja der eigentliche Anführer jenes Kriegszuges gewesen war, wegen dessen man Hugo und Matfried so sehr beschimpft hatte. Er brach einer geheimen Verabredung gemäß mit seinen

aquitanischen Truppen plötzlich gegen Ludwig auf (830), nöthigte Bernhard nach Septimanien zu entfliehen, und bemächtigte sich zugleich des Vaters und der Stiefmutter. Jener ward hierauf in einer Art Verhaft gehalten, diese aber übel behandelt, durch Drohungen gezwungen, ihren Gemahl zur Anlegung der Mönchskutte zu bewegen, und dann selbst in ein Kloster gebracht. Als der Schlag soweit gelungen war, erschien auch Lothar aus Italien, und es wurde gegen Bernhard's Anhänger eine grausame Rache geübt. Man wird sich diese Gräuel und das ganze weitere Verfahren leicht erklären können, wenn man erfährt, daß Matfried mit Pipin gekommen war, und daß der alte Wala, sowie der rüstige Abt Elisachar, der früher als Kanzler einen großen Einfluß gehabt hatte, und den Ruhm der Heiligkeit mit dem Besitze vieler Klöster und mit der Anführung von Heeren vereinigte, dem Betragen der beiden Söhne des Kaisers den Anschein des Rechts zu verleihen verstanden.

Soweit waren Lothar und Pipin mit ihren Italiänern, Aquitaniern und Neustriern geschritten, als ihr Bruder Ludwig mit seinen Deutschen erschien, in denen mehr Gefühl für Recht und Gerechtigkeit war. Diese sahen außerdem ebenso, wie die Mönche, welche Ludwig zum Eintritt in ihren Stand bereden sollten, daß die Dinge am Hofe keineswegs besser gingen, als vorher, daß vielmehr die Obergewalt, welche Lothar ausübte, noch viel drückender sei, als das Regiment seines Vaters. Sie suchten daher der Sache eine andere Wendung zu geben. Einer von jenen Mönchen, Guntbald, knüpfte eine geheime Unterhandlung mit Pipin und Ludwig dem Deutschen an, und bewog Beide, sich des Vaters anzunehmen. Auch änderten jetzt die Geistlichen ihre Predigten zu Gunsten des Letzteren, da sie einsahen, daß unter einer anderen Regierung jene unerhörte Leichtigkeit, mit der sie seither königliche Güter erhalten hatten, ein Ende nehmen werde. Auf Betreiben von Ludwig's Freunden ward beschlossen, seine Sache auf einer Reichsversammlung zu überlegen, diese selbst aber auf den Oktober und nach der Stadt Nimwegen auszuschreiben, weil man erwarten durfte, daß an einem so entlegenen Orte und in einer Jahreszeit, welche beim damaligen Zustand der Wege das Reisen sehr erschwerte, die Italiäner und Aquitanier sich nicht sehr zahlreich

einfinden würden. Auch hatte der Kaiser Ludwig auf dieser Versammlung wirklich gleich anfangs soviel Ansehen, daß er den erbitterten Wala und den früheren Erzkapellan Hilduin, welcher als Abt der drei angesehensten Klöster in Frankreich eine große Macht besaß, und aus Eifersucht einer der Hauptanstifter der Unruhen gewesen war, wegweisen konnte, obgleich der Letztere die Unverschämtheit gehabt hatte, in bewaffneter Begleitung zu erscheinen. Der Kaiser ward von der Versammlung ohne Widerspruch in seine Rechte wieder eingesetzt, er erhielt seine Gemahlin zurück, die sich nachher durch einen Eid von allen angeschuldigten Verbrechen reinigte, und die Verschworenen wurden als Hochverräther verurtheilt. Auch jetzt ergriff Ludwig seiner Natur gemäß nur halbe Maßregeln, und brachte sich also wieder in die frühere Lage; denn weil er weder ganz begnadigte, noch auch streng bestrafte, so erweckte das Erstere keinen Dank, das Letztere keine Furcht. Bald war daher auch die Verwirrung am Hofe noch größer, als vorher. Lothar wurde zwar der Mitregentschaft beraubt und auf Italien beschränkt, seine Freunde erschienen aber wieder am Hofe; Pipin und Ludwig der Deutsche sahen sich in ihrer Erwartung dessen, was die Mönche ihnen verheißen hatten, betrogen; Guntbald, der die Unterhandlung geleitet hatte, erhielt nicht den gehofften Einfluß, und die Umgebung des Kaisers bestand jetzt aus einer Menge von Menschen, deren Interessen sich durchkreuzten, von denen jeder andere Grundsätze und andere Ansichten hatte, jeder nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht war, jeder abwechselnd überwiegenden Einfluß auf Ludwig ausübte. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß man auf drei Reichstagen, welche in einem und demselben Jahre (831) gehalten wurden, mehrere unter sich im Widerspruch stehende Verfügungen traf, und daß sogar Bernhard wieder an den Hof kam. Doch fand auch dieser jetzt dort seine Rechnung nicht, zumal da er, wie es scheint, mit Judith nicht mehr einig war; er schloß sich zuletzt an den unzufriedenen König Pipin an, vielleicht besonders darum, weil Guntbald endlich doch einen Einfluß erlangt hatte und denselben nicht mit Bernhard theilen wollte. Alle drei Söhne waren bald wieder in offenbarem Zwist mit ihrem Vater, und wurden von dem Bischof von Lyon, Agobard, durch

bibliſche Sprüche in ihrer feindſeligen Geſinnung beſtärkt. Dieſer heftige und herrſchſüchtige Mann, der ſich ſonſt durch ſeinen Kampf gegen unnütze Spitzfindigkeiten in Glaubensmeinungen und gegen die unter den Franken gebräuchlichen Ordalien oder Gottesgerichte verdient gemacht hat, führte mit dem oben erwähnten Fredegis den hitzigſten Streit über die unfruchtbarſten philoſophiſchen Fragen, und ward hauptſächlich deshalb gegen den alten Kaiſer erbittert, weil ſein Gegner am Hofe Alles galt. Er erließ nachher ein Manifeſt gegen die Kaiſerin, in welcher er derſelben, auf bloße Gerüchte hin und mit Misbrauch der heiligen Schrift, die ärgſten Dinge nachſagte, und die kaiſerlichen Prinzen nicht nur wegen ihres Betragens gegen ihren Vater zu rechtfertigen ſuchte, ſondern auch durch die von ihm citirten bibliſchen Stellen geradezu zur Empörung aufforderte. Was mußte aus einer Religion werden, welche ſo gebraucht wurde!

Der Kaiſer ließ endlich (832) Pipin verhaften und ſchränkte Ludwig den Deutſchen ſehr ein; aber der Erſtere entkam bald wieder, und Judith war unvorſichtig genug, ihm durch ihren Gemahl gerade in dem Augenblick, wo auch Bernhard ſeines Herzogthums beraubt wurde, das Königreich Aquitanien entreißen und zu dem Landestheil, welcher Karl dem Kahlen früher angewieſen worden war, hinzufügen zu laſſen. Dies trieb alle Brüder zu einer Verbindung gegen den Vater (833). Sie gewannen nicht nur Agobard mit ſeinem Anhange, ſondern auch den Pabſt Gregor IV. für ihre Sache, und vereinigten im Elſaß, wohin auch der Vater mit einem überlegenen Heere zog, ihre Truppen mit einander. Der Unwillen über das unnatürliche Betragen der Söhne und über das Unwürdige der Einmiſchung des Pabſtes war damals noch ſo groß, daß die in Ludwig's Lager anweſenden Biſchöfe ſogar mit dem Gedanken umgingen, den römiſchen Biſchof abzuſetzen. Gregor, der mit Lothar aus Italien gekommen, bot ſich zum Vermittler an; während aber Ludwig fruchtloſe Verhandlungen pflegte, wußten Wala und der Erzbiſchof Ebbo von Rheims, der dem Kaiſer bisher treu geblieben war, durch ſcheinheilige Vorſpiegelungen nach und nach die Geiſtlichen und ſo viele Weltliche von Ludwig abzuziehen, daß der ſchwache Mann ſeine Sache aufgab, obgleich ihn bei weitem noch nicht

Alles verlassen hatte. Er lieferte sich daher selbst in die Hände seiner Söhne. Diese ließen die Kaiserin nach Tortona und ihren Sohn nach dem Kloster Prüm bringen, den Kaiser aber führte Lothar in ein Kloster zu Soissons. Hier setzte man dem alten Mann unaufhörlich zu, das Mönchsgelübde abzulegen; davon hielten ihn aber die Liebe zu seiner Gemahlin und die Zärtlichkeit für seinen jüngsten Sohn ab. Dagegen brachte ihn Lothar durch Geistliche endlich dahin, daß er aus übel verstandener christlicher Demuth in der Kirche seine Waffen feierlich niederlegte, ein Geständniß seiner Fehler, in welchem Wahres und Falsches künstlich verflochten war, öffentlich ablas, und eine stete Buße gelobte. Hierauf nahm Lothar ihn mit sich nach Aachen, wo er ihn sorgfältig bewachen ließ.

Zum Glück für Ludwig hörte die Einigkeit zwischen seinen drei Söhnen auf, sobald es ans Theilen ging, und außerdem ließ sich im Volke bald die Stimme der Natur vernehmen. Lothar hatte es bei der dem Vater auferlegten Buße auf die Leute abgesehen, welche Agobard und Wala durch scheinheilige Reden über ihre Pflicht getäuscht hatten; diese fühlten jedoch bald Mitleid mit dem mishandelten Kaiser, und es entstanden daher überall bedenkliche Bewegungen. Unter den Söhnen empfand nur Ludwig der Deutsche die dem Vater zugefügte Schmach, sobald ihn seine Oheime Drogo und Hugo, die für des Kaisers Befreiung sehr thätig waren, auf andere Gedanken gebracht hatten. Er verwendete sich bei Lothar für den Vater, und als seine Unterhandlungen fruchtlos blieben, ordnete er eine Gesandtschaft an den Letzteren ab, welcher Lothar den Zutritt nicht versagen durfte (834). Diese Gesandten konnten zwar nur im Beisein von Lothar's Freunden mit dem Kaiser reden, sie gaben ihm aber doch zu verstehen, daß er auf Hülfe zählen könne. Bald nachher wurden von allen Seiten Anstalten zur Befreiung des Kaisers gemacht. Nicht nur Ludwig zog mit seinen Truppen herbei, sondern auch Pipin rüstete aus Neid gegen Lothar ein Heer, und rückte mit demselben über die Loire; ja, das ganze Reich gab seinen Unwillen laut zu erkennen, und sogar Bernhard von Septimanien bewaffnete, obgleich der Kaiser ihm zwei Jahre vorher sein Herzogthum entrissen hatte, in Verbindung mit anderen Großen die Burgunder für ihn. Jetzt

verzagte Lothar, er stellte seinen Vater auf freien Fuß, und zog sich selbst nach Vienne zurück, weil er dort dem Lande Italien, das er auch im schlimmsten Falle behaupten wollte, näher war. Er rückte zwar nachher, als seine Anhänger unter der Anführung der Grafen Matfried und Lantbert bedeutende Vortheile erfochten hatten, wieder nach Norden vor; allein seine Gegner sammelten sich schnell, und er war bald nicht mehr im Stande, sich mit ihnen zu messen. Er eilte daher seines Vaters Gnade nachzusuchen, und erhielt Verzeihung, mußte aber alles Gebiet außerhalb Italien abtreten. Seine Freunde und Anhänger, unter ihnen auch der alte Wala, hatten sich bereits größtentheils nach Italien geflüchtet. Von den übrigen kam der Rädelsführer Agobard am besten weg, da er schon zwei Jahre nachher wieder in sein Bisthum eingesetzt ward, während der Erzbischof Ebbo von Rheims bis zu Ludwig's des Frommen Tod gefangen gehalten wurde, und auch später noch mancherlei Schicksale auszustehen hatte: ein neuer Beweis, daß im Guten wie im Bösen nur das Vollendete zum Ziele führt. Da man in jenen Zeiten dem Volke mehr zumuthen durfte, als in den unsrigen, so ward auch die Wiedererhebung Ludwig's mit einer geistlichen Ceremonie beschlossen, und der Kaiser auf eine noch feierlichere Weise mit seiner verlorenen Würde bekleidet, als er kurz vorher derselben war beraubt und zu einer öffentlichen Buße genöthigt worden. Schon gleich damals, als Lothar nach Vienne gewichen war, hatten einige Bischöfe dem abgesetzten Kaiser in der Kirche zu St. Denys die Waffen und Königsgewänder wieder angelegt; ein Jahr später aber (835) kamen die angesehensten Geistlichen mit ihm in der Kirche zu Metz zusammen, erklärten das Verfahren gegen ihn für eine Ungerechtigkeit, und setzten ihm unter dem freudigen Zuruf der Menge die Krone wieder auf. Diese Ceremonie zeigt übrigens, verglichen mit Ludwig's früheren Krönungen, aufs deutlichste, wie wenig bei der Wiederherstellung der römischen Kaiserwürde an einen Plan und in den damaligen Formen des Rechts und der Regierung an ein System zu denken war, obgleich man in unserer Zeit Beides so gern überall sucht. Karl der Große hatte seinen Sohn Ludwig durch den Pabst zum König von Aquitanien salben und, als er ihn nachher zum Kaiser und Nachfolger er-

nannte, sich selbst die Krone aufsetzen lassen; als zwei Jahre nach Karl's Tode Pabst Stephan IV. zufällig nach Frankreich kam, ließ sich Ludwig, obgleich er schon gesalbt war, von ihm noch einmal salben und krönen; er legte nachher die so erhaltene Krone gezwungen nieder, ohne daß sich dabei jemand um den Pabst kümmerte, nahm sie darauf wieder und fragte auch damals denselben nicht.

Wenn wir auf den seitherigen Gang von Ludwig's Regierung zurückblicken, so muß es uns befremden, daß ein König, der nicht nur sehr fromm, sondern auch sehr unterrichtet und gelehrt war, so ungeschickt und untüchtig sein konnte, und daß unter so traurigen Umständen das Reich und die kaum erst gebildeten Anstalten fortbestanden. Um das Erstere zu begreifen, muß man sich das Verhältniß klar machen, in welchem Ludwig's Charakter zu dem stand, was damals von einem Regenten gefordert wurde. Die königliche Würde sollte eigentlich nur in solchen Staaten erblich sein, in denen allenfalls auch die Minister handeln können, weil auf eine Erblichkeit des Talents und der Kraft nicht zu rechnen ist; Ludwig lebte aber in einer Zeit, wo ebenso, wie noch lange nachher, alle Regentenhandlungen persönlich waren, und doch ermangelte gerade er aller Kraft und Selbstständigkeit. Er ließ sich außerdem von der Vorstellung irre leiten, daß ein König durch Ermahnung und Rede seine Pflicht erfüllen und seinen Dienern die That überlassen könne. Die Jagd, das Gebet und die Beschäftigung mit gelehrten Dingen nahmen seine Zeit weg, während er vor allen Dingen hätte reisen müssen, da er sein Geschäft als König nur gegenwärtig und durch persönliche Aufsicht über die Beamten, die so leicht Herren und Tyrannen wurden, verrichten konnte. Er brachte manchmal einen ganzen Monat auf der Jagd zu, und versäumte keine einzige der gebräuchlichen Andachtsübungen. Er verstand und las Griechisch und Latein, hatte aber bei seiner Lectüre nur einen gelehrten Standpunkt und Zweck, haßte die heidnischen Lieder, mit denen man ihn in seiner Jugend bekannt gemacht hatte, und beschäftigte sich am liebsten mit dem Lesen der Psalmen und anderer religiösen Schriften. Gewohnt, Alles ins Breite zu überlegen, handelte er zwar nie unbedacht, verlor aber darüber stets die Hauptsache aus den Augen und ward von

seiner Umgebung abhängig. Was endlich das Reich selbst angeht, so staunt man bei der Betrachtung von Karl's des Großen Regierung oft, in wie kurzer Zeit trotz der ewigen Kriege der junge und kräftige Sinn der Nation sich erhoben hatte, und wie mächtig damals der Geist erwacht war; schon wenige Jahre nach Karl's Tode aber hatte sich dies völlig umgeändert. Äußerer Mangel drückte Alles nieder; die frühere Barbarei kehrte gewaltsam zurück; die besten Klöster wurden aufs neue rüstigen, blos im Kriege zu gebrauchenden Äbten zu Theil; die Geistlichen mußten, um einen Schatten von Zucht zu erhalten, selbst den weltlichen Arm anrufen; die unter Karl entstandenen Schulen fielen zusammen. Wie tief Karl's Anstalten bald nach seinem Tode gesunken waren, zeigen die Worte eines Zeitgenossen, des Abtes Lupus von Ferrieres, der in einem seiner Briefe sagt, unter Karl habe die Beschäftigung mit der Wissenschaft Ehre gebracht, jetzt aber würden die Gelehrten als lästige Leute angesehen, und man schreibe jeden Fehler, der an ihnen entdeckt werde, nicht der menschlichen Schwäche, sondern der Wissenschaft zu. Freilich hatte man dabei nicht so ganz Unrecht; denn mit der Gelehrsamkeit war auch die Pedanterei gekommen, die Gelehrten waren die ärgsten Gegner Ludwigs, sie stützten ihr Recht auf ihre Gelehrsamkeit, und diese hatte nicht allein nichts mit dem Leben und dem Herzen zu thun, sondern sie raubte den Menschen auch, wie Ludwigs Beispiel zeigt, das natürliche Zutrauen, das der Barbar zu seiner Kraft hat. Ebenso schlimm, wie mit der Bildung der Nation, stand es mit der Regierung und mit den äußeren Verhältnissen des Reichs. Jeder Graf wollte in dem ihm angewiesenen Districte Herr sein; die Bretagne erhob sich mehrmals und riß sich zuletzt fast ganz los; die Aquitanier ertrotzten sich einen eigenen Herrn; die Normänner, an die sich alles einheimische Raubgesindel anschloß, verheerten nicht nur die Küsten, sondern auch das innere Land; in Italien aber plünderten afrikanische, sicilianische und spanische Mohammedaner die Küsten, und als in Benevent ein Streit um die herzogliche Würde entstand, wurden sie sogar als Bundesgenossen herbeigerufen. Das Alles waren die Früchte der Schwäche und Zwietracht, durch welche Ludwig's Regierung sich allein auszeichnete.

Ludwig war übrigens durch sein Unglück nicht klüger gewor-

den, sondern Judith, die man schon vor Lothar's Demüthigung aus ihrem Gewahrsam zu Tortona entführt hatte, erhielt ihren ganzen Einfluß wieder. Sie gebrauchte denselben vielleicht sonst nicht übel, zerrüttete aber durch ihre verblendete Mutterliebe das Reich von neuem. Schon ein Jahr nach ihrer Zurückkunft ließ sie, um Karl's Antheil zu vergrößern, eine neue Theilungsacte entwerfen, und erbitterte dadurch von neuem Pipin und Ludwig, deren Besitzungen seitdem stets unsicher waren, weil ohne Aufhören über die Theilung unterhandelt wurde. Da man Lothar nicht ausschließen konnte, so schien es jetzt das Beste, seine Freundschaft zu gewinnen, um Karl gegen die beiden anderen zu sichern. Lothar ging auf die gemachten Vorschläge ein, und übertrug die Unterhandlung dem alten Wala, der am Ende seines Lebens noch einmal etwas Gutes stiften wollte. Dieser brachte einen Vertrag zu Stande, dessen Ausführung aber verschoben ward, theils weil Wala, der sie seinem Herrn dringend anempfohlen hatte, gleich nachher starb und Lothar selbst erkrankte, theils weil ein Aufstand der Bretagner und eine in Italien ausbrechende Seuche des Vaters Reise dahin verhinderten. Lothar vergaß bald, was er versprochen, und hielt eine Zusammenkunft mit seinem Bruder Ludwig, auf welcher wahrscheinlich Dinge verhandelt wurden, die sich mit jenem Vertrage nicht wohl vereinigen ließen. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, die Sache nahm nachher eine für Ludwig den Deutschen verderbliche Wendung. Er brach zu früh los, Matfried, Hugo, Lantbert und andere Männer, welche Lothar am meisten gegen seinen Vater aufgehetzt hatten, wurden von der Seuche hinweggerafft, der alte Kaiser zog noch im Winter (838) gegen Ludwig ins Feld, und gerade zu derselben Zeit starb der dritte Bruder, Pipin von Aquitanien. Ludwig der Deutsche ward von allen ihm untergebenen Völkern außer den Baiern verlassen, und mußte sich der Gnade seines Vaters unterwerfen. Jetzt nahm Judith den früheren Plan mit Lothar wieder auf, und forderte den jungen Kaiser zur Einwilligung in eine neue Theilung auf, welche noch ungerechter war als alle vorigen. Lothar entsprach ihrem Wunsche, erschien auf dem Reichstage zu Worms, und kam mit seinem Vater dahin überein, daß Pipin's hinterlassene Söhne vom Antheile am Reiche ausgeschlos-

sen, Ludwig der Deutsche auf Baiern beschränkt, und alle übrigen Länder zwischen Lothar und Karl getheilt werden sollten.

Diese Verfügung erregte in Aquitanien, dem unruhigsten Theile des Reiches, einen Aufstand, und eine Partei der Großen dieses Landes rief sogleich Pipin's ältesten Sohn, der seines Vaters Namen führte, zum König aus. Ludwig zog mit einem Heere nach Aquitanien, erhielt aber plötzlich die Nachricht, daß Ludwig der Deutsche in Thüringen eingefallen sei, und mit seinen Baiern seine Rechte behaupten wolle. Er wandte sich daher mit seiner Hauptmacht sogleich gegen diesen, setzte über den Rhein und zog schleunig durch Hessen, um seinem Sohne in den Rücken zu kommen; dieser entkam aber, weil er sich von den in Böhmen wohnenden Slaven den Durchgang nach Baiern erkaufte. Da kurz vorher eine Reichsversammlung nach Worms ausgeschrieben worden war, so verfolgte der Kaiser seinen Sohn nicht weiter, sondern trat den Rückweg an. In Frankfurt am Main, wo er einige Tage blieb, erkrankte er. Er ließ sich von da zu Schiff auf eine Rhein-Insel bei Ingelheim bringen, und starb hier am 20. Juni 840 unter einem Zelte in den Armen des frommen Drogo, der als Bruder, Freund und Bischof dem guten Manne die letzten Augenblicke erheiterte, und durch seine stete Gegenwart, durch seine unermüdliche Pflege, durch sein Wachen und Beten bewirkte, daß Ludwig die Abwesenheit seiner Söhne weniger schmerzlich empfand. Auf Drogo's Bitten verzieh er sterbend seinem Sohne Ludwig. Auch suchte er in seinen letzten Augenblicken jedes Mittel hervor, um Lothar zur Erfüllung des Versprechens zu bewegen, daß er seinen Bruder Karl bei seinem Erbe schützen wolle; er ließ ihn dringend darum bitten, und vermachte ihm unter dieser Bedingung seine Krone, sein Schwert und das mit Gold und Edelsteinen besetzte kaiserliche Scepter.

Lothar zeigte sogleich, wie wenig ihn der Wille des sterbenden Vaters rühre. Er zog mit seinem Heere über die Alpen, und führte dasselbe zuerst gegen Ludwig den Deutschen, der mit seinen Baiern bei Frankfurt lag, sah jedoch bald ein, daß es nicht gerathen sei, denselben diesseit des Rheins anzugreifen. Er wandte sich daher gegen Karl den Kahlen, welchen der Vater in Aquitanien zurückgelassen hatte, und dessen beste Stütze ein Widerwil-

len war, den viele fränkische Große gegen Lothar gefaßt hatten; er fand aber auch diesen fester stehend, als er geahnet hatte. Nun zog er in allen Richtungen im Reiche umher, und richtete überall schreckliche Verheerungen an, gewann jedoch so wenig festen Boden, daß sein alter Freund Ebbo, dessen Wiedereinsetzung er auf einer Versammlung zu Ingelheim aussprechen ließ, in seinem Bisthum Rheims nur mit Widerstreben angenommen, und nachher auf einer Versammlung in Soissons aufs neue für schuldig erklärt wurde. Nur Bernhard von Septimanien schloß sich damals an Lothar an, ward aber von Karl zur Unterwerfung gezwungen. Unterdessen war Ludwig bemüht, die deutschen Völker zu gewinnen. Damit sich nun dieser, während seine Brüder um Frankreich stritten, nicht in Deutschland ganz festsetze, so zog Lothar wieder über den Rhein, nachdem er einen Theil des Heeres an der Seine zurückgelassen hatte, um den Truppen Karl's den Übergang über diesen Fluß streitig zu machen. Er sah sich aber bald in allen seinen Erwartungen betrogen, obgleich er nachher in Deutschland gewissenlos genug war, den rohesten Theil der Sachsen gegen den gebildeteren und gegen seinen Bruder in die Waffen zu bringen. Karl sprengte die an der Seine zurückgelassenen Truppen Lothar's auseinander, und der Letztere mußte über den Rhein zurückeilen, um seine beiden Brüder an einer Vereinigung zu hindern, über welche sie trotz der Schwierigkeit, die damals eine Unterhandlung von entfernten Gegenden her hatte, bereits Briefe wechselten. Ludwig erzwang bei Worms den Übergang über den Rhein, und vereinigte sich in der Nähe von Toul mit Karl. Beide boten ihrem Bruder Frieden an, dieser täuschte sie aber durch Unterhandlungen, bis Pipin mit seinen Aquitaniern zu ihm gestoßen war. Dann warf er die Maske ab, und lieferte ihnen (im Juni 841) bei Fontenaille, sieben Stunden von Auxerre, eine Schlacht, die für das Schicksal des fränkischen Reiches entscheidend war, obgleich die Sache der drei Brüder durch sie noch nicht entschieden ward; denn man stritt in dieser Schlacht mit solcher Erbitterung und in so großer Anzahl, daß die Franken, durch den damals erlittenen Verlust geschwächt, seitdem nicht mehr wie vorher im Stande waren, ihre Grenzen und ihre Güter gegen rüstige Barbaren zu vertheidigen. Karl und Ludwig trugen den Sieg davon

konnten aber keinen Nutzen daraus ziehen. Ludwig mußte sein Heer an den Niederrhein und dann gegen die Sachsen führen, Karl aber dem Pipin folgen, der sich wieder nach Aquitanien geworfen hatte; Lothar erhielt also dadurch Zeit, das Land bis nach Paris hin zu besetzen. Der Letztere wurde damals von den sächsischen Edlingen, die seither zu ihm gehalten hatten, verlassen, und wiegelte dafür die Frilingen und Lassen ihres Volkes (s. oben S. 374) gegen sie auf; diese erhoben sich in Masse, und suchten, unter dem Namen der Stellinger den alten, durch Karl's des Großen Einrichtungen umgestoßenen Zustand der Verfassung und des Lebens mit Gewalt wiederherzustellen, sie mußten aber ihr Beginnen schwer büßen, da Ludwig bald nachher grausame Rache an ihnen übte.

Lothar gab auf seinem Zuge die Güter der Gegner und sogar die von Karl in Aachen zusammengebrachten Kunstwerke seinen Leuten preis, und achtete wenig darauf, daß Jammer und Elend im Lande immer höher stiegen; dessen ungeachtet vermochte er diejenigen, auf die es eigentlich ankam, nicht an sich zu fesseln. Nach vielen Märschen und Gegenmärschen, und nachdem Pipin und der Erzbischof Otgar von Mainz vergebens Lothar's Partei in Aquitanien und am Rhein aufrecht zu erhalten versucht hatten, vereinigten Karl und Ludwig im Februar 842 ihre Heere aufs neue bei Straßburg. Sie schworen sich hier im Angesichte ihrer Völker, jeder in der Sprache des Anderen, Freundschaft und Treue. Diese Eidesformeln haben sich erhalten, und sind, die Eine als Überrest der damaligen deutschen, die Andere als ältestes Denkmal der französischen Sprache, sehr merkwürdig; doch muß in Betreff der Letzteren bemerkt werden, daß die darin gebrauchte Sprache oder, wie man sie nannte, das Romanische mit dem jetzigen Französischen nur wenige, dagegen aber mit dem noch heut' zu Tage in Gascogne, Languedoc und Provence gebräuchlichen Patois viele Ähnlichkeit hat. Von Straßburg zogen beide Könige nach Worms, und hier schickten sie nochmals Gesandte mit Friedensvorschlägen an ihren Bruder, der jedoch wieder nicht darauf einging. Als endlich nach manchem Hin- und Herziehen das Volk seine Unzufriedenheit immer lauter aussprach, mußten sich die drei Brüder zu einer persönlichen Zusammenkunft verstehen, welche auf einer

Inſel des Saone-Fluſſes in der Nähe von Macon Statt fand (Juni 842). Hier kamen ſie unter eidlichen Gelobungen überein, daß die Waffen ſo lange ruhen ſollten, bis hundertundzwanzig Commiſſäre, welche von allen drei Seiten zu gleichen Theilen ernannt wurden, eine Theilung des Reiches ausgemacht haben würden. Dieſe Männer konnten verſchiedener Hinderniſſe wegen nicht einig werden, und gingen daher, nachdem ſie zuerſt in Metz und dann in Koblenz zuſammengekommen waren, unverrichteter Sache auseinander. Das Murren des Volkes und der Biſchöfe, Herzöge und Grafen, die des Krieges müde waren, nöthigte endlich die drei Brüder, bei der Stadt Verdun noch einmal zuſammen zu kommen, und eine Theilung zu verabreden (im Auguſt 843). Durch dieſen Vertrag von Verdun erhielt Ludwig der Deutſche ganz Deutſchland diesſeit des Rheins nebſt dem öſtlichen und mittleren Theile der Schweiz und den Bisthümern Speier, Worms und Mainz jenſeit des Rheins; nur Friesland war davon ausgenommen und fiel dem Kaiſer Lothar zu, welcher außerdem noch Italien, ſo wie alles Land zwiſchen dem Rhein einerſeits und der Schelde, Maas, Saone und Rhone andererſeits nebſt einem kleinen Striche jenſeit des letzteren Fluſſes erhielt; Karl der Kahle endlich bekam alles im Weſten von Lothar's Antheil gelegene Land oder Neuſtrien, Aquitanien, die ſpaniſche Mark, Septimanien und ein Stück von Burgund. Auf Karl's Theil blieb ſpäter der Namen Franken-Reich oder Frankreich allein haften; für Lothar's Reich ward der Namen Lotharingen gebräuchlich; Ludwig's Antheil bildete die Grundlage des ſpäteren deutſchen Reiches.

Als dieſe Theilung geſchehen und jedermann in ſeine Heimath entlaſſen war, fühlte man die Wunden erſt recht tief, die die Bewohner des fränkiſchen Reiches ſich ſelbſt geſchlagen hatten. Die glückliche Zeit, wo das Reich eins geweſen, war für immer verſchwunden, und ſchwer zu heilendes Elend drückte die Menſchen in allen Theilen desſelben. An den Küſten hauſten die Normänner und die Mohammedaner, im Nordweſten von Frankreich richteten die aufs neue empörten Bretagner Verwüſtungen an, und im Inneren des zerriſſenen Reiches waren ganze Länder durch den Kampf der drei Brüder ſo ſchrecklich verheert worden, daß nach der Verſicherung eines Chronikſchreibers die Einwohner in vielen

Gegenden von Frankreich noch einige Jahre nachher Getraidemangel litten, und das Mehl zu ihrem Brode mit Erde vermengen mußten.

3. Die Karolinger vom Vertrag von Verdun an bis auf Ludwig's des Deutschen Tod.

Karl's und Lothar's Reiche empfanden den erlittenen Verlust an Menschen und die Unmöglichkeit, bei drohender Gefahr einen bedeutenden Heerbann ins Feld zu führen, am herbsten, weil die Gebiete beider Fürsten sich berührten oder durchkreuzten; Ludwig dagegen focht mit seinen Deutschen nicht unglücklich gegen seine östlichen Grenznachbarn, die Slaven, bis er ebenso, wie Karl, mit den dänischen Normännern und ihren Verbündeten in einen Kampf kam, den er nicht viel rühmlicher bestand, als dieser. So traurig übrigens auch der Zustand aller drei Reiche war, so scheinen doch gerade die verschiedenen Kriege, die sie zu führen hatten, und der Verfall aller der Einrichtungen, durch welche Recht und Gesetze bestehen, dem Rathe vernünftiger Männer, wie Drogo's und Anderer, bei den Brüdern wieder Eingang verschafft und sie von Zeit zu Zeit zu gemeinschaftlichen Berathungen und Verabredungen bewogen zu haben. Wir sehen sie sogar einige Male gemeinschaftlich handeln und einander Hülfe leisten; doch waren dies immer nur vorübergehende Vereinigungen. Das wichtigste Ergebniß ihrer Zusammenkünfte bestand darin, daß auf der dritten (851) Lothar die Sache Pipin's von Aquitanien, die er seither insgeheim unterstützt hatte, ganz aufgegeben zu haben scheint.

Pipin hatte sich nämlich fortwährend in einem Theile von Aquitanien behauptet, auch nachdem der Herzog Bernhard von Septimanien in Karl's Hände gefallen und auf dessen Befehl hingerichtet worden war. Er hatte den Vortheil für sich, daß die Aquitanier, welche immer ihre eigenen Rechte und Ordnungen gehabt hatten, Karl's Herrschaft haßten, weil sie nicht unter den Franken verschwinden wollten; er zeigte sich aber der Anhänglichkeit seiner Partei unwürdig, und gelangte daher nie zum ruhigen Besitze der Herrschaft. Nach manchen überstandenen Abenteuern ward er 864 von den Aquitaniern an Karl den Kahlen ausgeliefert, und verschwand im Dunkel des Kerkers. Sein elendes Betragen hatte übrigens, in Verbindung mit dem Widerwillen der Aquitanier gegen Karl's des

Kahlen Regierung, im Jahre 853 einen neuen Zwist unter den Söhnen Ludwig's des Frommen veranlaßt. Die Aquitanier hatten nämlich Ludwig dem Deutschen die Krone angeboten, weil dieser wegen der Tapferkeit seiner Baiern und Sachsen in Frankreich am meisten unter den drei Brüdern geachtet wurde, und weil seine Völker dort ein solches Ansehen hatten, daß bis gegen die Zeit der letzten Karolinger hin die Kenntniß der deutschen Sprache dem gebildeteren Theil der Bewohner von Frankreich ein Bedürfniß schien. Ludwig schickte den Aquitaniern seinen Sohn, das Dazwischentreten Lothar's aber und andere Umstände nöthigten denselben, die Sache bald wieder aufzugeben, und damit war auch die daraus entstandene Feindschaft mit Karl wieder ausgeglichen. Der Letztere suchte nachher die Aquitanier dadurch zu beruhigen, daß er ihnen in der Person seines Sohnes einen eigenen König gab. — Ebenso furchtbare Feinde, als die Aquitanier, waren für Karl den Kahlen die Bewohner der Bretagne. Diese hatten schon längst jede Gelegenheit ergriffen, sich von der fränkischen Oberherrschaft los zu machen, sie drangen unter ihrem Oberhaupte, Nominoë, sogar verheerend in die benachbarten Grafschaften ein, und konnten nur durch Waffengewalt und blos auf kurze Zeit zum Gehorsam gebracht werden. Als Nominoë starb, sah sich Karl sogar gezwungen, dem Sohne desselben, Erispoë, den königlichen Titel zu ertheilen.

Die schlimmsten Feinde Karl's waren die Normänner, welche auch seinen beiden Brüdern genug zu schaffen machten. Der vom heiligen Ansgar in Schleswig und Jütland ausgestreute Saamen des Christenthums war nur sehr spärlich aufgegangen (s. oben S. 221 ff.), und als die Streitigkeiten Ludwig's des Frommen mit seinen Söhnen den normännischen Seeräubern den Zugang zur französischen Küste eröffneten, wurden diese kühner gemacht, und rotteten nicht nur das schwach gewurzelte Christenthum wieder völlig aus, sondern unternahmen seitdem auch unaufhörliche Raubzüge in die nördlichen Grenzländer des fränkischen Reiches. Es scheint sogar, als wenn Beides von ihnen eine Zeitlang planmäßig und in Verbindung mit einander getrieben worden wäre. Die normännischen Raubfahrten erhielten seitdem eine große historische Wichtigkeit für Europa. Übrigens wurden von Anfang an die

Reiche aller drei Brüder von den nordischen Räubern heimgesucht; diese drangen von Jütland her in Deutschland ein, verheerten Friesland und die anderen Küsten und Inseln im Norden von Lothar's Reich, und landeten bis nach Aquitanien hin in den Flußmündungen des nördlichen und westlichen Frankreichs. Selbst an den Küsten der Provence und des nördlichen Italiens erschienen schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts einzelne Schaaren der Normänner. Am meisten litt Frankreich von ihnen, weil sie dort am wenigsten Widerstand fanden, während sie in Deutschland und in den Niederlanden mitunter sogar mit schwerem Verluste zurückgeschlagen wurden. So gelang es ihnen z. B. im Jahre 845 zwar, das neugegründete Hamburg völlig zu zerstören, die Sachsen setzten ihnen aber nach, entrissen ihnen einen Theil der gemachten Beute, und tödteten viele von ihnen. In Frankreich dagegen erschienen sie nicht nur weit öfter, sondern sie drangen auch mit ihren kleinen Schiffen auf der Schelde, Seine, Loire und Garonne bis tief in das Innere des Landes ein, und wurden meistens nur mit Geld zum Abzuge bewogen. Der Grund davon lag theils in der Persönlichkeit Karl's des Kahlen, theils in den Verhältnissen seines Reiches. Karl besaß, wie sein Vater, große Gelehrsamkeit, es fehlte ihm aber gänzlich an praktischer Geschicklichkeit und an der Fähigkeit ein Heer anzuführen. Außerdem hatte er beim Tode seines Vaters die Ergebenheit seiner Großen theuer erkaufen müssen, so daß er von ihnen, nicht sie von ihm abhingen, und daß er einst auf einem Zuge gegen die Normänner seine Leute nicht einmal zum Fechten bewegen konnte. Während daher Erispoë mit seinen Bretagnern die einfallenden Normänner stets sogleich wieder zu vertreiben wußte, verheerten dieselben Räuber ungestraft die Ufer der Seine und andere Gegenden von Karl's Gebiet. Dazu kam noch, daß den Letzteren außer den Normännern auch die Bretagner und die Aquitanier beschäftigten, daß durch die Bürgerkriege die Bevölkerung sehr verdünnt und ins Elend gestürzt worden war, und daß einheimisches Raubgesindel sich mit jenen Feinden verband und ihnen als Wegweiser diente.

Wie Karl mit den Normännern, so mußte Ludwig der Deutsche fast jedes Jahr mit den slavischen Völkerschaften Krieg führen, welche von Mecklenburg an bis nach Mähren hinein an der östlichen Grenze

der Deutschen wohnten, und diesen durch ihre häufigen Einfälle viel Übel zufügten. Seine Truppen, die er manchmal durch seine Söhne anführen ließ, suchten die Slaven oft in ihren Wohnsitzen heim, und fochten im Ganzen nicht unglücklich; dessen ungeachtet mußten aber immer wieder neue Kriegszüge unternommen werden. Gegen die an der östlichen Grenze von Thüringen und in der Mark Brandenburg wohnenden Slaven-Völker, welche gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Wenden zusammengefaßt werden, bestellte Ludwig endlich einen besonderen Markgrafen und Herzog, dem alle Grafen des Districts oder der Mark untergeordnet wurden, und der wenigstens den Einfällen von Obersachsen und Böhmen her wehrte; andererseits wurden aber dadurch viele Grafen zum Unwillen gereizt, weil sie bis dahin unmittelbar unter dem Oberhaupte der ganzen Nation gestanden hatten.

Während sich Karl der Normänner und Bretagner, Ludwig aber hauptsächlich der Slaven zu erwehren hatte, mußte Lothar mit den longobardischen Herzögen von Benevent, mit den Griechen in Unteritalien und mit den von jenen gerufenen Arabern, welche seit 827 in Sicilien Eroberungen gemacht hatten, kämpfen. Doch rührten ihn die durch diese Kriege herbeigeführten Übel weniger, weil er, wie seine Vorgänger, Italien mehr der Ehre, als des Vortheils oder der Macht wegen zu behaupten suchte. Der Herzog Grimoald I. von Benevent hatte, als er durch Karl den Großen zur Unterwerfung gezwungen wurde, die alte Verfassung des Herzogthums, in der wir die ersten Spuren großer Vorrechte der Besitzer von Burgen und Grafschaften finden, vor der Übermacht der Franken zu retten gewußt. Einer seiner Nachfolger, Sico (817—832), begann die Kriege, welche eine Zeitlang den Franken alles Ansehen in Unteritalien raubten. Dieser strebte nämlich nach dem Besitze von Neapel, welches damals eine Art von militärisch-aristokratischer Regierung hatte, dabei aber dem Namen nach vom griechischen Kaiser abhing. Er ward bei seinem Angriff von dem griechischen General Andreas zurückgeschlagen. Sein Sohn und Nachfolger, Sicard, war, obgleich die Neapolitaner fränkische Hülfe suchten und erhielten, eine Zeitlang glücklicher, weil Lothar ungeachtet des Kaisertitels, welcher

vorzugsweise auf Italien ruhte, zu sehr im Norden der Alpen beschäftigt war, um den kriegerischen Herzog demüthigen zu können. Die Neapolitaner riefen deshalb auf Antrieb ihres griechischen Generals die Araber aus Sicilien herbei, und der Krieg zog sich dadurch sehr in die Länge. Sicard war nicht reich genug, um ihn auf die Dauer fortzuführen, bedrückte daher seine Unterthanen und ward von ihnen ermordet (839). Nun zerfielen die Beneventer in zwei Parteien, von denen die eine Sicard's Kämmerer, Radelgis, zum Herzog ausrief und die Stadt Benevent behauptete, die andere aber Sicard's Bruder, Siconulf, an ihre Spitze stellte und die Städte Salerno und Amalfi besetzte. Es entstand zwischen Beiden ein blutiger Krieg, und da damals Lothar wegen des Kampfes mit seinen Brüdern alle Mannschaft aus Italien an sich zog, so benutzten nicht blos die sicilianischen Araber, welche von afrikanischer Abkunft waren, sondern auch die seit kurzem im mittelländischen Meere umherstreifenden spanisch-mohammedanischen Seeräuber, die gegen jene ebenso feindlich gesinnt waren als gegen die Christen, die Lage der Dinge zu Eroberungen in Italien. Die Ersteren setzten sich in Bari, die Letzteren in Tarent und in dem calabrischen Gebirge fest. Radelgis rief die Einen, Siconulf die Anderen zu Hülfe, und es zogen nun ganze Schaaren von Mohammedanern aus Sicilien, Afrika und Spanien nach Italien, dessen weit ausgedehnte Küsten in Verbindung mit der Vertheilung in viele kleine Länder ihnen das Rauben erleichterten. Sie drangen 846 sogar bis nach Rom vor und plünderten die Kirchen dieser Stadt. Jetzt erst wurden vom Kaiser Lothar ernstliche Anstalten gegen sie gemacht, obgleich er schon zwei Jahre zuvor seinen Sohn Ludwig II., vom Pabst zum König der Longobarden hatte krönen lassen, und Siconulf durch ihn so sehr in Schrecken gesetzt worden war, daß derselbe damals nach Rom kam, dem Kaiser huldigte und eine bedeutende Summe Geld zahlte. Ludwig brach mit der ganzen italiänischen Macht der Franken gegen die Räuber auf, schlug sie in die Flucht, und bestrafte die in Benevent befindlichen Mohammedaner mit dem Tode. Zugleich entschied er den Streit zwischen Siconulf und Radelgis dahin, daß der Erstere dem Letzteren Benevent überlassen mußte, und dafür Salerno und Capua erhielt. Lothar I. starb

855. Er hatte sich, von Gewissensangst getrieben, wenige Tage vor seinem Tode als Mönch einkleiden lassen, sein Reich aber unter seine drei Söhne vertheilt. Der Älteste von diesen, Ludwig II., den er schon 852 auch zum Kaiser hatte salben lassen, erhielt Italien, der Zweite, Lothar II., alle Länder diesseit der Alpen mit Ausnahme der Provence, welche nebst den späteren Grafschaften Lyon und Savoyen dem Dritten, Karl, zugewiesen wurde. Als der Letztere schon 863 kinderlos starb, ward sein Reich zwischen den beiden Anderen getheilt.

Wenige Jahre nach Lothar's I. Tode (858) brachte sich Karl der Kahle durch seine Unfähigkeit auf kurze Zeit um sein Reich. Ein Theil seiner Großen nämlich trug, erbittert über die Ungeschicklichkeit und Feigheit, die er auf einem Zuge gegen die Normänner bewiesen hatte, die Herrschaft Ludwig dem Deutschen an; dieser erschien mit einem bedeutenden Heere, und Karl entfloh vor ihm nach Burgund. Ludwig glaubte zu früh des neuen Besitzes sicher zu sein, und entließ seine Deutschen nach Hause, ward aber von denselben Leuten verrathen, die so eben erst seinen Bruder verrathen hatten. Während er sorglos Reichsversammlungen hielt und Abteien, Grafschaften und königliche Güter an seine Anhänger vergabte, trat Karl mit seinem Neffen Lothar II. in Verbindung, und brach in dem nämlichen Augenblicke mit einem Heere aus Burgund auf, als Ludwig die Nachricht von einem neuen Einbruch der Wenden erhielt. Der Letztere mußte daher die Herrschaft von Frankreich schon nach vier Monaten wieder aufgeben und nach Deutschland zurückkehren. Karl trat in seine alten Rechte ein, und die zwischen beiden Brüdern gestörte Eintracht ward in den nächsten Jahren durch Unterhandlungen und durch einige Zusammenkünfte wieder hergestellt, bei denen zugleich auch die für die Geschichte des Mittelalters höchst wichtigen Angelegenheiten und Verhältnisse Lothar's II. zur Sprache kamen.

Lothar II. verwickelte sich nämlich durch Verblendung und Leidenschaft in einen ärgerlichen Streit, der nicht nur ihm selbst alle Ehre raubte, sondern auch dem Pabste Gelegenheit gab, den ersten Rang unter den Bischöfen, den er mit Recht besaß, in eine Herrschaft über diese umzuwandeln und sogar auf weltliche Dinge auszudehnen. Lothar hatte, wie seine Brüder, vom Vater

einen ſtarken Hang zu Ausſchweifungen geerbt, und ſich früh einer frechen und herrſchſüchtigen Geliebten, Waldrada, ergeben. Er entfernte, um mit dieſer zu leben, bald nach des Vaters Tode ſeine Gemahlin Thietberga eigenmächtig von ſich, indem er behauptete, er habe dieſelbe nicht aus Neigung, ſondern aus politiſchen Gründen und auf Befehl ſeines Vaters geheirathet. Da jedoch die Großen ſeines Reiches die Sache bedenklich fanden, ſo wurde er ſchon nach einem Jahre genöthigt, Thietberga wieder an den Hof zu nehmen; er lebte aber auch jetzt nicht mit ihr, ſondern mit Waldrada. Nachdem er darauf ſeinen Bruder Ludwig durch die Abtretung eines Theiles der heutigen Schweiz für ſich gewonnen hatte, beſchuldigte er ſeine Gemahlin, um von ihr geſchieden werden zu können, der ſchändlichſten Verbrechen, und übertrug die Unterſuchung und Entſcheidung den weltlichen Richtern, d. h. den Großen ſeines Reiches, die das Volk vorſtellten. Dieſe erkannten gegen die Verklagte die Probe des ſiedenden Waſſers oder eines jener Gottesurtheile, die bei den deutſchen Völkern ſchon ſeit langer Zeit zuweilen ſtatt des Zeugenbeweiſes oder in Ermangelung desſelben gebräuchlich waren. Jene Probe beſtand darin, daß die angeklagte Perſon oder ein Mann, den ſie ſtatt ihrer ſtellte, mit dem bloßen Arm aus ſiedendem Waſſer etwas heraufholte; der Arm ward hierauf verbunden und nach drei Tagen wieder entblößt; war er dann noch nicht geheilt, ſo galt dies für ein durch die Gottheit ſelbſt gegebenes Zeichen der Schuld. Thietberga ſtellte einen Mann und ward, da dieſer die Probe glücklich beſtand, für unſchuldig erklärt. Sie war und blieb jedoch ganz in der Gewalt ihres Gemahls und ſeiner Buhlin, und hatte dadurch ſo ſehr zu leiden, daß ſie ſelbſt ein Jahr ſpäter um die Scheidung bat; wenigſtens berichteten dies auf einer deshalb gehaltenen Synode die beiden vornehmſten Erzbiſchöfe des Reiches, die ſich zu Lothar's Werkzeugen gebrauchen ließen, der freche und rüſtige Günther von Köln und der einfältige Theotgaud von Trier, welchen jener mit Hülfe des Biſchofs Adventius von Metz zu berücken gewußt hatte. Dieſe Männer brachten es auf drei Synoden durch offenbare Lügen dahin, daß Thietberga für ſchuldig erklärt und zur lebenslänglichen Buße im Kloſter verurtheilt, Lothar aber von ihr geſchieden und

Waldrada zur rechtmäßigen Gemahlin desselben erhoben wurde (862). Man wird über diese boshafte Verfolgung eines schwachen und hülflosen Geschöpfes durch die ersten Geistlichen des Reichs weniger erstaunen, wenn man sich durch einige andere Beispiele den moralischen Zustand jener Zeit klar macht. So führte Karl's des Kahlen Tochter Judith, wie bereits oben (S. 242) angegeben ist, ein Leben, für welches sich nicht wohl ein schicklicher Namen findet. Eine Schwester Lothar's II. ließ sich von einem Manne, den ihr Vater verworfen hatte, entführen, und ward dabei von ihrem Oheim Karl geschützt. Ein Sohn Karl's des Kahlen zog eine Zeitlang als Räuber im Lande umher, und ward für seine Freveltaten geblendet. Ein anderer Sohn Karl's und ein Sohn Ludwig's des Deutschen gingen, der Eine zu dem Fürsten der Bretagne, der Andere zu einem slavischen Herrscher, um in Verbindung mit diesen ihre Eltern und ihr Vaterland zu bekriegen. Wenn man solche Züge aus dem Leben der herrschenden Klasse kennen gelernt hat, und dabei bedenkt, daß die Menschenrechte damals gegen die rohe Übergewalt der Großen durch keinen Mittelstand gesichert waren, so wird man begreifen, wie nöthig es war, das göttliche Recht, selbst auf die Gefahr hin, daß die Geistlichen als Dolmetscher desselben es falsch anwendeten, aufrecht zu erhalten. Man wird aber zugleich auch erkennen, daß das Ansehen des Pabstes den Menschen jener Zeit, in welcher die Besseren mehr auf das ewige Recht der Natur, als auf Satzungen sahen, wie eine höhere schützende Macht gegen barbarische Könige und ihre Helfershelfer erscheinen mußte. Aus diesem Grunde erhielt denn auch der Ehestreit Lothar's eine weltgeschichtliche Bedeutung; denn er trug zur Hebung und Befestigung der überraschend großen Gewalt bei, welche die Päbste in der ersten Hälfte des Mittelalters nach und nach erlangten.

Die Bischöfe Lothar's, welche sich zu Dienern und Unterstützern der abscheulichsten Zwecke hergegeben hatten, fürchteten mit Recht den Pabst. Außerdem hörten sie zu ihrem Schrecken bald, daß Thietberga aus ihrem Kloster zu Karl dem Kahlen entflohen sei und an diesem und seinen Bischöfen eine Stütze gefunden habe. Sie suchten daher den Angesehensten unter den französischen Bischöfen, Hinkmar von Rheims, zu gewinnen, und wandten sich

mit einem Schreiben an ihn, in welchem sie ihre schändliche Ungerechtigkeit als göttliches Recht hinstellten. Hinkmar aber ließ als Antwort eine Schrift ausgehen, in der er alles, was von jenen vorgebracht war, siegend widerlegte. Er betrieb überhaupt diese Angelegenheit als seine eigene, und weckte durch seine Bemühungen endlich auch den Pabst Nikolaus I. Dieser mußte sich der Sache um so mehr annehmen, da nicht nur Karl der Kahle, der von Lothar durch die Aufnahme und Beschützung seiner mit Balduin entflohenen Tochter Judith beleidigt worden war, sich in dieselbe mischte und auf den römischen Stuhl berief, sondern auch die unglückliche Thietberga, ja, zuletzt sogar Lothar selbst sich an den Pabst wandte. Dem Letzteren kam dabei der Umstand sehr zu Statten, daß man damals anfing, die sogenannten pseudoisidorischen Decretalen als das ächte und alte Kirchenrecht zu betrachten. Diese bestanden aus einer, angeblich von dem mehrere Jahrhunderte früher lebenden spanischen Bischof Isidorus herrührenden Sammlung von Kirchengesetzen, welche kurz vorher gemacht und in Umlauf gebracht worden war, um durch den Einfluß des Pabstes die christliche Kirche aus der Hand roher Barbaren zu reißen. Da man an der Ächtheit dieser Kirchengesetze, welche ganz künstlich berechnet waren, um durch den Namen des berühmten Bischofs Isidorus von Sevilla dem alten bischöflichen, auf Synoden gegebenen republikanischen Kirchenrecht ein autokratisch päbstliches unterzuschieben, gar nicht zweifelte, so glaubte man auch dem Pabste Nikolaus I., als er mit Muth und Entschlossenheit für Thietberga auftrat, desto eher, daß er ein Recht habe, die unterdrückte Unschuld und Gerechtigkeit zu retten und zu rächen, an welchem Orte der Erde es auch sei. Auf sein Verlangen ward 863 zu Metz unter dem Vorsitze zweier päbstlichen Legaten eine neue Synode gehalten, um die Sache der Thietberga nochmals zu untersuchen. Die Legaten ließen sich aber von Lothar gewinnen, die Untersuchung fiel also ganz nach dem Wunsche desselben aus, und seine beiden Hauptwerkzeuge, die Erzbischöfe Günther und Theotgaud, überbrachten selbst die Acten der Synode zur Bestätigung nach Rom; Nikolaus war jedoch über diese Schändlichkeiten so erbittert, daß er beide Geistliche absetzte und mit dem Bann belegte (864). Günther, ein äußerst heftiger Mann, begab

sich hierauf sogleich zu Lothar's Bruder, Ludwig II., der gerade einen Feldzug in Unteritalien machte, und bewog ihn, mit seinem Heere nach Rom zu marschiren, und den Pabst für die Ausübung einer Gerichtsbarkeit zu bestrafen, welche Ludwig ihm um so weniger einräumte, da die beiden Bischöfe nicht allein als Gesandte seines Bruders betrachtet werden konnten, sondern auch mit seinen eigenen Pässen gereist waren. Nikolaus flüchtete aus seinem Palaste in die Peterskirche, und mußte dort mit zusehen, wie der trotzige Günther seine Protestations-Schrift gegen ihn auf St. Peter's Grab niederlegen ließ. Ludwig's Truppen begingen in der Stadt die ärgsten Frevel, und der Pabst hatte seine ganze Standhaftigkeit nöthig, um fest zu bleiben. Er erhielt indessen zuletzt in der Hauptsache doch den Sieg. Ludwig fühlte wahrscheinlich das Ungerechte im Verfahren seines Bruders, auch seine Gemahlin drang in ihn, und da er außerdem vom Fieber angegriffen wurde, so gab er die Sache der abgesetzten Bischöfe wieder auf, schickte sie nach Hause zurück und zog von Rom ab. Günther sah sich bald von seiner ganzen Partei verlassen, weil der elende Lothar, in der Hoffnung Waldrada behalten zu können, seine Bischöfe preisgab, und diese sich nun so gut als möglich zu helfen suchten. Adventius von Metz wandte sich zuerst an den Pabst und erlangte von ihm Verzeihung; Theotgaud war zu dumm, als daß dieser sie ihm hätte verweigern können, doch ward er nicht wieder in sein Bisthum eingesetzt; auch den übrigen lotharingischen Bischöfen wurde ihr Vergehen verziehen; Günther allein erhielt keine Gnade, obgleich er nachher noch einmal nach Rom reiste.

Auf diese Weise wurde der bloßen Form nach Recht und Gerechtigkeit gerettet, die Sache selbst blieb aber im Grunde wie vorher, weil Lothar von Waldrada nicht lassen konnte. Der Pabst gewann durch diese Schwäche des lotharingischen Königs viel; doch wurde die oben angedeutete Veränderung in der Art, wie man bisher das päbstliche Ansehen im Verhältniß zur weltlichen Macht betrachtet hatte, dadurch nicht bewirkt, das vermag kein einzelner Vorfall, sondern nur erleichtert und eingeleitet. Lothar selbst erkannte, was noch nie in eines Fürsten Sinn gekommen war, den Pabst als seinen und seiner Bischöfe Richter an, und dieser ward durch die Schwäche desselben ermuthigt, das göttliche

Recht, dessen Vertheidiger er allein war und sein mußte, in einem Ton, dessen man bisher nicht gewohnt war, zu behaupten. Er drohte dem König mit dem Banne, und ließ, ohne nach den Landesgesetzen zu fragen, Thietberga durch einen Legaten unter schrecklichen Drohungen für die rechtmäßige Gemahlin desselben erklären und von neuem krönen; zugleich wurde Waldrada verurtheilt, nach Rom zu reisen, um Buße zu thun und die Kirche zu versöhnen (865). Lothar mishandelte dessen ungeachtet die unglückliche Frau wieder so, daß sie selbst den Pabst schriftlich um eine Scheidung bat. Auch rief er, als Nikolaus 867 starb, Waldrada wieder zu sich zurück, weil er von dem neuen Pabste, Hadrian II., bessere Bedingungen zu erhalten hoffte. Allein die Furcht vor Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, denen er nicht trauen konnte, bewog ihn endlich selbst nach Italien zu reisen, wohin Waldrada bereits vorausgegangen war. Der Pabst söhnte sich 869 mit ihm aus, und ertheilte ihm auf Ersuchen des Kaisers Ludwig die Absolution, jedoch unter der Bedingung, daß Waldrada, die sich in ein Kloster begeben hatte, in demselben bleibe. Sie starb bald nachher, und auch Lothar erlag, schon auf seiner Rückreise einer Krankheit (869). Thietberga starb als Nonne in Metz, und vermachte der Kirche zu Piacenza, in welcher ihr unwürdiger Gemahl begraben worden war, einige Güter, damit man für die Ruhe seiner Seele bete.

Lothar hinterließ keine ehelichen Kinder. Da nun zur Zeit seines Todes Ludwig der Deutsche krank lag, Kaiser Ludwig II. aber in Italien beschäftigt war, so glaubte Karl der Kahle, welcher eine eben so große Gier nach Erweiterung seines Reiches besaß, als er unfähig war, auch nur einen Theil desselben zu schützen, eine gute Gelegenheit zu haben, sich in den Besitz einer Erbschaft zu setzen, die nach Recht und Verträgen dem Bruder Lothar's zukam. Schlau genug hatte er schon vorher den Bischof Adventius von Metz in sein Interesse gezogen und die Herrschsucht Hinkmar's bestochen, und diese Männer hatten Alles so eingeleitet, daß wenigstens Lothar's Unterthanen sich nicht beschwerten, als Karl plötzlich das ganze Land besetzte. Die Ermahnungen und Drohungen des Pabstes Hadrian, der dem Kaiser zu seinem Eigenthum verhelfen wollte, verlachte Karl; dagegen schreckten ihn aber

die Waffen der Deutschen auf. Sein Bruder Ludwig ließ ihm nämlich, sobald er genesen war, durch Gesandte ankündigen, daß er sich entweder zu einer Theilung des Raubes, denn an seinen Neffen dachte auch Ludwig nicht, oder zum Kriege entschließen müsse. Da Karl nicht einmal seine alten Staaten gegen ihn hätte vertheidigen können, und weder die französischen, noch die neuen lotharingischen Vasallen zu einem solchen, ihn allein betreffenden Krieg würde gebracht haben, so wählte er das Erstere. Nach manchen Verhandlungen hielten beide Brüder 870 eine Zusammenkunft, und schlossen einen Theilungsvertrag, in Folge dessen Ludwig das linke Rheinufer von Basel bis jenseit Metz und Aachen, Karl aber den Rest von Lothar's Erbschaft erhielt, so daß die Maas die ungefähre Grenze ihrer beiden Reiche bildete.

Wie wenig übrigens Karl an neuen Länderbesitz hätte denken sollen, zeigt ein Blick auf seine Lage und sein Reich. In seiner Familie ging ihm Alles unglücklich, und das Benehmen derselben gibt uns ein recht deutliches Bild von dem Charakter dieser rohen und eisernen Zeit. Von Karl's Söhnen verlor der Eine schon früh das Leben, als er mit jugendlichem Leichtsinn einen Mann angriff, blos um unerkannt dessen gepriesenen Muth auf die Probe zu stellen. Ein Anderer, Karlmann, den sein Vater zum geistlichen Stand gezwungen hatte, empörte sich mehrmals, zog an der Spitze einer Räuberschaar umher, und hauste auf die roheste Weise gegen kirchliches und weltliches Gut. Er ward deshalb auf Befehl seines Vaters geblendet, flüchtete dann zu seinem Oheim Ludwig, und erhielt von diesem eine Abtei, in der er endlich starb. Auch der dritte Sohn, Ludwig, empörte sich, schloß eine Verbindung mit den Bewohnern der Bretagne und zwang dadurch den Vater, den Gehorsam seines Sohnes mit einer Grafschaft zu erkaufen. Karl's Tochter, Judith, gab durch ihr schimpfliches Leben aller Welt ein Ärgerniß. Sein Neffe Pipin von Aquitanien machte ihm unaufhörlich zu schaffen, und zog sich und seiner Familie Schande zu; er schloß sich zuletzt an die Normänner an, und soll sogar zu ihrem heidnischen Glauben übergetreten sein. Karl selbst konnte, weil ihm die Verfassung die Hände band, nur als Tyrann regieren, und mußte fast in jedem Jahr mit mehreren Heeren gegen diesen oder jenen ungehorsamen Großen zu

Felde liegen. Von Außen war faſt kein Theil des Reiches mehr vor den normänniſchen Räubern ſicher, und die Bretagne, wo nach Erispoe's Tode (857) Salomo von den Einwohnern zum Herrſcher ernannt worden war, erregte unaufhörlich Beſorgniß. Im Inneren des Reiches durfte Karl die Widerſpenſtigen und Aufrührer nicht zum Äußerſten treiben, weil ſie ſich ſonſt an Ludwig den Deutſchen oder an deſſen Söhne ergeben haben würden. Er ſelbſt ſah ruhig zu, daß jeder Mächtige den minder Mächtigen bedrängte und unterdrückte, und daß die Franken von ihren Großen in eine Regierung gezwängt werden ſollten, wie wir ſie vor dreißig Jahren in Egypten ſahen, wo über despotiſche Bei's der ohnmächtige Paſcha eines dem Namen nach verehrten Sultans den Schatten einer Macht hatte, indeß Landmann und Bürger nur, um geplündert zu werden, da zu ſein ſchienen.

Ludwig der Deutſche war etwas beſſer in ſeinen Verhältniſſen, als Karl der Kahle. Die Normänner, welche dieſem ſo viel zu ſchaffen machten, darf man nicht gerade Ludwig's Hauptfeinde nennen, theils weil ſich für ſie in Deutſchland nicht viel zu rauben fand, theils weil gerade die Küſtenbewohner Deutſchlands und die den Dänen benachbarten Sachſen am wehrhafteſten waren. Dagegen hatte er um ſo häufiger mit den ſlaviſchen Völkerſchaften zu thun, welche ſich im Oſten der Elbe und des Böhmer Waldes feſtgeſetzt hatten, und von da weiter nach Süden ausbreiteten. Dieſe Stämme machten ebenſo, wie früher die von Karl dem Großen gebändigten Awaren, verheerende Einfälle in die Länder ihrer deutſchen Nachbarn. In den erſten Jahren ſeiner Regierung wußte Ludwig ihre Angriffe abzuwehren oder ihnen zuvorzukommen, weil unter den Slaven keine Verbindung und keine rechte Ordnung war; ſpäter bildete ſich aber in Böhmen und Mähren unter dem Fürſten Ratislav und deſſen Neffen Zwentibold, welche ſcheinbar die Oberhoheit des deutſchen Königs anerkannten, ein für dieſen ſehr beſchwerlicher Staat, und das Betragen von Ludwig's eigenem Sohn, Karlmann, hätte Beide leicht noch gefährlicher machen können, als ſie an und für ſich ſelbſt waren. Ludwig war nämlich mit ſeinen Söhnen nicht glücklicher, als ſein Bruder Karl, er ertrug aber das Unglück beſſer, und verband die Milde des Vaters mit dem Ernſt des Königs. Karlmann,

den der Vater schon früh an die Spitze der Baiern und Alemannen gestellt hatte, ward unzufrieden, als seinen jüngeren Brüdern, Ludwig II. und Karl dem Dicken, Schwaben und ein Theil der Slaven-Grenze, welches Beides er als sein Eigenthum ansah, zugewendet werden sollte. Er griff deshalb nicht allein zu den Waffen, sondern begab sich auch zu dem ärgsten Feinde der Deutschen, dem Herzoge Ratislav von Mähren, und kämpfte mit diesem gegen seinen Vater (861). Die Sache hätte sehr gefährlich werden können, da Ratislav eine große Kriegsmacht besaß; denn er begnügte sich nicht mit seinen eigenen Kräften, sondern hatte auch Schaaren gemietheter Fremdlinge. Ludwig der Deutsche verhinderte größeres Übel durch eine Übereinkunft mit seinem Sohne, vermöge deren er ihm völlig verzieh und sein Gebiet freiwillig erweiterte; die Großen aber, welche an Karlmann's Beginnen Theil genommen hatten, bestrafte er mit dem Verlust ihrer Lehen.

Diese Begünstigung des ältesten Sohnes machte den Zweiten, Ludwig, unzufrieden. Der unbesonnene und heftige junge Mann suchte eine Verbindung zwischen den Thüringern, den Sachsen und den heidnischen Slaven in Böhmen, welche alle einen Nationalhaß gegen die Franken nährten, zu Stande zu bringen. Sein Vater kam aber derselben glücklich zuvor, und nöthigte seinen Sohn durch rasche Maßregeln, seine Gnade zu suchen (866). Ludwig zeigte in der Weisheit, mit der er nachher verzieh und sein Reich theilte, daß seine eigenen Erfahrungen ihn klüger gemacht hatten. Er gab keinem seiner Söhne eine Gewalt über seine Brüder, wie das sonst bei Theilungen gewöhnlich geschah, und theilte nicht nach der Meßruthe oder nach dem Gewichte der Einnahme, sondern er setzte über die Sachsen und die Franken in Deutschland Ludwig II., weil derselbe beiden Nationen befreundet war, und früher schon einen zwischen ihnen ausgebrochenen Zwist zu stillen gewußt hatte, sowie über die Baiern und ihre slavischen, awarischen und italiänischen Nachbarn den mit dem Charakter dieser Völker vertrauten Karlmann und über die Alemannen Karl den Dicken. Von allen Dreien zeigte sich Karlmann am tüchtigsten. Er zog und stritt tapfer gegen die Normänner, und als Ratislav und sein Neffe in Schlesien, Böhmen, Mähren und einem Theile

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Vorrede des Verfassers der Weltgeschichte . . . III

Geschichte des Mittelalters.

I. Die ersten Zeiten des Mittelalters 1

I. Geschichte der Völker und Staaten des Ostens . . 3

1. Das byzantinische und das neupersische Reich bis zum Untergange des Letzteren 3
2. Geschichte der Araber vor Mohammed's Zeit . . 20
3. Mohammed 24
4. Geschichte der Araber unter den vier ersten Khalifen . 41
5. Geschichte des arabischen Reiches von Ali's Tod an bis zur Eroberung von Spanien 62
6. Geschichte der Westgothen in Frankreich und Spanien 74
7. Geschichte der Araber von der Eroberung Spaniens an bis zum Sturze der Omejjaden 88
8. Die Omejjaden in Spanien und die Entstehung der neuen christlichen Reiche daselbst 105
9. Überblick der Geschichte der mohammedanischen Reiche in Afrika bis zum elften Jahrhundert . . . 130
10. Geschichte der Abbasiden bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts 144
11. Geschichte der Abbasiden und der bedeutenderen Dynastieen im Osten des mohammedanischen Reichs bis zum Emirat der Buiden 159
12. Geschichte der mohammedanischen Dynastieen in Asien von der Mitte des zehnten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts 175

***

Seite

13. Andeutungen über Bildung und Literatur der Blüthezeit der mohammedanischen Reiche 191
1. Ältere Zeit bis auf die Abbasiden . . . 191
2. Zeiten der Abbasiden und der Ghaznawiden . 198
3. Fernster Osten und fernster Westen in der Blüthezeit der arabischen Cultur 205

II. Geschichte der nordischen Völker in der ersten Zeit des Mittelalters 210
1. Die Urzeit der skandinavischen Völker . . . 210
2. Geschichte der brittischen Inseln bis auf Sueno den Glücklichen 228
3. Geschichte der Angelsachsen und Skandinavier von Sueno dem Glücklichen an bis auf Wilhelm den Eroberer 259
4. Geschichte der Normannen in Frankreich bis auf ihre Eroberung Englands 274
5. Bildung und Literatur des Nordens von Europa in ihrem Übergang zu der christlichen des Mittelalters . 285
1. Einleitende Bemerkung 285
2. Heroische Poesie der schottischen, brittischen und skandinavischen Urzeit 290
3. Angelsächsische Literatur 293

III. Geschichte Italiens und der Franken in den ersten Zeiten des Mittelalters 306
1. Die Franken bis auf Chlodwig's I. Tod . . . 306
2. Die Franken von Chlodwig's I. Tod an bis auf Pipin von Landen 313
3. Die Franken von Dagobert I. an bis auf die völlige Verdrängung der Merowinger 333
4. Italien vom Einbruche der Longobarden an bis auf Pipin den Kleinen und Geschichte des Letzteren seit der Annahme des königlichen Titels 352

II. Die Zeit von Karl dem Großen an bis zum Beginn der Kreuzzüge 369
I. Von Karl dem Großen an bis zur Zeit der salischen Kaiser 371
1. Karl der Große 371
2. Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun 409
3. Die Karolinger vom Vertrag von Verdun an bis auf Ludwig's des Deutschen Tod 429

Druckfehler.

Seite	75	Zeile	1	streiche das Wort „zuerst.“
„	91	„	10	l. „vorstellten“ st. „vorstellte.“
„	154	„	12	v. u. setze „nicht“ vor dem Worte „für“ hinzu.
„	159	„	13	l. „dieses“ st. „diese.“
„	185	„	16	v. u. l. „dieselbe“ st. „denselben.“
„	200	„	13	l. „Johannes“ st. „Photius.“
„	375	„	2	l. „wohnenden“ st. „vorhandenen.“
„	381	„	11	v. u. l. „beugte“ st. „beugt.“
„	386	„	18	v. u. l. „von Natur“ st. „von der Natur.“

von Ungarn einen großen Bund slavischer Völker oder das sogenannte mährische Reich zusammenbrachten, vollbrachte Karlmann Thaten, die eines rühmlichen Andenkens werth sind. Ihn bestimmte auch sein Vetter, der Kaiser Ludwig II., da er ohne Kinder war, zu seinem Nachfolger; aber Karl der Kahle betrog ihn, wie wir unten sehen werden, um diese Erbschaft. Übrigens starb Ludwig der Deutsche im Jahre 876.